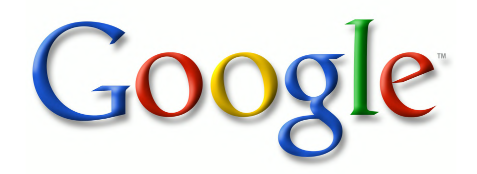






2132118015
053 R244 V.29 1912 NO.3,11-14 MAIN
SEAL OF THE UNIVERSITY OF TEXAS
THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF TEXAS
053
R244
Digitized by Google

Heft 3.

...eclams ...niversum

...oderne Illustrierte Wochenschrift

...ruck und ...erlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Ad. Münzer 03.

...n Beilagen „Für unsere ... „P... Bibliothek".

Preis 35 Pfennig.

Abonnementspreis ohne Zustellungsgebühr bei Vorauszahlung vierteljährlich 4 Mark.

*

Nachrichten vom Büchertisch.

Der galante König und sein Hof. Ein Sittenbild aus dem 18. Jahrhundert. Herausgegeben vom Grafen San Salvatore. — **Die Memoiren des Grafen v. Gramont.** Aufgezeichnet von L. Hamilton. (Verlag Neues Leben, Wilh. Borngräber, Berlin W. Preis 4 Mark.) Nach Aufzeichnungen von Zeitgenossen Augusts des Starken hat Graf San Salvatore ein Charakterbild der Majestät von Sachsen-Polen und seiner Umgebung zusammengestellt, das das ganze buntbewegte Treiben seines prachtliebenden Hofes wie im Kaleidoskop am Auge des Lesers vorüberziehen läßt. Namen und Geschehnisse, um die die Zeit schon ihre Sagenschleier gewoben hat, werden lebendig, lustige und ernste Anekdoten wechseln miteinander ab, das Dresden jener Tage steht wieder auf, schimmernd im Abglanz des gleißenden Prunkes, mit dem dieser bedeutendste und zugleich ausschweifendste Herrscher auf dem sächsischen Throne sich und seine Günstlinge umgab. — Hamilton entrollt in seinen „Memoiren des Chevalier Gramont" einen Ausschnitt aus dem Leben des 17. Jahrhunderts; das Liebesleben am Hofe Karls des Zweiten von England läßt er wie ein graziöses Gaukelspiel noch einmal seine bunten Reigen schlingen, schöne Frauen, leichtsinnige Kavaliere, Glanz der Feste, Skandalgeschichten und Abenteuer. Wie hinter einem Schleier aus funkelndem Goldgewebe gleiten finstre Schatten vorüber: geheimnisvolle Verbrechen, Gewalttat, die nie ans Licht kommt, Laster und Brutalität — das ganze seltsame Doppelleben jener Zeit. Einen entzückenden Buchschmuck bilden die Zeichnungen des berühmten Marquis von Bayros, zierliche Kleinodien der Illustrationskunst.

Der Leutnantshimmel. Roman von Walter Burk. (Verlag von J. Singer, Straßburg i. E. Preis 2,50 Mark.) Ein flott geschriebenes Buch, künstlerisch anspruchslos, aber um des Reinmenschlichen willen fesselnd und lesenswert. Burk schildert mit überzeugender Milieukenntnis die Erfahrungen und Kämpfe eines jungen verabschiedeten preußischen Offiziers, eines „um die Ecke Gegangenen", der sich in schwerer Arbeit in den Plantagen von Deutsch-Ostafrika Selbstachtung und Lebensglück zurückerobert. Über das Erlebnis des einzelnen Mannes hinaus interessieren die anschaulichen Schilderungen der Verhältnisse in den Kolonien, die Verfasser geschickt in seine Erzählung zu verweben weiß.

Bubi. Eine Kindergeschichte für große Leute von Luise Kopp (Verlag von Trowitsch & Sohn in Berlin. Preis 2,20 Mk.) L Koppen gibt uns da wieder ein Buch zum Auflachen und zum Vorl eins von den seltenen, die eine ganze Familie beisammen halten kön So war's mit ihren „Heiteren Bildern", und so wird's mit dieser schichte vom Bubi sein. Wie Sonnenschein lacht aus dem Buche Psyche eines an Geist und Körper gesunden Jungen: eines stram Burschen, der einen ganzen Mann verspricht.

Am Weimarischen Hofe unter Amalien und Karl August. Eri rungen von Karl Frhr. von Lyncker. (Verlag von Mittler & S Berlin. Preis 3 Mark.) Von Mittlers Goethe-Bücherei ist soeben weiterer Band erschienen, der die eigenhändigen Aufzeichnungen e Zeitgenossen Goethes und Karl Augusts enthält. Freiherr von Ly hatte im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts das Landratsam Jena inne und wurde 1817 zum fürstlichen Kommissar des weimari Landtages berufen. So kannte er die Verhältnisse und Persönlichk die er schildert, aus eigner Anschauung, und er entwirft ein fessel und anziehendes Bild jener Glanzperiode der kleinen thüringischen Resi das als ein willkommener Beitrag zur Goethe-Literatur begrüßt werden

Moderne Faustfeuerwaffen und ihr Gebrauch. Von Ger Bock. Mit 242 Abb. (Verlag von J. Neumann in Neudamm. Preis 5 Mk.) Bocks interessantes Werk behandelt einen ähnlichen Stoffkreis, das in Heft 2 besprochene von Maretsch, es ist aber noch spezieller, da es den Faustwaffen gewidmet ist. Nach einer allgemeinen und histori Einleitung werden Scheibenpistolen, Revolver und Selbstlader vorge dann der Visierung, den Schuß- und Schießleistungen und der Wah Waffen für Scheibe und Verteidigung je ein Kapitel gewidmet; da folgt Spezielles über Behandlung und Handhabung der Waffen, n

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Nachrichten vom Büchertisch.

(Fortsetzung.)

uch die Luftpistole als Übungswaffe nicht vergessen wird. Den Schluß es Buches bildet die eigentliche Anleitung zum Schießen und auch zur Anlage von Pistolenschießständen. Der Verfasser, der besonders Pistolenschütze ist, kann wohl als erfahrener Fachmann angesprochen werden. Merkwürdig ist aber, daß er im Gegensatz zu den meisten modernen Fachleuten, die die Selbstladepistolen als den größten Fortschritt in der Vervollkommnung der Faustfeuerwaffen ansehen, besondere Vorliebe für den Revolver hat, wohl besonders wegen des meist größeren Kalibers und der dadurch bedingten stärkeren Wirkung auf kurze Entfernungen. So behandelt er die Revolver in einem eigenen Kapitel ausführlich und läßt in dem Kapitel der Selbstlader moderne Waffen, wie z. B. die neue zehnschüssige Mauser-Pistole, unberücksichtigt, die sich in Konstruktion und Präzision vor anderen auszeichnet, ihm aber wohl zu kleines Kaliber besitzt. Das Werk ist berufen, dem schönen Sport des Pistolenschießens immer mehr Freunde zu gewinnen, und kann auch aus diesem Grunde nur bestens empfohlen werden.

Deutsches Bürgerbuch. Gemeinverständlicher Ratgeber für jedermann. Von Rechnungsrat Richard Radtke. (J. W. Müllers Verlag, Suhl i. Th. Preis geb. 4 Mark.) Das Werk enthält die Reichsversicherungsordnung nebst Einführungsgesetz, das neue Versicherungsgesetz für Angestellte (Privatbeamte), die Rechte und Pflichten der Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus den Arbeitsverhältnissen nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch, der Gewerbeordnung, dem neuen Hausarbeitsgesetz, dem Handelsgesetzbuch, dem Kinderschutzgesetz, den Gesindeordnungen und dem Landwirtschaftsrecht, das Gesetz über die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohns, sowie eine kurze Darstellung der Reichs- und Landesverfassungen und der Organisation der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden. Es bringt die gesetzlichen Vorschriften in gemeinverständlicher Weise auf Grund der Gesetzesmaterialien, der Ausführungsbestimmungen und der bisherigen Rechtsprechung dargestellt. Zahlreiche aus allen Erwerbsständen gewählte Beispiele erläutern die Ausführungen. Muster zu schriftlichen Eingaben und zu Rechtsmittelschriften setzen jedermann in den Stand, seine Ansprüche an der Reichsversicherung usw. selbst zu verfolgen. Außerdem enthält das Bürgerbuch Muster zu Lehrverträgen, Arbeitsverträgen usw. Durch viele Beispiele wird z. B. dem Handwerker gezeigt, wie er mit Hilfe der die Invalidenversicherung ergänzenden Zusatzversicherung für sich und seine Frau für den Fall der Invalidität Renten von 600 bis 1000 und mehr Mark sicherstellen kann. Bei der Angestelltenversicherung wird auch das Verhältnis der Arbeitgeber und Angestellten bei dem Bestehen von Ersatz- und Zuschußkassen sowie von Lebensversicherungsverträgen der Angestellten eingehend behandelt und durch treffende Beispiele erläutert.

Das Opernbuch, ein Führer durch den Spielplan der deutschen Opernbühnen von Dr. Karl Storck. 10. Auflage. (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung. Preis 3 Mark.) Das Storcksche Opernbuch enthält zunächst eine gedrängte Geschichte der Oper, dann folgt in alphabetischer Anordnung eine kurze Biographie der 56 Komponisten, deren Bildnisse beigegeben sind. Daran schließt sich eine mit wenigen Worten treffende Charakteristik von mehr als 130 Opern. Die vorliegende Neuauflage ist wieder um 12 neue Opern vermehrt.



iſt eine unerreichte Energiequelle für jeden, der geiſtige Arbeit zu leiſten hat. Denn das phyſiologiſch reine Lecithin, der wertvollſte Beſtandteil des Biocitins, iſt zugleich auch der lebenswichtigſte Beſtandteil von Gehirn, Nerven und Rückenmark. Biocitin ſteigert die Kraft und Leiſtungsfähigkeit des Geſunden und bildet für den Kranken und Geſchwächten ein unſchätzbares Hilfsmittel zur Wiedererlangung verlorener Kräfte. Der Wohlgeſchmack des Biocitins ermöglicht, wo erforderlich, auch einen längeren Gebrauch. — Ein Geſchmacksmuſter ſendet gratis und franko die Biocitin-Fabrik G. m. b. H., Berlin S 61, U 10.

Reclams
Universum

29. Jahrgang Heft 3 17. Okt. 1912

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

Seite

Für unsere Frauen.

Romanbeilage.

Nachrichten vom Büchertisch. Ein Operateur aus der guten, alten Zeit. Perückenluxus. Kalauer und Meidinger. Rätsel und Aufgaben. Briefkasten. Illustrierter Humor. Weibliche Handarbeiten. Für Küche und Haus. Täglich ein Viertelstündchen für die Gesundheit. Haus- und Zimmergarten. Winke und Mitteilungen. Bezugsquellen-Nachweis.

Man abonniert Reclams Universum bei Buchhandel und Post.

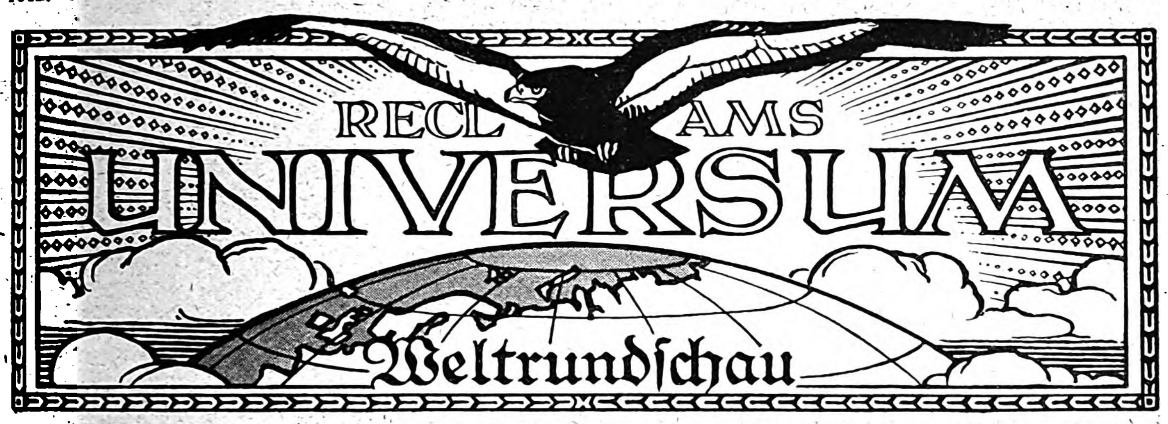
Jährlich erscheinen 52 Hefte à 35 Pfg. = 45 Heller = 50 Cts. = 21 Kop. — Im Quartalsabonnement (ohne Zustellungsgebühr) 13 Hefte 4 Mk. = 5 Kronen = 5.35 Franken = 2.40 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 8 Mark einschließlich Porto.

Luxus-Ausgabe:

Jährlich 52 Hefte à 60 Pfg. = 75 Heller = 80 Cts. = 35 Kop. — Pro Quartal (ohne Zustellungsgebühr) 6 Mark = 7.20 Kronen = 8 Franken = 3.60 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 11.50 Mark einschließlich Porto.

Karl Chun.





Wochenkalender.

Sonntag, 6. Oktober.

Die österreichisch-ungarische Regierung beantragte angesichts der Lage auf dem Balkan 250 Millionen Ergänzungskredite für Rüstungszwecke. — August Beernaert, belgischer Staatsminister und Präsident der Interparlamentarischen Union, starb in Luzern im 85. Lebensjahr. — In Rom wurde der 8. Kongreß des Internationalen Instituts für Soziologie eröffnet. — Auf dem Flugplatz Johannistal stürzte der Flieger Alig mit seinem Monteur Liebau aus 250 m Höhe ab; beide kamen ums Leben.

Montag, 7. Oktober.

Der russische Minister des Äußern Ssasonow traf auf seiner diplomatischen Rundreise in Berlin ein. — Montenegro brach die diplomatischen Beziehungen zur Türkei ab und erklärte den Krieg. — Die Türkei verkündete den Belagerungszustand in Mazedonien. — In Wien starb der Germanist Hofrat Prof. Dr. Jakob Minor im Alter von 57 Jahren, in München der fortschrittliche Parlamentarier Justizrat Robert Gyßling, auf Schloß Zehista bei Pirna das Mitglied der Ersten Sächsischen Ständekammer Graf Rex-Zehista. — Der Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei in Mannheim sprach sich für volle politische Gleichberechtigung der Frau aus. — In Gallarate, Provinz Mailand, erlitt der Mechaniker Piccoli durch einen Aeroplanabsturz den Tod.

Dienstag, 8. Oktober.

Die Türkei beschloß die Durchführung der von dem Balkanvierbund geforderten Reformen in Mazedonien. — Montenegro eröffnete die Feindseligkeiten gegen die Türkei durch einen Angriff auf die türkische Stadt Berane. — In Tampico, Mexiko, kamen infolge einer Pulverexplosion über hundert Menschen ums Leben.

Mittwoch, 9. Oktober.

Serbien und Bulgarien verhalten sich gegenüber den Vorschlägen der Mächte ablehnend. — An der spanischen Küste ging im Sturm ein Schwimmdock, das für das englische Geschwader in Westafrika bestimmt war, unter; der Schaden wird auf 60 Millionen Mark beziffert.

Donnerstag, 10. Oktober.

Das deutsche Militärluftschiff M 3 wurde in der Reinickendorfer Luftschiffhalle durch eine Gasexplosion zerstört. — In Berlin starb der frühere Reichstagsabgeordnete Dr. Hermann Müller-Sagan im 55. Lebensjahr. — Die Montenegriner griffen eine türkische Stellung auf der Straße nach Skutari an. — Die Italiener besetzten nach längerem Kampf neue Stellungen beim Dernafluß.

Freitag, 11. Oktober.

Der frühere Staatssekretär des deutschen Reichsjustizamts Dr. Nieberding starb in Berlin. — Der Präsident des deutschen Reichstags Dr. Kaempf legte sein Abgeordnetenmandat nieder, da seine mit 9 Stimmen Mehrheit erfolgte Wahl angefochten worden war. — Die türkische Regierung beschloß angesichts der Lage auf dem Balkan die Ueberführung des Exsultans Abdul Hamid von Saloniki nach Brussa in Kleinasien.

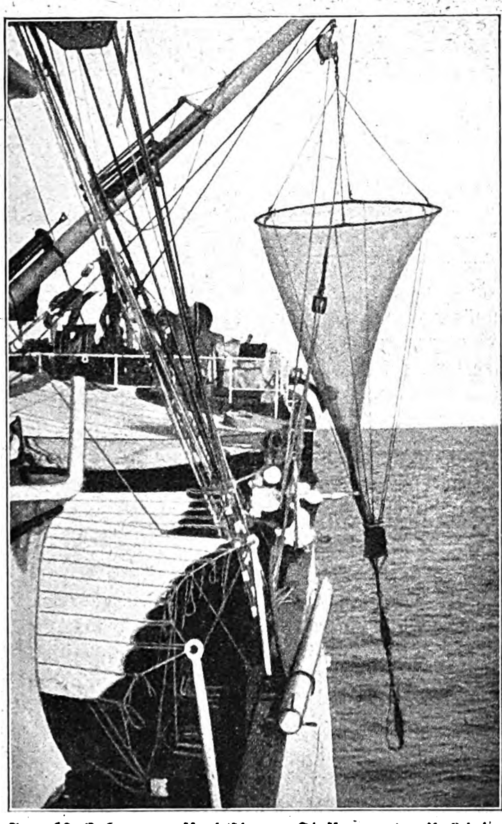
Sonnabend, 12. Oktober.

Der türkische Sultan erließ einen Aufruf an das Heer, in dem er zu energischem Kampf gegen den friedenstörenden Balkanbund auffordert.

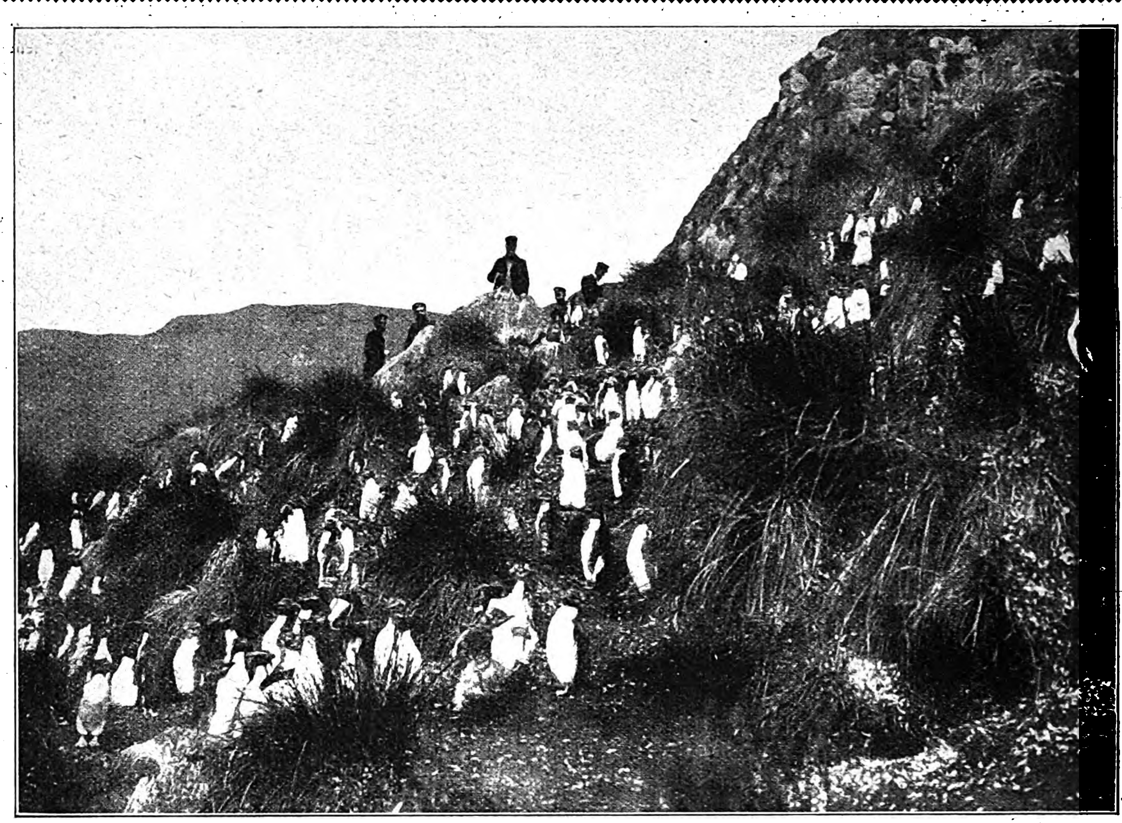
Ein Tiefseeforscher.

Zum sechzigsten Geburtstage Karl Chuns.

Geheimer Rat Karl Chun, ordentlicher Professor der Zoologie an der Universität Leipzig, der am 1. Oktober seinen 60. Geburtstag feierte, gehört zu den bekanntesten und angesehensten Vertretern der Naturwissenschaften an Deutschlands Universitäten. Geboren am 1. Oktober 1852 zu Höchst a. M., studierte er 1872 bis 1875 an den Universitäten Göttingen und Leipzig. Dem Leipziger Institut und seinem Lehrer, dem Altmeister Leuckart, blieb er auch weiterhin treu, er habilitierte sich in Leipzig 1878 und war längere Jahre als Assistent tätig. In der Zwischenzeit hatte er sich lange an der damals erst kurz begründeten Zoologischen Station in Neapel aufgehalten, und die dort eingeschlagene Arbeitsrichtung wurde für seine ganze weitere Laufbahn entscheidend. Er vertiefte sich in Studien über die niedere Tierwelt des Meeres, und zwar in jene Fülle zarter und durchsichtiger viel- und schöngestaltiger Organismen, die, ohne Fähigkeit zu ausgiebiger aktiver Ortsbewegung, aber mit mannigfaltigen und originellen Schwebevorrichtungen ausgestattet, von den Meeresströmungen hin und her getragen und danach als Plankton bezeichnet werden. Das Studium dieser äußerst reizvollen Formen lag damals noch ganz in den Anfängen; vor der Begründung der Neapeler Station waren es nur einzelne Gelehrte, die in ihren Ferien an den Meeresstrand zogen und mit oft primitiven Mitteln die ersten Streifzüge in jenes unerforschte Reich unternahmen. Unsterbliche Verdienste



Zum 60. Geburtstag Karl Chuns: Tiefseenetze der Valdivia-expedition, auf der zum ersten Male in größerem Umfange die Vertikalnetze verwendet wurden. Diese Netze besitzen einen weiten Durchmesser und sind bestimmt, in große Tiefen hinabgelassen und dann langsam in vertikaler Richtung wieder gehievt zu werden. Sie fischen neben größeren Organismen auch eine Fülle kleiner und kleinster Planktonformen. Der aus Seidengaze gefertigte Netzbeutel hat eine Länge von durchschnittlich 4 m. Professor Chun ließ an dem Ende dieser Vertikalnetze einen Eimer aus Glas anbringen, der oft vollständig wie mit Planktonbrei gefüllt war.



Prof. Dr. Karl Chun mit seinen Begleitern in einer Pinguinenkolonie auf St. Paul. (Zu unserem Porträt-Artikel.)

knüpfen sich hierbei an den Namen des großen Physiologen Johannes Müller und die seiner Schüler Kölliker, Leuckart, Haeckel, Vogt, Keferstein und Ehlers u. a. m. Durch sie, sowie eine Zahl bedeutender Forscher anderer Nationen, waren die Provinzen dieses großen Reiches einigermaßen abgegrenzt und ihre Organisation in den Grundzügen festgelegt. Hier setzen Chuns erste Arbeiten ein. Ihr Gegenstand war die Ordnung der Rippenquallen (Ktenophoren). Diese Tiere, wunderbar zarte und formvollendete Organismen, ausgezeichnet durch ein glänzendes Farbenspiel, sind ganz außerordentlich empfindlich, so daß sie sich weder längere Zeit im Aquarium halten, noch brauchbar konservieren lassen. In jahrelangen eingehenden Studien durchforschte Chun den Bauplan, die Entwicklung und die Lebensweise dieser interessanten Geschöpfe. Das Ergebnis dieser Arbeiten bildete zunächst seine Habilitationsarbeit „Die Muskulatur und das Nervensystem der Rippenquallen". Im Jahre 1880 erschien dann das große Werk „Die Ktenophoren des Golfs von Neapel und der angrenzenden Meeresabschnitte". Die Arbeit, mit der die von der Neapeler Station herausgegebene Sammlung von Monographien der Fauna und Flora des Golfes von Neapel würdig eingeleitet wurde, legt ein ebenso glänzendes Zeugnis ab für die wissenschaftliche Befähigung ihres Autors wie für sein künstlerisches Talent. In wundervollen Tafeln ist auf schwarzem Grunde die durchsichtige Zartheit und der Farbenglanz dieser herrlichen Geschöpfe mit vollendeter Meisterschaft wiedergegeben.

Diese Monographie, die Chun unter anderem die lebhafte Anerkennung eines der bedeutendsten Erforscher des Tierlebens im Ozean, Alexander Agassiz, eintrug, ging aber weit über eine systematische und anatomische Durcharbeitung dieser Tiergruppe hinaus. Schon hier zeigt sich Chun als der große Biologe, der das einzelne Tier als Glied des Naturganzen ansieht, dem nicht die Beschreibung einzelner Organe Aufgabe ist, sondern die Erkenntnis der Wechselbeziehungen zwischen Organisation und Lebensweise, die Ausbildung bestimmter Formen und Organe zur Befriedigung bestimmter, sehr eigenartiger Lebensbedürfnisse. Diese zuerst auf die Rippenquallen angewandte Betrachtungsweise dehnte nun Chun bald auf alle Planktonorganismen aus und wurde so einer der Begründer der modernen Planktonforschung. Immer wieder kehrte er ans Mittelmeer zurück, im Winter 1887/88 unternahm er eine Reise nach den Kanarischen Inseln zum weiteren Ausbau dieser Forschungen und beteiligte sich 1889 an der Planktonexpedition, die unter Leitung des anderen Begründers der Planktonforschung, Victor Hensen, unternommen wurde. In erster Linie rückte jetzt die Gruppe der Röhrenquallen (Siphonophoren) in den Brennpunkt seines Interesses, die in Lebensweise, Schönheit und Empfindlichkeit den Rippenquallen sehr ähnlich sind. Über sie handelt ein sehr großer Teil seiner Veröffentlichungen bis zum Jahre 1897, und die eingehende Beschäftigung mit diesen Tiergruppen wurde Veranlassung, daß Chun die Bearbeitung dieses Kreises für das ursprünglich von Bronn herausgegebene Werk „Klassen und Ordnungen des Tierreichs" übernahm.

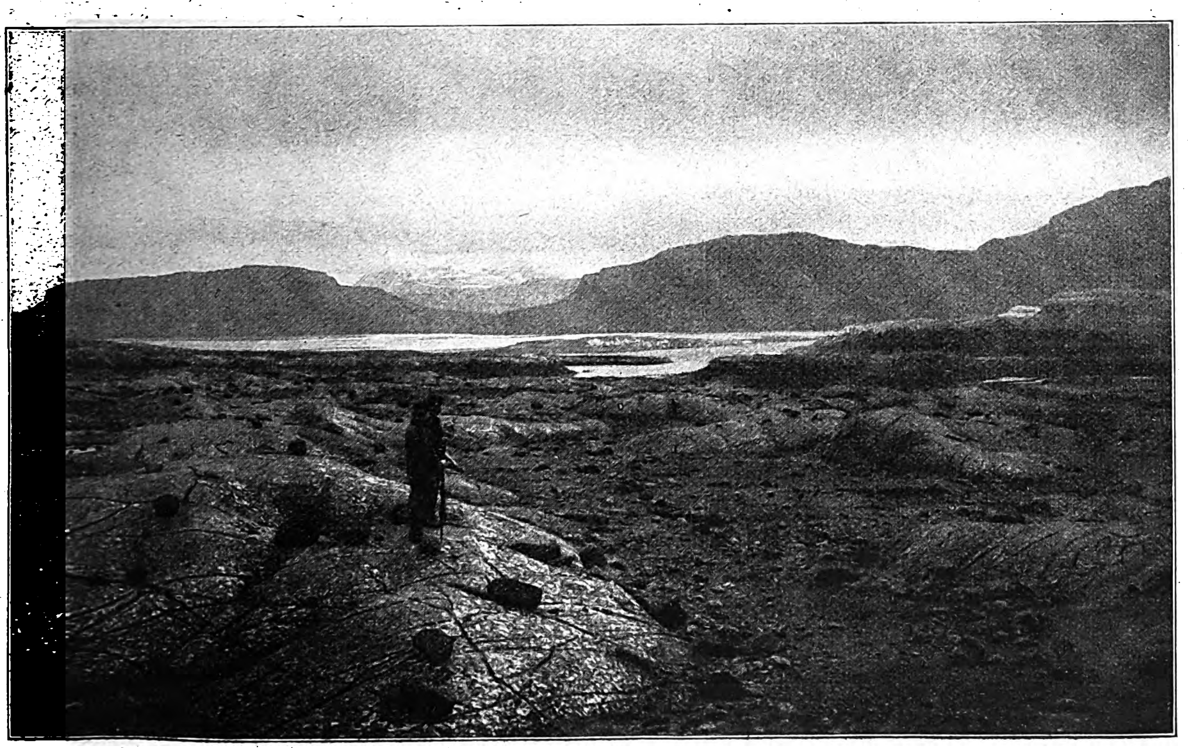
Inzwischen hatte sich aber für Chuns Forschungen noch eine weitere wichtige Richtlinie ergeben. Bereits im Jahre 1877 hatte er die Beobachtung gemacht, daß die Rippenquallen sich nicht das ganze Jahr an der Meeresoberfläche aufhalten, sondern zu bestimmten Zeiten in tiefere Schichten hinabsteigen. Diese Beobachtung gab Veranlassung, das Plankton tieferer Wasserschichten näher zu untersuchen. Chuns Eingreifen in dieser Frage erwies sich auch dadurch als sehr fruchtbar, daß es ihm gelang, ein brauchbares sog. „Schließnetz" zu konstruieren, das heißt ein sehr feinmaschiges Gazenetz, das ge-

schlossen bis zu bestimmten Tiefen herabgelassen wird, dann beim Beginn des Aufziehens sich öffnet und nach Durchfischung einer gewünschten Wasserschicht wieder geschlossen werden kann. Mit seiner Hilfe gelingt es, eine genaue Vorstellung über die Tiefe zu gewinnen, in der die gefangenen Organismen sich aufhalten. Die Erfolge dieser Studien der Tiefenfauna sind in zahlreichen Arbeiten niedergelegt, von denen hier nur genannt seien: „Die pelagische Tierwelt in größeren Meerestiefen und ihre Beziehungen zur Oberflächenfauna", die erste Abhandlung in der 1888 von Leuckart und Chun gemeinsam begründeten „Bibliotheca zoologica", in deren Bänden seither viele wertvolle und umfangreiche zoologische Arbeiten enthalten sind. 1895/96 erschien dann die „Atlantis. Biologische Studien über pelagische Organismen". Sie zeigt Chuns Forscherart in glänzendster Weise. Planktonorganismen aus den verschiedensten Gruppen, scheinbar ganz zusammenhangslos, werden untersucht, und doch zieht sich als roter Faden durch das Ganze die Betrachtung der Lebensweise in ihrem Einfluß auf Bau und Entwicklung. Ein besonders wichtiger Abschnitt des Werkes ist die Untersuchung über Leuchtorgane und Facettenaugen, die in grundlegender Weise das Problem der Anpassung an die Lichtverhältnisse der Tiefsee behandelt.

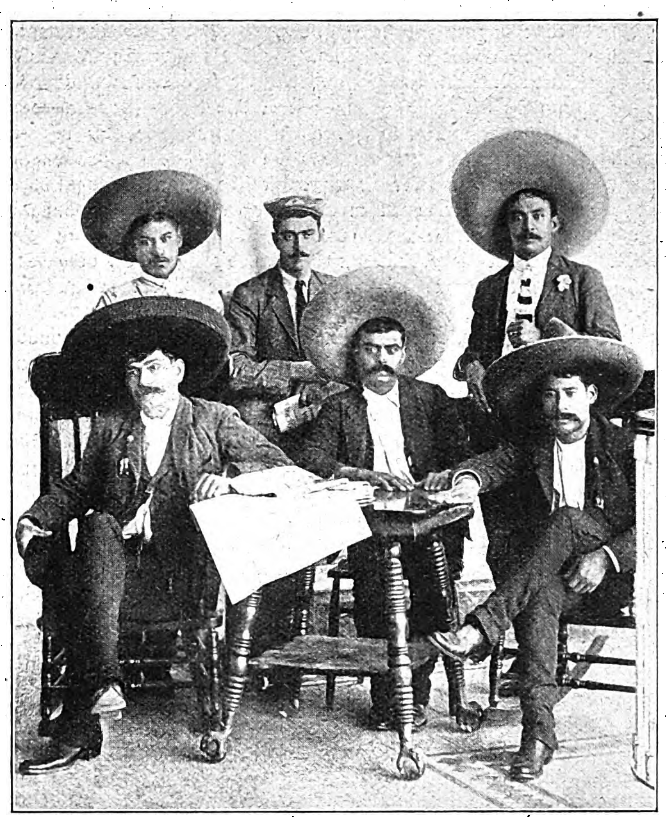
Die Anerkennung dieser hervorragenden Leistungen Chuns fand ihren Ausdruck in einer glänzenden akademischen Laufbahn. Bereits 1883 erhielt er einen Ruf nach Königsberg, kam von dort 1891 nach Breslau, und nach dem Tode seines Lehrers Leuckart wurde er 1898 als sein Nachfolger nach Leipzig berufen. Schon im Winter 1898/99 jedoch mußte er seine Tätigkeit dort unterbrechen, um die Leitung der Deutschen Tiefsee-Expedition auf dem Dampfer „Valdivia" zu übernehmen. Diese großartige Forschungsreise, eine der wichtigsten, rein ideellen Zwecken dienenden naturwissenschaftlichen Unternehmungen des Deutschen Reiches, basierte zum großen Teil auf Chuns Ergebnissen und Ideen, und es war daher selbstverständlich, daß ihm die Leitung übertragen wurde. Über den Verlauf der Reise hat Chun selbst in dem köstlichen Buche „Aus den Tiefen des Weltmeeres" Bericht erstattet, dem unsere Abbildungen entnommen sind; es ist ein Muster klarer, eleganter und dabei tiefgründiger Darstellung naturwissenschaftlicher Probleme und Ergebnisse. Die Bearbeitung und Herausgabe des ungeheuren Materials dieser Reise bildete im weiteren die Hauptaufgabe Chuns. Er selbst hat die Bearbeitung einer ihm bisher fernerliegenden Gruppe, der Tintenfische, übernommen, Tiere, die in der Tiefe zahlreich vertreten und an biologischen Anpassungen überreich sind. Über die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Tintenfische wurde in einer großen Reihe von vorläufigen Mitteilungen berichtet, von der Gesamtdarstellung ist ein Band, der die primitivsten Gruppen, die Ögopsiden, behandelt, 1910 erschienen, ein zweiter über die Oktopoden im Erscheinen begriffen.

Neben diesen Hauptrichtlinien seines Schaffens gehen natürlich noch eine große Menge anderer, mehr von Zufälligkeiten ausgelöster Studien. Sie alle zeigen Chuns scharfe Beobachtungsgabe und echten Forschergeist, der, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun, sie in große Zusammenhänge einordnet. Für alle modernen Bestrebungen hat er stets ein offenes Auge gezeigt, so war er seinerzeit einer der ersten Anhänger und Förderer der Entwicklungsmechanik.

Nicht minder bedeutend als seine Forschertätigkeit sind Chuns Leistungen als Dozent. Es dürfte wenig akademische Lehrer geben, deren Kollegien sich bei den Studenten einer solchen Beliebtheit erfreuen, wie die seinen. Mit einfachen Worten, unterstützt von seinem hervorragenden Zeichentalente, vermag er die schwierigsten anatomischen Verhältnisse selbst dem Anfänger völlig klarzumachen. Ebenso belehrend, dabei von frischem Humor gewürzt, ist der Unterricht im Laboratorium. Bei der Wahl der Promotionsarbeiten läßt er sich viel mehr von der Individualität und den Interessen der Schüler, als von der Verfolgung bestimmter Theorien leiten. So hat er zwar keine „Schule" gebildet, aber eine Menge tüchtiger Leute und wertvoller Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten der Zoologie sind aus seinem Institut hervorgegangen, das eine der höchsten Besucherzahlen in Deutschland aufweist. Möge es dem großen Gelehrten und liebenswürdigen Menschen vergönnt sein, noch lange in voller Frische seines Amtes zu walten, zum Nutzen der Wissenschaft und zur Freude seiner Schüler. Dr. Otto Steche.



Prof. Dr. Karl Chun auf den Kerguelleninseln: Glaciallandschaft am Gazellenhafen. Im Hintergrund der Mount Crozier.



Don Emiliano Zapata, der mexikanische „Bluthund“ (in der Mitte sitzend) mit seinem „Stab“. (Zu dem untenstehenden Artikel.)

Die Greuel in Mexiko.

Von Dr. Alfred Funke.

Noch immer siegt die neue Regierung der Republik Mexiko, wie sie in die Welt kabeln läßt. Noch immer siegen aber auch die Herren Räuberhauptleute von der Gegenpartei, wie die Yankees gleichfalls geflissentlich kund und zu wissen tun, und der Tag scheint nicht mehr fern zu sein, da Onkel Sam seine Bataillone und Schwadronen von Arizona und Neu-Mexiko aus in das Land einrücken läßt, das ihm auf dem Wege nach Panama das ärgerlichste Hindernis war, solange Porfirio Diaz auf dem Präsidentenstuhle saß. Aber der alte Löwe ist glücklich weggebissen, und daß die Herren Madero, Gonzalez und Genossen, die das Erbe teilen, nicht zur Ruhe kommen, dafür bürgt die bewährte „Interessenpolitik“ der Staaten und ihre Ehrenpflicht, für Ordnung in den Nachbarhäusern der langen Monroe-Straße zu sorgen. Die Zentralregierung weiß das natürlich ganz gut; sie weiß genau so gut, daß die Leute von Wall Street schon seit einem Jahrzehnt und mehr auf die gute Gelegenheit drängen, die reichen Minendistrikte an der Nordgrenze Mexikos unter das Sternenbanner zu bringen. Mexiko ist am Anfang des Weges, den Kuba hinter sich hat. Nur drängen sich zwischen die großen Finanzparteien, die das Spiel machen und die der Laie die Regierungen zu Mexiko-Stadt und Washington zu nennen harmlos genug ist, eine ganze Reihe wilder Spieler, die auf eigene Faust ihre Partie machen. Die Zeit der Lerdo und Iglesias, Marquez und Garita, Cadena und anderer Großbanditen ist wiedergekehrt, das Räuberhandwerk blüht üppiger im Lande denn je zuvor, ein Menschenleben ist nicht mehr wert als eine Hühnergurgel, und die Zentralregierung hat nur die eine Sorge, daß über Nacht die Yankees einmarschieren und mit den „Oppositionellen“, das heißt den Banditenchefs, die gerade nicht im Solde der vom Auslande anerkannten Behörde stehen, gemeinsame Sache machen, wie sie es mit den Insurgenten auf Kuba taten. Denn in diesem Falle ist das schöne Geschäft, das mit der Vertreibung Diaz' begann und Millionen verhieß, unwiederbringlich verloren. Mit einer mageren Pension müßten sich die großen Promoters begnügen, wenn sie nicht über Nacht zu verruchten Verrätern gestempelt werden wollten.

Don Emiliano Zapata („El Attila del Sur“, der Attila des Südens) macht Madero gegenwärtig am meisten zu schaffen. Er ist vorläufig Bandit, Räuberhauptmann, Verräter, Bluthund und noch einiges mehr, wie alle Insurgentenführer, solange sie das Heft noch nicht in der Hand haben; dann werden sie natürlich als Hüter von Ordnung und Recht anerkannt und mausern sich allmählich zum Vater des Vaterlandes. Man darf bei aller Anerkennung nicht ganz vergessen, daß auch Porfirio Diaz in der Zeit der Pronunziamientos eine Horde „Irregulärer“ befehligte, die damals eine andere Bezeichnung führten, daß auch seine Getreuen genau so brannten und plünderten, wie heute die „Totenlegion“ des Caballero Zapata, bis es ihm endlich durch einen verwegenen Streich gelang, die Regierung zu stürzen. Bis heute ist Don Emiliano Zapata noch nicht „in den Stiefeln gestorben“, wie man in Mexiko sagt, wenn ein unbequemer Politiker auf Bestellung abgeschossen wird, weil er der Vernunft und dem Gelde nicht zugänglich war. Das beweist einmal eine große Sicherheit des Meisterbanditen selbst, dann aber eine Verlegenheit der Regierung, die in seltsamem Gegensatz zu ihren Meldungen von glorreichen Siegen und wiederkehrender Ordnung steht. In Wahrheit ist die Lage der Zentralregierung gegenwärtig ungefähr die des Kaisers Max, als er sich nur auf Mexiko-Stadt und wenige Provinzen stützen konnte, in denen seine Truppen die Überhand hatten. Der Tag von Queretaro kann für Madero und Genossen genau so unerwartet kommen, wenn es ihnen nicht gelingt, die Guerilla wenigstens derart zu dämpfen, daß die notdürftigsten Garantien für Leben und Eigentum geschaffen werden. Das liegt nicht nur im Interesse des diplomatischen Ansehens der neuen Regierung, sondern berührt auch die wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande in der empfindlichsten Weise. Das Deutsche Reich, das zur Regierung unter Porfirio Diaz besonders freundliche Beziehungen unterhielt und im Handel des Landes eine sehr ansehnliche Stellung einnimmt, hat bisher keinen Grund, die neuen Männer am Ruder der Republik für Heroen zu halten. Wir wollen die brutalen Morde und Gewalttaten gegen deutsche Reichsangehörige nicht in ihren Einzelheiten aufrühren — die Tagespresse hat genug erzählt —, auch nicht auf das Konto eines besonderen Deutschenhasses setzen — andere Nationen haben gleiche Klagen gegen die brutale Bestialität der „Bürger“ dieser Republik zu führen gehabt —, aber wir wollen darauf hinweisen, daß es einer politischen Clique gegenüber, wie sie sich jetzt in Mexiko präsentiert, nicht angebracht ist, den Nachsichtigen zu spielen. Leider ist den an den Deutschen begangenen Verbrechen die Genugtuung nicht immer auf dem Fuße und in scharfer Form gefolgt, der beste Beweis, daß die Zentralregierung nicht Herr im Lande ist; Diaz war in diesen Dingen streng und prompt. Natürlich ist es der Kaufmann, der eine Verschlechterung der offiziellen Beziehungen am ersten zu spüren haben würde, und die Ziffern des deutschen Handels mit Mexiko sind nicht unbedeutend. Die Ausfuhr in die Republik belief sich 1911 auf 45,1 Millionen Mark. Deutschland muß also viel daran liegen, daß eine anerkannte und verantwortliche Regierung in Mexiko vorhanden ist, die die peinliche Beobachtung der internationalen Rechte gewährleistet. Das ist bisher aber nicht geschehen, wie die brutalen Fremdenmorde in jüngster Zeit beweisen, die in die Presse gelangten, während die entsetzlichen Schlächtereien unter den Mexikanern selbst meist nicht über die Grenzen des Landes

hinaus bekannt werden. Es herrscht aber in den entlegenen Bezirken eine Anarchie, die der in den sechziger Jahren durchaus gleichwertig ist. Nur auf ihrem Boden konnte ein Bandit vom Schlage Zapatas ein Schreckensregiment gründen, wie er es tatsächlich führt, und zwar unter den Augen der Zentralregierung, die ihn ungehindert in der Stadt Mexiko selber auftauchen und verschwinden lassen mußte. Natürlich läßt sich die Yankee-Regierung die gute Gelegenheit nicht entgehen, um an dem Beispiel dieses Briganten und Mordbrenners zu beweisen, daß es allmählich zur Notwendigkeit wird, die Bundestruppen in Mexiko einmarschieren zu lassen. Man braucht die phantasievollen Schilderungen mexikanischer Flüchtlinge, wie sie in den Spalten der nordamerikanischen Blätter auftauchen, nicht aufs Wort zu glauben. Wenn kürzlich auch in deutsche Blätter eine Darstellung den Weg nahm, die genau angab, daß die Brüder Zapata, Eufemio und Emiliano mit ihren Banditen innerhalb zweieinhalb Monaten 19 Städte, 27 Dörfer und 32 Haziendas dem Erdboden gleichmachten, daß die Einwohner des Ortes Yautepec, die vor Jahren den Don Emiliano den Behörden auslieferten, jetzt einzeln auf die unmenschlichste Art zu Tode gemartert seien, daß der Attila des Südens einen Harem von 72 Frauen mit sich geschleppt habe, bis er alle Weiber entließ und jede mit 1000 Pesos beschenkte, als er Juana Mendez, die Tochter eines Indianerhäuptlings, heiratete, so ist das ein Gemengsel von Wahrheit und Dichtung. Wer mexikanische Sitten kennt, zweifelt nicht daran, daß die blutigsten Greuel und die raffiniertesten Erpressungen, die dort „Prestamos" (Anleihen) heißen, an der Tagesordnung sind. Wahr ist jedenfalls, daß aus dem Räuber Zapata eine politische Person geworden ist, mit der Madero zu rechnen hat, mehr als damals, wo Zapata klug zwischen Madero und Diaz lavierte. Emiliano Zapata ist auch kein Strauchdieb gewöhnlicher Sorte, kein ehemaliger Picador, der aus der Arena auf die Landstraße ritt, kein Schnapphahn, der mit einigen Kumpanen den Konduktas auflauert und sich von den Mayordomos, die die Karawanen aus den Minendistrikten zu den Häfen und den Stationen der Bahn bringen, bestechen läßt; er hat große Schule. Die Zapatas gehören zu den „puros Mejicanos", den altangesessenen Hazendados, und die Not zwang den Sohn der reichen Familie sicher nicht zum Räuberhandwerk, wohl aber das gierige, unbändige Mexikanerblut, in dem die brutalen Instinkte des Indio sich mit der Habgier und Grausamkeit des Spaniers kreuzen.

Als der Verwegene in Yautepec ertappt wurde, schenkte ihm Diaz zwar das Leben, steckte ihn aber zwangsweise unter die Soldaten, wie das nicht nur in Mexiko, sondern auch in anderen lateinischen Ländern Amerikas üblich war und ist. Besonders in Brasilien, wo die Zwangsrekrutierung noch unter dem Kaiserreich offizielle Strafe war. Fünfzehn Jahre lang diente Zapata. Wenn nun in der amerikanischen Presse diese Strafjahre als „Schule der Kriegskunst" hingestellt werden, so ist das wieder eine elende Flunkerei. Kriegskunst gibt es überhaupt in der Guerilla nicht; wer die meisten Halsabschneider führt und die Gelegenheit am besten erwischt, bleibt Sieger. Eine einzige „Schlacht", und zwar eine sehr blutige, hat Zapata geliefert, gegen den General Huerta am Cerro de Herradura, die die Yankees die am „Horseshoe Hill" nennen. Der Brigant erlitt zwar gegen die Truppen, die noch aus Diaz' Schule stammten, eine Niederlage, aber auch die Soldaten Huertas litten so, daß Zapata nicht ernstlich verfolgt wurde. Jedenfalls nahm sein Anhang auch nach der Schlacht zu. Unbegreiflich ist es, daß Zapata, der offizielle Feind, sich von Zeit zu Zeit in Mexiko-Stadt selbst sehen lassen kann, ohne daß die Gendarmen ihn



Zoë von Reuß, bedeutende Schriftstellerin, begeht am 28. Oktober in Tilleda am Kyffhäuser ihren 80. Geburtstag. Ihr literarisches Schaffen ist den Lesern von Reclams Universum durch zahlreiche Novellen und Aufsätze bekannt, die im Lauf der Jahre zur Veröffentlichung gelangten. Auch Reclams Universal-Bibliothek enthält unter Nr. 4700 ein Bändchen „Doktors Bescherung und andere Novellen" aus ihrer Feder. Die Jubilarin wurde 1832 in Mauderode geboren.



Adam Müller-Guttenbrunn, weitbekannter Wiener Schriftsteller, feiert am 22. Oktober seinen 60. Geburtstag. Er wurde als Sohn deutscher Eltern im Banat geboren und war lange Jahre Theaterleiter in Wien. Auf literarischem Gebiet blickt er auf ein reiches Wirken zurück; er schrieb eine Anzahl Romane, Novellen und Dramen, deren eines „Im Banne der Pflicht" unter Nr. 1417 in Reclams Universal-Bibliothek erschienen ist.

Hofphot. W. Weiß.

haschen. Das könnte darauf deuten, daß er trotz der Schlacht gegen Huerta noch gute Beziehungen zu Palastmaklern hat, die „für alle Fälle" es mit ihm halten. Schlau genug ist Zapata. Mit der Werbetechnik Wallensteins hat er die verwegensten Gesellen an sich gefesselt. Den einen lockt der blanke Peso, mit dem Zapata nicht knausert, da er nicht aus der eigenen Tasche kommt; den anderen eine braune Maid, die bei den brutalen Überfällen auf wehrlose Orte in Mengen gefangen werden, den dritten die Abenteuerlust, den vierten Bewunderung des großen Chefs. Verschlagen wie er ist, hat Zapata schon einmal in kritischer Zeit, als Diaz und Madero um ihn warben, sich für den Sieger aufgespart. Madero ließ daher nach dem Sturze Diaz' das Lob Zapatas laut verkünden, der „tapfer auf seiten des Rechtes gefochten und allzeit ein Kämpfer und Sieger für die Freiheit des Volkes gewesen sei". Natürlich erwartete Madero, daß Zapata nun die „Totenlegion" entlassen würde, aber der dachte nicht daran, wagte es auch wohl nicht, denn er kannte seine Wallensteiner. Vielmehr begann er Streifzüge und brandschatzte nach Herzenslust, als Madero seine ungemessenen Geldforderungen nicht erfüllen konnte; denn die Kassen der Zentralregierung sind leerer denn je. Bisher ist Zapata allen Anschlägen Maderos entgangen; er hat seine Spione überall, und wer nicht aus Gier nach Geld und Lust mit ihm reitet, der tut es aus Angst vor seiner Rache. Und diese ist echt mexikanisch. Er kennt keine Menschlichkeit, wie er keine Ehrlichkeit hat. Ein Wort ist ihm eine Ware. Er ist gegenwärtig mächtiger im Lande als Madero. Wenn er seinen Pakt mit den Yankees gemacht hat, was bisher nicht zu erkennen ist, so ist er der kommende Mann. Ist er diesen aber auch unbequem, so wird er in den Stiefeln sterben. Darum aber wird es im Lande nicht besser werden. Fällt Zapata, so steht ein anderer auf. Nur einen Feind von gewaltiger Macht haben die Amerikaner im Lande: den Klerus. Und wer Mexiko kennt, weiß, daß dieser noch immer die alte Gewalt hat. Er wird auch Zapata und Madero überdauern. An eine Periode der Ruhe ist jedenfalls für die nächsten Jahre nicht zu denken.



Dr. Hermann Müller-Sagan, bekannter Parlamentarier, starb in Berlin im 55. Lebensjahr. Er vertrat von 1892 bis 1906 den Reichstagswahlkreis Sagan-Sprottau, war nach Eugen Richters Tod mehrere Jahre Leiter der Freisinnigen Zeitung und Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses der Freisinnigen Volkspartei. 1910 zog er sich ganz aus dem politischen Leben zurück.

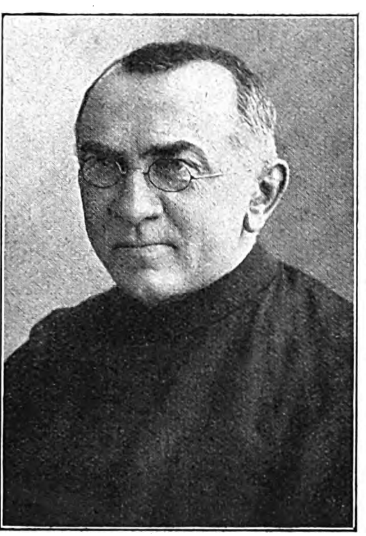
Theater.

„Das Mirakel" in der Rotunde. — „Totentanz." — „Hinter Mauern." — „Narrentanz." — „Die Zarin."

In der Wiener Rotunde hat Max Reinhardt seine Mirakel-Pantomime aufführen lassen, die der Clou der letzten Londoner Saison war. Die Wiener Rotunde ist ein Riesenbau, gegen den ein landläufiger Zirkus eine Art intimen Kammerspielhauses bedeutet. Die Kuppel der Wiener Rotunde mißt 108 m im Durchmesser, ihr Dach ruht auf 32 Eisensäulen von 24 m Höhe. Die gesamte Höhe des Baues mit der Laterne erhebt sich zu 84 m. Hier schwindet der einzelne; rasselnde Blechmusik und Massengeschrei dämpft der Riesenraum zu geringen Geräuschen herab. Just hier mußte mit tollen Lichtkunststücken, grotesken Tänzen, exerzierenden Bataillonen die Pantomime zur Aufführung kommen, die Vollmoeller aus der Kellerschen Legende von der heiligen Jungfrau und der Nonne gemacht hat. Humperdinck hat die Musik geliefert. Alle jene örtlichen Umstände zeigen, wie gewaltig der Massenwahn von Reinhardt Besitz ergriffen hat. Ihm ist nur wohl, wenn er den Marschallstab über Tausende schwingen kann. Die Wiener Berichte bestätigen, daß das Ganze ein hohles Spektakel gewesen, daß es trotz der aufgebotenen Künste und Maschinen



August Beernaert, belgischer Staatsminister und Präsident der Interparlamentarischen Union, starb in Luzern im 85. Lebensjahr. Er war ein eifriger Vorkämpfer der Weltfriedensidee, war Mitglied des Haager Schiedsgerichts und Bevollmächtigter Belgiens auf den Friedenskongressen. 1909 wurde er mit dem Nobel-Friedenspreis ausgezeichnet.



Dr. Franz Pichler, Dompropst von Passau, feierte am 4. Oktober seinen 60. Geburtstag. In Asenham geboren, wurde er im Juni 1876 zum Priester geweiht und 1910 zum Dompropst von Passau ernannt, wo er seit 1883 wirkt. Er gehört dem bayrischen Landtag und dem deutschen Reichstag an und hat durch sein energisches parlamentarisches Auftreten öfter von sich reden gemacht.



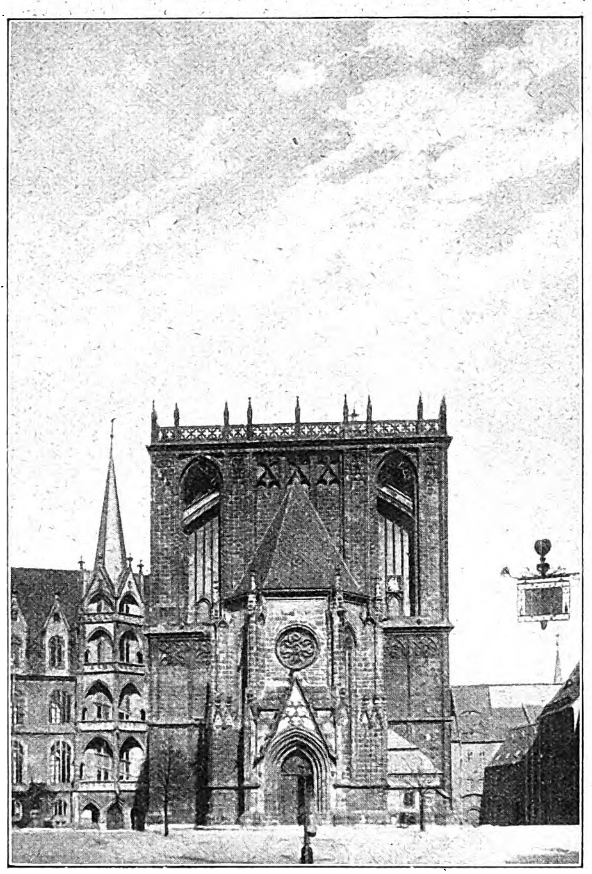
Friedrich v. Payer, langjähriger Präsident des württembergischen Abgeordnetenhauses und Führer der Fortschrittlichen Volkspartei, wurde bei seinem Ausscheiden aus dem Präsidium vom König von Württemberg zum Geheimen Rat mit dem Titel Exzellenz ernannt. Er ist seit 1871 Rechtsanwalt in Stuttgart und versah seit 1895 das Amt des Kammerpräsidenten.



Das Cecil-Rhodes-Denkmal, das dem Begründer von Rhodesia auf dem Tafelberg bei Kapstadt errichtet wurde. Lord Grey vollzog die Weihe des gewaltigen Monuments, das England dem energischen und rücksichtslosen Vorkämpfer der britischen Interessen in Südafrika errichtete. Der afrikanische Diamantenkönig und langjährige Ministerpräsident der Kapkolonie starb in Kapstadt am 26. März 1902.

kalt ließ und die kirchlichen Symbole in den Dienst brutaler Effekte zwang. Ist die Pantomime, da sie des feinsten Ausdrucksmittels, des Wortes, entbehrt, an und für sich schon eine niedere Kunstart, in solchen Riesenräumen muß sie noch um ein Gewaltiges mehr vergröbert werden, in solchen Räumen, in denen des Schauspielers feinste Kunst hilflos erwürgt, in denen der beste Regisseur zum Exerziermeister werden muß. Es liegt eine Gefahr darin, daß Deutschlands genialster Regiemeister sich in diese Massenraserei verrannt hat.

Wie elementar trotz alledem Max Reinhardt als Inszenator zu wirken weiß, das zeigte die Totenfeier, die er den Manen Strindbergs geweiht, das zeigte die Aufführung des ersten Teils vom „Totentanz" im Deutschen Theater zu Berlin. Ein alter Artilleriehauptmann lebt nun 25 Jahre als Gouverneur auf einer Insel in einem grauen Turm, der ehemals Gefängnis gewesen. Als der Vorhang zum erstenmal sich hebt, sitzen in diesem öden Raume, durch viele Meter voneinander getrennt, der Hauptmann und sein Weib und tauschen müde Alltagsgespräche, aus denen die beiderseitige Gereiztheit sofort in grellen Blitzen des Hasses aufzuckt. Die beiden Alten peinigen einander mit echt Strindbergschen Eheniederträchtigkeiten bis aufs Blut. Das in der Frau aufgespeicherte Gift jagt die Dienstboten davon; gehässige Verbissenheit, Schande der Armut, Druck eines verfehlten Lebens haben die beiden Alten in grausame Einsamkeit gehetzt, in die einzig der auf einem Tisch im Zimmer arbeitende Telegraph Kunde von draußen bringt, fatale Kunde von den Kindern, die ewig Geld nur und wieder Geld verlangen. Da kommt ein Jugendfreund auf Besuch, und sofort suchen die beiden Ehesklaven seiner habhaft zu werden, um an ihm einen Bundesgenossen im Kampf gegeneinander zu gewinnen. Der alte Hauptmann leidet am Herzen und in brünstigen Haßausbrüchen ersehnt und erfleht die Frau seinen Tod. Der Mann hat sie einst ins Meer zu stoßen versucht; und da er eben von einem Schlaganfall getroffen umsinkt, erhebt sie ein grauenvolles Triumphgeschrei über seinen Tod. Zu früh. Der Alte lebt, kommt wieder zu sich, erhebt sich sporenklirrend und geht aufrecht und stramm zum Dienst. Die Frau betört den Jugendfreund in jäh aufflammendem Liebestaumel und erstattet gegen ihren Ehemann die Anzeige wegen Unterschlagung. Sie will frei von ihm werden und mit dem Jugendfreunde davongehen. Aber der Alte hetzt sie mit teuflischen Quälereien so in ekstatische Wut, daß sie es ihm ins Gesicht schleudert — die Wahrheit, sie sei die Geliebte des Freundes geworden. Sie hatte gehofft, mit dieser brutalen Eröffnung den Mann zu töten, aber er reißt den Degen aus der Scheide und — während er auf seine Frau einstürmt, stürzt er ohnmächtig zu Boden. Der Freund flüchtet sich vor diesen beiden Dämonen, in deren giftiger Atmosphäre kein Gesunder leben kann. Die zwei aneinander Gefesselten, im „Liebeshaß" Vereinten bleiben zurück und klammern sich aneinander. „Ausstreichen — und weitergehen —" sagt der Mann und vergibt, was geschehen, und schon sitzen die Zwei, wie sie bei Beginn des Spieles gesessen haben, wieder meterweit voneinander getrennt und erwarten in dumpfem Hinbrüten den Tod . . . Das Werk ist voll von Strindbergscher Dämonie und zeigt den Kampf der Geschlechter in erbarmungsloser Deutlichkeit. Obschon die Melodie monoton ist, so genügt doch der Atem dieses einzigen Seelengestalters, ein Hinhorchen in fiebriger Gespanntheit zu erzwingen und seinen Worten mit Herzpochen zu lauschen, da sie die Sphinx der tiefsten Lebenserkenntnis selber murmelt. In einem meisterhaften Zusammenspiel wurden diese Dinge vorgetragen. Das Schicksal selbst





Der berühmte Dom zu Meißen vor und nach seiner Restaurierung. Der Dom, ein Meisterwerk gotischer Baukunst, wird nach seiner Wiederherstellung und dem Ausbau der Fassade am 24. Oktober in Gegenwart des Königs von Sachsen feierlich eingeweiht. Der ursprüngliche Bau stammt aus dem 13. Jahrhundert. Die beiden alten Haupttürme wurden schon 1547 durch Blitzschlag vollständig zerstört und nicht wieder aufgebaut. Die Pläne zum Neubau der Türme rühren von Baurat Schäfer her.

sprach, und der Abend war wie eine Hochfeier der edelsten Kunstdarbietung.

Im Düsseldorfer Schauspielhaus wurde, zum erstenmal in deutscher Sprache, des Dänen Henry Nathansen jüdisches Familienstück „Hinter Mauern“ gegeben. Seitdem die „Fünf Frankfurter“ ein so märchenhaftes Glück gehabt, ist die jüdische Marke wieder einmal Trumpf auf deutschen Bühnen. Nach seinem „Daniel Hertz“ bringt Nathansen hier das zweite Stück in jüdischem Milieu. Die „Mauern“ bedeuten die Beengtheit, aber auch die zusammenhaltende Kraft des jüdischen Familienlebens. In einem jüdischen Hause ist die jüngste Tochter mit einem Christen verlobt. Der Vater des Bräutigams hat den der Braut vor Jahren einmal in seinem Religionsempfinden verletzt, wofür ihn dieser mit Rachegelüsten verfolgt. Der Konflikt drängt sich auch zwischen das Brautpaar; es zeigt sich, daß die Anhänglichkeit an die Welt „Hinter den Mauern“ auch in Esther, der Braut, so stark ist, daß sie es fast nicht vollbringt, sich von ihr loszureißen. Eine Versöhnung der Jungen und Alten weist diesen Konflikten die Lösung auf dem Wege verständigen Entgegenkommens. Die Milieuzeichnung ist sicher und treffend.

Was hat Otto Brahm, was das Berliner Lessing-Theater veranlaßt, die minderwertige Komödie des Russen Leo Birinski, den „Narrentanz“, zu spielen? Es war schon befremdlich, daß dieser vielgewandte Schreiber die Tragik der russischen Revolution zuerst in einem Drama, im „Moloch“, als Vorwurf verwendete, und daß er seinem Geschäftsgeist es nicht versagte, diesem ernsten Thema den Stoff zu einem Lustspiel abzulisten. Das komische Mittel des Kontrastes wird zu Tode gehetzt in diesem Stück, dessen letzter Akt vollends hilflos ermattet und in Berlin starke Opposition hervorrief. Man begreift nicht, was so zahlreiche Direktionen veranlaßt haben kann, das wenig sympathische Werk am gleichen Abend in Berlin, Wien und vielen anderen Städten zur Aufführung zu bringen.

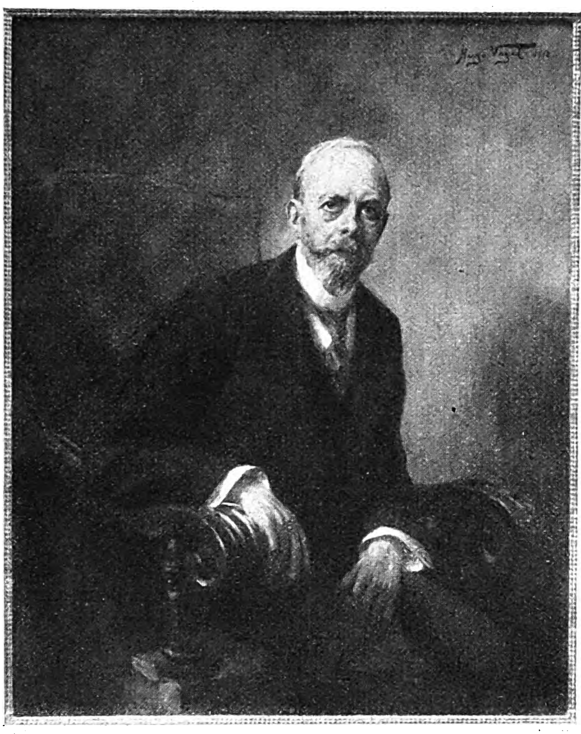
Im Komödienhause zu Berlin wurde der Ungarn Lengyel und Biro Sensationsschauspiel „Die Zarin“ mit mäßigem Erfolge gegeben. Katharina von Rußland muß wieder einmal dazu herhalten, bei zahllosen Liebesabenteuern ihre Launen spielen zu lassen. Verschwörungen, Todesurteile, Verabschiedungen von Liebhabern und Kommandierungen von neuen Herzensfreunden bilden den Inhalt dieser hohlen Staatsaktion, deren leeres Wesen jeden ernsthaften Kunst- und Literaturfreund abstoßen muß. Rudolf Lothar scheint sich dem Geschmack der Massen dienstwillig unterwerfen zu wollen. Hans Land.

Heereswesen.

Die französischen Armeemanöver.

Die diesjährigen Manöver der französischen Armee beanspruchten eine erhöhte Aufmerksamkeit, weil zum erstenmal Reserveformationen in größeren Verbänden auftraten, die zur Verstärkung der Truppen der ersten Linie bestimmt sind. Da für diese Formationen bereits im Frieden ein Ergänzungskader von aktiven Offizieren vorhanden ist, so wird dadurch eine feste Vereinigung der im Mobilmachungsfalle einzuberufenden Reservemannschaften gewährleistet und gleichzeitig der aktive Kader möglichst wenig geschwächt. Dieser Versuch soll sich auf das beste bewährt haben, so daß voraussichtlich auch in Zukunft derartige Manöverformationen zur Aufstellung gelangen werden. Ein anderer Versuch betraf die Artillerie, bei der man sich nicht mit der Mitführung von Rimailho-Haubitzbatterien begnügte, die der schweren Artillerie des deutschen Feldheeres entsprechen, sondern es waren auch schwere Kanonen- und Mörserbatterien der Belagerungs-

artillerie den Feldformationen beigegeben worden. So befanden sich bei der Verfügungstruppe der Leitung eine 120 mm-Kanonenbatterie und eine 220 mm-Mörserbatterie. Diese schweren Batterien besitzen aber eine derartig geringe Beweglichkeit, daß auf ihre erfolgreiche Verwendung in der Feldschlacht kaum zu rechnen sein wird. Schon die Rimailho-Haubitzbatterien mit ihren 155 mm-Geschützen sind schwerfälliger als die deutschen schweren Haubitzbatterien, da sie auf dem Marsche Rohr und Lafette besonders befördern, so daß sie erst vor dem Einfahren in die Feuerstellung zum Geschütz vereinigt werden müssen. Wenn diese Vereinigung auch in kürzester Zeit erfolgt, so veranlaßt sie immerhin einen Zeitaufwand, der für die Feuereröffnung nachteilig ist. Die von der französischen Artillerie seit längerer Zeit geforderte Einführung einer leichten Feldhaubitze, die eine gleiche Beweglichkeit wie die Feldkanone besitzt, hat bisher noch nicht stattgefunden. Als eine hervorragende Leistung ist der Brückenschlag der Pioniere der blauen Partei des Generals Galieni über die Vienne zu bezeichnen, der mit vorbereitetem Kriegsbrückengerät, das sich durch besonders große Pontons auszeichnet, ausgeführt wurde. Auf diese Weise gelang es, den roten Gegner unter General Marion zu überraschen, dem noch das Mißgeschick passierte, gleich am ersten Manövertage von einem blauen Reiterregiment gefangen genommen zu werden, so daß an diesem Tage das Manöver abgebrochen wurde. Diese Gefangennahme bei einer Friedensübung erscheint als eine ebenso nutzlose wie wertlose Spielerei, die jedenfalls nicht des Abbrechens des Manövers wert war. Dem ernsthaften Beurteiler wird es kaum zweifelhaft sein, daß sich das blaue Reiterregiment mehr der Lächerlichkeit ausgesetzt hat als der General Marion, denn eine derartige Tapferkeit im Manöver ist völlig wertlos und ebensowenig kriegsmäßig, wie das Verweilen des Oberbefehlshabers in der vordersten Linie. Der Abbruch des Manövers ist gänzlich unverständlich, da der nächstälteste General die Stellvertretung des Führers ohne weiteres hätte übernehmen müssen. Derartige müßige Gefangennahmen bei Friedensübungen sind in anderen Heeren untersagt, und die französische Manöverleitung hätte besser getan, die Gefangennahme des Generals Marion für nichtig zu erklären, als dadurch unnützerweise das Ansehen eines verdienten Generals herabzusetzen. Zu erwähnen bleibt noch die Luftflotte, die aus acht Flugzeug-Geschwadern einschließlich der Reserveflugzeuge bestand; jedes Geschwader verfügte über sechs Flugzeuge, und es war diesmal von der Verwendung fester oder tragbarer Schuppen zu ihrer Unterbringung ganz abgesehen worden, um sich soviel als möglich dem Ernstfalle anzupassen. Soweit die Flugzeuge benutzt werden konnten, befriedigten sie durchaus, aber die Berichte der französischen Militärblätter heben hervor, daß sie im Ernstfall kaum einen erheblichen Einfluß auf die Strategie und die Taktik auszuüben imstande sein werden. Generalmajor E. Hartmann.



Staatssekretär a. D. Dr. Rudolf Nieberding, langjähriger Leiter des Reichsjustizamts, starb in Berlin im Alter von 74 Jahren. Er hat sich große Verdienste um die Vollendung und Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs erworben; auch die Einleitung der Strafrechts- und Strafprozeßreform ist sein Verdienst. Unsere Abbildung zeigt den Verstorbenen nach einem Gemälde von Prof. Hugo Vogel; es wurde zu seinem Gedenken von seinen Freunden und Verehrern im Reichsjustizamt angebracht.

Politik und Völkerleben.

Kriegssorgen. — Das deutsche Reichstagspräsidium. Es ist etwas von der Starrheit der Verzweiflung über die Türkei gekommen. Eine Art Trotz, ein nicht zu erschütternder Fatalismus, der mit zusammengebissenen Zähnen zu sagen scheint: Nur zu, wir wollen doch mal sehen, was nun noch kommen kann. Ist es zu begreifen, daß die Pforte nicht Hals über Kopf in Ouchy den Frieden schließt? Man sollte denken, die Türkei müßte zu jedem erdenklichen Preise nach dem lockenden Ziele

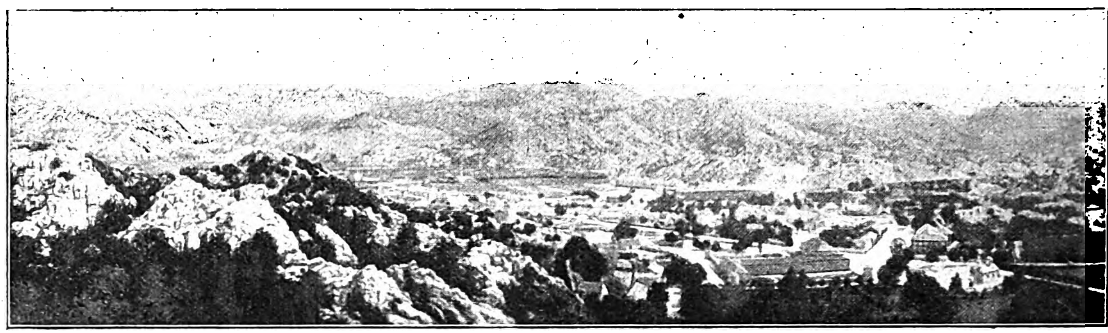








Hohenzollernprinzen als Modezeichner. In der „Galerie der Moden“, wie sich die im Oktober eröffnete Ausstellung im Berliner Hohenzollern-Kunstgewerbehaus nennt, sind auch zwei künstlerisch veranlagte Hohenzollernprinzen mit Modebildern vertreten: Prinz August Wilhelm hat Abbildungen von Herren und Damen des Berliner Hofs in Maskenkostümen ausgestellt, und der junge Prinz Friedrich Leopold ist mit aquarellistischen Blättern vertreten, die schicke Damentoiletten eigener Erfindung zeigen. Unsere Abbildungen zeigen vier Aquarelle des Prinzen Friedrich Leopold.



Cetinje, die Hauptstadt Montenegros und der Herd des Balkankriegs. Im Hintergrund die Schwarzen Berge.



Türkische Garde-Infanterie beim Ausmarsch.



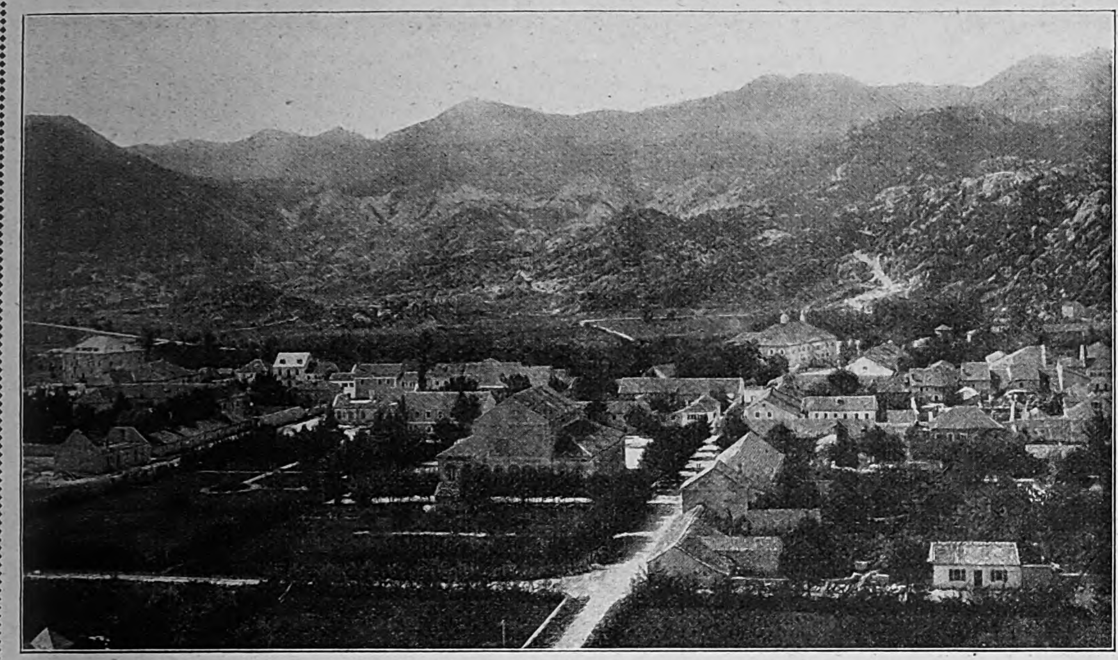
Serbische Reservisten kochen in den Straßen ihre Mahlzeit.



Mobilgemachte serbische Infanterie im Feldlager.



Die Weihe der serbischen Fahnen durch die Geistlichkeit vor dem Ausmarsch. In der Mitte König Peter und der serbische Kronprinz.



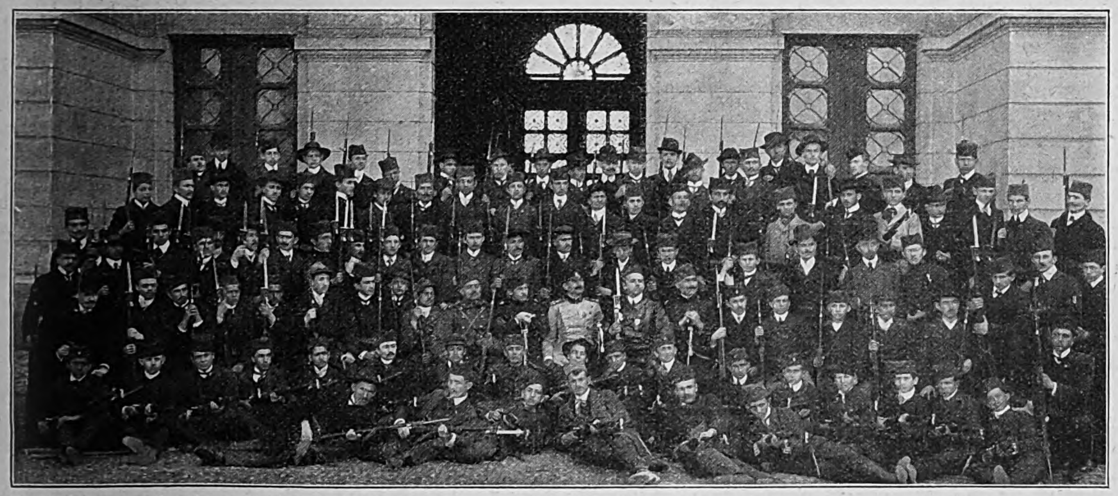
Die montenegrinische Grenzstadt Podgoritza, der Schauplatz des ersten Zusammenstoßes zwischen Montenegrinern und Türken. Kurz nach der Kriegserklärung schoß hier der jüngste Sohn des Königs Nikolaus, Prinz Peter, mit eigener Hand die erste Kanone gegen die türkischen Stellungen ab, während die Musikkapelle die montenegrinische Nationalhymne spielte und die Montenegriner dem Prinzen zujubelten. Von Podgoritza aus begann der Vorstoß gegen die türkischen Stellungen bei Tuzi.



König Nikolaus, der Urheber des Balkankriegs, wird in Cetinje von seinem Volk jubelnd begrüßt.



Der russische, österreichisch-ungarische und deutsche Botschafter vor der serbischen Skupschtina nach der Eröffnungssitzung.



Der Kriegstaumel auf dem Balkan: Serbische Studenten als Kriegsfreiwillige. Den etwas operettenhaften Beigeschmack, den der Balkankrieg bis jetzt hat, weist auch die Gruppe freiwilliger Vaterlandsverteidiger auf, die, lediglich mit Gewehren und aufgepflanzten Seitengewehren versehen, für einen Feldzug gegen die Türken doch nicht genügend gerüstet erscheinen. Phot. Max Rochlitz.

greifen, wenigstens die eine Sorge der italienischen Feindschaft los zu werden. Aber nein, sie tut es nicht. Zähe und verstockt feilscht sie um jeden Positionsposten der Friedenspräliminarien, feilscht so gelassen, so halsstarrig, daß Italien mit neuen Repressalien droht und im Ägäischen Meere wiederum Küstenangriffe auf türkisches Gebiet in Aussicht stellt. Schon ist auch hier, in Ouchy, wieder ein Ultimatum gestellt. Wenn ihr binnen dreier Tage euch nicht entschließt, geht der Krieg weiter, drohen die Italiener. Es ist nun aber doch anzunehmen, daß man endlich am Goldenen Horn Vernunft annimmt und wenigstens mit Italien die Dinge ins reine bringt. Es bleiben ja dann auch noch hinreichend große Sorgen übrig. Das muß man sagen, daß die Türken den maßlosen Bedrängungen der Stunde überhaupt die höchste Gefaßtheit und Gelassenheit entgegenstellen. Der in ihrer Religion begründete Fatalismus schützt sie vor Übereilung und Verzweiflung und setzt sie instand, alle sich überstürzenden Heimsuchungen mit gehaltener ruhiger Würde hinzunehmen. Es wirkt wie Äußerung eines Kraftgefühls, wenn die bedrängte Pforte sogar den Großmächten gegenüber ihre Haltung bis zum äußersten wahrt und deren Forderungen unter Umständen ein glattes Nein entgegensetzt. Die Botschafter sämtlicher Großmächte bestürmen die Pforte, die griechischen Handelsschiffe herauszugeben, die sie als Vorschußkriegsbeute einbehält. Der russische Getreidehandel leidet schwer unter dieser Störung. Die Türkei behält die Schiffe und wagt den Zorn der Großmächte, deren Freundschaft ihr bisher freilich blutwenig hat helfen oder nützen können. Diese Gemütsverfassung der Osmanen sieht nicht danach aus, als seien sie geneigt, sich die Reformkontrolle der Großmächte oder gar noch weitergehende Forderungen oder Ansprüche gefallen zu lassen. Dort bei den Türken lebt heut das Gefühl, daß Feinde ringsum sind, und daß auf des türkischen Schwertes Spitze Sein oder Nichtsein des Halbmondreiches gestellt ist. Tripolitanien ist hin, so oder so, es ist verloren. Samos ist hin. Der Fürst hat das Eiland unter dem Druck der Verhältnisse verlassen. Die türkische Besatzung folgte ihm, sie ging, wie es heißt, von Samos fort — nach Chios. Der große Abbröckelungs- und Auflösungsprozeß der europäischen Türkei ist in vollstem Gange, nun sollen die Geschütze erweisen, ob es in diesem Prozeß der Auflösung noch ein Halten gibt. Inzwischen hat der Waffentanz begonnen. Der König von Montenegro hat seinen Tatendrang nicht meistern können, er eröffnete den Krieg, während Serben, Bulgaren und Griechen noch auffallend lange zögerten. Die Montenegriner haben an der türkischen Grenze einige Scharmützel siegreich ausgefochten und diese unbedeutenden Vorpostengefechte mit einem Reklamelärm umgeben, der recht operettenhaft sich ausnahm. Der Königssohn, der das erste Geschütz gegen die Türken abfeuerte, erinnerte recht ominös an den seligen Lulu von 1870, und die reichlich pathetische Königsfamilie von Cetinje arbeitete für besseren Geschmack etwas zu heftig in lebenden Bildern. Der König küßte die Verwundeten, der Königssohn trug etliche von ihnen aus der Schlacht auf den Verbandplatz — es sind prachtvolle Kinobilder, die da gestellt wurden. Das montenegrinische Schlachtidyll dürfte in wenigen Tagen bitterem Ernste weichen, wenn erst die türkischen Armeekorps herangerückt und an die Stelle der schwachen Grenzgarnisonen getreten sein werden. Obgleich bis zur Stunde Bulgarien noch immer nicht den letzten entscheidenden Schritt getan hat, scheint es doch bereits außer Zweifel, daß der Balkankrieg in Gang kommt. Die Türkei selbst will ihn, um endlich einmal die nachbarlichen Feinde ihre Stärke fühlen zu lassen, und so ist sie der Vollendung der serbischen Mobilmachung durch den Einmarsch türkischer Truppen in Serbien zuvorgekommen. Freilich Europa steht blamiert daneben. Es verbot die Balkanfehde, und der kleinste der Balkanfürsten wagte es dennoch, den Krieg zu beginnen. Bulgarien nimmt sich heraus, den Einspruch der Großmächte zurückzuweisen, und das mit dem Bemerken, er käme zu spät. Das ist das Ergebnis der inneren Uneinigkeit der Großmächte. Das europäische Konzert hat sich in quälende Disharmonien aufgelöst. Diese Erkenntnis ist es gewesen, die wie ein lähmender Blitzschlag dem internationalen Kapital in die Glieder fuhr und die ersten Schüsse um Podgoritza die Börsen so erschüttern ließ, als wäre der Weltkrieg bereits gekommen. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß diese ersten Erfolge der Montenegriner, so unbedeutend sie an sich sein mögen, nur zu geeignet sind, den übrigen Türkenfeinden Mut zu machen, um auch ihrerseits die anscheinend so billigen Lorbeeren an den türkischen Grenzen zu pflücken. Für das Schicksal der Welt kommt nun alles darauf an, ob es gelingen wird, den Krieg auf dem Balkan zu lokalisieren und eine Verwicklung unter den Großmächten hintanzuhalten. Freilich wenn man las, daß Rußland an der österreichisch-deutschen Grenze eine Probemobilmachung vornahm, und daß die österreichisch-ungarische Regierung sich bedeutende Kredite für Heer und Flotte bewilligen ließ, so konnte man den Schrecken wohl begreifen, der jeden Zeitungsleser angesichts dieser Tatsachen befiel. Die Gefahr der Lage besteht darin, daß, falls die Türkei im Kampfe mit ihren Nachbarn unterliegt, sehr leicht bei der Verteilung der Beute ein Streit zwischen Österreich-Ungarn und Rußland ausbrechen kann. Das Wort des Grafen Berchtold klang ernst genug, jenes Wort „Österreich muß in der Lage sein, wenn einmal die Balkanfragen zur definitiven Entscheidung gelangen, seine Stimme vollwertig in die Wagschale werfen zu können." Hierauf kommt alles an: Wird es möglich sein, einen Konflikt der Großmächte untereinander bei Verteilung der türkischen Erbschaft zu verhindern oder nicht. Wir bleiben beim Optimismus, solange es irgend geht. Wir vertrauen auf den gesunden Sinn der Kulturvölker. Es muß möglich sein, die Balkanwirren ohne einen Weltkrieg zu ordnen, es muß und wird möglich sein, der Menschheit diese entsetzliche Heimsuchung zu ersparen. Freilich wird hierzu ein ansehnliches Maß völkischer Besonnenheit und Selbstverleugnung vonnöten sein. Die Kulturvölker aber haben die Pflicht, kleine Augenblicksvorteile zurückzustellen, wenn es gilt, die großen Interessen der Menschheit zu wahren.

Durch diesen Wirrwarr auf dem Balkan wurde das deutsche Volk nach zwei Richtungen getroffen. Es erlitt durch die Kursstürze Millionenverluste, und ferner sind die Maßnahmen der Reichsregierung gegen die Fleischteuerung teilweise hinfällig geworden. Denn eine vermehrte Einfuhr von Fleisch aus den Balkanstaaten ist durch den Krieg unmöglich gemacht worden. Deutschland ist also vorläufig auf Dänemark, Holland und Belgien angewiesen, und diese Länder sind kaum imstande, den deutschen Fleischmarkt zu versorgen.

Der Präsident des deutschen Reichstages hat sein Mandat niedergelegt, da Zweifel an dessen Gültigkeit erhoben worden sind. Es wird nun um die Besetzung des Präsidiums im Reichstage ein neuer heftiger Kampf unter den Parteien entbrennen, nachdem schon der Kampf um den Sozialdemokraten Scheidemann und um Spahn die Gemüter aufs höchste erregt hatte. Dr. Kaempf war Vertreter des ersten Berliner Wahlkreises, des einzigen der deutschen Reichshauptstadt, dessen Eroberung der Sozialdemokratie nicht gelungen war. Dr. Kaempf hatte in der Stichwahl mit einer Mehrheit von neun Stimmen gesiegt, und der Deutsche Kaiser äußerte damals, daß die Stimmen seiner Minister den fortschrittlichen Kandidaten herausgehauen hätten. Die Anfechtung der Wahl war von sozialdemokratischer Seite erfolgt mit der Begründung, daß Personen, die der öffentlichen Armenpflege verfallen waren, an der Abstimmung teilgenommen hätten. Ob diese Stimmen damals Kaempf zufielen und nicht vielmehr dem Sozialdemokraten, ist schwer zu entscheiden. Der Reichstag ist der Lösung dieser Frage durch die Mandatsniederlegung Kaempfs überhoben, der als Präsident mit Geschicklichkeit und Objektivität gewaltet und das Parlament, zu dessen Arbeitsfähigkeit man anfangs wenig Vertrauen hatte, zu fleißiger und rascher Arbeit geführt hatte. Spectator.

Am Mühlbach. Nach einer Aufnahme von J. Mühler. 

Irrende Seelen.

Roman von Paul Grabein.

(Fortsetzung.)

„Warum in aller Welt sollen wir uns denn nicht die ‚Liebesheirat‘ ansehen?“

Astrid warf es kampflustig zu der ältesten Schwester hin, aber Edith erwiderte:

„Weil es ein ganz modernes, unmoralisches Stück ist, in das eine Dame unserer Kreise nicht geht.“

„So? Und woher kennst du denn seine Unmoral?“

„Nun, man hat davon doch grade genug in den Zeitungen gelesen.“

„Zeitungen! Die schreiben viel zusammen.“

„Aber auch Frau Brencken sagt es. Sie hat das Stück ja im Winter in Berlin gesehen — in völliger Unkenntnis seines Inhaltes natürlich.“

„Natürlich! Aber was das schon sagen will. So eine alte Spinatwachtel, die in Sittlichkeit und Temperenzlertum macht. Bleib mir mit der vom Leibe!“

„Astrid, du hast mitunter Ausdrücke — gradezu unmöglich! Mäßige dich doch gefälligst.“

„Na ja, wenn du mir mit solchem Mumpitz kommst! Aber vor allem — wenn das Stück wirklich so schlimm wäre, würde es dann überhaupt hier bei uns aufgeführt werden? Am Hoftheater?“

„Nun, du weißt doch, Prinzeß Juliane hat eben in dieser Beziehung etwas extravagante Neigungen. Sozusagen einen literarischen —“

„Fimmel!“

„Sie schreibt selber und ist daher ungewöhnlich weitherzig und nachsichtig gegen alles, was Literatur und Bühne heißt.“

„Gott sei Dank, ja. Denn sonst würden wir hier im lieben Ellerstedt wohl überhaupt nichts von modernen Stücken zu sehen kriegen.“

„Da kann ich Astrid nur recht geben,“ ließ sich nun auch Gerda hören. „Und darum werde ich mir auch ruhig die ‚Liebesheirat‘ ansehen. Du brauchst dich im übrigen auch gar nicht deswegen aufzuregen, Edith. Es gehen noch eine ganze Reihe anderer Damen hin, auch vom Regiment. Und wir haben uns grade genug geödet in diesen letzten Wochen. Ich will endlich mal wieder wissen, daß ich ein Mensch bin.“

„Bravo!“ pflichtete die Jüngste lebhaft bei. „Und überhaupt, der Heinz Keßler soll ja in dem Stück so großartig sein, als Baron Friemar — seine Glanzrolle.“

„Ob gerade das Mitwirken dieses Herrn den Besuch des Theaters passender für euch macht, das weiß ich wirklich nicht.“

„Wieso denn nun das schon wieder?“

„Nun, Frau Brencken erzählte doch, daß er in Berlin stadtbekannt, um nicht zu sagen verrufen ist durch seine Extravaganzen. Er soll ja zwar ein glänzender Schauspieler sein, aber eben völlig unmöglich in seinem Privatleben. Und namentlich seine

Abenteuer mit Frauen. Es soll schon verschiedene Skandalgeschichten gegeben haben in den besten Kreisen, seinetwegen."

„Klatsch!"

Wegwerfend sagte es Astrid, und Gerda meinte im gleichen Ton:

„Was geht uns das Privatleben des Mannes an? Uns interessiert er doch nur als Schauspieler. Und wenn er da Hervorragendes leistet, ist mir alles übrige höchst gleichgültig."

„Da seid ihr mir unverständlich," beharrte Edith. „Wenn ich so einen Schauspieler als Vertreter einer Idealfigur auf der Bühne sehe, mit großen edlen Worten, und weiß, er ist in Wahrheit eine ganz niedrige Natur — dann wird mir doch von vornherein jede Illusion zerstört. Nein, ich verlange vom Künstler, daß er auch als Mensch nicht klein ist."

„Na, wenn die Leute alle so dächten wie du, könnten die Theater man getrost die Bude zumachen," erklärte Astrid, und Gerda entschied:

„Jeder nach seiner Fasson. Wir zwingen dich ja nicht, dir das Stück anzusehen, aber laß uns auch unser Vergnügen. Ich gehe!"

Der Abend der Aufführung war gekommen. Das Gastspiel des berühmten Darstellers, der nur einer persönlichen, huldvollen Einladung Prinzeß Julianens gefolgt war, hatte sich zu einer Sensation für Ellerstedt ausgewachsen, wo die bekannten Gerüchte über Stück und Hauptdarsteller bereits von Haus zu Haus gedrungen waren. Nun war der große Moment da, wo man den Vielberufenen von Angesicht zu Angesicht sehen sollte. Das Theater war daher ausverkauft, jeder Platz besetzt.

Nur in der ersten Parterreloge, unmittelbar neben dem Proszenium, waren bei Beginn des Stückes die beiden Sessel in der vordersten Reihe noch leer. Es waren die Abonnementsplätze der Familie Henning. Erst als das Spiel begonnen und ein Teil des ersten Aktes bereits vorüber war, erschienen die Inhaber dieser Plätze. Gerda und Astrid waren es, die, wie vorgenommen, heute die Billette benutzten. Ein kleiner Aufenthalt zu Hause hatte ihre Verspätung bewirkt.

Ihr Eintritt während des Spiels, der die hinter ihnen sitzenden Besucher zum Aufstehen zwang, blieb im Zuschauerraum vielfach nicht unbemerkt, und auch die Darsteller auf der Bühne nahmen davon Notiz.

Keßler hatte grade eine Stelle mit stummem Spiel, wo er verloren vor sich hinzublicken hatte. Er benutzte als routinierter Schauspieler, der zudem hier vor dem Publikum des kleinen Provinztheaters nur mit geringer Hingabe seine Rolle spielte, diese Minute dazu, um mit flüchtigem Rundblick das Haus zu mustern. So gewahrte auch er den Vorgang drüben in der Loge, wie sich plötzlich die Tür der Rückwand auftat, zwei junge Damen eintraten, ihre Abendmäntel von den Schultern in die Hände eines Dieners oder Burschen hinter ihnen gleiten ließen und dann, sehr respektvoll begrüßt von den übrigen Logeninsassen, nach vorn traten, um ihre Plätze einzunehmen. Unwillkürlich sah er daher nach ein paar Minuten noch einmal hinüber und gewahrte nun erst, daß es zwei auffallend schöne und distinguierte Erscheinungen waren, ja die eine von ihnen sogar eine Schönheit ersten Ranges, so rassig und apart, wie er sie bisher vielleicht überhaupt noch nicht gesehen hatte.

Da kam es plötzlich über ihn. Sein Spiel, seine ganze Haltung, die bisher fast etwas Gelangweiltes und Lässiges gehabt hatte, wurden mit einem Male belebt. Es war, als ob es sich nun erst für ihn lohnte, zu zeigen, was er vermochte, ja daß es ihn jetzt sogar lockte, seine reiche Kunst zu entfalten. Immer mehr kam sein Temperament, seine hinreißende Verve zum Durchbruch. Die Zuschauer gerieten allmählich in einen wahren Bann. Atemlos lauschten sie, hingen ihre begeisterten Blicke an dem glänzenden Phänomen dort oben auf den Brettern.

„Ist er nicht grandios? Gradezu fabelhaft?"

Ganz entzückt flüsterte es Astrid der Schwester zu. Aber diese antwortete nur mit einem reservierten Neigen des schönen Hauptes. Sie wollte sich von diesem Bann, der da alle ringsum förmlich faszinierte, nicht mitreißen lassen. Komödiantentricks, diese Theaterleidenschaft, unecht wie die bemalten Pappkulissen da — sie würde sich doch davon nicht blenden lassen! Und mit gewaltsam angespannter Kritik, mit einem geheimen, kühlen Spötteln um die Lippen schaute sie zur Bühne hin, zu dem Manne, an dem da die tausend Augen wie gebannt hingen.

Abwägend, musternd schätzte sie seine äußere Erscheinung ab. Ohne Frage ein recht vorteilhaftes Äußeres. Hoch, sehnig, schlank, eine richtige Sportsmannfigur. Nichts von der weichlichen Schönheit des typischen Heldendarstellers. Der Mann sah eher aus wie ein Kavallerist, ein Herrenreiter. Dazu paßte auch das Gesicht. Ein trockener, fast hagerer Kopf — aber sehr schnittig — und die Hände: ein paar sehnige, schlanke Hände, ohne jeden Schmuck. Nur am kleinen Finger der Linken ein englischer Herrenring, anscheinend mit sehr wertvollen Steinen.

Und diese Hände waren von einer seltenen Ausdrucksfähigkeit. Für gewöhnlich zwar von einer beherrschten Ruhe, aber im Affekt zuckte es durch sie hin, durch die leidenschaftlich aufschwellenden blauen Adern, wie ein Glutstrom aus verborgenen Tiefen.

Und es war, als ob allmählich eine seltsame suggestive Macht von diesen Händen auf Gerda aus-

strömte. Eine Macht, die den Widerstand in ihr langsam besiegte und in das Gegenteil wandelte. Heinz Keßler begann auch sie in seinen Bann zu ziehen. Ohne daß es ihr zum Bewußtsein kam, folgte sie seinen Gesten, seinem ganzen Spiel, mit einer steigenden Spannung hing ihr Ohr schließlich an seinem Munde, gewärtig jedes neuen Wortes. Und nun empfand sie auch den eigenartigen Reiz seiner Stimme. Ein Instrument von edler Schönheit, das er meisterhaft beherrschte. Sie schloß endlich sogar die Augen, trotz des Dämmerlichts in dem verdunkelten Zuschauerraum, um sich ganz dem Zauber dieser Mannesstimme hinzugeben, ihren dunklen, weichen Werbelauten, bei denen es sie seltsam überrieselte, und dann wieder dem leidenschaftlichen Aufflammen von einer ungeahnten elementaren Gewalt. Gleich einem Sturm, der ihr den Atem benahm, das Herz klopfen machte und doch wohlige Schauer in ihr wach rief.

Und nun, nach einem letzten wilden Aufbranden, das die Hörer bis in die Tiefen erschütterte, plötzlich ein jäher Abbruch — der Aktschluß. Der Vorhang fiel nieder, das Licht im Zuschauerraum flammte wieder hell auf.

Da löste sich der Bann über den Hunderten. Ein rasender Beifallstaumel brach aus. Immer wieder und wieder rief der tosende Lärm wilden Händeklatschens und jubelnder Bravos den Gast an die Rampe.

Aber auch in Gerda war jetzt der Bann gebrochen, und als Astrid, hingerissen, weit über die Logenbrüstung vorgeneigt, ihrer Bewunderung mit den anderen Ausdruck gab, da lehnte sie sich geflissentlich in ihren Sessel zurück, die Hände regungslos im Schoß. In einer Anwandlung von Selbstverachtung, daß auch sie sich hatte einfangen lassen. Von einem so wohlfeilen Lockmittel. Massenköder! Je mehr sich die andern ereiferten, desto kühler blickte sie auf sie herab. Sie liebte es nicht, mit aller Welt zu teilen.

Endlich aber hatte sich der Lärm gelegt, die Hauptmasse der Zuschauer war in die Wandelgänge hinausgeströmt, nur die Inhaber der Logen blieben auf ihren Plätzen. So auch die beiden Schwestern.

„Nun, was sagst du jetzt?"

Astrid wandte sich der Schwester zu, ihre Augen glänzten noch immer.

Gerdas Gesicht bewahrte seine gelassene Ruhe.

„Ein routinierter Schauspieler, ohne Frage. Aber man macht doch wohl etwas zu viel Wesens von ihm. Und er übertreibt auch manchmal — wenigstens nach meinem Geschmack."

„Na, ich finde ihn einfach phänomenal. Diese Leidenschaft! Ordentlich dämonisch — es läuft einem ja kalt über dabei!"

Gerda zuckte nur schweigend die feinen Schultern, und doch klang im geheimsten Grunde ihrer Seele auch bei ihr noch das gleiche Empfinden nach. Dabei erwiderte sie mit leichtem Kopfnicken die Grüße der Bekannten in den anderen Logen, die sie jetzt bemerkten.

Heinz Keßler trat inzwischen in seine Garderobe. Man hatte dem berühmten Gaste das kleine Zimmer des Direktors neben der Bühne zu diesem Zwecke eingerichtet, so anheimelnd wie möglich. Sein Diener empfing ihn und präsentierte ihm den eisgekühlten Trank, Sekt und Mineralwasser, den er, zur Erfrischung in den größeren Pausen, zu nehmen gewohnt war.

Mit einem langen Zuge leerte Keßler das Glas. Der Diener reichte ihm jetzt auf einer Schale eine Anzahl Briefe. Kleines Format, vielfach rosenfarben. Ein Lächeln spielte dem Künstler da flüchtig um die Lippen. Die alte Geschichte, überall — selbst hier in dem Neste. Und er winkte ab.

„Zigaretten!" befahl er und ging zur Chaiselongue.

Ein Klopfen scholl von der Tür.

„Ich bin für niemand zu sprechen."

„Auch wenn der Herr Direktor —?"

„Für niemand!"

„Sehr wohl, gnädiger Herr."

Und Jean gehorchte. Dann kam er zu seinem Herrn zurück.

Behaglich ausgestreckt ließ sich dieser Feuer geben. Die Arme unterm Kopf verschränkt, die Zigarette im Munde, lag er dann eine Weile geschlossenen Auges. Die Nerven, die ihm beim Eintreten noch fiebernd gezuckt hatten wie einem Renner, der vom Lauf zurückkehrte, wurden ruhiger. Die durcheinanderschießenden Eindrücke und Empfindungen während der halben Stunde konzentriertester Geistestätigkeit da draußen auf der Szene setzten sich allmählich. Und da tauchte auch das wieder auf: die Loge im Parterre — die beiden distinguierten Mädchenerscheinungen — namentlich die eine, die blendendschöne, aber fast hochmütig kühle Brünette.

Ein tiefer Zug aus der Zigarette, ein langes Inhalieren und Wiederausstoßen des aromatischen Rauchs durch die Nase. Dann ein kurzer Anruf:

„Jean!"

„Gnädiger Herr?"

„Gehen Sie doch mal zum Sekretär. Wer die beiden Damen sind, möcht' ich wissen — in der ersten Parterreloge links — Vordersitze."

„Sehr wohl."

Mit einem diskreten Lächeln wollte sich Jean des Auftrags erledigen. Ja nichts Neues, so hatte es schon manchmal angefangen, aber sein Herr rief ihn noch einmal zurück.

„Vorher noch die Briefe — will doch mal reinsehen — und noch ein Glas Sekt."

Jean gehorchte den Befehlen und ging dann. Heinz Keßler zündete sich eine neue Zigarette an — er rauchte schnell, leidenschaftlich — und brach die Briefe auf. Einen nach dem anderen, in jeden einen kurzen Blick werfend, kaum ein Lächeln voll leiser Ironie, dann flatterte er zur Erde nieder — nicht mehr beachtet. Immer dieselbe Litanei. Schwärmerische Anhimmlung, Bitten um ein Autogramm, eine Haarlocke — offenbar von noch sehr jugendlichen Verehrerinnen. Nur ein Schreiben behielt er schließlich in der Hand, las es noch einmal, und über seine Züge flog es einen Moment lang hin. Ein veränderter Ausdruck: das hier war ernster gemeint — verlohnte sich's vielleicht, darauf einzugehen?

Da kam der Diener wieder zurück.

„Nun?"

„Zwei Fräulein von Henning, Töchter des Oberstleutnants von der hiesigen Feldartillerie-Abteilung."

„Ah so — na gut. Merci, Jean."

Einen Moment spielten Keßlers Finger noch wie überlegend mit dem Briefe in seiner Hand. Dann plötzlich ein Ruck — die Fetzen flogen zur Erde.

Ein Glockenzeichen schrillte durch das Haus. Das erste Signal für die Akteure zum Weiterspielen. Langsam erhob sich Keßler von dem Ruhebett. Er ließ sich von dem Diener zurecht machen für den nächsten Akt, mit der Ruhe des gefeierten Gastes und verwöhnten Künstlers. Auch das zweite Glockenzeichen berührte ihn nicht. Da klopfte es aber an die Tür, der Inspizient sah durch den Spalt, schon hochgradig nervös:

„Pardon, Herr Keßler, Sie müssen ja gleich hinaus — wir warten nur noch auf Sie."

„So warten Sie eben noch ein bißchen, mein Lieber."

„Sehr wohl, aber Sie wissen doch — Hoheit sind im Theater, Prinzeß Juliane —"

„Darum nur kein Echauffement. Auch Hoheiten können mal warten."

„Herr Keßler —!"

„Belieben?"

Und Heinz Keßler bürstete sich mit ausgesuchter Gelassenheit das Haar.

Das dritte Glockenzeichen, schrill und dringlich. Der Inspizient wand sich förmlich, da endlich das erlösende Wort:

„Na, dann meinetwegen los! Ich bin so weit."

Der andere schoß hinaus. Langsam folgte Keßler. Aber schon auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um, zu Jean hin.

„Wie war doch der Name — Henning?"

„Ganz recht, von Henning."

Ein Kopfnicken, und der Gast trat hinaus, in die Kulissen. Das Spiel ging weiter.

Im Zuschauerraum hafteten wieder aller Augen auf der Bühne an dem einen, der das Spiel dort beherrschte wie die Hörer draußen im Hause. Heinz Keßler war wieder ganz aufgegangen in seiner Rolle. Er spielte mit leidenschaftlicher Verve, anscheinend völlig unbekümmert um die Hunderte da draußen. Aber — war es Zufall oder kam es Astrid nur so vor? — spielte er nicht merkwürdig viel hier nach ihrer Seite zu?

Einmal aufmerksam geworden, begann sie darauf zu achten, und wirklich — nein, es war keine Täuschung mehr! Jetzt eben zeigte es sich ja ganz eklatant. Er hatte da am Tisch Platz zu nehmen, auf einem schon bereitstehenden Stuhl. Aber indem er sich niederließ, gab er diesem unauffällig eine Wendung, so daß er das Gesicht auch jetzt wieder ihnen zukehren konnte, und nun, wo er längere Zeit zu sprechen hatte, suchte sein Auge ganz deutlich ihre Loge — sie beide hier.

Astrid pochte vor Wonne das Herz.

„Du — der spielt ja zu uns her! Sieh doch nur!"

Sie raunte es hinter dem Fächer der Schwester zu.

Gerda war natürlich diese Wahrnehmung gleichfalls nicht entgangen. Dennoch erwiderte sie gelassen: „Wohl nur ein Zufall."

Aber insgeheim dachte sie: Gar kein Zweifel, es galt ihnen. Und sie wußte noch mehr, sie fühlte es förmlich körperlich: die Blicke des Mannes dort unten suchten nur eine von ihnen — sie selber war gemeint!

Rascher ging da ihr Atem. Was sollte das? Was hatte das zu bedeuten?

So ging der Akt zu Ende. In der Pause hätte Astrid brennend gern ihre Gedanken weiter mit der Schwester ausgetauscht. Sie war in einer heimlichen Erregung, voll prickelnder Spannung. Das war ja geradezu wundervoll! Doch endlich einmal etwas wie ein Erlebnis, eine kleine Sensation! Und ein leiser Rausch von Stolz und befriedigter Eitelkeit überkam sie. Daß sie beide solchen Eindruck auf den berühmten Künstler gemacht hatten!

Aber der Austausch dieser Gedanken verbot sich leider; denn es traten Bekannte zu ihnen in die Loge und blieben während der ganzen Pause.

Als Keßler im Zwischenakt in seine Garderobe trat, fand er einen wahren Blumenflor von fast betäubendem Duft in dem engen Raum. Da gebot er diktatorisch:

„Hinaus mit dem Zeugs! Ich habe keine Lust, Kopfschmerzen zu kriegen."

Nur eine mattgelbe Maréchal Niel zog er aus einem Strauß, wie in einem plötzlichen Einfall, und befestigte sie im Aufschlag seines Rockes.

Dann kam der Schlußakt. Mit Neugier harrte Astrid der kommenden Dinge, und auch in Gerda war jene dunkle, geheime Spannung.

Während der ersten Auftritte hatte Keßler nicht zu erscheinen; aber dann kam seine große Szene, wo er von seiner allgewaltigen, kein Hindernis kennenden Liebe zu sprechen hatte, und da geschah es plötzlich wieder — ja geschah etwas, das Gerda in geheimem Erschrecken zusammenfahren ließ. Keßler spielte — sie fühlte es ganz deutlich, wie in einem geheimen Kontakte — nur zu ihr hin, und jetzt, wo er von seiner Verehrung für die geliebte Frau sprach, mit leidenschaftzitternden Worten, da suchten seine Blicke mit grüßendem Aufleuchten sie, und er drückte dabei die Rose, die er spielend zwischen den Fingern gehalten, für einen Moment an seine Lippen.

Einen Atemzug lang fühlte Gerda ihr Herz stocken, dann aber schoß es ihr heiß in die Schläfe. Was für ein Glück, daß aller Blicke wie gebannt an Keßler hingen! Keiner der anderen ahnte so, wem dieser geheime Gruß galt. Sie wähnten auch diese Bewegung in seiner Rolle begründet. Nur Astrid allein verstand außer ihr noch die Geste richtig. Ihre Hand stieß erregt unter der Logenbrüstung gegen Gerdas Knie:

„Du — das galt dir!“

Beifallsstürme brachen los, als nun das Stück zu Ende war; offenbar standen Keßler zahllose Hervorrufe und Kranzspenden bevor, und das Publikum war schon begierig auf dieses letzte Schauspiel. Aber sofort erhob sich Gerda; jetzt, wo wieder das helle Lampenlicht auf sie fiel, ganz unnahbarer Stolz. Und dem gefeierten Gast, der sich grade nach ihrer Seite dankbar verneigte, den Rücken kehrend, mahnte sie die Schwester, die gern noch geblieben wäre:

„Komm — daß wir dem Gedränge entgehen.“

Der Bursche wartete schon draußen vor der Loge mit ihren Abendmänteln, und in angemessenem Abstand folgte er nun den jungen Damen auf ihrem Nachhausewege.

„Nein, das war doch aber toll!“ raunte Astrid der Schwester zu. „Das mit der Rose! Was sagst du nur dazu?“

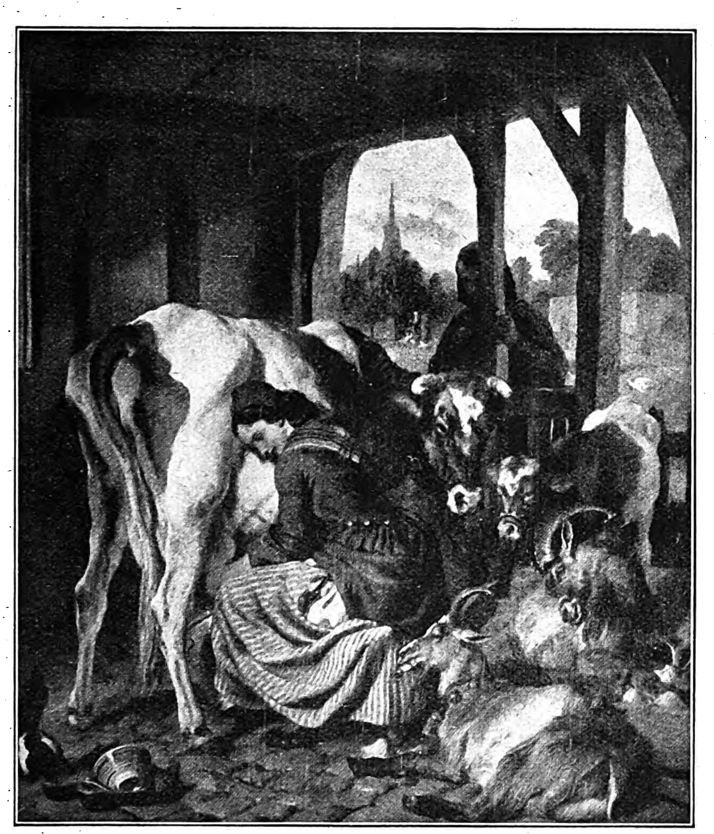
„Eine Unverschämtheit — nichts weiter.“

Und in der Tat brannte in Gerda helle Empörung. Wie konnte er es wagen, ihr, die er heute zum erstenmal gesehen, das zu bieten? Für wen hielt er sie denn?

„Aber es war doch im Grunde eine Huldigung für dich — freilich etwas temperamentvoll. Doch dafür ist er eben Künstler,“ beschwichtigte Astrid.

„Und ich bin die Tochter des Oberstleutnants von Henning, die für solche Komödiantenhuldigungen nicht das geringste Verständnis hat!“

Gerda sprach nichts weiter mehr auf diesem Heimwege. Astrid dagegen war äußerst mitteilsam. Das kleine Abenteuer wob dem glänzenden Darsteller in ihren Augen nur noch eine neue Gloriole. Begeistert schwärmte sie von seinem Spiele und seiner Persönlichkeit.



Die Magd und die Elster. Gemälde von E. Landseer. Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl.

Schweigsam war Gerda auch dann zu Haus beim Entkleiden. Sie teilte ja mit Astrid das Schlafzimmer. Nun lag sie im Dunkeln auf ihrem Lager, aber der Schlaf wollte nicht kommen.

So kühl sie vorhin alles abgewehrt hatte, sie fühlte doch die Erregung, die in ihr nachzitterte.

Aber war das wirklich nur, wie sie sich selber glauben machen wollte, die Entrüstung über jene Keckheit oder nicht noch etwas anderes?“

Plötzlich kam ihr wieder jener Eindruck zum Bewußtsein, den sie während Keßlers Spiel gehabt hatte. Jener seltsam lähmende und sie doch wieder tief aufstörende Bann. Und wie sie jetzt darüber grübelte, sich selbst sezierend, da wußte sie plötzlich: Es war im Grunde nicht der Künstler gewesen, der sie so fasziniert hatte, sondern der Mensch — der Mann, der sich in seinem Spiel offenbarte.

Ein Mann, in seiner Art ihr ganz neu, wie ihr noch keiner bisher begegnet war: der Typ des Herrenmenschen, des Siegers. Und doch war zugleich noch etwas anderes an ihm. Etwas Verborgenes, das sie leis erzittern ließ: die dämonische Kraft seiner Leidenschaft, wie sie sich in seinem Spiel offenbart hatte. Denn diese Töne konnte nur finden, wem sie selber nicht fremd waren.

Das war es, was Gerda von Henning nicht zur Ruhe kommen ließ in dieser Nacht. Sie hatte ein Gefühl, als ob da heute in ihr, ganz in der Tiefe ihrer Natur, etwas geweckt worden sei. Und es kam über sie wie eine dunkle Furcht vor sich selber.

„Na, bist du so weit?"

Astrid sah sich nach der Schwester um.

Gerda nickte, und so verließen sie zusammen ihr Zimmer. Es war die Nachmittagsstunde, wo man nach altem Brauch in Ellerstedt ausging, um seine kleinen Besorgungen zu machen, sich auf der Promenade zu zeigen oder wohl auch bei Rasmussen, der Konditorei, die von den Damen der guten Gesellschaft bevorzugt war, ein Weilchen zu sitzen.

„Übrigens wollte Kyllburg sich uns anschließen. Er wird wohl schon unten vorm Haus sein."

Astrid sagte es, während sie bereits die Treppe hinabgingen.

„Hast du ihn aufgefordert?" fragte Gerda.

„Ja, gewiß — ist es dir etwa nicht recht?"

„Doch, natürlich."

Und die Schwester schloß den letzten Knopf am Handschuh.

Kyllburg stand in der Tat schon unten und begrüßte nun die Damen. Gerda wußte es so einzurichten, daß Astrid zwischen ihnen beiden ging. Seit jener Stunde damals im Walde stand etwas trennend zwischen ihnen. Mit leiser Trauer fühlte es ein jeder, trotzdem er sich Mühe gab, den alten ungezwungenen Ton der Kameradschaft wieder zu treffen wie ehedem.

Das Gespräch mit dem Begleiter wurde denn auch eigentlich von Astrid geführt. Sie hatte es alsbald auf den gestrigen Abend gebracht, auf Heinz Keßler. Astrid äußerte sich in ihrer lebhaften Weise rückhaltlos, schwärmte von der bestechenden Persönlichkeit des gefeierten Schauspielers und warf dann hin:

„Übrigens habe ich heute vormittag etwas sehr Interessantes von ihm gehört: er soll ja früher Offizier gewesen sein — sogar Kavallerist, bei einem ganz feudalen Regiment."

„Was Sie sagen!"

Und auch Gerda horchte auf.

„Wo soll er denn gestanden haben?" fragte Kyllburg weiter.

„Das wußte Tilly —" Astrid sprach von ihrer Freundin — „selber nicht genau. Es soll aber, so meinte sie, drunten in Süd- oder Westdeutschland gewesen sein. Bei einem Dragoner-Regiment."

„Das ist ja in der Tat ganz interessant."

„Nicht wahr? Doch riesig! Sagen Sie, lieber Herr Kyllburg, könnten Sie denn nicht mal rauskriegen, ob an der Sache wirklich etwas dran ist?"

Kyllburg sann einen Moment nach, dann nickte er.

„Vielleicht doch, Fräulein Astrid. Ich werde mal mit Hauptmann Riemeister sprechen. Der ißt ja mittags immer in der ‚Traube', und soviel ich weiß, speist Keßler auch dort an der Tafel."

Der berühmte Gast war nämlich noch zu einem zweiten Auftreten verpflichtet worden, am morgigen Mittwoch, und weilte daher mehrere Tage hier im Städtchen.

Die drei waren inzwischen in die Wallstraße gekommen, mit ihren alten schattigen Linden in der Mitte die beliebteste Promenade der Stadt. Sie trafen daher um diese Stunde im langsamen Dahinschlendern sehr viele Bekannte. Kyllburg stellte es fest und fügte mit einem Lächeln zu Astrid hinzu:

„Es scheint ja heute alles mobil gemacht worden zu sein. Offenbar die Wirkung des interessanten Besuchs. Die Damenwelt hofft dem großen Mimen auch mal auf der Straße zu begegnen."

„Ach, glauben Sie wirklich?"

Und Astrid spähte von jetzt ab gespannt die Promenade hinunter, ob Keßlers Gestalt nicht irgendwo auftauchte.

Auch Gerda kam der Gedanke: wenn er jetzt plötzlich vor ihr stehen, ihr im hellen Schein des Tages, aus nächster Nähe ins Auge sehen würde? Und jene seltsame, dunkle Unruhe kam alsbald wieder über sie. Aber sie ließ das nicht erst Gewalt über sich gewinnen. Wie töricht auch! War sie denn ein kindischer Backfisch? Und das nüchterne Licht des Tages schien ihr die Ruhe, die Klarheit ihres Empfindens bald wiederzugeben.

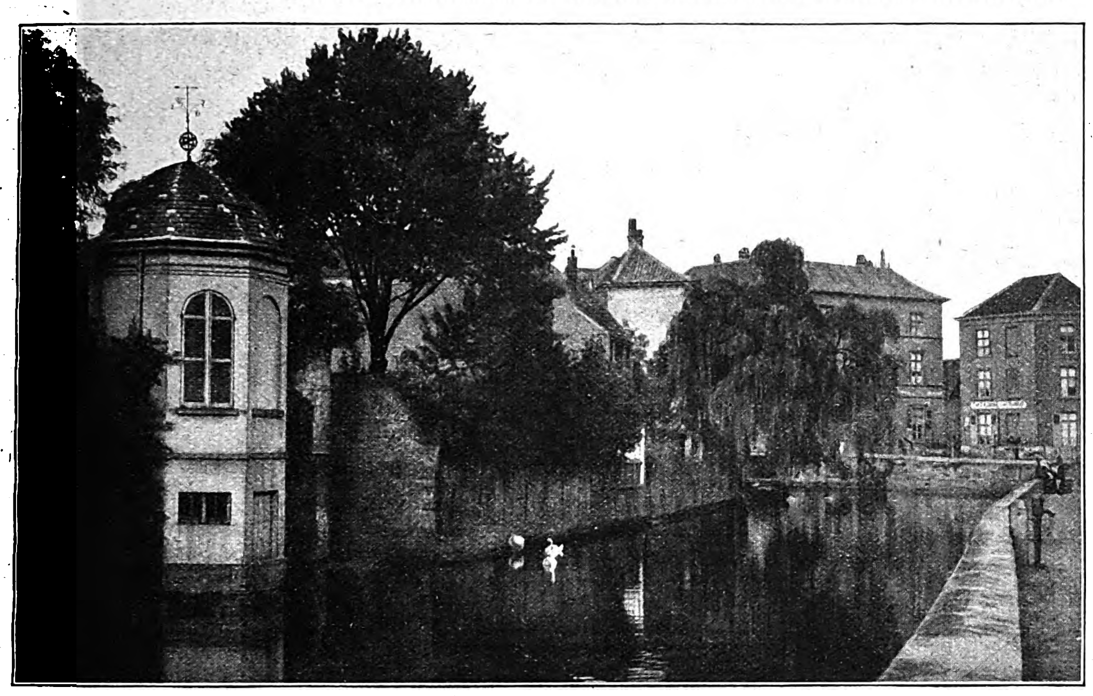
„Wir wollen doch hier links abbiegen," entschied sie, sehr zum Bedauern Astrids, „ich habe bei Tengelmann noch ein paar Besorgungen. Wenn Sie's langweilt, Herr Kyllburg — bitte genieren Sie sich nicht."

„Aber nicht im mindesten. Wenn meine Gegenwart nicht umgekehrt die Damen geniert, beim Einkaufen —"

Gerda schüttelte nur den Kopf, da ging er weiter mit ihnen.

Die Besorgungen waren erledigt, die drei traten wieder aus dem Geschäft. Aber kaum gingen sie ein paar Schritte, da stieß Astrid in aufgeregtem Flüsterton plötzlich hervor: „Du — da kommt er ja!"

(Fortsetzung folgt.)



Brügge: Altes Gartenhäuschen am Kanal.

Brügge, die tote Stadt.

Von Viktor Ottmann.

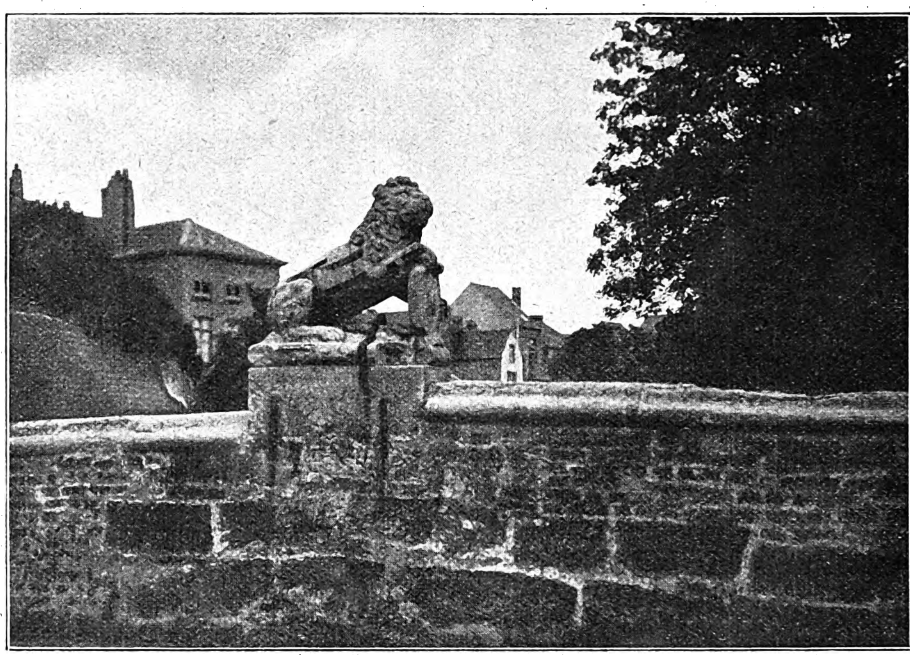
Mit acht Illustrationen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

[D]er letzte Stundenschlag ist verhallt, da zieht ein seltsames Klingen und Singen vom Turm über e Stadt dahin, bald zart, der süßen Wehmut voll ie eine Spieluhr aus roßvätertagen, bald laut d schrill, als gälte es das olk zum Sturm zu rufen, nn wieder wie halb stickt von verhaltenem einen, und dann in wellenden Akkorden flu- d wie ein inbrünstiges ankgebet nach siegrei- r Schlacht. Die eher- n Stimmen erfüllen die adt, sie fliegen durch e verödeten Straßen, selten nur ein Fuß be- tt, in die verlorenen inkel hinein, wo eine rwitterte Muttergottes t Ewigkeitsaugen auf sen und Efeu blickt, schweben an den Ka- len entlang, umtanzen e ernsten Kathedralen und flattern, langsam ersterbend, über Polder und Dünensand zur Nordsee hin. Der Turm mit dem wunderbaren Glockenspiel heißt Belfried, und die Stadt, der er stündlich ein Ständchen bringt, ist Brügge, die Hauptstadt Westflanderns, das tote Brügge.



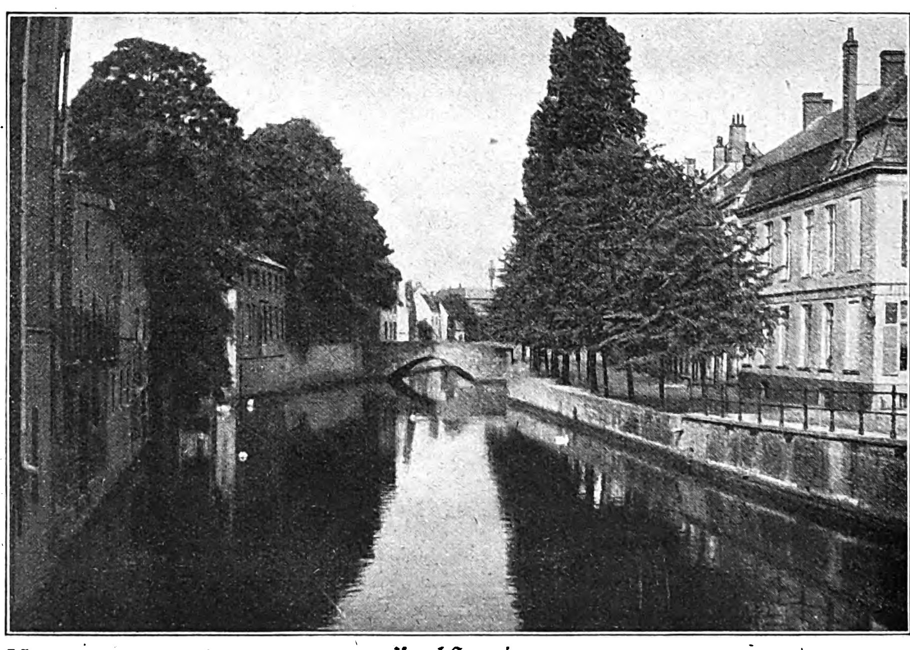
Goldshuis Goderix Konvent und St. Jakobskirche.

Nicht immer hat das kunstvolle Spiel nur den verhutzelten Weiblein des „Beginenhofes", verschlafenen Krämern und in den Tavernen den Kartenspielern ins Ohr getönt; es gab eine Zeit, da es die Herzen unter samtenen Wämsern und Silberpanzern, unter Seidenmiedern und köstlichem Zierat froh oder traurig stimmte, den von weiter Fahrt heimkehrenden Schiffen den Gruß entbot, den reisigen Troß zum Tor hinaus begleitete und



„Aus toten Augen in vergangene Zeiten blickend.“ Steinerner Löwe auf alter Kanalbrücke.

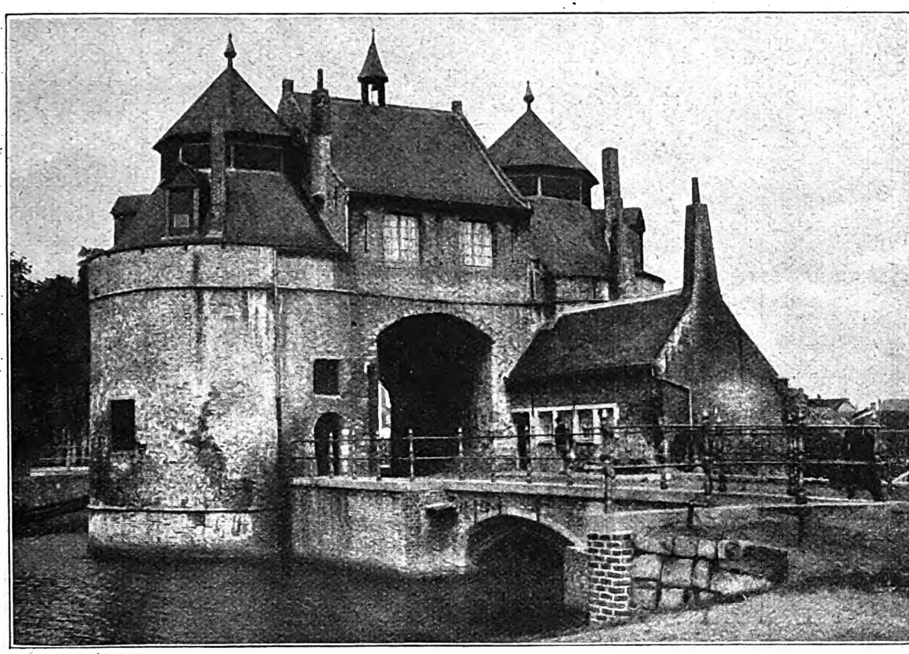
dem Volk bei derben Kirmesfreuden das Blut schneller kreisen ließ. Das war damals, als Brügge noch nicht eine zurückgebliebene Provinzstadt, sondern eine Herrscherin über Länder und Meere war, die nordische Nebenbuhlerin Venedigs und wie dieses ein Mittelpunkt des damaligen Welthandels. Zu jener Zeit, im 13. bis zum 15. Jahrhundert, stand Brügge noch in enger Verbindung mit dem Meer, die Einwohnerschaft belief sich auf 200000 Seelen, und die Stadtmauer, von der heute nur noch vier mächtige Tore erhalten sind, hatte einen Umfang von einer deutschen Meile. Dante rühmt in seiner Göttlichen Komödie die kunstvollen Deiche von Brügge als ein Weltwunder. In der Nordsee, der Ostsee, dem Atlantischen Ozean bis tief zum Süden hinab und an den Küsten des Mittelmeeres bis zur Levante — überall wehten Brügges Farben, und die Schiffe brachten mit ihren Waren blühenden Wohlstand heim. Der brüggische Handel war von so großer Bedeutung, daß auch auswärtige Geschäftshäuser, wie z. B. die Augsburger Fugger, hier Agenturen unterhielten. In alten Chroniken werden Wunderdinge vom Reichtum der Handelsherren und ihrer Prunksucht erzählt. So soll Johanna von Navarra, als sie mit ihrem Gemahl, König Philipp dem Schönen von Frankreich, 1302 Brügge besuchte, durch die Kleiderpracht der Patrizierinnen so überrascht gewesen sein, daß sie rief: „Ich hielt mich allein für eine Königin, hier aber sehe ich Hunderte gleich mir!“ Es gereicht den Brüggern von damals zur hohen Ehre, daß ihre Prunkliebe sich mit feinem Kunstgeschmack paarte und daß sie keine Kosten scheuten, um ihre Stadt mit großartigen Kirchen, schönen Profanbauten und erlesenen Kunstwerken zu schmücken. Eine ganze Kolonie berühmter Maler, der Süddeutsche Hans Memling obenan, machte sich in Brügge heimisch, auswärtige große Künstler wurden mit Aufträgen bedacht, und so sammelte sich in der Stadt eine Fülle von Meisterwerken an, die wie Michelangelos rührend schöne Madonna mit dem Kind und Memlings Reliquienschrein der heilige



Kanal-Szenerie.

Ursula noch heute die Kunstfreunde von weit und breit in das tote Brügge locken.

Das tote Brügge, ja! Denn diese Stadt ist nur noch ein gespensterhafter Schatten von dem, was sie früher war. Und seltsamerweise sind daran nicht, wie man annehmen sollte, die kriegerischen Nöte Flanderns schuld, die von unerhörten Greueln, von Blutgeruch und Brand erfüllten Zeiten, als Herzog Alba in den Niederlanden wütete, sondern ein Naturereignis und seine wirtschaftlichen Folgen. Unter den Kriegen und dem politischen Hader hatte Brügge verhältnismäßig wenig zu leiden, und es hätte diese Wirren sicherlich ebenso gut überstanden wie die anderen, weit härter betroffenen niederländisch-flämischen Städte. Aber gegen die Versandung des Zwyn, des Meerarmes, durch den die Stadt damals mit der Nordsee verbunden war, konnte sie sich nicht wehren. Eine jener häufigen Launen der Natur, die gerade an dieser Küste so tief einschneidende Veränderungen geschaffen haben, legte die blühende Schiffahrt lahm und mit ihr den Handel. Die Reeder und Kaufleute verlegten ihre Tätigkeit nach Antwerpen, dem lachenden Erben des sterbenden Brügge, und seit Ende des 15. Jahrhunderts verfiel die einst so mächtige Stadt immer schneller dem Schicksal des Verarmens und Vergessenwerdens. Erst in neuester Zeit hat der belgische Staat große Anstrengungen gemacht, um Brügges Handel durch Anlegung des neuen Seehafens Zee-Brugge wieder zu beleben; mit welchem Erfolge aber, das muß abgewartet werden, jedenfalls ist die Nebenbuhlerschaft von Antwerpen, Brüssel und Gent übermächtig.

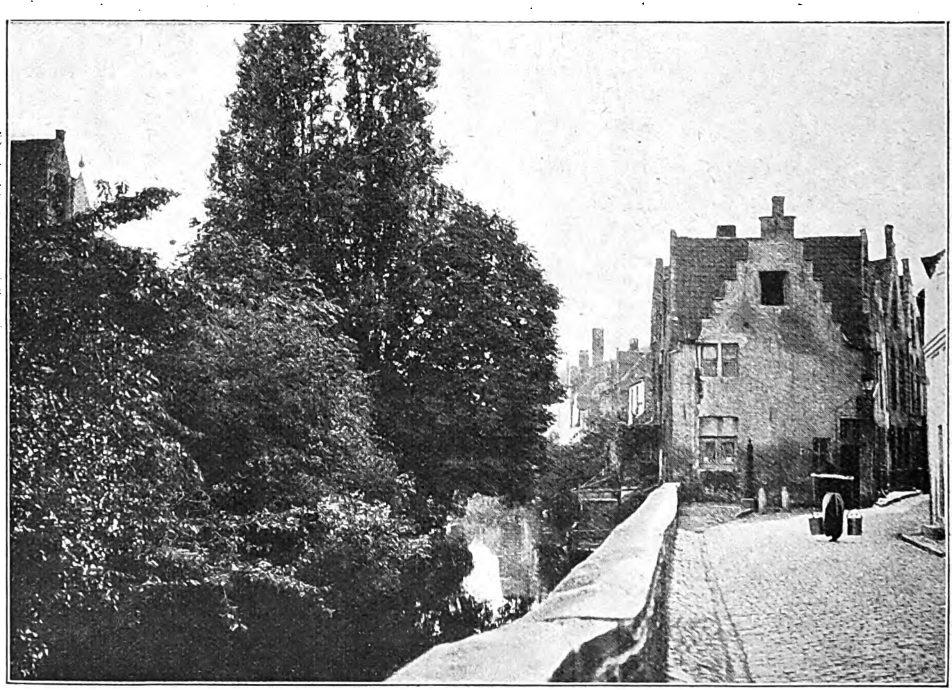

Das Ostender Tor.

Der Fremde, der nach Brügge geht, darf keine überschwenglichen Erwartungen hegen. Zwar sind die alten Prachtbauten, wie das zierliche Stadthaus, die düsteren Hallen mit dem Belfried, die Stadtkanzlei und die Liebfrauenkirche, noch alle in bestem Zustand vorhanden, aber der bürgerliche Wohnhausstil der ältesten Quartiere steht mit geringen Ausnahmen ganz im Zeichen der schlichten, fast puritanisch


Verödeter Kanal.

schmucklosen Frühgotik und verträgt keinen Vergleich mit der phantastisch heiteren Üppigkeit, wie sie in den Renaissancebauten unserer alten deutschen Städte, z. B. Nürnberg und Hildesheim, zum Ausdruck kommt. Die Schönheiten Brügges drängen sich nicht mit der Geschwätzigkeit eines Fremdenführers auf, sondern wollen in versteckten Winkeln vom liebevoll forschenden Blick gefunden werden; dann aber üben sie einen Zauber aus, dem sich kein empfängliches Gemüt, kein ästhetisch geschultes Auge entziehen kann. Es ist eine Stadt für Poeten, für Stimmungsschwärmer, für Weltflüchtlinge, die hier in den verödeten Gassen, an den stillen Kanälen, an den von Seerosen überwucherten Umwallungsgräben ihren Träumen nachhängen und Gespenster im Sonnenschein sehen. Unbefangene Kinder der Welt werden sich in Brügge auf die Dauer nicht recht wohl fühlen. Eine unsagbare Melancholie spinnt ihre Fäden zwischen den Mauern, die auf Schritt und Tritt von der raschen Vergänglichkeit, dem bißchen Daseinsfreude und dem ewigen Todesschlaf erzählen. Aber sind diese Häuser wirklich tot? Haben sie nicht Gesichter, gleichen nicht ihre Fenster Augen, ihre Dächer spitzen Hüten? Ist es nicht, als ob ein menschlicher Ausdruck sie beseelte, als ob sie uns hier teilnahmsvoll, dort gleichgültig, dort wieder wie mit schlecht verhehltem Hohn ansähen? Und das träge rinnende Wasser in den längst zwecklos gewordenen Kanälen, die verträumten Gartenpavillons, in denen am hellen Tage freche Ratten ihr Wesen treiben, die von Efeu übersponnenen Hauswände, die Marmorlöwen auf den Brücken, die aus toten Augen in vergangene Zeiten blicken, die verwitterten Heiligenbilder und die murmelnden Brunnenbecken — raunen sie nicht dem Hellhörigen seltsame Geschichten ins Ohr, Legenden voll zarter Wehmut und heißem Schmerz?

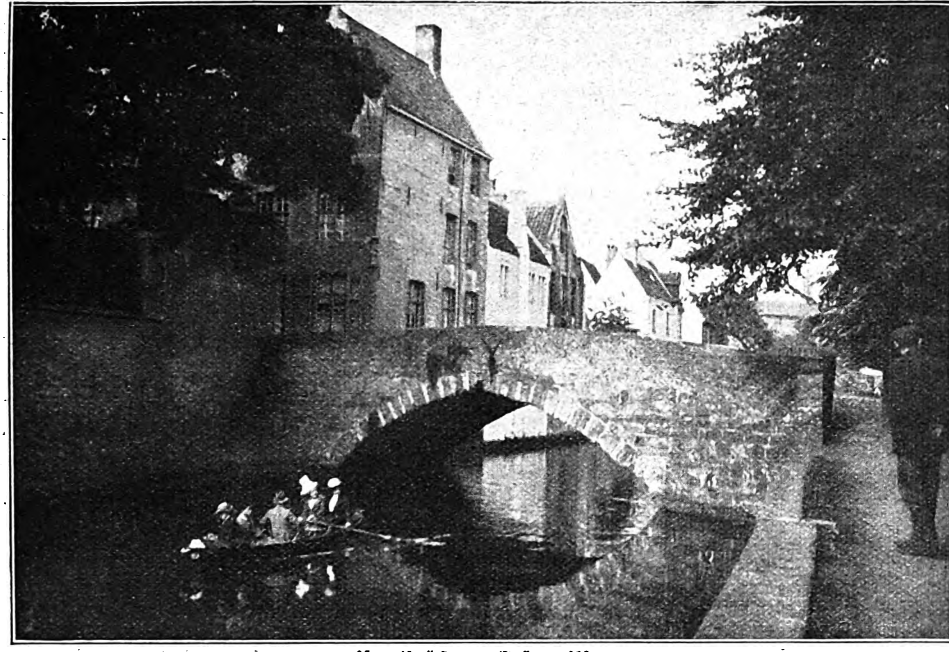
Nicht nur das steinerne Gewand der Stadt, auch ihr lebendiger Inhalt kommt dem Fremden mitunter nicht geheuer vor, er wittert Spuk. Dann will es ihm scheinen, als wäre Brügge nur von alten, verkümmerten Frauen bewohnt, deren Aussehen und Gebaren an verklungene Märchen der Kinderzeit erinnern. Bis zur Nasenspitze in glockenförmige Mäntel gehüllt, auf dem Kopf ihr einziger Schmuck, ein zierliches Häubchen, huschen sie scheu über das Pflaster, wie voller Angst vor der neuen Zeit, und verschwinden hinter geheimnisvollen Toren. Obwohl auch in Brügge, wie in ganz Belgien, zwischen Klerikalen und Radikalen erbitterte Fehde herrscht, hält die Stadt im allgemeinen doch treu zur katholischen Kirche, von deren Stiftungen ein großer Teil der sehr bedürftigen Bevölkerung lebt. Das heiß ersehnte Ziel der ledigen Weiblichkeit geringeren Standes ist der „Beginenhof", ein in den meisten belgischen Städten vorhandenes Institut, das eine Art von weltlichen Kloster darstellt. Gegen Zahlung eines Eintrittsgeldes und eines sehr mäßigen Jahresbeitrages finden unbescholtene Jungfrauen jeden Alters Aufnahme im Beginenhof, wo sie unter Aufsicht einer vom Bischof ernannten „Grootjuffrouw" oder „Grande Dame" zunächst im gemeinschaftlichen Konvent leben; nach sechs Jahren dürfen sie dann in kleinen Gruppen reizende Einzelhäuschen bewohnen, die rings um das Konvent errichtet sind. Vor allen Stürmen des Lebens sicher, betreiben die Beginen hier Handarbeit, hauptsächlich Spitzenklöppelei — gehören doch die flandrischen und Brabanter Spitzen zu den köstlichsten ihrer Art —, und nehmen an den zahlreichen, schon um fünf Uhr morgens beginnenden religiösen Übungen teil.



Partie an einem verödeten Kanal.

Bedauerlicherweise ist die Stadtmauer, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch wohlerhalten

war, damals abgetragen worden, um, wie es hieß, Raum für die Ausdehnung der Stadt zu schaffen. Es war eine pietätlose und höchst überflüssige Tat, denn auch heute noch hat Brügge innerhalb der ehemaligen Umwallung reichlich Platz, und es frägt sich sehr, ob die Stadt jemals darüber hinaus wachsen wird. Zum Glück ließ man wenigstens die schönen, mächtigen Tore stehen. Rätselhaft erscheint es dem Fremden, wo die Bevölkerung, die doch immerhin 55000 Köpfe zählt, sich eigentlich aufhält. Auf der Straße ist sie jedenfalls nur sehr spärlich vertreten, und der Verkehr ist so gering, daß das gelegentliche Rollen eines Wagens förmlich erschreckend wirkt. Brügge wäre noch einsamer, wenn es nicht von dem großen Fremdenstrom profitierte, der sich in jedem Sommer in die Seebäder der nahen Küste wälzt, nach Ostende, Blankenberghe, Heyst, Knocke usw., und natürlich auch die „tote Stadt" nicht unberührt läßt. Dazu kommt noch, daß die Engländer Brügge mit besonderer Liebe ins Herz geschlossen haben und hier eine Fremdenkolonie unterhalten, die sich ständig auf etwa 3000 Köpfe belaufen soll.



Kanalbrücke am Grünen Ufer.

Die reizvollsten Punkte Brügges liegen an den Kanälen, denen die Stadt den oft gehörten Beinamen „das nordische Venedig" verdankt. Wie alle derartigen Vergleiche, hinkt auch dieser auf beiden Füßen, denn trotz der Kanäle ist Brügge noch lange kein Venedig und Venedig kein Brügge. Aber das eine hat die tote flandrische Stadt mit der noch immer so lebensfrischen Königin der Adria gemein, daß sie ein Lieblingsaufenthalt der Maler ist. Die Ritter von der Palette haben natürlich längst entdeckt, welche Perlen in den oft unscheinbaren Gassen und Winkeln schlummern, und man sieht sie allenthalben eifrig mit Öl- und Wasserfarben hantieren. Daß auch der nach „Motiven" begierige Amateurphotograph auf seine Rechnung kommt, mögen die im Schlendern aufgenommenen Bilder zu diesem Aufsatz bezeugen. Es steckt, wie schon vorher gesagt, nichts überragend Imposantes, nichts Blendendes in Brügges alten Mauern, desto mehr aber jene leise, heimliche Schönheit, die dem Kennerauge oft mehr Freude bereitet als manche hochbelobte „Sehenswürdigkeit".

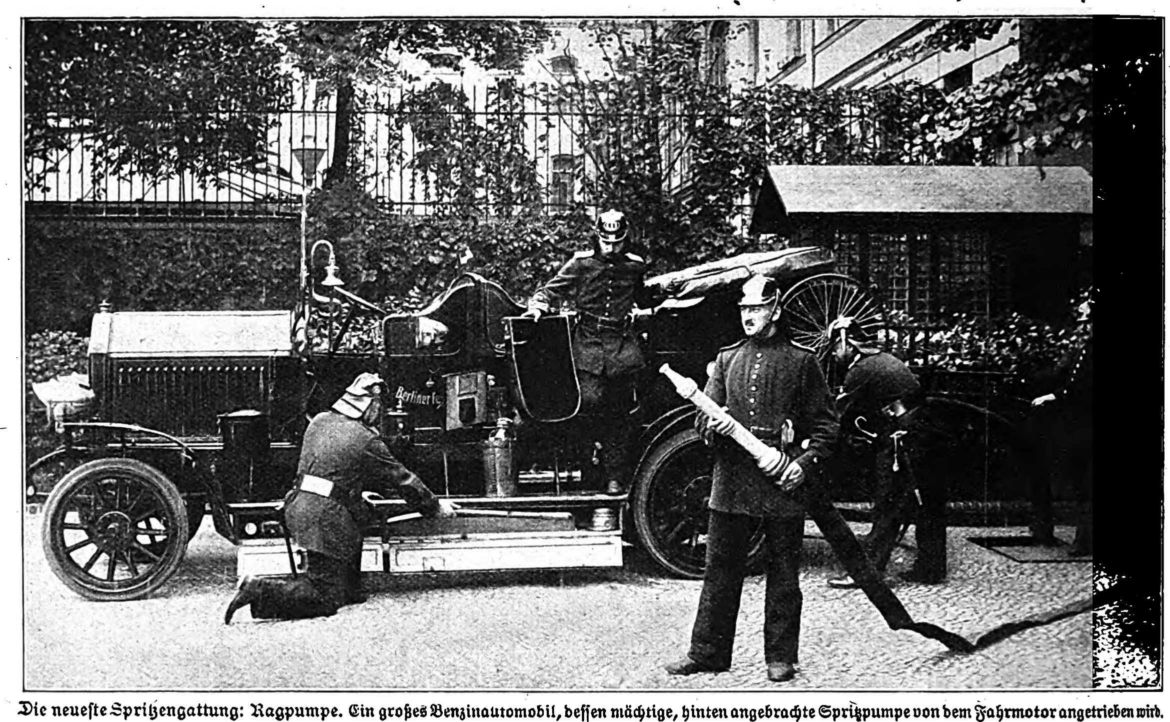
Herbstgruß.

Fliege, kleines, weißes Blatt,
Flieg' im Herbstwind durch die Welt;
Künde, wie ein Menschenglück
Still vom Baum des Lebens fällt.

Mit den Blättern, gelb und rot,
Wirbelt dich der Sturm durchs Land;
Künde, wie ein Menschenherz
Still den Weg zum Frieden fand.

Grüße mir die Brüder all,
Die die dunklen Wege gehn,
Und mit Augen, still und klar,
Welke Blätter fallen sehn.

Karl Berner.



Die neueste Spritzengattung: Ragpumpe. Ein großes Benzinautomobil, dessen mächtige, hinten angebrachte Spritzpumpe von dem Fahrmotor angetrieben wird.

Löschmaschinen.

Die neuesten Einrichtungen der Berliner Feuerwehr. Von Artur Fürst.

Mit sieben Illustrationen nach Original-Aufnahmen.

Mit unüberwindlicher Stoßkraft dringt die Technik allmählich in sämtliche Disziplinen ein. Wie der Landmann heute seinen Acker maschinell bestellt, das Arbeitszimmer des Arztes voll technischer Apparate ist, so wird jetzt auch das Feuer, immer noch der erbittertste Feind des Menschen, mit großen Maschinen bekämpft. In gut organisierten Großstädten gibt es keinen Feuerwehroffizier mehr, der nicht eine gründliche technische Bildung hätte, in Berlin müssen selbst die Brandmeister, die Leiter der einzelnen Feuerwachen, eine abgeschlossene akademische Bildung besitzen und das Examen als Diplomingenieur abgelegt haben.

Diese Vorschrift wird leicht verständlich, wenn man einen der modernen Berliner Löschzüge betrachtet. Infolge des energischen Vorgehens des Kommandanten der Feuerwehr, Branddirektors Reichel, hat sich hier an den Fahrzeugen und dem, was sie bergen, während der letzten Jahre eine vollkommene Umwandlung vollzogen. Wohl stehen noch bei einigen Wachen die prächtigen, starken Feuerwehrpferde an ihren Krippen, den Kopf nach der Stalltür zugewendet, um beim Alarm sofort herauslaufen zu können, aber für jede der neuen Wachen und bei allen Ergänzungen in den älteren werden nur noch Automobilfahrzeuge eingestellt. Das Pferd wird hier in kurzer Zeit gänzlich verdrängt sein, und mit ihm werden die mancherlei Unfälle und Aufenthalte verschwinden, die beim Ausrücken durch Stürzen und Ausgleiten der Zugtiere nicht selten eintraten. Die zuverlässige, exakt arbeitende Maschine tritt an die Stelle der Tiere.



Der Rauchhelm mit Atemsack auf der Brust des Mannes und dem Lufterneuerungsapparat im Tornister.

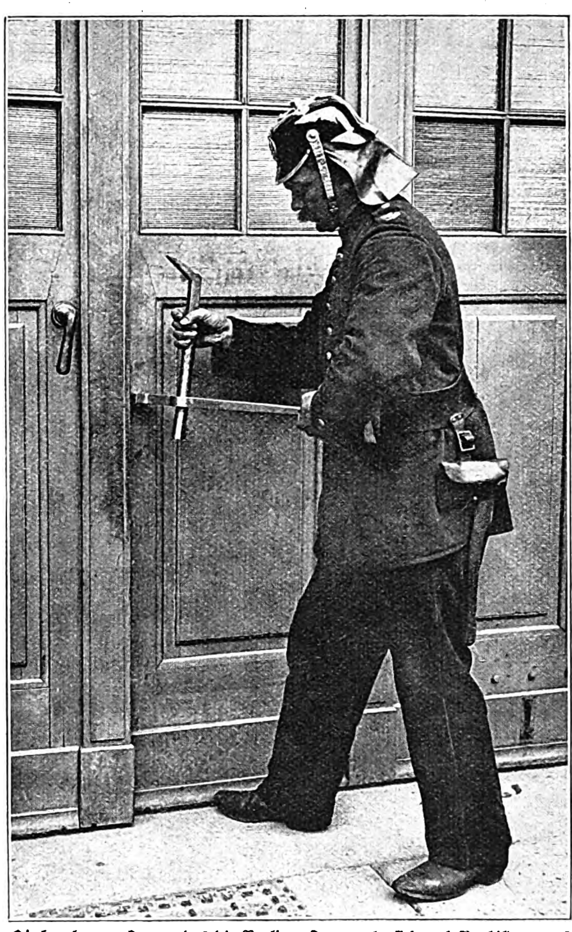
Um die bei den Fahrzeugen der Feuerwehr zehnfach notwendige absolute Zuverlässigkeit zu erzielen, werden in Berlin für die stets fahrbereit

dastehenden Löschzüge ausschließlich Elektromotoren zum Antrieb verwendet. Ihre Apparatur ist bedeutend einfacher als die der Benzinmaschinen. Sie brauchen nicht angeworfen zu werden und unterliegen nicht den mancherlei Launen, die der Explosionsmotor infolge seines sehr komplizierten Aufbaus immerhin auch heute noch hat. Beim Alarm braucht nur aus jedem Fahrzeug ein Stöpsel herausgezogen zu werden, der während der Ruhezeit den zum Laden der Akkumulatoren notwendigen Strom heranführt, dann kann sofort ausgefahren werden. Schon nach zwanzig Sekunden befindet sich der Löschzug auf der Straße. Die Akkumulatoren haben immer so viel Ladung, daß sie den Wagen über die längste Strecke, die er schlimmstenfalls fahren muß, fünfmal ziehen können. Das reicht für alle Eventualitäten aus.

Der normale Berliner Löschzug, wie er jetzt stets auf den ersten Alarm hin ausrückt, besteht aus vier Fahrzeugen: der Gasspritze, dem Mannschaftswagen, der mechanischen Leiter und der Dampfspritze. Die Gasspritze dient für den allerersten Angriff. Sie kann mit Hilfe des Drucks aus einer Kohlensäureflasche unmittelbar sofort nach Ankunft auf der Brandstelle, freilich nur für kürzere Zeit, einen sehr kräftigen Wasserstrahl aussenden. Die Dampfspritze, diese mächtige Wasserspenderin, braucht von dem Moment des Ausfahrens bis zu ihrer vollen Löschbereitschaft acht Minuten. Auf sie ist also nicht sofort zu rechnen, zumal auch noch das Aufsuchen des meist flach im Straßenpflaster liegenden Hydranten zum Einsetzen des Saugrohrs Zeit in Anspruch nimmt. Aus diesem Grunde führt die Dampfspritze in einem großen Eisenkasten, der unter den Sitzen für die Mannschaft liegt, stets eine beträchtliche Wassermenge mit sich. Bei der Ankunft auf der Brandstelle braucht nur die Schlauchhaspel heruntergekippt, zugleich der Verschluß der Kohlensäureflasche geöffnet zu werden, und nach wenigen Sekunden schon kann das Ablöschen mit einem sehr intensiven Wasserstrahl beginnen.


„Die Leiter hoch!" Der Mann links hat die mechanische Leiter von ihrer wagerechten Ruhelage mit Hilfe eines elektrischen Schalthebels in die Schräglage gehoben; der andere Feuerwehrmann öffnet das Ventil der Kohlensäureflasche, worauf die Leiter in zwanzig Sekunden sechs Stock hoch emporschießt.

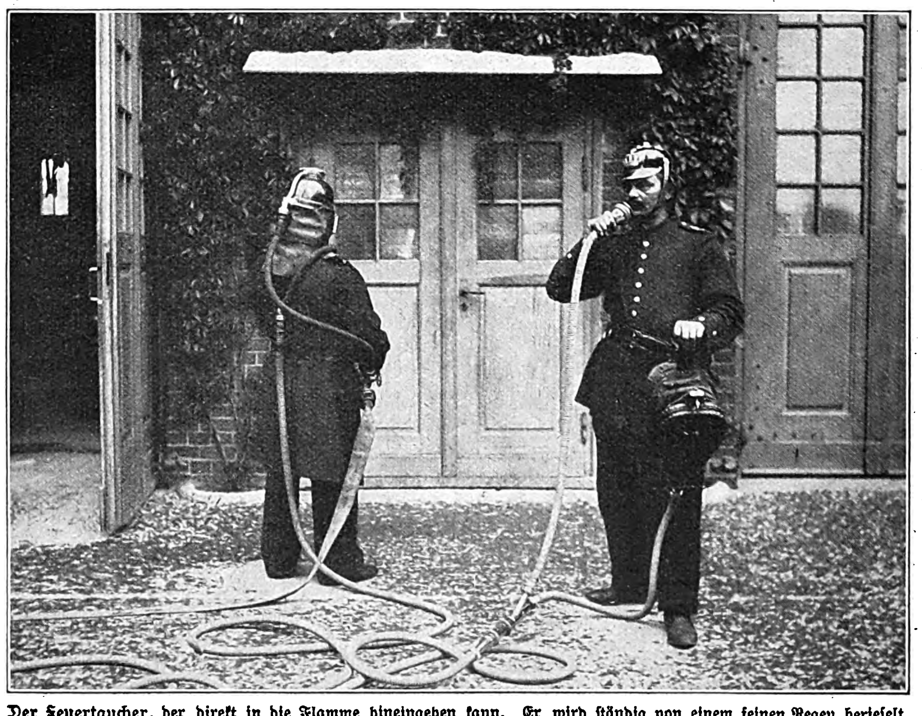
Von allen Fahrzeugen der Feuerwehr ist bei den Berlinern die Dampfspritze am meisten bekannt und beliebt. Wenn der Wagen mit dem kleinen Kessel und dem geduckten, gelben Schlot durch die Straßen rasselt und eine dicke Qualmfahne hinter sich herzieht, folgen ihm Blicke voll Bewunderung und voll Vertrauen auf seine wasserschleudernde Kraft. Leider aber wird die Dampfspritze nicht mehr lange existieren. Es hat sich herausgestellt, daß das Berliner Leitungswasser in seinem jetzigen Zustand zum Speisen von Dampfkesseln recht ungeeignet ist. Das Wasser enthält infolge eines bei den Wasserwerken neu eingeführten Filtrierverfahrens zuviel Sauerstoff, der die Wände des Kessels scharf angreift. Fortwährend müssen kostspielige Reparaturen gemacht, die Siederohre erneuert werden. Aus diesem Grunde hat die Leitung der Feuerwehr beschlossen, vom Dampfbetrieb der Pumpen zum Antrieb durch einen Benzinmotor überzugehen. Schon jetzt ist ein sehr starkes Spritzenaggregat in Betrieb, das durch einen Benzinmotor angetrieben wird. Es ist dies die berühmte Ragpumpe, die bei dem Wassereinbruch in den Tunnel der Untergrundbahn so vortreffliche Dienste geleistet hat. Ihr Name ist aus den Anfangsbuchstaben der Worte zusammengesetzt, die den Namen der herstellenden Fabrik bilden. Sie ist auf einem Automobil montiert, das im Gegensatz zu den elektrisch angetriebenen Fahrzeugen des stets alarmbereiten Zuges mit einem Benzinmotor ausgerüstet ist. Durch das Umlegen von ein paar Hebeln kann die Zugmaschine des Wagens ohne weiteres als Pumpenantrieb gebraucht werden. Es handelt sich in diesem Fall um eine rotierende Pumpe, eine Kreiselpumpe, die nicht durch das Auf- und Niederziehen von Kolben, sondern durch das rasche Umwälzen einer Anzahl wassergefüllter Kammern das Wasser im Schlauch emporjagt.



Einbrecherwerkzeug, das die Berliner Feuerwehr sich nach Vorbildern aus dem Kriminalmuseum hat machen lassen, um bei Gefahr geschlossene Türen rasch öffnen zu können.

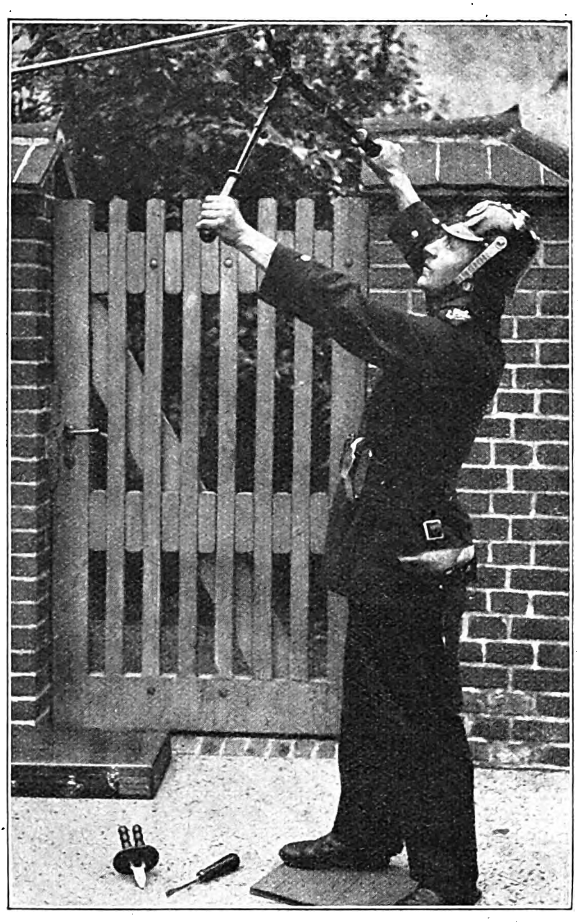
Die Kraft, die so bequem in eine gewöhnliche Kohlensäureflasche gebannt ist, wird neben der Gasspritze auch noch bei der mechanischen Leiter verwendet. Dieser früher recht schwerfällige Apparat ist jetzt ein sehr rasch bewegliches und für Rettungsaktionen ungemein wichtiges Instrument geworden. Wenn bei einem Brand die Treppen verqualmt sind und das Anlegen von Steckleitergängen zu lange dauern würde, dann ertönt das Kommando „Leiter hoch!" Ein kleiner Elektromotor wird eingeschaltet. Im Nu hebt er die wagerecht daliegende zusammengeschobene Leiter in die senkrechte Lage. Ein zweiter Mann öffnet das Ventil der Kohlensäureflasche, und in zwanzig Sekunden hat die oberste Sprosse der ausgereckten Leiter die Höhe des sechsten Stockwerks erreicht. Sofort klettert jemand mit einem Schlauch hinauf und kann nun von dort oben eine Rettungsaktion vornehmen oder Wasser geben.

Es kommt vor, daß die mechanische Leiter auf ganz engen Höfen und an der Rückwand von umbauten Grundstücken, die keine Durchfahrt von der Straße her haben, nicht zu gebrauchen ist. In solchen Fällen könnte es sich ereignen, daß die Berliner Feuerwehr trotz aller ihrer vortrefflichen Einrichtungen nicht imstande wäre, mit ihren Schläuchen an die Brandstelle heranzukommen. Für alle solche Fälle höchster Verzweiflung steht nun der Fontanamast bereit, eine ganz genial ausgedachte Maschine, um einen Spritzenschlauch bis zu einer Höhe von sechzehn Metern hinaufzuschaffen und den von ihm ausgesendeten Wasserstrahl dort oben vollkommen lenken zu können, ohne daß ein Mann den Erdboden zu verlassen braucht. Diese Vorrichtung ist im Zustand der Ruhe so klein und niedrig, daß sie durch jeden Hausflur hindurchtransportiert werden kann. Wenn sie an der Stelle angelangt ist, wo sie gebraucht werden soll, werden rasch vier Stützen ausgestreckt, die dem Grundkörper eine unverrückbare Position geben. Dann drehen zwei Mann an Kurbeln, und aus dem niedrigen Gestell heraus reckt sich höher, immer höher ein starker vierkantiger Mast, der imstande ist, den



Der Feuertaucher, der direkt in die Flamme hineingehen kann. Er wird ständig von einem feinen Regen berieselt, bekommt Luft von außen zugepumpt und kann sich durch ein Sprachrohr mit dem Luftgeber verständigen.

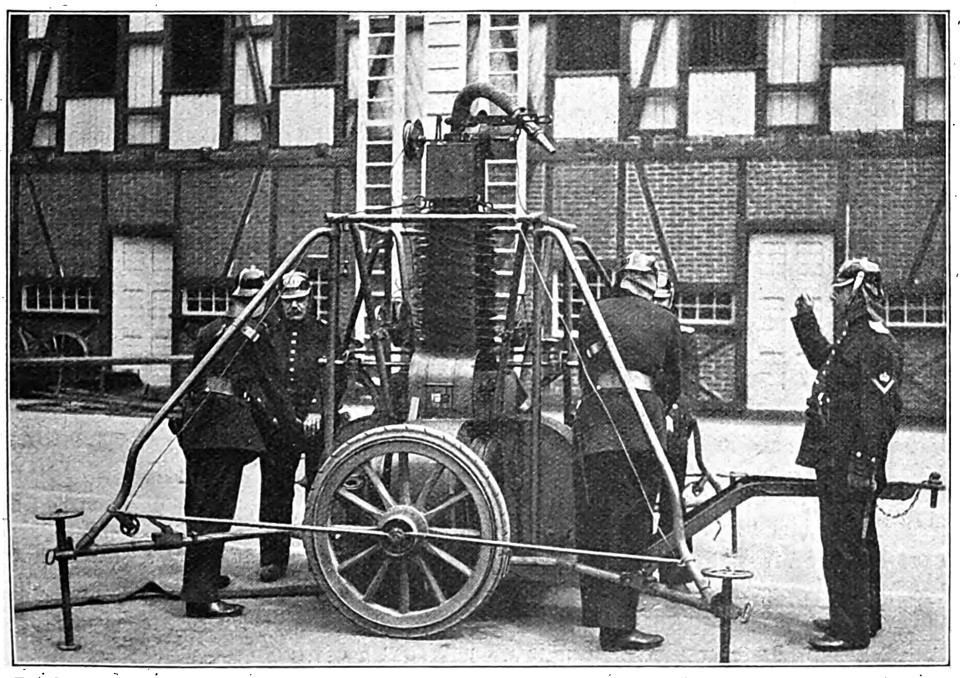
kolossalen Rückstoß des oben ausspritzenden Wassers aufzunehmen. Der Mast entsteht dadurch, daß sich von vier Trommeln breite stählerne Bänder abrollen, über die sich von selbst in Abständen von etwa zwanzig Zentimetern feste eiserne Ringe streifen, die die zu einem vierkantigen Rohr von quadratischem Querschnitt sich aneinanderlegenden Bänder versteifen. Man sieht mit Verwunderung das Herauswachsen dieses mächtigen Mastes aus seiner Urgestalt, man beobachtet voll Staunen, wie sich aus den biegsamen Bändern ein unerschütterlicher fester Turm in kaum mehr als einer Minute bildet. Die metallene Spitze des Schlauchs, den der Mast mit in die Höhe nimmt, kann von unten her durch zwei Handräder nach allen Seiten gewendet werden.



Der isolierte Feuerwehrmann. Abschneiden eines Leitungsdrahts bei Hochspannungsgefahr durch eine Zange mit Gummigriffen. Der Mann steht auf einer dicken Gummiplatte.

Der vierte Wagen des modernen Berliner Löschzuges, der Mannschaftswagen, birgt einen wahren Zauberkasten. Wenn die Mannschaft abgestiegen ist und die Seitenwände des Wagens geöffnet sind, dann kann man aus dem unerschöpflichen Innenraum des Gefährtes Apparate zu allen erdenklichen Hilfeleistungen hervorholen. Da liegt in einem ...übschen Kästchen aus poliertem Holz das Gerät, ...as gebraucht wird, wenn bei der Straßenbahn oder ... einem anderen elektrischen Betrieb ein Draht ge...ssen ist, der Hochspannung führt und abgeschnitten ...erden muß. Der zu dieser Verrichtung komman...erte Mann nimmt aus dem Kasten zuerst eine große dicke Gummiplatte. Diese legt er auf den Boden und stellt sich darauf. Nachdem er sich so isoliert hat, greift er nach der gewaltigen Drahtschere, deren Griffe ebenfalls aus Hartgummi bestehen. Wenn er jetzt die Schneiden an das Kabel ansetzt, be...teht keine Gefahr ...nehr, daß er einen Schlag bekommt. Die Schere ist so ...räftig gebaut und ...at eine so gute ...ebelübersetzung, ...aß sie den Ober...itungsdraht der ...traßenbahn wie ...nen Bindfaden ...urchschneidet.

Daneben steht ...n **Kasten**, der ein ...chtiges Einbre...erwerkzeug von ...er **besten** Art ent...ilt. Nach Vor-



Der Fontanamast, der ein Wasserrohr sechs Stock hoch hebt. Der Spritzenschlauch wird mit seiner Hilfe bis zu einer Höhe von 16 m hinaufgebracht, und der von ihm ausgesandte Wasserstrahl ist vom Erdboden aus lenkbar, ohne daß ein Mann diesen zu verlassen braucht.

lagen, die das Kriminalmuseum lieferte, also nach Originalstücken, die man Einbrechern abgenommen, hat die Berliner Feuerwehr sich richtige Geldschrankknacker bauen lassen. Sie braucht sie überall da, wo es gilt, eiserne Türen rasch zu öffnen, zu denen der Schlüssel im Augenblick nicht zu erlangen ist. Das sehr interessante stählerne Gerät vermag mit einer scharfen Schneide in die feinste Fuge einzudringen und kann dann mit Hilfe eines langen Hebelarms auch eine sehr kräftig verschlossene Tür aufwuchten.

Der Kasten des Mannschaftswagens enthält dann noch den Apparat zur Anstellung von Wiederbelebungsversuchen an Personen, die dem Erstickungstode nahe sind. Ferner liegen darin der Rauchhelm und die Ausrüstung für den Feuertaucher. Wenn ein Feuerwehrmann in Räume eindringen muß, die so verqualmt sind, daß Atemluft darin nicht mehr vorhanden ist, so setzt er vorher den Rauchhelm auf. Dessen Apparatur legt sich mit Hilfe eines kleinen Pneumatiks, den man aufpumpen kann, luftdicht um das Gesicht des Mannes. Auf der Brust hat er einen großen Sack, in den die von ihm ausgeatmete Luft hineingeht. Frische Zufuhr erhalten seine Lungen aus dem Tornister auf dem Rücken, wo mit Hilfe von Chemikalien ständig neuer Sauerstoff gebildet wird.

Die Anwendung des Rauchhelms kann immer nur wenige Minuten dauern. Dann ist der Inhalt des Tornisters erschöpft, und es findet keine Zufuhr von frischer Luft mehr statt. Für größere Angriffe inmitten eines Brandherdes ist daher noch eine andere Vorrichtung da, die ein längeres Verweilen in schlechten Gasen und ein noch intensiveres Vordringen gestattet. Der damit ausgerüstete Mann heißt der Feuertaucher, weil er sich direkt in die Flammen hineinzubegeben vermag. Er zieht einen vollständigen Anzug aus unverbrennbarem Stoff über seine Uniform und setzt wiederum einen luftdicht anschließenden Helm auf. Den Luftergänzungsapparat führt er aber nicht mehr mit sich, sondern er bleibt durch einen Luftschlauch ständig mit der Außenwelt verbunden. Ein Kollege steht draußen im Freien und pumpt ihm mit einem Blasebalg ständig frische Luft zu. Der Luftschlauch dient zugleich als Sprachrohr zur Verständigung mit dem Mann im Feuer. Damit dieser aber wirklich in die Flammen hineintauchen kann, ist noch die folgende Einrichtung getroffen. Von dem Spritzschlauch, den der Mann mit sich führt, ist ein etwas engeres Rohr abgezweigt, das zu der Spitze des Helms hinaufführt. Dort befindet sich eine ringförmige Düse, aus der nun ständig ein kräftiges Wasserbad über den ganzen Asbestanzug des Feuertauchers rieselt. Auf diese Weise kann er es schon ganz gut eine Weile in arger Glut aushalten und gefährdete Menschen selbst aus lichterloh brennenden Räumen herausholen.

Mit Hilfe all dieser modernen Apparate und Maschinen ist die Berliner Feuerwehr wohl imstande, die ihr anvertraute Stadt vor der grimmen Gefahr des Feuers zu bewahren.

Die beiden Anderl.

Eine Erzählung aus dem bayrischen Hochland von Anton Freiherrn v. Perfall.

(Fortsetzung.)

Der Anderl von der Straße hatte alles mit angesehen und kein Wort verloren, jetzt wußte er, wie er mit dem Anderl daran war, Todfeindschaft fürs ganze Leben — fast daß es ihm leid war, so wirkte die alte Gewohnheit nach. Dieses Gefühl gewann so sehr die Oberhand, daß er aufsprang und dem Anderl, der gerade den Hof betreten wollte, schweigend entgegenging, um sich wenigstens von dem schweren Vorwurf zu reinigen, den dieser eben auf ihn gewälzt.

Der Anderl vom Hof sah ihn nur haßerfüllt an und spuckte ihm vor die Füße. Er hatte wohl beobachtet, wie der Anderl schnurgerade vom Berg in das Forsthaus gerannt und dort seine Anzeige gemacht.

Weiter brauchte er nichts zu wissen. Wie das alles gekommen war, das wird er schon auf dem Gericht demnächst erfahren, vor das er doch gerufen werden wird; so schnitt er ihm kurz das Wort ab: „Merk' dir den Tag, Anderl, an schlimmren hast noch net erlebt.“

In dieser finsteren Drohung faßte er all den Haß, der aus seinen dunklen Augen leuchtete, und eine solche Kraft des Bösen lag darin, daß dem Anderl von der Straß' jede Erwiderung abschnitt. Er sah noch den ehemaligen Freund und Genossen im Haus verschwinden, dann eilte er ins Dorf dem Graßl entgegen, den sie bald bringen mußten.

Ein Vorsatz stand in ihm felsenfest: der Wilderei auf immer zu entsagen und wenn ihm der Jagdteufel noch so arg zusetzt. Er hatte seine abstoßende Fratze wohl erkannt, die hinter all dem verführerischen Kram hervorblickte, von dem er sich blenden ließ, aus all den lustigen G'stanz'ln und kühnen Sprechereien auf den Bierbänken und Hütl mit der Feder rücken. — Ja, das Jagern auf dem Berg umanand

das wär' freilich eine Lust sondersgleichen, wenn's rechtens g'scheh'n könnt'. Da tät er auch keine Kugel drum scheuen, wie sie der Graßl in die Schulter bekommen hat, den Tod selber net —

Der Graßl wohnte beim Peterbauern, seine Mutter stammte von dem Hof, und er galt dort als Familienangehöriger. Die Cens und die Loni, die beiden Töchter des Bauern, waren seine Lieblinge, die mehr an ihm als an dem eigenen Vater hingen.

Der Peterbauer konnte es nicht verwinden, daß ihm kein Erbe des Hofes geboren war, und ließ seinen Unmut darüber zur rechten Zeit an den unnützen Dirndln aus, so wenig ihm diese auch Veranlassung dazu gaben.

Die Cens war geradezu ein Prachtexemplar des hiesigen Schlages, und mit ihren kräftigen Armen, ihrem resoluten Wesen, in früher Jugend schon zu allem taugsam, während die Loni etwas zarter ausgefallen und mit ihrem verträumten Wesen gar nicht recht hereinpaßte in einen Bauernhof.

Die blonde Loni hütete, mit einer Strickarbeit beschäftigt, die Kühe auf der Heimweid vor dem Hof, während die Cens im Gemüsgärtl mit kräftigem Schwung die Hacke führte.

Der Anderl näherte sich nach seiner Gewohnheit vorsichtig der Loni. Sie war noch Feiertagsschülerin und von Jugend auf seine Liebe und zwar so, daß er selbst den allmählichen Übergang zu einer ernsten Neigung gar nicht merkte; selbst die ausgesprochene Eifersucht, die er auf seinen Namensvetter, den Hofanderl, nicht ohne Grund hatte, brachte ihn nicht darauf.

Es war ihm nur stets ein Rätsel, wie das harmlose Dirndl den wilden Anderl so bevorzugen konnte, der ihr auf Weg und Steg nachschlich! Ein bißl Verdacht hätte doch aufsteigen sollen in ihr, wie es um den Anderl stand, aber nix, gar nix, als wenn er ihr's antan hätt' — und für ihn keinen Blick, kein Wort, als ob er der Schlechtere wär' —

In diesem Augenblick stieg ihm ein häßlicher Gedanke auf: — Wenn sie's jetzt erfahret, von ihm erfahret, daß der alte Anderl den Graßl naufg'schoss'n hat, daß er sicher zum Mörder geworden wär', wenn er nicht gewesen wär', der Anderl von der Straß'! Was da wohl sagen tät, ob's ihm dann noch den Vorzug gäb', dem Sohn des Zuchthäuslers?

Er war nicht dazu erzogen, der Niedrigkeit seines Beginnens bewußt zu werden.

„Alleweil fleißig, Loni?" trat er vor das Mädchen, die ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. „Hast's vom Graßl schon g'hört?"

„I hör' überhaupt nix," erwiderte Loni abwehrend.

„Hab' g'meint, ihr habt's ihn so gern, den Graßl, ihr zwei —"

„Eben drum hör'n ma a nix, was d' Leut sag'n."

„Ja, ja, nix Bös's, nur was rechts Arg's. Mir tut er selber leid — schau — gleich werd'ns ihn bringa."

„Den Graßl —" rief jetzt die Cens, von ihrer Arbeit aufsehend. „Was is mit dem Graßl?" Sie trat mit der Hacke näher, „jetzt red'."

„No naufg'schoss'n hat ihn halt ein'r — in der Karalm liegt er, heißt's —"

Die Cens stieß einen lauten Schrei aus. „Das hat der Gamsanderl tan, der Lump — kein anderer —"

„Wie kann ma so was Hart's sag'n," wandte jetzt die Loni ein, die ganz blaß geworden war vor Schreck, „weil er arm is, gel?"

„Weil er a Lump is, a elendig'r — der arme gute Graßl —" Die Cens weinte helle Tränen, während die Augen Lonis völlig trocken blieben. „Aber jetzt heißt's naus mit dem G'sindl, mit dem Vater und dem Sohn, der is um kein Haar net bess'r. Jawohl, das sag i dir ins G'sicht, Loni — a Schand' und a Spott is —"

Jetzt erst brach Loni in helle Tränen aus.

„Weißt du denn nacher was von ihm — vom Sohn — Red', Anderl," wandte sie sich an den jungen Mann, „bist ja sein Freund. Kann er was für sein Vater, hat er was Unrechts tan, red', Anderl," wenn ich dich net veracht'n soll."

Anderl schämte sich innerlich zu Tod. Sie hatte ja recht, war er denn um ein Haar schlechter als er?

„Und wenn's sein Vater tan hat," wandte sich Loni jetzt plötzlich, wie von einer ihr gar nicht zu Gesicht stehenden Entrüstung gepackt, „was is denn schuld dran, als die armselige Jagerei, derentwill's sie sich umbringa, um a lausig's Böckl oder was, und der Graßl macht's um kein Haar anders, wenn's drauf ankommt —"

„So—o," höhnte jetzt die Cens, in einen Paroxismus des Zornes versetzt. „Das is also all's gleich, ob er seine Pflicht als richtiger Jager tut, oder ob er an Dieb, oder gar an richtig'n Mörd'r macht —"

„Das is mir all's gleich," erwiderte in einer seltsamen Gelassenheit Loni. „Mir tut er so leid als dir, der Graßl. Von mir aus soll's keine Jager und keine Wildschütz'n geb'n, und die Gams und die Hirsch soll'n ihr Ruh' hab'n, is eh g'nug Leid in der Welt, braucht's net no extra eins einiz'trag'n."

Die Worte gefielen wieder dem Anderl, und wenn er in das friedliche Gesichterl blickte, aus dem schon wieder jede Spur des schwesterlichen Streites gewichen, begriff er sie auch.

„Dir tut er also leid, der junge Anderl?" fragte er Loni.

„Besser wird er net werd'n, wenn's den Vater ins Zuchthaus führ'n, drum tut er mir leid," war ihre klare Antwort, gegen die nichts einzuwenden war.

Stimmengewirr wurde laut.

„Den Graßl bringen's!" rief die Cens.

Vom Dorf her näherte sich etwas. Zuerst erschien der Förster, weit ausschreitend, pustend vor sichtlicher Eile, hinterher trugen Holzknechte eine Bahre aus Fichtenboschen, der verwundete Graßl lag darauf, in respektvoller Entfernung, über deren Verletzung der Förster sorgfältig wachte, folgte, scheu sich drückend, das halbe Dorf, Männer, Weiber und Kinder.

Die Cens eilte dem alten Freunde entgegen, sie litt es nicht, daß man ihn an ihr vorbeitrug.

Der Jäger saß aufrecht, die linke Schulter in der Binde, todblaß, vom Transport erschöpft. Die Cens kniete sich zu ihm nieder und frug alles Erdenkliche, augenblicklich Zwecklose.

Der Jäger aber rückte plötzlich ein wenig auf und sah über sie hinweg. „Dort steht er ja, dem i no' allei' mein Leb'n verdank'," sagte er ächzend und wies mit der Rechten mühsam auf Anderl.

Der wußte erst nicht recht, was er von ihm zu erwarten hatte, Anklage oder Lob, und war jetzt beglückt von den Worten des Verwundeten. Ja, er schwor in diesem Augenblick ewige Freundschaft.

„Wenn der Anderl net komm'n wär'," fuhr de Graßl mühsam fort. „Da geh her, Anderl," e streckte ihm eine blutige Hand entgegen. „Das wa brav von dir, du mußt a Jaga werd'n."

Diese letzten Worte durchzuckten Anderl wie ein Wetterstrahl. Er hätte die blutige Hand küssen mögen.

„Weit'r, weit'r," mahnte der Förster. „Er mu zur Ruh' komm'n. Und du kommst zu mir in di Kanzlei," donnerte er den Anderl an, „nachher red'n ma weit'r, saub'r bist net."

Anderl wußte wieder nicht recht, sollte er fürchten oder hoffen.

„Zu mir kommst nacher, gel?" mahnte ihn noc der Graßl mit matter Stimme.

Die Worte klangen jetzt wie Himmelslaute. Jetz konnte der Förster ihn herunterkanzeln wie er wollte zu verheimlichen war ja ohnehin nichts mehr, de Graßl hatte jedenfalls schon gesprochen.

‚Du mußt a Jaga werd'n!' — diese Worte bracht er nicht mehr aus dem Ohre. War das ein unver dientes Glück! Fast, daß er irre wurde an der gött lichen Gerechtigkeit, von der der Pfarrer immer pre digte. Der Gamsanderl wär' auch kein Wilderer g'word'n, und aufs Haar ein Mörd'r wenn ihm das einer g'sagt hätt' in seiner Jugend — und er, er soll's am End' werd'n, weil er mit ihm ganga is. —

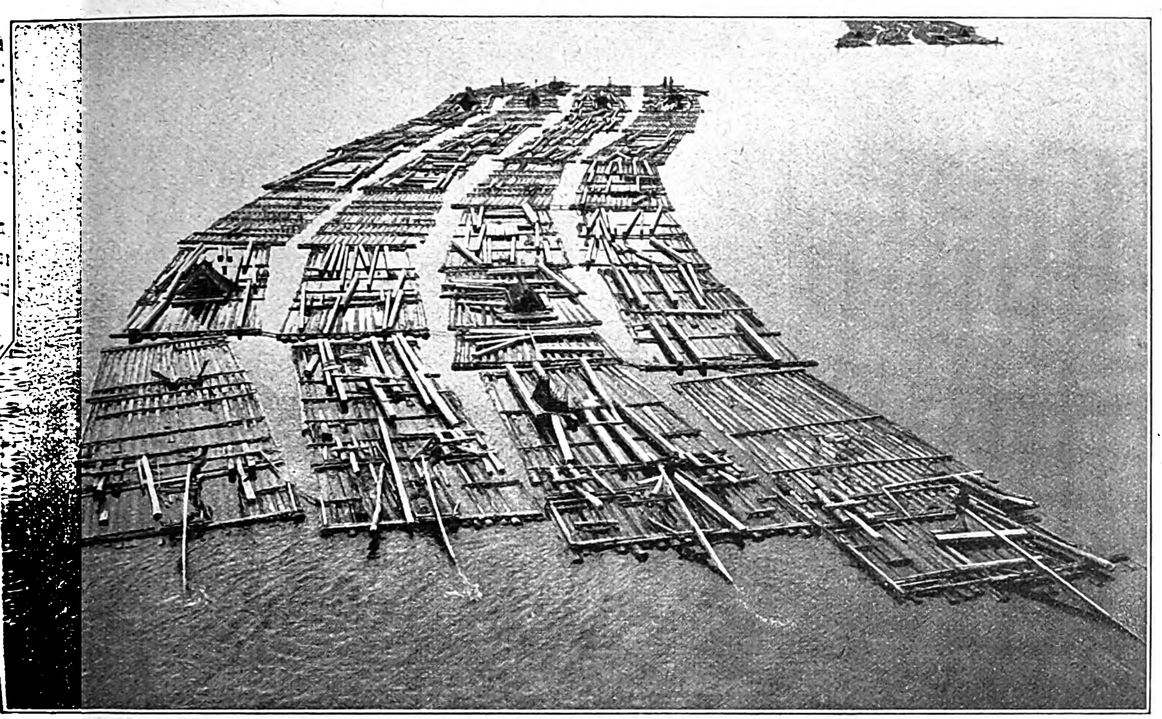
Da lag eine Ungerechtigkeit darin die ihn heftig beunruhigte. Vom Förste erwartete er nichts Gutes, aber ein tüchtige Buße verdiente er schon, j war er ganz gefaßt.

Die Sache ließ sich schlecht an. De Förster war wütend. Graßl hatte ih wohl seine Vermutung betreffs sein wie er gerade zu der Zeit in das K gekommen, unumwunden mitgeteilt, u Anderl war starr, daß sie sich s völlig mit der Wirklichkeit deckte.

So dachte er nicht ans Leugne und bekannte alles haarklein.

„Also so weit hast's bracht, mit de Gamsanderl gehn! Pfui Teufl! Ab das macht die saubre Freundschaft m sein'm Schandbub'n, der's wohl gra so mach'n wird wie der Alte. W soll i jetzt mach'n mit dir? Soll i d anzeig'n, daß d' nacher no' schlec wirst? Jaga werd'n, meint der G ja freilich, daß wir all's G'sindl krieg'n und kein ehrlicher Mensch als Jaga dien'n will, mit der sa Freundschaft noch dazu."

Aus der Vogelschau: Ein Kriegsschiff, von der Kommandobrücke gesehen.



Aus der Vogelschau: Flöße auf der Weichsel.

„Der hätt' i schon abg'schwor'n, Herr Förster," bemerkte bescheiden der Anderl.

„So? Natürlich! Kein Charakt'r hint' und vorn, wie's grad hergeht, und a paar Markerl tragt's und z'letzt stehlt's mitsamm' —"

„Wenn's Sie's halt probier'n tat'n, Herr Förster," wagte sich jetzt Anderl hervor, „kein Schlecht'r wär' i net —"

„Meint der Gamsanderl, gel?" höhnte der Förster.

„Das mein' i schon selb'r, wenn man's halt amal so im G'müt hat und so was Schreckliches derlebt hat — i mein', das müßt erst den ganz Richtig'n geb'n."

Der Förster sah ihn von oben bis unten prüfend an. „Hm, i mein', es müßt' dir jetzt grauf'n vor der Wilderei —"

„Tut's a, Herr Förster."

„Und kein G'meinschaft mit dem G'sindl da ob'n."

„Kein G'meinschaft mehr, i schwör's, Herr Förster."

„Na nacher — nacher werd' i dich halt als Jagdeleve meld'n, und wenn du dich gut führst — nach'n wird er's doch nimm'r lang, der Graßl — Das Weitre hörst schon, jetzt geh."

Anderl empfand etwas wie Liebe eines Sohnes zu dem Alten, und mit Widerwillen setzte er den verschmitzten Schleicher, den Gamsanderl, dagegen.

Er wußte kaum mehr, wie er zur Kanzlei hinauskam, so drehte sich alles um ihn im Glücksgefühl. Zum Graßl! Das war jetzt sein einziger Gedanke. Er traf ihn hübsch matt geworden, stürmisch konnte er ihm noch danken für seine offenbare Fürsprache beim Förster, dann wies ihm der Arzt das Zimmer.

Er kam sich selber jetzt schon ganz verändert vor, er reckte sich ordentlich, und sein Antlitz bekam einen starken Ausdruck.

So trat er jetzt vor die Loni, die auf der Hausbank ihren Strumpf weiter strickte. „Hör', Loni, was sagst du dazu, a Jaga werd' i," fragte er das Mädchen triumphierend.

„Da wirst was Recht's." Wieder sprach die ihm unerklärliche Abneigung gegen diesen Stand aus ihr, die ihren Grund offenbar nur in ihrem Verhältnis zu dem Anderl vom Hof hatte. Das reizte ihn nur.

„Alleweil noch mehr, wie dein saubrer Schatz —"

„Alleweil noch saubrer wie du, Hinterruckser, heut' a so, morg'n a so.

Anderl fühlte einen nicht ganz ungerechten Vorwurf heraus. Als Jäger gewann er sie sicher nicht, und wenn er sie ansah, so war es ihm, als müsse er um sie darauf verzichten, so lieb hatte er sie trotz ihres abweisenden Wesens, erst recht darum.

Loni ließ ihn stehen und ging ins Haus.

Wenn jetzt der Förster net wär' — halt, dann wär' er erst ganz verlassen. Gegen den Anderl vom Hof aber regte sich etwas wie Haß und in seinem Hirn formte sich ein ähnliches blutiges Bild, wie er heute im Kar selbst vor Augen gehabt, nur lag der Anderl in den Latschen, anstatt der Graßl.



Aus der Vogelschau: Der Strand von Blackport, einer Seestadt in Lancashire (England), die jährlich von über einer Million Badegästen besucht wird.

Zwei Jahre waren darüber ins Land gezogen. Ein volles Jahr hatte Graßl nach seiner Genesung den Jagdeleven Anderl in der Lehr'. Und er war zufrieden damit, die Grundlage war gut, wenn er sie sich auch beim Gamsanderl erworben. Das war nichts Neues bei der Jägerei, und Graßl war in seiner Jugend auch nicht sauber.

Anderl bildete sich zum gewissenhaften Jäger aus. Die Stelle im Kar, vor dem seine Dienstwege ihn oft vorbeiführten, war ihm eine ständige Mahnung, was aus ihm hätte werden können.

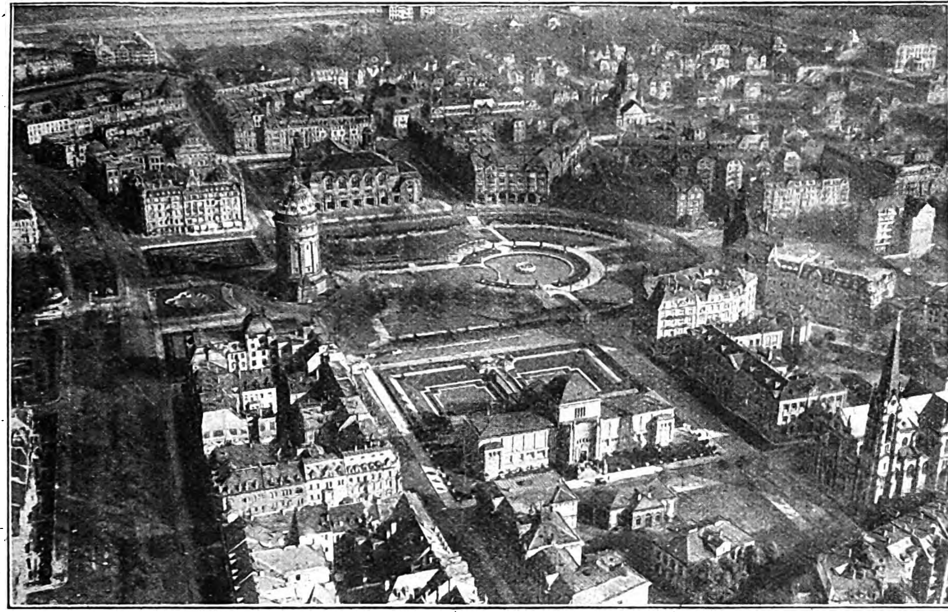
Aber der Graßl hatte doch seinen Treff weg — nach einem Jahr mußte er um seine Pension eingeben, die ihm auch in Anbetracht der Umstände gern gewährt wurde.

Der Anderl kam auf Empfehlung des Försters an seine Stelle, eine Karriere, wie sie der Anderl von der Straß' gar nicht besser erwarten konnte. Er war jetzt zum jungen Mann herangereift, die Autorität des fest angestellten Jägers übertrug sich auf sein Äußeres. Der Anderl von der Straß' barfuß, mit zerrissenem Janker und ungekämmtem Haar war verschwunden, die schmucke Jägertracht, so einfach sie war, gab ihm erst Form und gewissen Anstand.

Jetzt konnte er sich schon sehen lassen, und die Mädels sahen ihm ganz anders nach als früher. Nur eine nicht, und zwar die einzige, an der ihm was gelegen war, die Loni vom Peterbauern. Der Bauer selbst, der, sich seiner Würde bewußt, den Anderl von der Straß' stets wie einen Betteljungen behandelte, war jetzt ganz respektvoll gegen den Jagdgehilfen, der seinen alten, an den Lehnstuhl gefesselten Freund Graßl nicht vergaß. Auch die hochmütige Cens ließ sich jetzt herab zu



Aus der Vogelschau: Blick auf einen Teil des Broadway in Newyork.



Aus der Vogelschau: Blick auf die Stadt Mannheim.

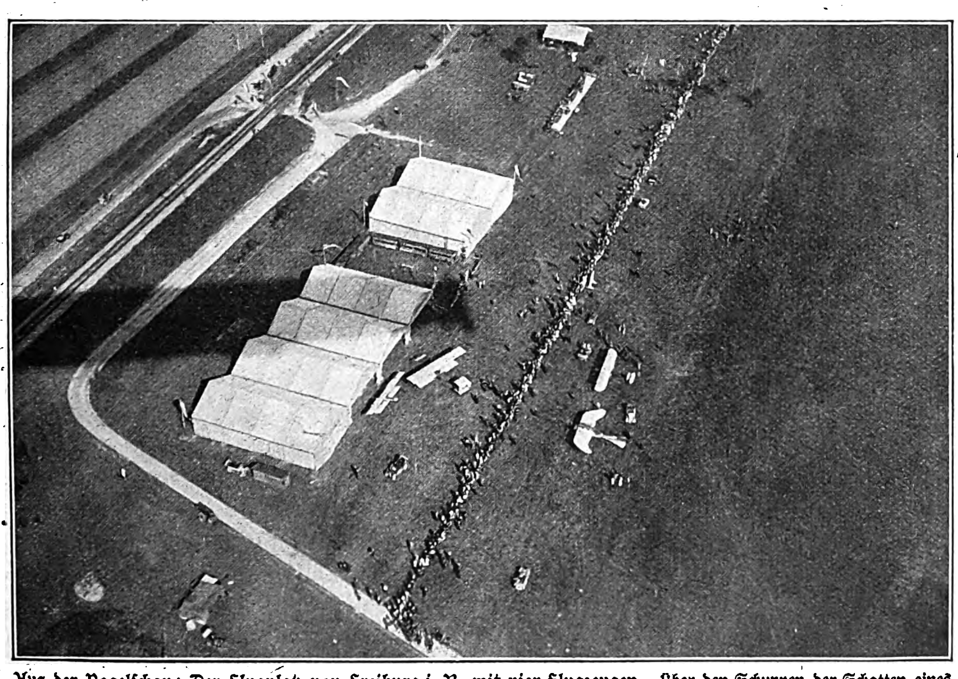
ihm und buhlte um seinen Blick, nur die Loni tat nicht dergleichen, und der Grund war ein sehr einfacher, der Anderl vom Hof, der vom Vater nicht nur das Wildererblut, sondern sogar den Namen geerbt hatte, den Gamsanderl, jetzt der Sohn des Zuchthäuslers, ließ ihr keinen Frieden, und die Loni machte auch gar kein Hehl aus ihrer seltsamen Leidenschaft, die ihrem Vater Leid und Kummer genug bereitete.

Redete man ihr darüber ins Gewissen, so ein verkommener Mensch, der Sohn eines Zuchthäuslers, selbst dazu reif, sei doch kein Verhältnis für eine richtige Bauerntochter, so meinte sie nur: „Ihr kennt den Menschen ja alle net und was in ihm steckt, der Sohn vom Gamsanderl is er halt, so was kann man net gleich wegwasch'n, wie an Fleck im Hemd. Wart's doch ab, er richt't sich schon noch, grad a bißl a Geld wenn er hätt', der Hof wär' net schlecht und leicht wieder in die Höh' z'bringen."

Der Peterbauer lachte nur dazu. „Eh'r schon gleich in See werf'n, als dem Lump an Groschen geb'n." Daß der junge Gamsanderl, wie er jetzt hieß, getreulich in die Spuren des Alten trat, war längst kein Geheimnis mehr im ganzen Dorf. Nur daß er noch verschmitzter war als der alte. Da half keine Hausuntersuchung, kein Passen bei Tag und Nacht, und doch wurden immer Schüsse aus dem Revier gemeldet und angeschossenes Wild gefunden. Das Schlimmste aber war der Förster, der den Anderl jeden Tag aufs neue zusammenputzte, ja noch mehr, er ließ den Verdacht durchblicken, Anderl scheue seinen Jugendfreund und drohte, wenn nicht bald Ordnung geschafft würde, direkt mit Entlassung.

Das war denn doch zuviel, der Anderl muß her, er opferte Tag und Nacht. — Alles umsonst.

Da auf einmal winkte der sichere Erfolg. Der junge Gamsanderl arbeitete seit einer Woche auf dem Holzschlag des Peterbauern, der dicht unter dem



Aus der Vogelschau: Der Flugplatz von Freiburg i. B. mit vier Flugzeugen. Über den Schuppen der Schatten eines Luftschiffs.

besten Gemsrevier lag. Für den Anderl war es kein Zweifel, daß die Arbeit für den Menschen nur der Deckmantel zu neuen Wildereien bildete.

So umschlich er das Gebiet Tag und Nacht, aber der Gamsanderl war zu seinem Verdruß unermüdlich in der Arbeit und entfernte sich, den Erkundigungen nach, die er bei den Holzern vorsichtig einzog, auch keine der Nächte von dem Rindenkobel.

So ging es also nicht, der Gamsanderl schöpfte unbedingt Verdacht und sah sich scharf beobachtet, er mußte ihm Luft lassen.

Er mied jetzt absichtlich das gefährdete Gebiet und ließ von seinem vermeintlichen Helfer, einem Tiroler Holzknecht, der mit dem Anderl arbeitete und als sein Freund galt, das Gerücht aussprengen, er habe vom Förster einen andern Revierteil zur Aufsicht überkommen, und verlegte sich unterdes mehr auf die Beobachtungen des Hofes, all der geheimen, ihm von früher her wohlbekannten Wege.

Der Gamsanderl ging allem Anschein nach wirklich auf den Leim Der Tiroler berichtete dem Jäger eines Tages mit allen Nebenumständen, der Gamsanderl habe heute morgen einen Gamsbock in der sogenannten „Gumpen“ geschossen und käme sicher bei anbrechender Nacht mit seiner Beute auf den Hof. Er wüßte es aus dem eigenen Mund des Unvorsichtigen.

So seltsam ihm der Bericht auch vorkam, bei der ihm bekannten Durchtriebenheit seines früheren Freundes, der Eifer, die Wut raubte ihm jede weitere Überlegung.

Er paßte den Abend wohlverborgen, niemand konnte sich dem Hofe nähern, ohne daß er es sehen mußte.

Niemand kam, nichts rührte sich, und schon schlug es auf der Kirchenuhr die Mitternacht. Wieder nichts — und unterdes ist der Gamsbock längst anderswo untergebracht. Da war das „Gasthaus zur Post“ im höchsten Grad verdächtig, welches schon die Stammkneipe des Alten war. Einfach hinunter, war der Anderl da, dann hatte es seine Richtigkeit, und morgen früh Hausuntersuchung beim Wirt.

Es hielt ihn nicht länger in seinem Versteck. Alle Fenster der „Post“ waren noch erleuchtet, offenbar hatte sich eine lustige Gesellschaft festgesetzt, Gelächter, Gesang, die Töne eines Fotzhobels drangen heraus. Eher wie nicht war er da!

Er schlich sich vorsichtig näher, um dann mit einem jähen Ruck die Türe zum Gastlokal aufzureißen. Die Fülle von Licht, die ihm entgegendrang, blendete ihn erst. Eine sichtliche Überraschung zeigte sich auf dem vollbesetzten Ofentisch. Im nächsten Augenblick sah er aber schon klar — und was er sah, ließ ihn förmlich erstarren.

Inmitten einer Schar junger Burschen saß breit und sicher, aus einer Pfeife qualmend, der Anderl, und aus dem bis zum Sprengen voll gefüllten Rucksack sah ein Gamsgrind, mit einer martialischen Krucke, während vier starke Läufe über seinen Kopf ragten.

Das war was Ungeheuerliches, Schreckhaftes, Verwirrendes, der durchtriebene Anderl, mit einem gewilderten Bock im Rucksack, inmitten der Dorfgenossen!

Das ging über seine Begriffe, er ahnte zwar irgendeinen Betrug, aber die Tatsache stand doch klar vor ihm. Als aber der Gamsanderl auch noch lachend den Krug erhob und den Zutrunk reichte, da wich seine Erstarrung, und ungeahnte Wut erfaßte ihn.

Mit einem Sprung fuhr er ihm an die Gurgel und zerrte ihn auf, als ob er ihm überhaupt entrinnen könne.

„Nur net so hitzig, Anderl,“ rief der Angegriffene, die Faust abschüttelnd, „mit deinem wild'n Eintapp'n fangst du kein'n, das mußt dir schon merk'n.“

(Fortsetzung folgt.)

Seefahrt.

Es eilen die Wellen, wir fahren geschwind,
Es treiben die Segel vorm stürmenden Wind.

Er riß sie vom Ufer mit Kette und Kahn,
Er zog sie wie Kinder auf lockende Bahn,

Er schoß sie wie Pfeile, vom Bogen geschnellt,
In seligem Spiele hinaus in die Welt.

Mag sinken die Küste mit Deichen und Turm,
Sie breiten die Flügel weit aus für den Sturm.

Tief streichen die Möwen mit jauchzendem Schrei:
Kein Glück ist auf Erden so stark und so frei.

Wie Wellen, so reihen, unzählig geschart,
Sich Stunden des Lebens in flüchtiger Fahrt.

Und ob uns die schäumende Zeit verrinnt,
Und fern unsere Küsten gesunken sind,

Wir eilen, wir gleiten, wir fahren geschwind:
Ich bin das Segel, und du bist der Wind.

Lüning.



Der Einzug Friedrichs I. in Brandenburg. Von Ernst Herter.

Marduck und Murdock.

Von Dr. Georg Biedenkapp.

Gebildetem Publikum von heute braucht man kaum zu sagen, wer **Marduck** war: ein babylonischer Lichtgott, berühmt durch seinen Kampf mit dem Drachen der Finsternis, Tiamat.

Wäre die Geschichte der Technik nicht erst sehr jungen Datums, so dürfte man auch leicht voraussetzen, es sei allgemein bekannt, wer **Murdock** war: ein berühmter englischer Erfinder, die rechte Hand des großen James Watt, ein Vorläufer Stephensons, Verbesserer der Dampfsteuerung an der Dampfmaschine und vor allem der erste, der das **Gaslicht** zur Erleuchtung von Fabriken verwandte; kurzweg gesagt, der Erfinder der Gasbeleuchtung, also ebenso ein Lichtbringer wie jener Lichtgott Marduck.

Murdock ist ein englisches Wort, und seine Aussprache kommt fast genau auf Marduck hinaus; in englischer Aussprache dürfte zwischen dem Gotte Marduck und dem Menschen Murdock kein Unterschied wahrzunehmen sein. Und beide Gestalten, die geschichtliche und die mythologische, waren vor allem Lichtbringer. Jeder muß zugeben, daß wir es hier mit einem seltenen Spiel des Zufalls zu tun haben.

Denken wir uns einmal, es wären noch einige Jahrtausende über Europas übertünchte Höflichkeit dahingerauscht, und Bergstämme aus dem Innern Hochasiens hätten, den Wanderratten gleich, unsern Erdteil überschwemmt, seine Kultur vernichtet, und nur die allerspärlichsten Reste wären dem Vernichtungstrieb wilder Barbaren entgangen. Statt der asiatischen Stämme können wir, sogar noch mit größerer Wahrscheinlichkeit, mit afrikanischen, marokkanischen und dergleichen Völkerschaften rechnen. Nach einigen Jahrtausenden sind dann vielleicht wieder Gelehrte von brauner oder schwarzer Hautfarbe damit beschäftigt, aus elenden Resten vermoderter Bücher, aus Fundstücken von aufgegrabenen Müllhaufen, die Kultur unsrer heutigen Zeit zu rekonstruieren. Angenommen, sie fänden noch eine halbe Nachricht von Murdock, dem Ingenieur, der eine neue Beleuchtungsart gebracht, und anderswo einen Blattfetzen, worauf in denselben Schriftzeichen etwas zu lesen wäre von Marduck, dem Gotte und Lichtbringer im alten Babylonien: wäre nicht tausend gegen eins zu wetten, daß jene Gelehrten nach soundso viel Jahrtausenden zur Überzeugung kommen müßten, Murdock und Marduck wären ein und dieselbe Person? Vielleicht würde demgemäß der babylonische Gott zu einem europäischen Gotte befördert, und ebenso möglich wäre, daß Murdock zu einem altbabylonischen Techniker zusammenschrumpfte. Oder gar, wenn noch einige Reste von Buchfetzen begeisterte Worte über den herrlichen Geist Goethes enthielten, des „göttlichen" Dichters, würden dann nicht jene Gelehrten einer viel, viel späteren Zeit in die Versuchung geraten, den Gott Marduck, der die Gasbeleuchtung erfunden habe, mit dem göttlichen Erleuchter Goethe gleichzusetzen, so daß schließlich Murdock, Marduck und Goethe zu einer einzigen Person zusammenwüchsen?

Das zufällige Zusammentreffen dieser drei Namen verliert nichts an Reiz durch die Tatsache, daß der Name des englischen Erfinders Murdock möglicherweise in engstem sprachgeschichtlichem Zusammenhange steht mit dem Namen des babylonischen Gottes. In der Bibel haben wir Mardochai und Merodach-Baladan, und Tatsache ist, daß in früheren Jahrhunderten viele Engländer sich altbiblische Namen

beilegten, wobei es freilich mit Mardochai als Gegner des Bibelvolkes seine Schwierigkeit hätte. Selbst aber wenn ein sprachlicher Zusammenhang nachweisbar wäre zwischen Murdock und Marduck, selbst dann bliebe noch der Zufall überaus merkwürdig, daß der babylonische Gott und der schottische Erfinder beide Lichtbringer waren, daß beide gerade wegen dieses Lichtschaffens ihren höchsten Ruhm genossen.

Der Fall Marducks und Murdocks ist nur einer von vielen, wo der Zufall wundersame Blüten treibt und spätere Geschlechter, nach Verlust unserer Kulturdokumente, nach Untergang der jetzigen Wissenschaft und Literatur, in Versuchung führen könnte, in glänzender geistiger Kombination einen ursächlichen Zusammenhang zu konstruieren, wo für uns gar keiner besteht. Das erleben wir in der Wissenschaft beständig, daß auf Grund eines verführerischen Beweismaterials glänzende Gebäude von geistreichen Hypothesen errichtet werden und nach Jahren oder Jahrzehnten wieder zusammenpurzeln, weil inzwischen die Unmöglichkeit dessen nachgewiesen wurde, was vordem für eine Selbstverständlichkeit galt.

So z. B. gibt man sich in unsern Tagen auch wieder Mühe, die Prophetengabe, das zeitliche Fernsehen, als eine unerschütterliche Tatsache zu erweisen. In der Tat, es ist verblüffend, wenn man zum Beispiel bei dem Astrologen Nostradamus, der im 16. Jahrhundert in vielen Hunderten von Vierzeilern zukünftige Dinge prophezeit zu haben sich rühmte, wirklich Stellen findet, die man auf geschichtliche Ereignisse deuten könnte, die mehrere Jahrhunderte später liegen. So geht ein Vers zum Beispiel auf die französische Revolution; es läßt sich darin der Sturm auf die Tuilerien und der Verrat am König prophezeit finden, es stimmen sogar zur Not zwei Namen, die wirklich in der Geschichte des unglücklichen Ludwigs XVI. eine Rolle spielten. Aber so sehr sich auch neuere Verteidiger der Zukunftsvorausschau bemühen und sogar die mathematische Wahrscheinlichkeitsrechnung gegen die Anzweifler der Prophetengabe ins Feld führen, so vermag ich doch auch hier nur einen Zufall zu sehen, zumal die Prophetiegläubigen nur kraft der Vieldeutigkeit der Worte, gewissermaßen mit der Weittaschigkeit der sprachlichen Ausdrücke, die mehrere Begriffe decken, operieren. Weltberühmte Professoren, nämlich Fechner, Weber und Zöllner, haben sich einst von einem später entlarvten Spiritisten so betrügen lassen, daß sie felsenfest an die spiritistischen Phänomene glaubten. Wie sollte es da nicht möglich sein, durch Wortdeutelei in eingeständlich dunklen Versen eines Astrologen Zukunftsvoraussagungen für Jahrhunderte hinaus nachzuweisen? Da neuerdings sich einer, der selber früher der Prophetie gegenüber ein Saulus war, sich zum Paulus umgewandelt hat und seine Anführungen gerade aus dem Nostradamus wirklich einen verblüffenden Eindruck machen, so nahm ich mir eine Nostradamus-Ausgabe aus dem 17. Jahrhundert, um die Sache näher zu prüfen. Nun, es gelang mir bald, auch einen Vierzeiler herauszufinden, den man nach der Methode der Prophetiegläubigen im Handumdrehen auf die Eheirrungen einer vielgenannten fürstlichen Person deuten konnte. Aber es würde mir nicht im Traume einfallen, hier etwas anders als einen tollen Zufall zu sehen, deren es, zumal auf dem Gebiete der sprachgeschichtlichen Forschung, überaus verführerische gibt.

Ich dächte, Marduck und Murdock sind ein gutes Gegenbeispiel gegen die Methode der Prophetiegläubigen. Es ließen sich noch manche andere ähnliche zusammenstellen, eins aber mag genügen. Es ist nämlich gewiß auch ein toller Zufall, daß die moderne Schnellpresse, die wichtigste Erfindung auf dem Gebiete des Druckes seit Gutenbergs Tagen, gerade durch die Verbindung eines **Königs** mit einem **Bauer** geschaffen wurde. Friedrich König aus Eisenach war der eigentliche Erfinder, Bauer sein Gehilfe und verständnisvoller Mitarbeiter, so daß es vielfach heißt, König und Bauer hätten die Schnellpresse erfunden. Angenommen, nur eine ganz lückenhafte und verblaßte Kunde gelangte bis ins dritte Jahrtausend nach unserer eigenen Zeit, würden da nicht Gelehrte in Versuchung kommen, hinter dem König und Bauer, die die Schnellpresse erfunden haben sollen, nicht zwei Privatpersonen zu suchen, sondern sich die Überlieferung so zurechtzulegen, als hätten damals, im 18. Jahrhundert n. Chr., Mitarbeiter aus den höchsten wie aus den niedrigsten Ständen dazu beigetragen, die Rotationsschnellpresse zu schaffen, König und Bauer hätten ihr Scherflein beigesteuert zu dieser weltbewegenden Erfindung, sie sei das Werk vieler Erfinder aus allen Schichten, wie die homerischen Gesänge das Werk vieler Dichter! Denn es sei doch ein ganz unglaubhafter Zufall, daß zu einem Erfinder Namens König just sich ein anderer Erfinder gesellt habe, der ausgesprochen den gegensätzlichsten Namen trug, nämlich den Namen des Bauern! Solchen Zufall wird sich der erleuchtete Gelehrte des 5. Jahrtausends n. Chr. nicht aufschwatzen lassen — vorausgesetzt, daß unsere Bibliotheken ebenso unter Schutt und Staub verschwinden, wie einstmals in Mesopotamien die Palastbibliotheken der assyrischen und babylonischen Herrscher, und daß nur ein Millionstel unseres heutigen Wissens auf spätere Zeiten sich erhält.

Diese Beispiele, dünkt mich, lassen sich auch bei anderen Meinungskämpfen verwerten, als gerade beim Streit um das Vorhandensein der Prophetengabe.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Ein Operateur aus der guten, alten Zeit.

Von Ernst Arnold.

Ein geradezu grausamer Chirurg und Operateur, zugleich eines der größten Originale, die jemals auf einem akaischen Lehrstuhle in deutschen Landen gesessen haben, gehörte er Zeit vom Frühherbste 1812 bis zum 11. Mai 1862, beinahe vollendete fünfzig Jahre, dem Lehrkörper der vor Jahren neu organisierten Universität Breslau an. Professor ugott Wilhelm Gustav Benedict war am 9. Juli 1785 zu gau geboren, ging nach in Leipzig beendigten medizinischen dien 1809 als praktischer Arzt und Chirurg nach Chemnitz folgte reichlich ein Triennium später dem Rufe als Professor Chirurgie nach Breslau, wo er am 11. Mai 1862 im Alter 77 Jahren verstarb.

Das Schicksal hatte es gleich in den ersten Jahren seines igen Aufenthalts merkwürdig gut mit ihm gemeint. Benedict rgte nämlich während der Befreiungskriege von 1812 bis in Breslau auch den Lazarettdienst, namentlich in der eilung für Schwerverwundete, und war der einzige von ehn dabei an Typhus erkrankten Ärzten, der am Leben . Von zuletztgenanntem Jahre ab verwaltete er neben m akademischen Lehramt noch das Direktorium des augenichen Klinikums der Universität.

Auch schriftstellerisch war er ziemlich fruchtbar; seinem schon Bakkalaureus 1806 in Leipzig herausgegebenen „Versuch Geschichte der Schiffahrt und des Handels der Alten" der originelle Mann bald „Ideen zur Begründung einer onellen Heilmethode der Hundswut" und das Buch „Über rankheiten des Glaskörpers" folgen; außer diesem augenichen Werke schrieb er ein fünfbändiges „Handbuch der ischen Augenheilkunde", das in der Zeit von 1822 bis 1825 eipzig erschien.

Mit zunehmendem Alter war der geschätzte, weil sehr gete Operateur auch in seiner bis zum Hasse gesteigerten eigung gegen alles Neue sehr gealtert. Er widersetzte sich der Betäubung von zu operierenden Leuten durch Äther Chloroform und operierte nach wie vor „seine Schlacht-", wie Kollegen und Studenten sich ausdrückten, unter en körperlichen Schmerzensqualen. „Zu einer Benedict-Operation", schreibt W. Ahrens in seinen „Gelehrten-oten" von 1911, „bereitete man sich vor, als ginge es er Hinrichtung." Der alte Herr Geheimrat wollte übervon konservativer oder richtiger gesagt: konservierender rgie nichts wissen, sondern frönte geradezu einer förm-Operationswut. Besonders „verurteilte" Benedict große schenkelgeschwüre, die doch bei Anwendung von Geduld r Zeit beinahe ausnahmslos zu heilen pflegen, „fast regel- zur Amputation".

alf den Sekundärärzten der erhobene Widerspruch gegen Schlachten" nichts, so versteckten sie wohl hin und wieder ranken in irgendeinem abgelegenen Teile des Spitals, ihn Benedict vergaß. Brachten sie ihm dann den in eilung begriffenen Patienten nach einiger Zeit wieder vor , so konnte der alte „Blutfreund" wohl gar voll Ingrimm fen: „Da hat uns der Kerl um die Amputation betrogen!" So kam es denn, daß seine Kollegen oder Schüler die Redensart aufbrachten: „Herr Geheimrat Benedict hat eine neue Anzeige (soll soviel heißen wie: neuen Anlaß) zur Amputation beider Unterschenkel gefunden: nämlich, wenn dem Kranken die Bettstelle zu kurz ist."

Recht eigenartig gebärdete sich der originelle Kauz vor jeder Operation: daß er vorher in seinem Klinikzimmer betete, wird man gern gelten lassen; war ihm aber auf dem Wege einer seiner Freunde begegnet, so waren seine Assistenten so gut wie sicher, daß Benedict auch die dringlichste Operation aufschob. Er teilte nämlich die ganze Menschheit, insbesondere die Breslauer, in nur zwei Kategorien ein: seine Feinde und seine Freunde, wobei er je länger je mehr die Zahl der Feinde steigen ließ. War ihm solch ein vermeintlicher Gegner in den Weg gekommen, so konnte Benedict ganz zwanglos erklären: „Heute wird nicht operiert, Löwenmaul — oder Hinkebein — ist mir begegnet." Für die „Hauptfeinde" hatte er nämlich seiner Umgebung längst vertraute Spitznamen eingeführt.

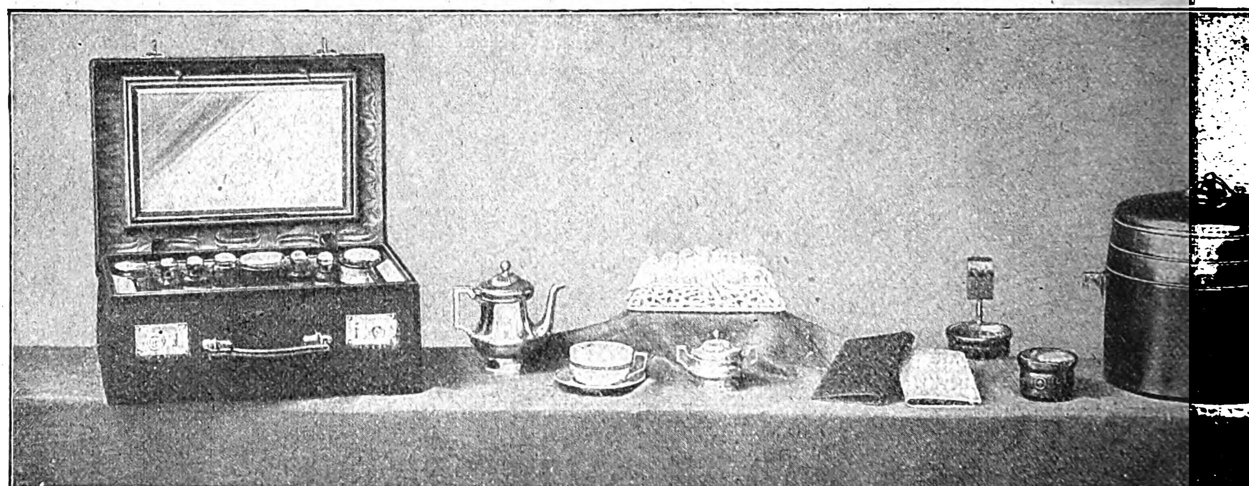
Auch unter seinen Hörern rechnete er so manchen, zumal fast jeden Neuerungslustigen, unter die Gegner und behandelte ihn dann ausnahmslos mit bissigem Sarkasmus. Als sich ein derart ausgezeichneter Klinikbesucher aus Verdruß über den „Alten" einmal lange Zeit nicht mehr hatte sehen lassen, begrüßte ihn Benedict mit den Worten: „Sie sind ja, seit Sie zuletzt da waren, recht gewachsen."

Über Benedicts Eigenheiten, die sich ja, wie schon erwähnt, erst mit zunehmendem Alter einstellten, darf man indessen seine Verdienste nicht übersehen; diese bestanden, namentlich in den ersten drei bis vier Jahrzehnten seiner Breslauer Wirksamkeit, sowohl in die Wissenschaft fördernden Schriften, als auch in einer überaus ersprießlichen Betätigung als medizinischer Hochschullehrer und als selbstloser Helfer der leidenden Menschheit. Besonders in der „schweren Zeit" vor hundert Jahren, während der Befreiungskriege, hat sich Benedict als Arzt unter Aufopferungen höchste Verdienste erworben, die ihm ein gutes Andenken zur Zeit der Säkularerinnerungen an 1812 bis 1815 und ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode sichern.

Perückenluxus.

Im Jahre 1714 kamen zwei englische Damen nach Paris und brachten den Französinnen nicht allein die Kenntnis des Reifrocks, sondern vermittelten ihnen auch die Bekanntschaft mit einer neuen Haartracht oder wie es dort hieß: Coiffüre. Dem greisen Könige Louis XIV. hatte diese Anordnung des Kopfhaares besser gefallen als die damals übliche französische Frisur, und so konnte es nicht ausbleiben: die englische Haarmode ward alsbald zum Gebot für alle vornehmen und eleganten Frauen Frankreichs und darauf anderer Länder. Diese Haartracht war über dem Scheitel ziemlich niedrig, umgab den Kopf mit dicken Locken, glich hierin also dem Arrangement der Männerperücken und ließ sich den das Herrenpublikum bedienenden Haarkräuslern zur Ausführung übertragen. Auf diesem

Lockenbau brachte der Haarkünstler eine Feder, einen Diamanten und ein kleines Häubchen mit herabhängenden Bandstreifen an, und die Frisur war fertig. Sie blieb jedoch nicht lange so einfach, sondern führte zu einer totalen Umwälzung des weiblichen Haarschmucks, und diese Revolution kam aus der — Küche! Ein ehemaliger Koch des Grafen Bellamare nämlich, Legros mit Namen, rief eine Frisierakademie ins Leben und lehrte in dieser stufenweise durch drei Klassen Kammerdienern, Zofen und Friseusen die Kunst des Coiffierens „von Grund aus". Dann veröffentlichte Legros sogar ein Buch: „L'art de la coiffure des dames françaises", worin er sich der Erfindung von bereits zweiundvierzig „von Hof und Stadt mit Beifall aufgenommenen" Frisuren rühmt und auf achtundzwanzig Kupfertafeln die „glücklichen Kontraste" darstellt, die man mit verschiedensten Arten von Locken, Winkellocken, Patronenlocken, Krückenlocken, Muschel- und Schnecken-, auch Rosettenlocken, mit gebrochenen, gestreckten, verkehrten usw. Locken hervorzubringen vermag. Nun dauerte es gar nicht lange mehr, und durch Paris schwirrte ein Heer von berühmt werdenden und daher vielbegehrten Friseuren in roten Röcken, schwarzen Kniehosen und grauseidenen Strümpfen. Sie befehdeten einander heftigst, denn jeder wollte mehr verstehen und „Höheres" leisten als der andere; machten aber stets gemeinsame Sache, sobald es galt, gegen die Zunft der Barbiere vorzugehen, die sich ja zu ihrem Leidwesen auch herausnahmen, als Haarkräusler für Damenfrisur tätig zu sein. Dem „großen" Legros, den das harte Geschick betraf, bei den Festlichkeiten anläßlich Marie Antoinettes Vermählung auf der Place de Louis XV. mit vielen anderen Zuschauern den Tod im Gedränge zu finden, folgten die „noch größeren" Lagarde, Lefèvre und Leonard, von denen der letztgenannte eine vielbeachtete Rolle während der Revolution spielte. Fast tagtäglich wechselten nun Gestalt und Anordn[...] der Damenfrisuren, tagtäglich türmten diese Künstler ihre Lock[...] gebäude höher auf, tagtäglich gestalteten sie den „Charakt[...] der Damenfrisur verwickelter und theatralischer. Nun[...] sprießten auf den Frauenköpfen ganze Blumengärten, Wie[...] flächen und Parks empor; später arteten die Frisuren [...] mehr aus und zeigten gar Gemüsegärten. Zunächst wieg[...] sich auf den Haaren oder Hauben kleine Kirschbäume, Stach[...] beerbüsche, Pomeranzenbäumchen, Granatäpfelstämmchen [...] andere Fruchtbäume mehr. Dann kamen Landschaften [...] Wäldern und Wiesen, mit Bächen und Schäfern und Sch[...] rinnen, die Lämmlein weideten. Von den schier unzähli[...] Namen können wir hier nur einige wenige anführen. [...] Blumenbeet (parterre) und englischen Park (parc anglais) fol[...] der Tigerhut und die Badehaube, das Füllhorn und die K[...] wane, der liegende Hund und eine Schlange, der man [...] Namen aux Insurgents gab. Da versetzte die Coiffüre [...] Mappemonde alle fünf Erdteile auf das Frauenhaar, da [...] die Fontange à la Belle-Poule nicht etwa eine schöne H[...] auf, wie der Name vermuten läßt, sondern ließ eine veri[...] Fregatte mit ausgespannten Segeln auf dem Damenha[...] schaukeln, da zeigte die Zodiakale auf einem Stück him[...] blauen Atlas den Mond und die Sterne, da konnte [...] l'Aigrette auseinanderfalten und als — Sonnenschirm benu[...] Immer absurder ward diese Frisurmode: Die Gattin [...] nachmaligen Orleans Egalité, Herzogin von Chartres, lie[...] einmal mit einer Coiffüre schmücken, die eine auf einem [...] sessel sitzende Frau mit einem Säugling im Arme, mi[...] Bildhauerarbeit, sehen ließ: den Herzog von Valbis und [...] Amme. Die Einführung der Kuhpockenimpfung feierte [...] Haarschmuck, der eine Schlange, eine Keule, also den Äskulap[...]

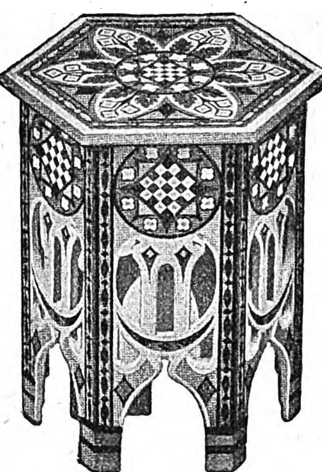


aufgehende Sonne und einen mit Früchten behangenen aum vereinigte. Schließlich wuchsen die Coiffüren, die wegen hohen Gewichts ihre Trägerinnen schier zu Boden ckten, zu solcher Höhe heran, daß die Damen bei Ausfahrten er Kutsche knien mußten. Da fand der gefeierte Friseur ulard den „genialen" Ausweg, mittels eines „sinnreichen" chanismus die Haartour zum Passieren niedriger Türen und Wagenfahrten um einen Fuß zusammenzuziehen. Doch solche Unnatur bald darauf keine Gnade mehr vor einem, viele schön und kunstvoll frisierte Frauenköpfe um mehr Kopfeslänge zu hoch dünkten, den Hauptgeschäftsfreund der olution, Meister Sanson. Nach dessen Wirkungsepoche iedrigte" die Damenwelt sich wieder zu ganz niedrigen einfachen Frisuren, die man à la Grecque und à la Romaine ite. R. R.

Kalauer und Meidinger.

Jedermann weiß, daß ein schlechter Witz, ein solcher, dessen nte dem Hörer sozusagen die Stiefel von den Füßen zieht, langen Zeiten den Namen Kalauer führt. Die Franzosen nen einen solchen calembourg, gebrauchen dies Wort aber für gewisse Wortspiele. Man ist sich indessen noch nicht darüber geworden, woher beide Bezeichnungen stammen. ge meinen, aus Calembourg, dem zweiten Namen für die Mittelalter wegen der schlauen Torheiten ihrer Bewohner und breit verulkte Stadt Schilda, sei Kalenburg geworden so der französische Ausdruck entstanden, aus dem die tschen dann durch Abkürzung ihr Wort Kalauer gebildet n. Andere wieder vertreten die Ansicht, jene Witzgattung hne ihren Namen von einem Manne namens Kalau oder uer, dessen Bonmots bei seinen Zeitgenossen berüchtigt en, und die Franzosen hätten in der Meinung, es mit einer Ortsbezeichnung zu tun zu haben, um einen ihnen mundgerechten Ausdruck zu erhalten, daraus folgerichtig ihr calembourg gebildet. Nur weiß man leider nicht, auf welchen von den wenigen bekannten Trägern eines Namens wie Kalau oder dergleichen man den Ursprung der Bezeichnung zurückführen soll. Vielleicht könnte man auf Abraham Calovius oder Kalau, den streitbaren Wittenberger Vertreter der orthodoxen Luthertums und erbitterten Gegner von Georg Valixt, denken, dem andere seiner Widersacher ab und zu Mangel an Witz trotz des Bestrebens, durch solchen zu glänzen, nachsagen. Ob sich aber in seinen vielen Schriften Kalauer vorfinden, könnte man erst durch eine genaue Durchsicht der dickleibigen, für uns ungenießbaren theologischen Streitschriften aus dem 17. Jahrhundert festzustellen suchen. — Sicher ist dagegen der Ursprung eines anderen Namens für Witze, deren sich die Zuhörer auch erwehren möchten: Meidinger oder Vormeidinger. Beide kennzeichnen alte, längst bekannte und vielerseits nacherzählte, also abgebrauchte Anekdoten. Johann Valentin Meidinger nämlich gab 1785, und zwar auf eigene Kosten, weil kein Verleger das Unternehmen wagen wollte, in Frankfurt am Main seine französische Grammatik heraus, die solchen Beifall fand, daß bis 1857 in 37 Auflagen etwa eine Viertelmillion Exemplare erschienen, diejenigen von Reutlinger, Schaffhäuser und Wiener Nachdrucken nicht eingerechnet. Von der sehr ausgedehnten Verbreitung dieses Buches rührt die sprichwörtliche Redensart „Meidinger" her, denn alles, was in den Übungsbeispielen von Meidingers Grammatik stand, setzte man als allgemein bekannt voraus. Anekdoten und Witze aber, die man für noch älter und abgedroschener ansah, als die mit „Meidinger" bezeichneten, nannte man später bald sogar „Vermeidinger" oder sagte wohl gar, sie seien schon Meidingern zu dumm und trivial erschienen. E. A.

Ratgeber und Wegweiser durch die modernen Liebhaberkünste


Hocker in Tarso.

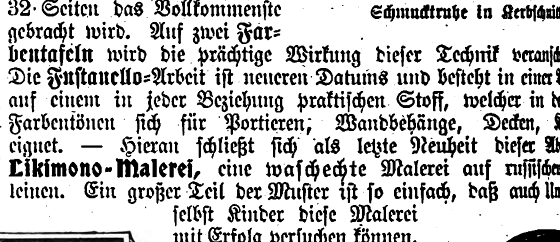
betitelt sich der in neuer Auflage erschienene Katalog 1912/13 der in Liebhaberkreisen bekannten Firma

W. Sobbe in Cassel N.

Infolge seiner reichen und gediegenen Auswahl — **ca. 400 Seiten mit ca. 4000 Abbildungen und Farbentafeln** — bildet er ein **Prachtwerk für jeden Liebhaberkünstler,** ohne das kaum noch ein Dilletant, der sich mehr mit den Liebhaberkünsten beschäftigt und rechte Freude an diesen haben will, auskommen kann. Die mit großer Sachkenntnis bearbeiteten **Anleitungen** für die im Folgenden aufgeführten **Liebhaberkünste** ermöglichen an Hand von ca. 100 darauf bezüglichen Illustrationen selbst dem Ungeübtesten, es durch **Selbstunterricht** zu einer gewissen Vollendung zu bringen. Welche Fülle von Neuheiten der Katalog in diesem Jahre bietet, wird man aus nachfolgenden kurzen Hinweisen entnehmen.

I. Liebhaberkünste in Holz, Metall.

Die **Metallplastik,** eine neuere Liebhaberkunst von eigenartiger vornehmer Wirkung, eine Treibarbeit in Zinn, Messing und Kupfer, hat einen großen Kreis von Liebhabern gefunden, weshalb dieser Abteilung ein größerer Platz im Katalog eingeräumt wurde. — Die **Tiefbrand-** und **Flachschnitt-**Abteilung hat neben einer großen Zahl neuer Artikel und Zeichnungen eine besondere Erweiterung durch Aufnahme vieler Gegenstände in **Satinholz** erfahren, womit die Firma einem vielseitigen Wunsche entsprochen hat. Die **Kerbschnitt-**Kollektion ist einer großen Umarbeitung unterzogen worden und hat besonders in großen Gegenständen eine Erweiterung erfahren. — Die vergrößerte Auswahl in **Satin-Tarso** wird den vielen Freunden dieser überaus in Aufnahme gekommenen Technik hochwillkommen sein, auch ist die **Münchner Tarso-**Arbeit mit besonders schönen Mustern vertreten. Interessenten für diese Liebhaberkunst steht noch ein besonderer Katalog zur Verfügung.


Schmucktruhe in Kerbschni…

II. Liebhaberkünste auf Stoff.

Hierzu gehört in erster Linie die **Glanzbrand-** oder **Samtbügeltechnik,** in welcher auf 32 Seiten das Vollkommenste gebracht wird. Auf zwei **Farbentafeln** wird die prächtige Wirkung dieser Technik veransch… Die **Fustanello-**Arbeit ist neueren Datums und besteht in einer … auf einem in jeder Beziehung praktischen Stoff, welcher in de… Farbentönen sich für Portieren, Wandbehänge, Decken, … eignet. — Hieran schließt sich als letzte **Neuheit** dieser Ab… **Likimono-Malerei,** eine waschechte Malerei auf russischem … leinen. Ein großer Teil der Muster ist so einfach, daß auch … selbst Kinder diese Malerei mit Erfolg versuchen können.



III. Kinder-Beschäftigungen.


Blumenvase in K…

Neben der äußerst beifällig aufgenommenen **Ziernagel-**Arbeit, in welcher viele Ergänzungen vorgenommen wurden, findet sich eine besonders umfangreiche … in **Laubsäge-**Arbeit, die früheren veralteten … verschwunden, und moderne, zum Teil auch … Zeichnungen haben dieser Arbeit ein neues G… geben. — Auch für die Freunde der Malerei … Kleinen ist gesorgt durch die **Silhouetten-**… So findet man noch mancherlei anregende … gungen, die zu besprechen leider der Raum …


Schlüsselleiste in Laubsäge-Arbeit.

Die Firma W. Sobbe in Cassel N.
versendet den „Ratgeber und Wegweiser durch die Liebhaberkünste" innerhalb Deutschland und Oesterreich-Ungarn gegen Einsendung von 90 Pfg. = 1 Kr. 10 H. portofrei. Nach dem Auslande 1 Mk. 50 Pfg.

Rauchservice in Tarso-Arbeit.

Ein illustrierter Malvorlagen-Katalog mit Maltechnischen Mitteilu…

260 Seiten mit ca. 500 Abbildungen

wird jedem Liebhaber der Ölmalerei willkommen sein. Unter den zu Gebote stehenden Vorlagen herrscht ein großer Mangel an solchen, welche technisch gut durchgeführt sind, so daß es um so angenehmer empfunden wird, daß die Firma

W. Sobbe in Cassel N.

eine Auswahl von wirklich guten Vorlagen bietet, wie sie bisher nicht angetroffen wurde. Da die käufliche Anschaffung der darin in verkleinertem Maßstabe abgebildeten Vorlagen den meisten zu teuer kommen dürfte, hat die Firma die Einrichtung getroffen, daß jede Vorlage — **leihweise** — gegen eine entsprechende Leihgebühr abgegeben wird, wenn die Entleiher auch Abnehmer von Utensilien sind. Von der Veröffentlichung kleiner und **hinsichtlich der Technik minderwertiger Vorlagen** ist in dem Katalog abgesehen worden, und werden neben **Original-Ölgemälden** nur die **gediegensten Farbendrucke** geboten, welche wir überhaupt besitzen. Die im zweiten Teile befindlichen

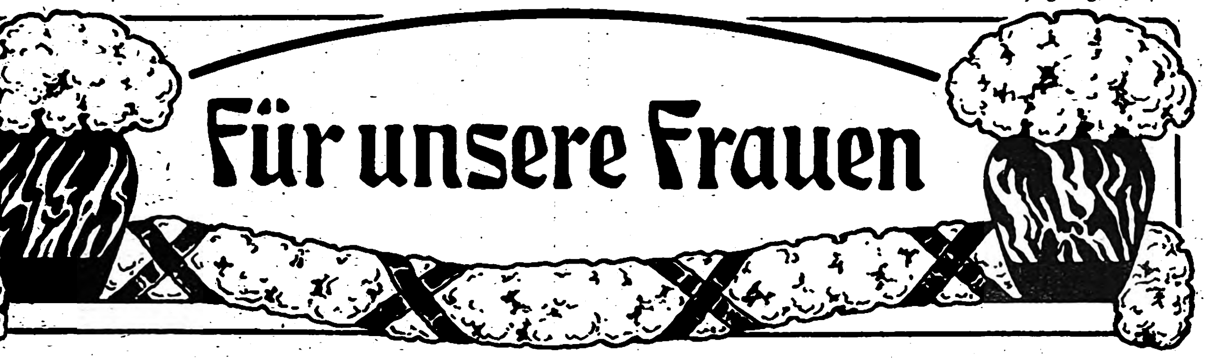
Maltechnischen Mitteilungen

sind für jeden Malenden von nicht hoch genug zu schätzendem Werte, sie behandeln das Farbenmaterial, die Haltbarkeit der Farben, die Malmittel, das Konservieren und Reinigen der Ölgemälde.


Hubert, Reineclauden.

Der Vorlagen-Katalog
wird innerhalb Deutschland und Oesterreich-Ungarn gegen Einsendung von 1 Mk. = 1 Kr. 20 H. portofrei von der Firma **W. Sobbe in Cassel N.** versandt. — Nach dem Auslande 1 Mk. 30 Pfg.


Breuer, Ein Ge…



Geistesbildung und Herzensbildung. Von Hildegard Franke.

Motto: ... Und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle —

...nserer Zeit, die man füglich eine „bildungshungrige" ...n könnte, in der das Wissen, das die Schule lehrt, Ge... ...f der ganzen Nation wurde, in dem Bildung, die mit ...weisheit identisch ist, mehr und mehr in alle Kreise dringt, ...lleicht gerade dadurch der Unterschied in der Bildung ...n so auffälligerer. Nicht selten findet sich da, wo Wissen ... und eine Sonderstellung heischt, ein erschreckender ...el an jener wahren Bildung, die wir ganz richtig „Herzens...g" nennen. Diese Bildung, die häufig mit wahrer ...t des Gemüts Hand in Hand geht, verbirgt sich oft ... im schlichten Kittel, im schmucklosesten Gewand; wir ...ren ihrer hier, wo wir sie kaum vermutet, staunend und ...sen sie schmerzlich in hohlem Wortgeklingel und im Ge...bedeutender Geistesgaben. Schmerzlicher noch nehmen wir ...sroheit aus schönem Frauenmunde wahr, und Frauen, ...r Herzensbildung ermangeln, die Ansichten äußern, die ...eser ganz und gar in Widerspruch stehen, büßen all jenen ...ein, der holde Weiblichkeit, weiblichen Liebreiz wie ein ...rmantel einhüllt. Ein Wort, ein armseliges Wort, das ...sarmut dartut, weht den Zauber hinweg und läßt an ... Stelle ödes Brachland erstehen. Herzensbildung kann ...rlernt, sondern nur empfunden werden. Sie läßt sich nicht ...rte fassen, aber sie ist so ...aß sie den Glanz, der von ... blendenden Wissen aus... ...o gänzlich in den Schatten ...daß man sich schaudernd ...er Armut des scheinbar ...n abwendet, um die Her...dung in ihrem höheren, ... wahren Wert dankbar ...kennen.

...ten ist es die Schule, aber ...mer die Mutter und das ...deren Beispiel Herzens...g verbreitet, die als ein ...öpflicher Born aus dem ...hause mit hinweggenom...wird, um draußen im ...Leben, in der Prosa des ...s, in Kampf und Not ...nd Segen zu verbreiten. ...Bildung schafft die Men...it warmen, gütigen Her...e offen sind für das Leid ...itmenschen, die wohltun, ...o sie nicht nur geben ... deren Geschenke nur in ...rzlichen Anteilnahme be... ...die den andern, der an ...d Seele darbt, bis ins ...Mark wärmt. Und sollte ...che Bildung nicht jener ... voranstehen, jener, die nur der eignen, egoistischen Nöte achtet, nur Sorge trägt, sich selbst die eignen Fähigkeiten im besten Licht zu zeigen, die sich Bildung, Reichtum nennt und doch so arm ist, daß aller Glanz nicht ausreicht, diese Blößen zu verhüllen? Darüber vermag auch nicht das krampfhafte, gelangweilte Lächeln hinwegzutäuschen, das der sich so reich fühlende für den ihm so viel ärmer scheinenden Nächsten zur Schau trägt. Er lächelt herablassend, scheinbar wohlwollend, ohne wahrzunehmen, daß diese Herablassung, die er sich im Gefühl seiner Überlegenheit schuldig zu sein glaubt, eben seinen Mangel an wahrer, an Herzensbildung dartut. So ist Geistesbildung, reiches Wissen oft macht- und hilflos, wo es sich um die einfachsten Fragen handelt — wo aber das Wissen vom Herzen unterstützt wird, geht es unbeirrt seinen Weg, ohne zu fallen oder zu straucheln. Wie arm, wie bemitleidenswert bleibt der rasche Verstand, die erfolggekrönte Arbeit, wo das Herz darbt, wo es weder Liebe gibt noch zu wecken vermag. Und die Armut, die nichts einzusetzen hat an irdischen Gütern, deren Hände leer, deren Herz aber voll und reich ist — sie ist in Wahrheit reicher, glücklicher, als jene, deren Egoismus, deren Eigenliebe einen Mangel an Herzensbildung kennzeichnen.

Den Geist zu bilden, ihn systematisch in Bahnen zu lenken, bedarf er äußerer Mittel — die Schule des Herzens vermag ihrer zu entraten; sie wird durch das Beispiel, durch die Macht der Tat ersetzt. Diese Belehrung setzt bereits in der frühesten Jugend ein; durch kleine, unscheinbare Züge kommt sie schon im Kindesalter zum Ausdruck, und in diesem bildungsfähigsten Stadium sollte die Erziehung Gaben, die in dem werdenden Menschen schlummern, zum Wachstum bringen, um andere, schädliche Keime zu töten. Das Herz des heranwachsenden Kindes bilden, es empfänglich machen für die Freuden und mehr noch die Leiden seiner Umwelt — welch dankbare, aber leider zu wenig gepflegte Aufgabe! Und doch ist hier Eltern und Erziehern ein Weg gewiesen, Glück und Segen zu verbreiten, warmfühlende Menschen ins Leben hinauszusenden. So hoch Geistesgaben zu würdigen sind und so sehr sie im Lebenskampfe zu wichtigen Werkzeugen werden — Herzensbildung wertet höher: sie hilft das Leben zu meistern und — zu überwinden.

„Und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle" lautet ein schönes Wort in der Bibel.


Abb. 12. Schwarzer Plüschhut mit Reiherschmuck. Phot. E. Schneider, Berlin.

Pariser Originaltoiletten. Aus den folgenden Abbildungen ersehen unsere freundlichen Leserinnen die neue Moderichtung, die an sich äußerst widerspruchsvoll, aber vielleicht gerade dadurch den größten Reiz entfaltet. Neben dem kurzen, besonders engen Trotteurrock erscheint der lange Rock für die Straße und der noch längere geraffte Schlepprock, der vorläufig noch in den Salon gebannt ist, in diesem aber unumschränkt herrscht. Diese Röcke, meist mit kleinen Schleppen seitwärts versehen, werden für den Nachmittag und natürlich mehr noch den Abend unbedingt gerafft, wobei man indes Sorge trägt, die schlanke Silhouette zu wahren. Darum sind die Raffungen in Kniehöhe angebracht, eine Anordnung, die es auch weniger schlanken Figuren ermöglicht, diese gerafften Tunikas zu wählen. Eine andere Art der Raffung, die einen Teil des dem Kleide entsprechend bestrumpften Beines sehen läßt, dürfte bei uns nicht viel Nachahmung finden. Die Jacken des Kostüms werden sämtlich mit Westchen versehen, das aus Tuch oder duftigen Geweben besteht und sich an das Robespierre-Fichu anlehnt, das in einzelnen Exemplaren immer noch getragen wird. Die Ärmel sind sämtlich lang und eng und werden, um stilgerecht zu wirken, mit Spitzen ausgeputzt und zum Abschluß mit zahlreichen kleinen Knöpfchen versehen, die durch Knopflochschlingen geschlossen werden. Zu den glatten Glanztuchen, die die rauhen Stoffe im Winter abzulösen bestimmt sind, zeigt sich viel Besatz von bunter Chinéseide und mehr noch Samt in dieser Art. Der uni Samt und fast mehr noch der gerippte wird nach wie vor mit Vorliebe für Kostüme gewählt. Für das ganze Kleid trägt man viel gerippte Seiden, und der alte, fast vergessene Wollrips, mit dem ehemals die unförmigen Sofas bezogen waren, bietet eine sehr begehrte Stoffneuheit.

Die Blusen werden, wenn sie elegant wirken sollen, mit Vorliebe in der Nuance des Kostüms gewählt und können in dieser Form, namentlich vornehm bestickt, sehr wohl am Nachmittag getragen



Abb. 13. Grün-schwarz gestreiftes Kostüm. Phot. Ernst Schneider, Berlin.



Abb. 14. Nachmittagskleid aus Seide. Phot. Ernst Schneider, Berl

werden. In gleicher Weise wird die Russenbluse verwend entweder ganz zum Rock passen muß oder aber auch, wie bei u Modell (Abb. 17) ersichtlich, abstechend eine Überbluse bilden

Die Tüllrüsche wird für die kalte Jahreszeit von der aus S federn abgelöst, die selbst zu kostbaren Pelzmuffen und Mänt tragen wird, wie es auf unserem Bilde (Abb. 12) ersicht Auf demselben Bilde sehen wir einen sehr schicken Hut mit sch Plüsch bezogen und mit schwarzem Reiher garniert. So sich auch bei den Hüten die außerordentliche Vielgestaltigkeit der man darf füglich behaupten, daß noch selten eine so überaus Auswahl in Formen geboten war, als in dieser beginnenden Sa nur der Filz ist fast ganz vom Schauplatz verdrängt, währe eigentlich jedes Material modern und begehrt ist, vornehmlich und Plüsch, Seide und Moiré. Wenn auch einstweilen der oder doch der nur mittelgroße Hut allein maßgebend zu sein so wird aber mit der fortschreitenden Saison, wie das ist, die Kopfbedeckung an Umfang zunehmen und Hüte, großen Toilette getragen werden sollen, müssen, um hier a zu sein, einen entsprechenden Umfang aufweisen. Die Garnitur bleibt auch während des Winters der Reiher jed und Pelzhüte, die sehr modern sind, erhalten gleichfalls Reiherschmuck.

Gestreiftes elegantes Kostüm, Abb. 13. Das Kostüm wurde aus grün-schwarz gestreiftem Diagonal gefert besteht aus einem ungefütterten, bis auf die Schuhe herabr 1,50 m weiten, zweiteiligen Miederrock und einer schlichten, ge Jacke. Die weiten angeschnittenen Ärmel sind unter den vom selben Stoff mit hellem Chinésamt besetzt. Dem Jackenau ist ein kleines weißes Chiffonwestchen eingefügt, und die Aufschläge, sowie das Krägelchen bestehen aus demselben M während der das Westchen nach unten abgrenzende Besatz

in dieser außerordentlich reizvoll. Auf dem schwarzen Samtkleid von einfachem Schnitt, dessen Rock ungefüttert und 1,40 m weit ist, findet sich eine an beiden Seiten offene, weiße Moiréüberbluse. Dieselbe ist halsfrei, auf der Schulter und dann unter dem linken Arm geschlossen, von einem weißen Ledergürtel umgeben und mit einem 6 cm breiten Skunksstreifen nach unten besetzt. Die langen Ärmel des Samtkleides sind mit weißem Moiré als Abschluß verziert. Erforderlicher Stoff: 7,50 m Samt 60 cm breit, 1,50 m Moiré 110 cm breit, 1,20 m Skunks 6 cm breit.



Abb. 18. Tafelgarnitur „Meißner Porzellan“. Modell: Joh. Kupke, Dresden.

Tafelgarnitur „Meißner Porzellan“, Abb. 18. Als den schönsten Schmuck einer festlich gedeckten Tafel betrachtet man mit Recht eine der prächtigen Stickereien, die dem Motiv des Porzellans entsprechen und in den gleichen Farben, die dieses aufweist, ausgeführt sind. Das Beispiel einer solch prächtigen Tafelgarnitur, das wir im Bilde vorführen, besteht zunächst aus einem größeren Oval für die Mitte der Tafel und zwei kleineren runden Decken, die an dieses

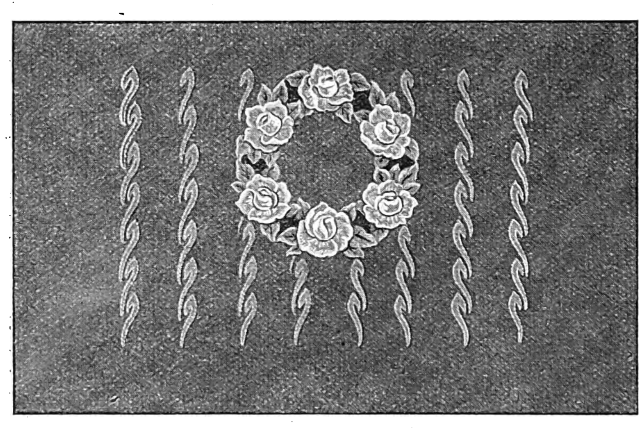


Abb. 19. Fenstermantel aus Fries. Modell: Herold & Wilhelm, Leipzig.

gelegt werden, wie es der jetzt herrschenden schönen Mode entspricht. Als Grundstoff dient feines, weißes Stickereileinen, die Stickerei ist in bester Filoflosßseide ausgeführt. Zwei Farben Purpurrot, voneinander scharf im Ton abweichend, kamen für die Blumen und das Schleifenornament und gelbe Seide für die dazwischenliegenden Pünktchen zur Verwendung. Das Bogen- und Muschelmotiv ist weiß und leicht gelb angestickt, die Abschlußlangette ganz in Gelb. Um die Garnitur zu vervollständigen, kamen noch Teller- und Eisdeckchen im gleichen Dessin hinzu. Die Größe des Ovals beträgt 90:60 cm, die runden Decken sind in der Größe von 50:50 gedacht, und die kleinen messen 25 und 15 cm im Durchmesser. Bei kleineren Gesellschaften genügt das Oval der Garnitur, während es sehr praktisch ist, bei größerer Tafelrunde an dies Oval auf jeder Seite eine runde Decke anfügen zu können. Dies Muster wird hauptsächlich für das sogenannte „Meißener Purpurmuster“ verwendet; es paßt aber auch zu einem einfachen Service mit Goldrand. Eine solche Garnitur eignet sich ihrer Eigenart und ihrer vornehmen Wirkung wegen vorzüglich als Geschenk für eine Braut, wobei sich mehrere junge Damen zusammentun, das Geschenk auch nach und nach vervollständigen können. Man sollte beim Arbeiten besonders darauf sehen, das beste, waschechte Material zu bekommen. Auch in dem bekannten „Zwiebelmuster“ nimmt sich eine derartige Garnitur wunderhübsch aus und erweist sich, in echten Farben ausgeführt, für den täglichen Gebrauch als [...] praktisch. Man kann auch auf diese W[...] den Kaffee- oder Teetisch wund[...] hübsch schmücken. Das Mu[...] für das Oval ist für 1,50 M[...] (1,90 Krone), für die [...] Decke 1,20 Mark (1,50 Kr[...] und 60 Pfennig (75 Hel[...] für die Tellerdecke, 30 P[...] (45 Heller) für das E[...]deckchen durch die R[...]daktion erhältlich.

Fenstermantel a[...] Fries, Abb. 19. Beim [...]fertigen eines Fenstermantels richtet man sich mit Bez[...] nach der Farbe, die die Einrich[...] aufweist. Wo dies nicht angeht, w[...] man neutrale Farben, wie Rot oder G[...]. Der Mantel auf unserem Bilde ist aus sch[...] blauem Fries hergestellt in einer Gestalt [...] 100:150 cm und erhielt als Hauptsch[...] Rosen in Samtapplikation. Diese Rosen, aus braunem Samt [...] geschnitten und appliziert, sind mit zwei helleren Tönen von S[...] seide überstickt. Die Blätter entstanden aus grüner Zephirwolle, die Arabesken sind aus hell- und dunkelgrünem Perlgarn [...] gestickt. Das Muster ist für 1,20 Mark (1,50 Krone) durch [...] Redaktion zu beziehen.

Serviertischdecke mit Bauernmuster, Abb. 20. Die b[...] Stickereien im Bauerngenre wirken eben ihrer Buntheit und leu[...] den Farben wegen ganz allerliebst und nehmen sich in dieser A[...] sonders zu schlichten, dunklen Möbeln wunderhübsch aus. Aus di[...] Grunde sind sie für Speisezimmer sehr am Platze entweder [...] Serviertischen oder dem Büfett. Die Decke auf unserem Bi[...] einer Größe von 100:75 wurde aus écru Leinen gefertigt [...] den buntesten Farben mit Perlgarn Nr. 3 bestickt. Die B[...] sind in zwei Farben Grün, einem dunklen Olive und einem [...] Giftgrün ausgeführt, die Glockenblumen in Violett, die [...]blumen abwechselnd in Blau mit gelben Knötchen und in [...] mit Lila schattiert und mit schwarzen Knötchen als Kelch. [...] beerenartigen Figuren wurden in drei Farben Kupfer sch[...] aber aus Stielstich, die Punkte in einem cerisefarbigen Rot [...] die Ketten schließlich aus Stielstich in Olive von grünen und [...] Knoten unterbrochen, zusammengesetzt. Dasselbe Muster nimm[t sich] auch reizend als Kissen aus und läßt sich, wenig geändert, [...] gut auf einer Büfettdecke verwenden. Die Arbeit geht sehr [...] vonstatten, da das Perlgarn in dieser Stärke sehr gut füllt. [...] Muster ist für 1,50 Mark (1,90 Kronen) durch die Redaktion erh[...]

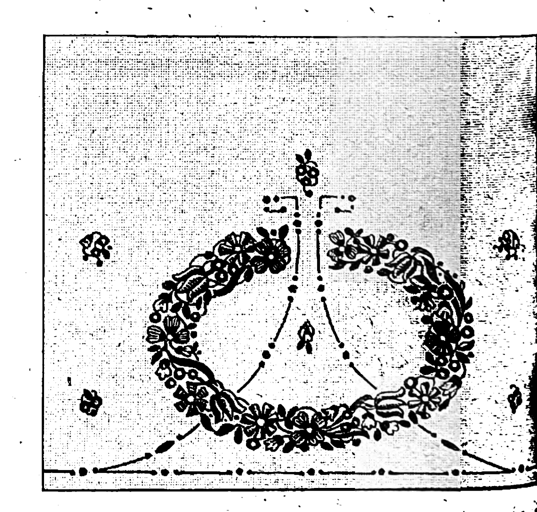


Abb. 20. Serviertischdecke mit Bauernmuster. Modell: Herold & Wilhelm[...]

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen“: Mary May, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Lei[pzig]

Rätsel und Aufgaben.

Bilderrätsel.



Logogriph.

Mit h lebt's in Amerika,
Mit r manch deutsche Maid so heißt,
Steht noch ein k inmitten da,
Wird es zu Mittag gern verspeist. Th. K.

Anagramm.

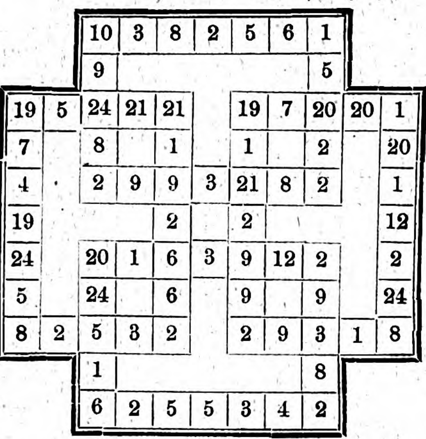
Gar mancher führt es, der wohl kaum sich fragt,
Ob es ihm wohl Beachtenswertes sagt,
Doch auf Erfolg man Aussicht nur gewinnt,
Wenn man mit ihm ein wichtig Werk beginnt.

Wird vor den Kopf nunmehr der Schweif gestellt,
Erscheint etwas, das niemand wohl mißfällt,
Gar viele sehn hoch oben es mit Lust,
Von andern wird's getragen selbstbewußt.
Und welchen Klang es hat, man dran erkennt,
Daß mancher Bürger sich nach ihm benennt. P. S.

Geographisches Silbenrätsel.

, feld, stein, er, furt, gen. II. er, ga, id — er, ill, weg — rans — dab, reb, tri — lin, en, thien — eib, lind, ger. Vor unter I. sind die einzelnen Silben einer Gruppe unter II. zu daß man 18 zweisilbige geographische Eigennamen erhält, deren chstaben ein Sprichwort ergeben. Die Reihenfolge der Silben arf nicht geändert werden; dagegen ist die Anordnung der Silben noch zu suchen, dabei darf keine Silbe ihre Gruppe verlassen. C.

Arithmogriph.



		10	3	8	2	5	6	1		
		9						5		
19	5	24	21	21		19	7	20	20	1
7		8		1		1		2		20
4		2	9	9	3	21	8	2		1
19				2		2				12
24		20	1	6	3	9	12	2		2
5		24		6		9		9		24
8	2	5	3	2		2	9	3	1	8
		1						8		
		6	2	5	5	3	4	2		

In nebenstehender Figur sind die Zahlen so durch Buchstaben zu ersetzen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: a) Die wagerechten Reihen: 10–1 Stadt in Nordafrika, 19–21 deutsche Weltfirma, 19–1 Interpunktion, 2–2 geometrische Figur, 20–2 weiblicher Vorname, 8–2 Reihenfolge, 2–8 männlicher Bibelname, 6–2 Gefäß. b) Die senkrechten Reihen: 19–8 Zahlungseinstellung, 10–2 Kleidungsstück, 20–6 König von Napoleons Gnaden, 21–2 Malutensil, 19–2 Gotteshaus, 1–2 militärische Macht, 2–2 weiblicher Vorname, 1–8 männlicher Vorname.

Dreiwörterrätsel (ohne Rücksicht auf Silbentrennung).

Zur H'schen Klinik bin ich hingewandert,
Besucht' mit Blumen dort das Erste heut,
Denn seine sanfte Hand ist es gewesen,
Die mich in schwerer Krankheit sanft betreut.

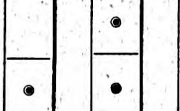
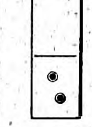
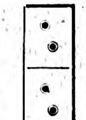
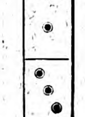
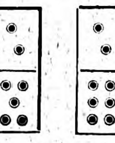
Das Zweite ist Professor H. ganz sicher,
Mein Leben dank ich seiner festen Hand.
Von schwerer Krankheit bin ich jetzt genesen,
Und alle Not und alle Plage schwand.

Nun bin ich wieder frisch und wohl und munter,
Wenn man mein Drittes vor mein Alter setzt,
So hoff' ich, was daraus entsteht, zu werden,
Wie neugeboren fühle ich mich jetzt.

Du siehst erstaunt mich an, mein lieber Leser,
Denkst, was erzählt mir da der fremde Mann?
Verzeih, vergaß ich doch mich vorzustellen,
So hör', ich bin das Ganze Oskar Tann.

Dominoaufgabe.

Aus einem Dominospiel von 28 Steinen nehmen A und B je 8 Steine auf, und zwar hat A:

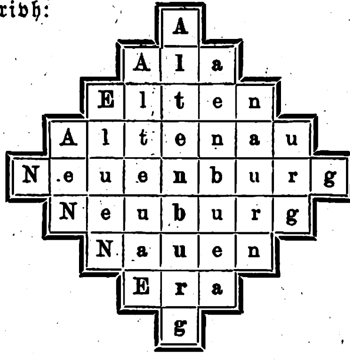
B hat auf seinen 8 Steinen insgesamt 77 Augen. Es wird nicht hinzugekauft. A setzt ½ aus und wird im Verlauf des Spieles alle Steine los. B kann nur 2 Steine ansetzen, insgesamt mit 17 Augen, und zwar im 5. und 7. Zuge. Welche Steine hat B und wie wird gespielt? C.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 1.

Bilderrätsel: Mit Guten im Verein ist besser als allein.

Dreisilbige Scharade: Putzpomade.

Arithmogriph:



Rösselsprung: Es bildet nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte. Goethe.

Sechsundsechzig-Aufgabe: eO, eU, gU, rU, r10, s[...]

I.	II.	III.
1. eZ, eU + 12	1. eZ, eU + 12	meldet 20, spie[...]
2. eK, eO + 7	2. eK, eO + 7	1. rO, rZ – [...]
3. gD, gU + 13	3. gD, gU + 13	2. sU, eK + [...]
4. rD, rU + 13	meldet 20 und spielt	3. eZ, eU + [...]
meldet 20 in Rot und	4. rO, rZ – 13	4. rD, rU + [...]
erhält 45 + 20 = 65	5. sU, rK – 6	5. gD, gU + [...]
Augen.	6. rU rD + 13	6. rK eO – [...]
	und erhält 32 + 20 +	und erhält 20 + [...]
	13 = 65 Augen.	64 Augen.

Scherzrätsel: Der Buchstabe F.

Visitenkartenrätsel: Eichungsinspektor.

Palindrom: Ton, Not.

Gitterrätsel: Kegel, Kutte, Keule, Laute, Liebe, Taube, Eben[...]

Logogriph: Schweiz, Schwetz.

Buchstabenrätsel: Bein, Dein, Fein, Mein, Nein, Pein, Sein, Wein.

Briefkasten.

Anonyme Anfragen können keine Berücksichtigung finden.

nter. Die Witwe Albert Lindners, „Bluthochzeit" im September d. J. l. Schauspielhaus in Berlin aufund im Universum, Heft 52, been wurde, ist nicht mehr am Leben; b am 7. April 1910 in Rudolstadt, h zwei Töchter des heimgesuchten s wohnen. Die Verehrer Lindners hm in diesen Tagen in Rudolstadt, lange Jahre als Gymnasiallehrer und seine bedeutendsten Stücke ben hat, ein Denkmal.

5. Gegen Ihre Koliken bedienen am besten einer sog. Karlsbader rmflasche aus Weißblech, eines ovaachen Wasserbehälters, der entd der Wölbung des Unterleibs so ogen ist. Diese Bauchflaschen sind für etwa zwei Mark zu haben und zu den nützlichsten und vielseitigst baren Krankenpflegerequisiten. Sie nur das eine beobachten, daß Sie fäß nicht mit gewöhnlichem Leiaſser, sondern mit einer ganz en Soda- oder Seifenlösung füllen, das Blech nach Monaten oder , gerade dann, wenn Sie die wieder einmal brauchen, nicht rostet ist.

Gegen Ihren Blutandrang zum müssen Sie versuchen, ableitend zu Diesem Zwecke dienen recht gut ußbäder, auch mit Zusatz von etwas hl, oder schottische Fußbäder, abnd heiß und kalt. Auch können Sie ein Paar lange, nasse, baumwollene ofe anziehen und ein Paar trockene darüber. Namentlich die schottieilbäder sind auch gleichzeitig das ittel gegen kalte Hände und Füße.

O. K. in Wien. Ihren Wunsch, Ihre Gedichte im „Universum" abgedruckt zu sehen, wollen wir Ihnen an dieser Stelle gern erfüllen. Sie dichten recht zeitgemäß:

Wie siehts doch alles kahl auf Wiese und auf Flur,
Erstorben all auf der so blühenden Natur,
In Kot gezerrte welke Blätter können sagen
Wie man so rasch beendet mit den schönen Tagen . . .

Die Blätter würden sich sicher in besserem Deutsch ausdrücken!

Und kalter Regen rieselt auf den kahlen Bäumen
Recht schaurig schwebt der Nebel wie ein Todesträumen.
Nur wenn die Sonn' nicht wär, die schwach hinspäht auf Erden
Dann müßt das süße Hoffen gar zu Schanden werden.

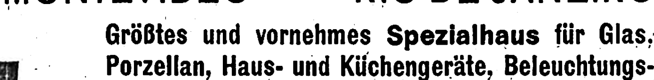
Sie irren sich, die Sonne ist auf ihrer Jahrtausende langen Reise immer noch nicht „auf Erden" angelangt; wenn sie unsern Dichtern zulieb vom Himmel „späht", hat sie genug getan, sollten wir meinen.

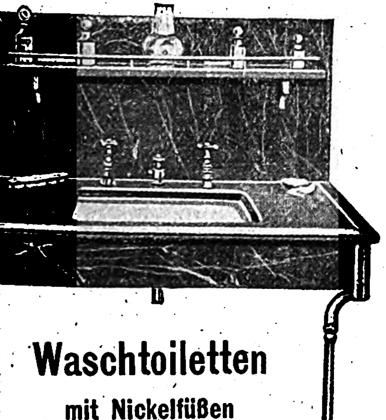
Doch — schließen Sie —
. . . dies ist nur ein scheinbar Sterben, neues Leben
Kommt bald, kein Tod, auch Du wirst einst den Lenz erleben.

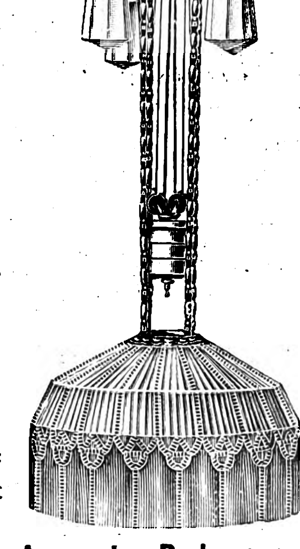
Gott sei Dank! Es wäre auch „recht" schrecklich gewesen, wenn der „kalte Regen, der auf den Bäumen rieselt" — übrigens eine neue Spezies — uns so mir nichts dir nichts um die Ecke gebracht hätte. Wir wollen auch unsre Leser nicht in Gefahr bringen und — ihnen den Rest Ihrer Verse einstweilen schonend vorenthalten.



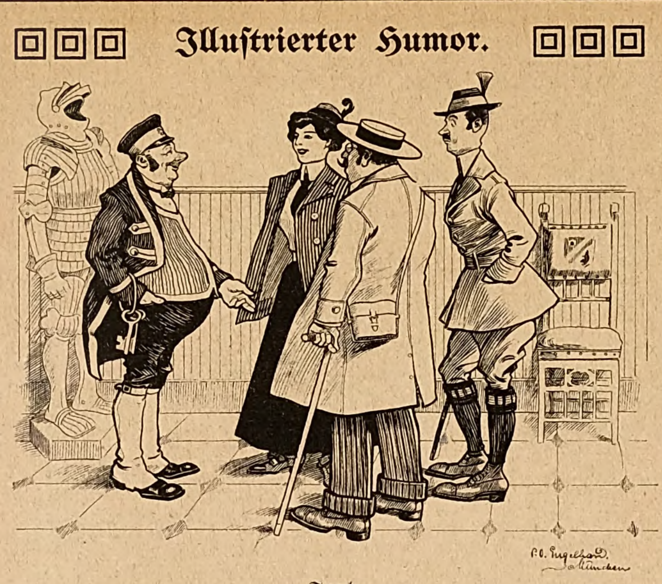








Illustrierter Humor.



Frech.

Schloßdiener: „Früher wurde das Schloß von Raubrittern bewohnt, die den Reisenden alles wegnahmen. Die heutigen Herrschaften haben's besser; die geben halt freiwillig das, was sie geben wollen!"

Freudige Nachricht.

Der fünfjährige Fritz kommt strahlend zur Kindergartentante.
„Denk mal, ich hab 'n Schwesterchen bekommen — heut nacht . . ."
„Ach, da freust du dich wohl sehr?"
„O jaaa!"
„Und deine Mama freut sich gewiß auch schrecklich?"
„Nee, die weiß noch gar nichts davon, die schläft noch!"

Wir bitten die geehrten
bei Zuschriften an die inserier
Firmen sich stets auf das „Unive
zu beziehen.

Peru Tannin-Wasser

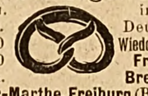
Tägliche einfache und kaum eine Minute Zeit beanspruchende Behandlung des Haares mit dem echten Peru Tannin-Wasser erhält es üppig, voll und glänzend und bewährt sich bei Schuppen und Haarkrankheiten. Schutzmarke: „Die Töchter des Erfinders". Ueberall zu haben. Verlangen Sie Broschüre gratis.

E. A. Uhlmann & Co
Reichenbach i/V.

---

les für Dilettanten-arbeiten, Vor-
nd Anleitungen · für Laub-
Schnitzerei, Holzbrand etc.,
e Utensilien und Materialien
Illustrierter Katal. für 50 Pf.)
Widmayer, München 7.



Meyer's Freiburger Brezeln
z. Bier, Wein u. Käse. 600 St. M. 7.50, 300 Stck. M. 4.50 franko Nachn.
innerhalb Deutschland. Wiederverk. Rabatt.

Freiburger Brezelfabrik
Friedr. Meyer-Marthe, Freiburg (Brsg.) F. 33.

geschätzten Leser
, sich bei Zuschriften an die
en Firmen stets auf das
iversum" zu beziehen.


Briefmarken in Sätzen und Einzelmarken. Listen gratis. *„Zur Briefmarkenbörse" Leipzig, Universitätsstr. 18.*

20 Pfg. kostet jede Nummer der Universal-Bibliothek. Wer jede Woche diesen winzigen Betrag dazu verwendet, um einen solchen Band anzuschaffen, hat in wenigen Jahren eine umfangreiche Bibliothek gesammelt. — Alle Buchhdlg. nehmen Bestellungen an.



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel
entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Gesetzlich geschützt. Aerztlich empfohlen. Dosen zu ℳ 1.50 u. 2.50 bei Damenfriseuren und in Parfümerien oder direkt von **Pallabonafabrik München U. 39.**

Aus den Urteilen:
Das Buch ist durch und durch künst-
gestaltet, mit sicherer Linienführung
inem dichterischem Gefühl, das bis
kleinsten Einzelheiten hinreicht . . .
Fülle von Gestalten lebt in diesem
. Theaterlust, mit all ihrem be-
en Duft und ihrem versteckten
er, die gespreizte Vornehmheit der
igen Fräuleins die echte Aristokratie
roben Schutzherrin des verlassenen
ens, die prachtvolle Figur der Demo-
aus der Taglöhnerhütte — das sind
ten Villingergestalten, mit einem
d gleich in der innersten Seele ge-
Menschen, in derem knorrigen Eigen-
llemal eine Welt menschlichen Leides
nschlicher Überwinderkraft sich auf-
(Badische Landeszeitung.)

Ein Lebensbuch

Roman von

Hermine Villinger

Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig
Geh. M. 3.–, eleg. gebunden M. 4.–

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

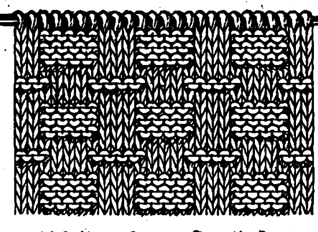
Aus den Urteilen:
„. . . Ein Lebensbuch —, das ist es geworden und kann es wieder werden für jeden verständnisvollen Leser. Eine köstliche Klarheit und milde Güte strahlt aus diesem Buch, leise Schwermut dämpft den Ton der bunten wechselvollen Erlebnisse, die eine Frau von ihren Großeltern angefangen über das eigene Schicksal fort zum Enkelkinde hin, das in der Neuzeit wurzelt, berichtet . . . Eine Fülle echter kulturhistorischer Züge umrankt die Erzählung, fein und still lächelt in einzelnen köstlichen Gestalten der Humor hindurch, ernst und wuchtig widerhallt es stellenweise vom Gang vaterländischer Geschicke. Dieses reiche und schöne Buch wird überall Freude wecken . . ."
(Rheinisch-Westfälische Zeitung.)

Weibliche Handarbeiten.

Gestrickte, graue Sportjacke. Die Sport- oder Golfjacken erfreuen sich auch weiterhin der größten Beliebtheit. Diese viele Jahre alte Mode hat nur insofern eine Wandlung erfahren, als diese Jacken nicht mehr in Weiß hergestellt werden, vielmehr in den verschiedensten Farben gestrickt oder gehäkelt werden. Auch die Verbindung zweier Farben, wie grau-weiß, nimmt sich sehr hübsch aus. In dieser Weise wurde auch die Jacke gefertigt, die unsere Abbildungen darstellen, und zwar ist die ganze Jacke in dem nebenstehend abgebildeten Muster in grauer Sportwolle gestrickt, während der aus einfachen, rechten Maschen bestehende Rand in weißer Wolle angefügt ist. Um die Jacke zu stricken, verfährt man folgendermaßen: Man legt einen gutpassenden Schnitt zugrunde, der aus 5 Teilen (Rücken, 2 Vorderteile, 2 Ärmel) besteht, und beginnt mit dem 5 cm breiten, glatten Rand aus rechts gestrickten Maschen. Dann wird das Muster gestrickt, und zwar strickt man drei Touren je 3 Maschen rechts, 5 Maschen links, dann eine Tour rechts darüber, die nächste Tour wird gewechselt, dann wieder eine Tour rechts, die folgenden wieder 3 rechts, 5 links und so bis zum … Kragen und Ärmelaufschläge sind nur rechts gestrickt. Zur Verwendun… graue und weiße vierfache Sportwolle. Die Jacke ist mit einer Dopp… weißer Perlmutterknöpfe versehen. Modell: Herold & Wilhelm, …

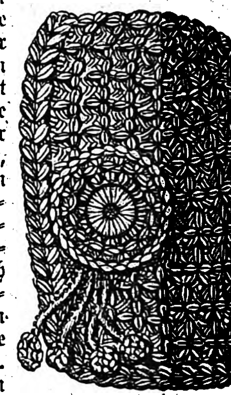


Gestrickte, graue Sportjacke.



Arbeitsprobe zur Sportjacke.

Gehäkelte, graue Sportmütze. Zu dieser gehäkelten Mü… sich auch besonders gut für winterliche Autofahrten eignet, wurde … Sportwolle verwendet, deren Faden doppelt genommen wurde. … Häkeln verfährt man so, daß man zuerst das Deckelchen mit einem A… von 15 Luftmaschen arbeitet, und auf diese 15 Reihen Sternst… und zurück. Sternstich: In die zwei aufeinanderfolgenden Masche… stechen, ohne aufzuschlagen, dann den Faden holen und zusammenziehen, eine Tour Luftmaschen nachhäkeln. Der vordere Abschluß besteht aus 5 Reihen Sternstich, die dem Kopfteil aufgehäkelt sind. Die Rosette aus gleicher Wolle in derselben Stärke, die sich auf jeder Seite befindet, wurde so gehäkelt, daß 8 Luftmaschen zum Ring geschlossen wurden, in diesen 25 feste Maschen, darauf noch einmal feste Maschen und zum Schluß noch eine Reihe Sternstich. An die Rosetten sind noch Glöckchen aus festen Maschen gefügt, die durch Luftmaschen mit der Rosette verbunden … Modell: Herold & Wilhelm, Leipzig.



Gehäkelte, graue Sportmü…

Für Küche und Haus.

Preiselbeeren. Nachfolgendes Rezept hat sich sehr gut bewährt und eignet sich besonders für den Familientisch. Zutaten sind: Auf 10 Pfund Preiselbeeren 5 Pfund Birnen, 5 Pfund Mohrrüben (gelbe Wurzeln), 1 Stückchen Zimt und 6 Pfund Zucker. Die Preiselbeeren werden wie gewöhnlich gewaschen, verlesen und zum Abtropfen auf ein Sieb geschüttet. Die Wurzeln werden gewaschen, geschabt und in kleine Würfel geschnitten, ebenso die geschälten Birnen. Dann läutert man den Zucker, kocht zuerst einen Teil Preiselbeeren, um Saft zum Kochen der Wurzeln und Birnen zu gewinnen, die man, nachdem man die Beeren mit der Schaumkelle herausgenommen, in dem Saft weichkocht, dann fügt man den Rest Preiselbeeren hinzu und läßt alles zusammen gehörig durchkochen. Hierauf schöpft man das Kompott mit der Schaumkelle heraus und läßt den Saft kurz einkochen. Schließlich rührt man das Ganze gehörig durcheinander, füllt es heiß in Gläser und bindet diese nach dem Erkalten gut zu. Die Wurzeln und Birnen nehmen den Preiselbeeren den etwas herben Geschmack, und letztere werden, so zubereitet, besonders auch von Kindern gern gegessen.

Apfelschnee. Zehn große gebratene Äpfel werden durch ein Sieb gerieben, dann gibt man 180—200 g Zucker, abgeriebene Zitronenschale, etwas Zitronensaft dazu, schlägt 3 Eiweiß hinein und rührt alles so lange (etwa $\frac{1}{2}$ Stunde), bis es ganz schaumig und ziemlich steif ist. Des guten Aussehens wegen kann man 3—4 Blatt aufgelöste rote Gelatine zum Färben daran geben. Man serviert den Apfelschnee in einer Cremeschale und garniert ihn mit Gelee.

Apfelspeise. $1\frac{1}{2}$ Pfund Äpfel werden geschält und mit $\frac{3}{4}$ Liter Wasser weichgekocht, dann durch ein Sieb gerührt. Darauf gibt man $\frac{3}{4}$ Pfund Zucker, $\frac{3}{4}$ Liter Wein, etwas Zitronensaft und abgeriebene Zitronenschale hinzu, läßt es abkühlen und rührt es dann mit 60 g roter, aufgelöster, durch ein Sieb gegossener Gelatine zusammen, bis es anfängt steif zu werden, und gießt es nun in Glasschalen. Man reicht die Speise entweder mit Schlagsahne oder einer dicken Vanillensauce.



Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf das „Universum" zu beziehen.





Für Küche und Haus.

...schenkompott einzumachen. ...etschen werden mit einem ... Tuch abgerieben; dann ...nt. Auf 25 Pfund aus... Zwetschen nimmt man ... Zucker. Der Zucker wird ..., dann kocht man nach... die Zwetschen darin weich; ...gen nimmt man mit der ...elle vorsichtig heraus, läßt ...n Saft ordentlich dick kochen ...t ihn über die Zwetschen. ...fertige Kompott füllt man ...iß in Gläser oder Stein... ...o bindet sie nach dem Er... ...t zu. Hat man nicht tadel... ...atsräume zur Verfügung, ...pfiehlt es sich, der größeren ...eit wegen, eine Messerspitze ...mit durchzukochen; sonst hält ... Zwetschenkompott auch so

...machte Tomaten. Die To... ...aben sich bereits so einge... ...daß über ihre Zubereitungs... ...h wohl kaum viel neues ...t. Sie sind sowohl zum ... beliebt, wie auf die ver... ...e Art zu Salat, Saucen, ... zum Garnieren von Bra... ...n usw. Wenig bekannt ... aber sein, daß sie sehr ...nzumachen sind. Da sie ...er sehr teuer sind, so tut ..., sich jetzt mit Vorrat zu ... Hierzu wäscht man die Früchte, trocknet sie gut ab, schneidet sie durch und setzt sie ohne Wasser an. Anfangs dürfen sie nicht zu heiß stehen, bis genügend Saft vorhanden ist, um das Anbrennen zu vermeiden. Dann läßt man sie ganz weich kochen, streicht die Masse durch ein Haarsieb und füllt sie in die gutgeschwefelten Gläser. Zum Nachdicken stellt man die Gläser noch einige Stunden in einen mäßig warmen Bratofen. Nach dem Erkalten gut zubinden.

Rote Beete mit Pflaumen einzulegen. Die Rüben werden gut abgewaschen, gebürstet und in Salzwasser gar gekocht. Nach dem Erkalten werden sie abgeputzt, in Scheiben geschnitten und hierauf wie folgt eingelegt: Getrocknete Pflaumen werden gewaschen, mit den Rüben schichtweise in einen Steintopf eingelegt und in Würfel geschnittener Meerrettich und getrockneter Kümmel dazwischen gestreut. Man rechnet $^1/_4$ Pfund Pflaumen und $^3/_4$ Pfund Rüben. Dann wird Essig mit Wasser verdünnt, und etwas Zucker (auf eine größere Kruke ungefähr $^1/_4$ Pfd. aufgekocht und nach dem Erkalten darüber gegossen, worauf alles zugebunden wird. In 8 Tagen ist das Kompott gut durchgezogen; die Pflaumen sind dann weich und dick aufgequollen. Die roten Beete halten sich so wochenlang.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf das „Universum" zu beziehen.

Täglich ein Viertelstündchen für die Gesundheit.

Der Sport tritt heute in allen seinen Schattierungen immer mehr in den Dienst der Körperhygiene. Und das mit Recht, denn eine rationelle Körperpflege verbürgt Gesundheit und langes Leben, Spannkraft und Energie, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen.

Doch bleibt der Sport im allgemeinen nur gesunden, teilweise sogar nur jugendlichen Personen vorbehalten. Es stellte sich daher die Notwendigkeit heraus, auch für ältere oder mit kleineren oder größeren Gebrechen behaftete Personen und für solche, die mangels Zeit an sportlicher Betätigung verhindert sind, einen vollwertigen Ersatz zu schaffen. Hier trat die rationelle Körperpflege im Hause, und zwar in erster Linie die Hand-Massage als brauchbarer Ersatz ein. Allerdings hinderte die große Umständlichkeit, die damit verknüpft war, stets einen Masseur kommen zu lassen, sowie der Mangel, daß solche Massage nicht in jeder Beziehung den Anforderungen der Hygiene entsprach, deren allgemeine Einführung. Es war daher mit Freuden zu begrüßen, daß die Elektrotechnik Apparate erfand, die die Hand des Masseurs mit ihren Streich- und Knetbewegungen, ihren Klopfungen und Hackungen nicht allein vollkommen ersetzten, sondern es auch ermöglichten, diese Vorrichtungen wirksamer, intensiver und durchdringender in Ausführung zu bringen und zwar ... fremde Hilfe.

SANAX-VIBRATOR

Der elektrisch getriebene Handvibrator „Sanax“ bildet nun ein... wertigen Ersatz des Sports für den Gesunden, dient sodann aber ... kräftiger Heilfaktor bei mancherlei Krankheitsformen.

Der „Sanax“ ermöglicht ... allein, den ganzen Körper ... arbeiten und ihn allgemein ... den, zu kräftigen und zu st... dern man kann mit ihm a... einzelnen Körperteil (Glied, ...) in dem sich krankhafte Be... spielen, oder der zu solchen ... erscheint, ohne jede Mühe ... strengung einzeln wirksam ... ein Umstand, der seinen Be... Sport gegenüber dartut.

Da die Sanax-Massag... Morgentoilette, besser auch noch vor dem Schlafengehen vorgenomm... Zeit in Anspruch nimmt, so sollte jeder, welcher sich gesund erhalten ... und wer hätte dies wohl in unserm Zeitalter des Hastens und J... nötig — mindestens zu dieser rationellen Körperpflege die nötig... übrigen. Der „Sanax“, Fabrikat der Elektrizitäts-Gesellschaft „S... Berlin N 24, ist dort käuflich, wo obiges Plakat ausliegt.

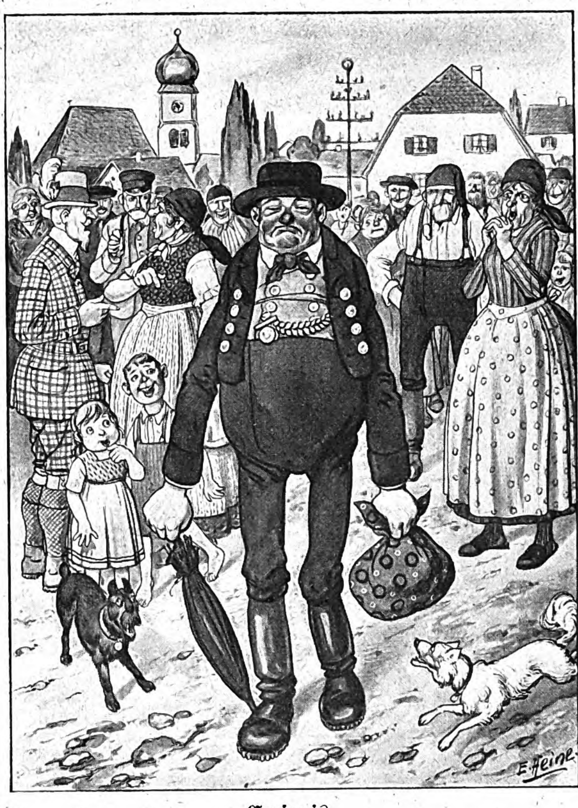


Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf das „Universum“ zu beziehen.







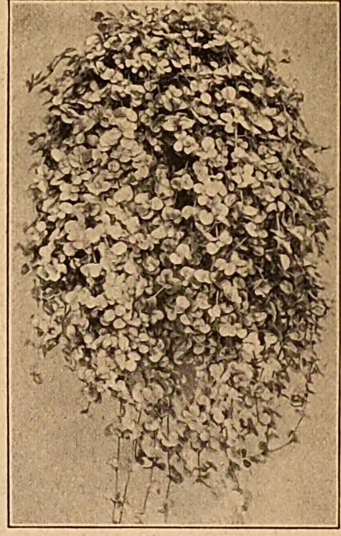


Ereignis.

Fremder: „Was ist denn hier los — ist etwas passiert?"
Einheimischer: „Ja freili, der Gickelbauer hat heut amal kein'n Rausch!"

Haus- und Zimmergarten.

Das goldblättrige Pfennigkraut. Das rundblättrige Pfennigkraut wächst wild auf feuchten Wiesen als am Boden kriechende Staude. Eine goldgelbblättrige Abart (Lysimachia Nummularia fol. aurea) hat in den Gärten vielfach als Ampel- oder Hängepflanze Verwendung gefunden. Die Triebe werden bis 50 cm lang, und die Pflanze wächst bei reichlicher Bewässerung sehr üppig. Zur guten Färbung der Blätter ist ein heller, sonniger Standort notwendig. Die Kultur ist sowohl im temperierten, wie auch im warmen Zimmer möglich. Bei dunklem Standort geht die Farbe der Blätter zurück, und die Pflanze verliert bald an gutem Aussehen. Jedenfalls ist aber die Pflanze sehr geeignet, zur Ausschmückung unserer Wohnräume beizutragen, denn sie wächst ohne besondere Pflege willig und wirkt mit den leuchtend goldgelben Blättern gut als Hängepflanze am Rand des Blumentisches oder auf einer Wandkonsole.


Goldblätteriges Pfennigkraut.

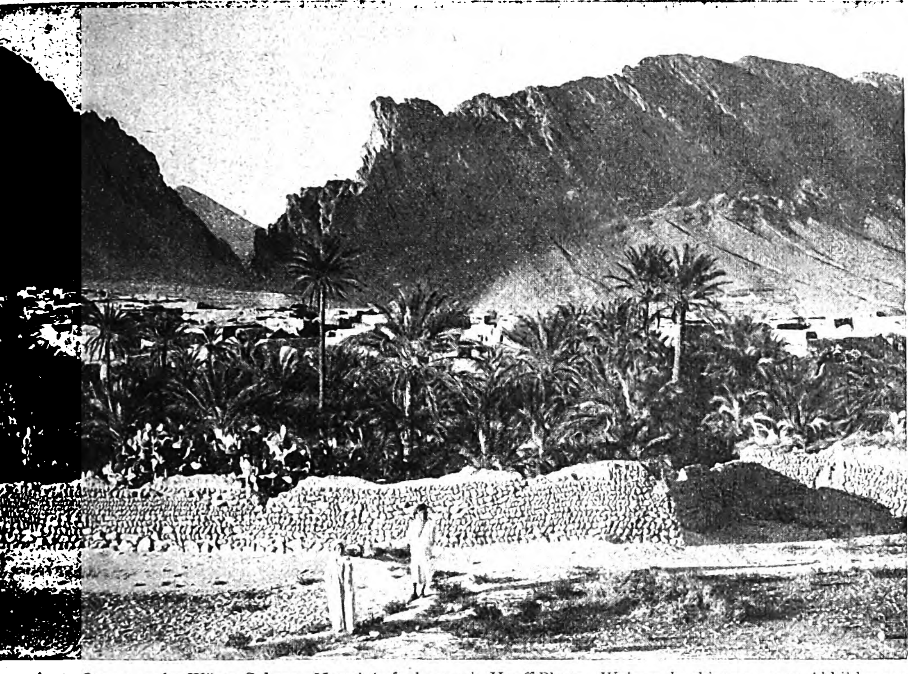
Allerlei praktische Ratschläge.

Efeustecklinge können jetzt im Herbst noch von einjährigen jungen Ranken gemacht werden. Man schneidet sie auf vier Augen unter dem Blatte wie jeden Steckling. Dann nimmt man mittelgroße Töpfe, füllt dieselben mit reiner Mistbeeterde, der noch etwas Sand beigemischt wird, und steckt die Stecklinge ein 10—12 Stück in einen Topf, hinein. 3—4 W müssen die Töpfe ziemlich stark beschattet werden. vor Eintritt der Fröste kommen sie in einen ungeheizten Raum. Im Frühjahre pflanzt man Stecklinge auf gut gelockerte und etwas schattige wo sie bald Wurzeln schlagen und austreiben.

Um Weintrauben möglichst lange frisch zu halten, hat sich das Einbetten derselben in Torf sehr bewährt. Man bringt zu dem Zwecke die Tr in Holzkisten und siebt zwischen jede Schicht Portion Torfmull. Derartig präparierte Tr bleiben über vier Monate lang frisch und ver nicht im geringsten an schönem Aussehen, wen kühl und trocken aufgestellt werden.

Im Garten ausgepflanzte Heliotrope m im Herbst beizeiten eingetopft werden, da sie gegen sehr empfindlich sind. Die Überwinterung geschieht an einem trockenen, hellen Ort. Sehr gut eigne hierzu das Vorfenster eines Zimmers, denn bei m warmer Temperatur entwickeln sich im Laufe des Wi noch sehr leicht einige Blüten. Die Behandlung im F jahr ist derjenigen der Fuchsie gleich. Notwendig ist, groß gewordene Stöcke stark zurückzuschneiden. Z mäßiger ist die Überwinterung von Stecklingspfl





tara", letzte Oase vor der Wüste Sahara. Nettel-Aufnahme mit Hauff-Platte. Weitere hochinteressante Abbildungen e in der Hauptpreisliste sowie im Photohandbuch der Firmen Nettel Camerawerk Sontheim No. 36 am Neckar und J. Hauff & Co., Feuerbach b. Stuttgart, die Ihnen beide Werke auf Wunsch kostenfrei übersenden.

Flügel
Pianinos
Harmoniums

Hoher Bar-Rabatt. Teilzahlung.
Vermietung auch nach auswärts.
Mietgutschrift bei Kauf.

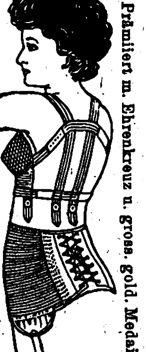
Hug & Co., Leipzig.
Piano- oder Harmonium-Katalog Nr. 72 kostenlos.

Gratis verlangen Sie d. Musikalien Katalog v. Adolf Kunz, Berlin NO. 43.

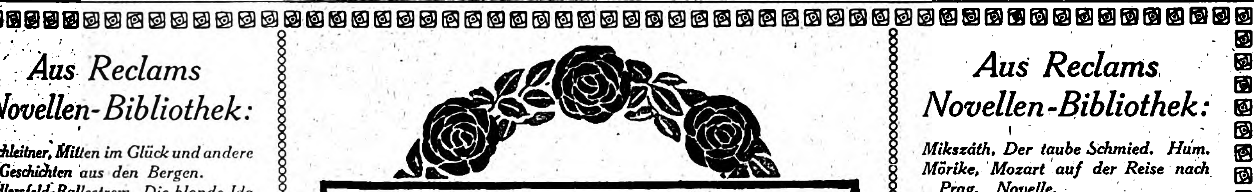


Echte billige **Briefmarken**
100 As., Afrik., Austr. 2.- | 500 versch. nur 3.50
1000 versch. nur 11.- | 2000 „ „ 48.—
Max Herbst, Markenhaus, Hamburg 49
Grosse **Illustr.** Preisliste gratis u. franko.

Schlanke Figur
schaffend, desh. höchst kosmetisch, Behebung von Leibbeschwerden, deshalb höchst hygienisch wirkt die
Elastische Gummi-Crepe-Leibbinde
nach Dr. Kaiser durch Zusammenziehung erschlaffter Bauchdecken und Verminderung der Fettschichten auf den Hüften. Verl. Sie Prosp. auch über Dr. Kaisers Büstenhalter v. allein. Hersteller
Hermann Straube
Bandagist u. Orthopäd
Dresden-N. 60
Hauptstrasse 38.
Sanitätsgeräte und Artikel zur Körperpflege.



Prämiiert m. Ehrenkreuz u. gross. gold. Medaille



…sversicherung mit ärztlicher …suchung mit und ohne …hluß der Invaliditätsgefahr.

Sicherheitsfonds: 396 Millionen Mark.

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

…ussteuerversicherung :: Leibrentenversicherung :: Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

Aus Reclams Novellen-Bibliothek:

…hleitner, Mitten im Glück und andere Geschichten aus den Bergen.
…llersfeld-Ballestrem, Die blonde Ida und andere Humoresken.
…ndersen, Glückspeter. Musikerroman.
…örnson, Ein fröhlicher Bursch.
…eibtreu, Bei Jena u. andere Novellen.
…wid, Ein Poet u. and. Erzählungen.
…aungraber, Ausseer G'schichten.
…itz, Hausfreund a. D. Humoreske.
…rhard, Die Stangenjäger und andere Erzählungen.
…rjklj, Der Vagabund u. a. Erzähl.
…balke, Locken-Berta u. a. Novellen.
…einz, Die Steingruberischen. Der Kooperator. Zwei Tiroler Bauerngeschichten.
…einz, Lustige Tiroler Geschichten.
…denstjerna, Schwedische Bilder. Erzählungen und Humoresken.
…igel, Die Veranda am Gardasee. Nov.
…rzog, Komödien d. Lebens. Erzähl.
…yse, Zwei Gefangene. Novelle.
…ffmann E. T. A., Musikalische Nov.
…lzamer, Der Held u. and. Novellen.
…öbsen, Sechs Novellen.
…lland, Novelletten.
…rolenko, Der blinde Musiker. Eine Studie.
…, Der Hellseher. Erzählung.
…upassant, Die Schnepfe u. a. Nov.
…rimée, Die Venus von Ille u. andere Erzählungen.

…eder Band 30 Pf.



Eine reichhaltige Hausbibliothek

nennt jeder sein eigen, der Reclams Novellen-Bibliothek besitzt. Die bisher erschienenen drei Folgen von je 50 Bänden enthalten Werke der bedeutendsten deutschen und ausländischen Erzähler und bieten eine Fülle des interessantesten Lesestoffes. Durch ihre geschmackvolle Ausstattung — die Bände sind in weißen Pergamentkarton mit farbiger Zeichnung gebunden — eignet sich die Nov.-Bibl. auch vorzüglich zu Geschenkzwecken

Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig

Aus Reclams Novellen-Bibliothek:

Mikszáth, Der taube Schmied. Hum.
Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle.
Otto Ernst, Vom Strande des Lebens. Novellen und Skizzen.
Pauli, Theater-Humoresken.
Pajeken, Jagdabenteuer in den Tropen. Erzählungen.
Pötzl, Hoch vom Kahlenberg. Heitere u. ernste Skizzen a. d. Wiener Leben.
Perfall, Die Uhr. Erzählung.
Raabe, Zum wilden Mann. Erzählung.
Riehl, Burg Neideck. Novelle.
Rosegger, Geschichten und Gestalten aus den Alpen.
Schnitzer, Wunderliche Lebensläufe.
Schönthan, Der General. Eine erlebte Geschichte.
Schöne, Theaterluft. Humoresken.
Sienkiewicz, Dorfgeschichten.
Spielhagen, Die Dorfkokette. Novelle.
Stifter, Der Hochwald. Erzählung.
Tann-Bergler, An der schönen blauen Donau. Erzählungen.
Tschechow, Humoresken und Satiren.
Villinger, Die Sünde des heiligen Johannes und andere Novellen.
Voß, Maria Botti. Novelle.
Westkirch, Die Gletschermühle. Nov.
Wildberg, Dunkle Geschichten. Nov.
Wolf, Zwei Marterln u. andere Tiroler Geschichten.
Zeitler, Jagdgeschichten.

Jeder Band 30 Pf.





Guter Rat.

Malerin: „Sagen Sie, mein Lieber, was ist denn das für ein Schloß da drüben?“

Bauer: „Dös is koa Schloß nöt, dös is a Irrenanschtalt, drucken S’ Ihna, grad kimmt der Direktor!“

Tempora mutantur.

„Als wir noch verlobt waren, redete ich, und meine Braut hörte zu. — Später redete meine Frau, und ich mußte zuhören. — Jetzt reden wir beide, und die Nachbarn hören zu!“

Winke und Mitteilungen.

Die Photographie im Winter beschränkt sich für viele Amateure noch immer auf die Aufnahme einiger Winterlandschaften, während bei den meisten die Camera überhaupt ruht, weil man noch in weiten Kreisen der Ansicht ist, Photographie bedinge Tageslicht. Das ist grundfalsch. Wer Anspruch darauf macht, photographieren zu können, muß sich Tageslicht und Blitzlicht gleichermaßen dienstbar machen, denn andernfalls beraubt er sich der interessantesten Anwendungsmöglichkeiten seines Photoapparates und leistet immer nur Unvollkommenes. Photographie mit Tageslicht allein ist Stückwerk. Mancher läßt sich durch die von früherher bekannten Schattenseiten der Blitzlichtphotographie abhalten, mit ihr zu arbeiten, in Unkenntnis der Tatsache, daß die „Agfa"-Blitzlichtphotographie all das sonst so Störende vermeidet: geschlossene Augen, kalkige Gesichter, schwarzen, übelriechenden Qualm. Wer die hübsche Broschüre „Über Magnesium-Blitzlicht" von Dr. Andresen, die mit hervorragenden Blitzlichtaufnahmen geschmückt und durch die Photohandlungen, event. auch direkt von der „Agfa", Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin SO 36, gratis erhältlich ist, durchliest, wird bald eines Besseren belehrt sein. Nicht nur, daß das „Agfa"-Blitzlicht bei enormer Lichtstärke und rapider Verbrennung nur minimalen, weißen durchsichtigen Rauch entwickelt, ist seine Anwendung auch billig durch ökonomischen Verbrauch an Hand der „Agfa"-Blitzlichttabelle, und bequem, zuverlässig, sowie gefahrlos bei Benutzung der „Agfa"-Blitzlampe. Wer aber die Bequemlichkeit in der höchsten Potenz liebt, der benutze den „Agfa"-Kapselblitz, der „Agfa"-Blitzlicht und „Agfa"-Blitzlampe in einem Stück vereinigt. Die intimsten Feiern in kleinem Raum, wie die größten Festveranstaltungen, Einzelporträts im Heim wie Gruppen, ganze Zimmereinrichtungen, einzelne Kunstwerke usw. lassen sich durch die „Agfa"-Blitzlichtphotographie in einwandfreier, durchaus gefahrloser und dabei billiger Weise durch jeden Amateur im Bilde festhalten. Ein Versuch wird das Gesagte bestätigen.

Eine Abwechslung in der Auswahl von wohlschmeckenden Zwischen- und Frühstücksspeisen zu bringen, ist für die Hausfrau oft recht schwer; ein willkommener, praktischer Ratgeber sind deshalb Türk & Pabsts Kochrezepte für die feine und bürgerliche Küche, welche die Firma Türk & Pabst in Frankfurt a. M. jeder unserer Leserinnen auf Wunsch kostenlos zusendet.

Für Hausfrauen und Bräute ist gutes Leinenzeug ein überaus kostbarer Schatz; es wird daher interessieren, eine vorteilhafte Bezugsquelle dafür zu erfahren. Gerade beim Einkauf von Leinenzeugen muß man sich durchaus auf die Bezugsquelle verlassen können, ein Laie kennt sich doch nie ganz genau aus bei den verschiedenen Qualitäten des Leinens. Bei der Vereinigung Lausitzer Handweber, G. m. b. H. (Geschäftsführer P. Dachs) zu Linderode Nr. 96 bekommt man noch gute handgewebte Waren zu sehr mäßigen Verkaufspreisen. Durch die Selbsterzeugung vieler Gattungen vom Faden bis zum fertigen Wäschestück und durch unmittelbaren Versand direkt an Private, unter Umgehung jeden Zwischenhandels, wird in jeder Beziehung Zuverlässigkeit und Güte bei vorteilhaftesten Preisen gesichert. Für Wäsche- und Brautausstattungen sind diese dauerhaften Hausmacher-Gewebe, die von den einfachsten bis zu den feinsten Qualitä[ten] rätig gehalten werden, sehr zu [emp]fehlen, und eine praktische [Haus]frau kauft nur solche. Früh[er war] das Einkaufen von Aussta[ttungen] für viele Mütter und be[sonders] solche, die fern von großen [Städten] wohnten, eine wichtige Frage, [und] oft hieß es ein Problem lösen, [mit] beschränkten oder bestimmten [Mitteln] alles gut, praktisch und billig [an]zuschaffen. Heute ist dieses [anders] und es gehört nicht viel Zeit [dazu]. Man lasse sich Muster kommen, [auf] denen die Preise genau be[zeichnet] sind, und kann dann in aller [Ge]mütsruhe zu Hause aussuchen, [was] man für schön und praktisch [hält]. Welche Hausfrau oder Braut [möchte nicht] Freude an ihrer Wäscheaus[stattung] haben möchte und stolz darauf [sein] will, kaufe bei obengenanntem [Unter]nehmen, das gegründet wurde, [um] dem herrschenden Arbeitsmangel [der] Handweber abzuhelfen und [der] hilfsbedürftige Bevölkerung [in] ihrem Kampf ums Dasein zu [unter]stützen. Ein Versuch führt zu be[ständiger] der Kundschaft, und ein [be]ständig wachsender Kunden[kreis ist] die beste Referenz für die Gü[te] und Preiswürdigkeit dieses [Unter]nehmens.

Winke und Mitteilungen.

…ad Elster. Trotz des anhaltend …hten Wetters in den vergan… …n Monaten ist in Bad Elster bereits Anfang September die …chsziffer des vorigen Jahres …738" erreicht worden. Dies ist …o erfreulicher, als dadurch wohl Genüge erwiesen sein dürfte, das Kgl. Sächs. Moor- und …ralbad Elster dank der Güte …-Heilmittel sich in den weitesten …n einen so guten Ruf zu er…en gewußt hat, daß die jedes …leben ungünstig beeinflussende …rung ihm in seiner raschen …etigen Weiterentwicklung nichts …nhaben können.

…r gerade Weg ist **der beste**, …ein alter Spruch, den man im Leben nur zu oft verläßt, bei der Behandlung rheuma-… Erkrankungen, die uns häufig …tlich in späteren Jahren …, haben wir ihn lange Jahr-… nicht befolgt und manche … Pille und Pulver unnütz ge-…, weil ein wirklich heilsames …, dem Leiden auf kürzestem beizukommen, nicht da war. …nerliches Mittel, das Salicyl, …ut, aber man mußte ihm nur häufig entsagen, weil es vielfache, höchst unangenehme Nebenwirkungen nach sich zog, indem es besonders die Verdauung schädigte. Und doch ist Salicyl das Mittel, das uns von den Schmerzen mit am sichersten erlöst, ohne uns den geringsten Schaden anzutun, wenn es nur richtig angewandt wird, das heißt nicht durch den Mund und Magen, sondern direkt auf den schmerzenden Körperteilen; das ist auf geradem Wege, ohne daß der gesamte menschliche Organismus unnötigerweise damit durchsättigt wird. Das Mittel dazu ist vorhanden, es ist das Rheumasan, von Dr. R. Reiß, eine weiche, angenehme, aromatische Salicylseife (D. R.-Patent) zum Einreiben. Jeder Rheumaleidende möge es vertrauensvoll anwenden. Es ist in Tuben zu 2 Mark in jeder Apotheke zu haben.

Ein ideales Bohnermittel für Linoleum, Parkett, gestrichene und Kunstfußböden ist die flüssige Bohnermasse „Cirine". Dieses Bohnermittel wird von den praktischen Hausfrauen besonders bevorzugt, da seine Verwendung nicht so zeitraubend und anstrengend ist, als die Benutzung der festen Wachse. Ein interessantes Büchlein über die seit 11 Jahren eingeführte flüssige Bohnermasse „Cirine", das den Titel trägt „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäß?", wird von den „Cirine Werken" Böhme & Lorenz, Chemnitz F bei Bezugnahme auf Reclams Universum kostenlos an Interessenten zur Versendung gebracht.

Die sitzende Berufstätigkeit hat bekanntlich neben gesundheitlichen Nachteilen auch sonstige Unannehmlichkeiten zur Folge; wer tagsüber lange auf einem harten Stuhle, Schemel oder einer Bank zubringt, hat die Nachteile des Sitzens sämtlich kennen gelernt. Besonders wirken harte, dem Körper oft direkt widersprechende Formen der Bureausitzmöbel unvergnüglich auf die Knochen, dabei werden aber auch die Kleider rasch glänzend und abgenutzt, um so mehr, wenn Rohrstühle, sogenannte Kleiderfresser, im Gebrauch sind; sowohl Holz- als auch Rohrstühle haben also ihre Nachteile und sind als unvollkommene Geräte zu bezeichnen, wenn man sie nicht mit einer geeigneten Auflage ausstattet. Hierzu werden oft Polster, Decken und dergleichen verwendet, jedoch diese werden viel zu schnell schleißig und rissig, verlieren Form und Farbe, hitzen zu stark, und anstatt einen Dienst zu erweisen, werden sie sehr bald lästig. Das einzig geeignete Mittel ist hier die nach besonderem Verfahren präparierte Sitzauflage aus Filz, die von der Firma Heinrich Greßner, Steglitz-Berlin W. 888a in den Handel gebracht wird. Diese Sitzauflage schmiegt sich jeder Körperform an, hitzt nicht unangenehm, bleibt stets sauber und schont sowohl die Kleider als auch die Stuhlsitze. Zahlreiche Amtsstellen, kaufmännische Bureaus des In- und Auslandes und sehr viele Private bedienen sich Greßners Sitzunterlagen (Schutzmarke: Sitzendes Männchen). Bisher wurden nahezu 85000 dieser Sitzauflagen abgesetzt, ein Beweis dafür, wie unentbehrlich und bevorzugt Greßners Sitzauflagen sind; diese werden in allen den Stuhlsitzen entsprechenden Formen, auf Wunsch auch durchlöchert und zum Befestigen hergestellt. Die einmalige Anschaffung macht sich wegen der vielen Vorzüge sehr bald reichlich bezahlt; es sei schließlich noch bemerkt, daß die Firma Greßner für ihre besten Qualitäten bis zu 15jähriger Verwendbarkeit garantiert.

Bezugsquellen-Nachweis

Stets bestrebt, unseren Lesern auch in praktischen Fragen nützlich zu sein, fügen wir jedem Universum-Heft einen Bezugsquellen-Nachweis bei, der besonders für die Hausfrau wertvolle Winke für ihre Einkäufe enthält. Alle hier aufgeführten Firmen garantieren schon durch ihren guten Ruf erstklassige Lieferung. Es empfiehlt sich also dringend, deren Kataloge einzufordern.

Das Heim, sein Schmuck und seine Einrichtung.

Berkefeld-Filter G. m. b. H., Celle 18. Wasserleitungsfilter. Preisl. gr. u. frko.
Berndorfer Metallwarenfabrik, Arthur Krupp, Berlin W. 66, Leipzigerstrasse 6. Bestecke und Tafelgeräte aus Alpakka-Silber, Berndorfer Rei.-Nickel-Kochgeschirr.
Eugen Blasberg & Co., Nachf., Berlin SW. 68. Lei.ern für Haus und Garten. Kinderpulte. Ruhestühle.
Fabrik Stolzenberg, G. m. b. H., Oos bei Baden. Stolzenberger Privatzimmer und Bureau-Möbel.
Th. Fork, Kretzschmar & Co., Berlin C an der Jannowitzbrücke 3-4. Möbel und Polstersachen. Musterbuch grat. u. frko.
A. Glaschker, Leipzig 20 K. Aquarien, Terrarien, Tiere, Pflanzen. Jll. Preisl. fr.
Heinrich Gressner, Steglitz-Berlin 888a, Schützenstraße 7. Sitzauflagen aus Filz für Stühle.
Arnold Künne, Altena i. Westf. Silberne u. versilberte Bestecke usw. Katalog fr.
Original-Singer-Nähmaschinen. Filialen in allen größeren Städten.
August Polich, Leipzig. Berndorfer Metallwaren, Fraureuther und Rudolstädter Porzellan, Offenbacher Lederwaren und Dresdner Messinggerät. Katal. 2 postfrei.
Raumkunst, Vereinigte Werkstätten für Kunstgewerbe, Dresden-A. VIII. Stilmöbel, Antiquitäten, alte echte Gobelins.
L. Römer, Altona (Elbe) 108, Mathildenstr. Brillanten, Uhren, Goldwaren, feine Lederwaren u. Reiseartikel usw. Gegen monatl. Amortisation. Jllustr. Katal. frei.
Saalbach & Co., Leipzig. Ritterstraße 4. Moderne Korbmöbel. Prachtkatalog auf Wunsch.
Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin SO. 33, Moosdorfstr. 50. Universal-Schwitzapparate und Badeapparate.
Tischler-Amt, Hannover, Langelaube 7 A. Klubsessel, Wohnungs-Einrichtungen. Katalog frei.
Umbreit & Matthes, Leipzig-Plagwitz X., Osram-Licht. Prospekte gratis.
Westfalia-Kinderwagenindustrie Bruno Richtzenhain, Osnabrück 604. Kinder- und Sportwagen, Kinderpulte, -stühle, -bettstellen usw. Prachtkatalog portofrei.

Herrenzimmer, Bibliothek, Rauchzimmer.

Klio-Werk, Hennef a. d. Sieg 86. Klio-Füllfederhalter.
Adolf Kunz's Musikverlag, Berlin NO. 43. Katalog gratis.
Henry A. Marcus, Hamburg, Alterwall 52. Brandauer Stahlfedern. Korrespondenz-, Schul- und Zeichenfedern.
C. W. Schliebs & Co., Breslau 18. Nikotinfreie Zigarren. Prospekt frei.
Heinrich Zeiss, Hofl., Frankfurt a. M., Kaiserstr. Union-Bücherschränke. Preisbuch 378 kostenlos und portofrei.

Tisch, Küche und Keller.

Joh. Nic. Dehler, Hofl., Coburg 12. Bacchus Weinflaschen-Schränke.
Deinhard & Co., Coblenz. Deinhard Cabinet.
Gala Peter, feine Milch-Chocolade. In einschlägigen Geschäften zu haben.
Hartwig & Vogel, A.-G., Dresden. Tell-Schokolade. Überall zu haben.
C. H. Knorr, A.-G., Heilbronn a. Neckar. Knorrs Hafermehl, Knorrs Suppen und Bouillonwürfel, Kätchen Eier-Nudeln, Knorrs Hahn-Maccaroni.
Kgl. Mineralbrunnen Fachingen, Siemens Erben, Berlin SW., Wilhelmstraße 98. „Fachinger" natürliches Mineralwasser.
A. Maasberg, Hofl., Gotha 8. Baumkuchen. Gothaer Kranz. Stollen etc.
Maggis Suppen. Mehr als 35 Sorten. Ueberall erhältlich.
Friedr. Meyer-Marthe, Freiburg i. Breisg. F. 38. Meyer's Freiburger Brezeln zu Bier, Wein und Käse.
A. L. Mohr, G. m. b. H., Altona-Bahrenfeld. „Palmato" Pflanzenbutter-Margarine; „Siegerin" Margarine I. Qualität. Überall erhältlich.
Ferd. Poetko, Guben 34. Apfelwein. Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Preisliste portofrei.
Quaker Oats, schmackhaft, nahrhaft, ergiebig, unerreicht an Nährkraft. Überall zu haben.
P. Raddatz & Co., Berlin W. 66, Leipzigerstr. 122/23. Haus- u. Küchengeräte, Beleuchtungsartikel, Küchenmöbel, Waschtische, Eisschränke etc. Spezialkat. auf Wunsch.
Türk & Pabst, Frankfurt a. M. Fisch- und Fleisch-Pasten in Tuben.
Wagner's Saar-Riesling. Vornehmer Schaumwein, hergestellt aus feinsten Qualitätsweinen der Saar. Zentral-Verkaufsstelle Berlin W. 30, Luitpoldstr. 18.
Winter & Co., Hannover, Arndtstraße 21. Germania-Universal-Gaskochapparate, Germania-Brat- u. Backöfen. Original-Preisliste O. Nr. 42 kostenfrei.

Wäsche, Garderobe usw.

Max Barthel, Hofl., Leipzig, Reichsstr. 12. Pelzwaren. Preisliste.
W. Benger Söhne, Stuttgart. Jaegers Woll-Unterkleidung. Jllustr. Preisliste gratis und franko.
Wilh. Bleyle, Stuttgart. Spezialmarken: Bleyle's Knaben-Anzüge und Bleyle's Reformbeinkleid „Oja".
Paul E. Droop, Chemnitz i. S. 13. Direkt ab Fabrik. Strümpfe, Socken, Trikotagen, Handschuhe. Katalog gratis u. franko.
Max Erler, Hoflief., Leipzig, Brühl 34/40. Pelzwaren-Konfektion. Künstlerisch ausgestattete Prachtkatalog U frei.
Gnutzmann & Sebelin, Hoflief., Kiel 14. Matrosen-Knabenanzüge. Preisl. gratis.
Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich 26 (Schweiz). Wundervolle Seidenstoffe. Auf Wunsch Muster. Zollfreier Versand.
Christian Günther, Leipzig-Plagwitz 40. Tuchwaren für Herren u. Damen, sowie Wäscheartikel, Decken, Strickwaren etc. Portofreie Zusendung von Mustern und Preisliste auf Verlangen.
Gütermann & Co., Gutach i. B. Nähseide.
Rudolph Hertzog, Hofl., Berlin C. 2, Breitestraße 15. Neue Damen-Kleiderstoffe für Herbst und Winter. Probebestellung adressiere an Proben-Versand 8.
Hermann Holstein, Kiel U. Kieler Matrosen-Anzüge genau nach Vorschrift der Kaiserl. Marine. Prachtkat. U gratis.
Gebr. Kluge, Krefeld. „Endwell", Ideal-Hosenträger, „Chestro". Sockenhalter. In allen einschlägigen Geschäften.
Paul Kübler & Co., G. m. b. H., Stuttgart. Kübler's reinwollene Sweater-Anzüge u. Kleidchen. Jllustr. Kataloge gratis.
Hermann Lohmeyer, Bielefeld 2. Bielefelder Leinen. Leibwäsche für Damen und Herren. Brautausstattungen.
Conrad Merz (Inh. Ferd. Thomä), Stuttgart B. „Schlanka", zweckmäßige Unterkleidung.
Novellow-Vertriebsstelle, Wiesbaden 6. Dauerhafte u. eleg. Jackenkleiderstoffe, deutsche u. englische Ware. Muster grat.
Prym's Zukunfts-Druckknopf. mit Einprägung PRYM.
Carl Schönbohm, Brüel i. M. ... decken, kamelhaarartiger ... Versand gegen Nachnahme.
Stickerei-Manufaktur, ... bei St. Gallen (Schweiz). ... Stickereien für Leib- und ... Ausstattungen usw.
Thalysia, Paul Garms G. m. b. H. ... Co. 312. Thalysia-Geradehalter und Rockträger System ... Prospekt gratis. Thalysia-... 40 Pfg. postfrei.
Vereinigung Lausitzer Hand... b. H., Linderode N/L. 96. ... Servietten etc. Vollständige ... Preisliste franko.

Toilettetisch, Schönheit...

L. M. Baginski, Berlin 95, W. ... feldstr. 34. Orthopädischer ... „Zello", der unschöne ... bessert. Auskunft gegen ...
Bergmann & Co., Radebeul ... Lilienmilchseife. In Drogerie... geschäften etc. zu haben.
Freifrau von Dolffs, Berlin 6 ... Aerztlich empfohlene ...
Georg Dralle, Altona. Dralle... u. a. Blüten- und Dufttropfen ...
Elektrizitätsges. „Sanitas". ... Friedrichstr. 131 d. E-La-... Apparat zur Gesichts-, Hals- und Hüftenmassage. Zu ... alle feineren Sanitäts- und ... geschäfte.
Friedr. Jung & Co., Hofl., Leipzig. ... Philodermin, Kopfwaschwasser ... ziehen durch Apotheker, Drogen... Friseurgeschäfte.
Pallabona-Fabrik, München ... bona, unerreichtes trocken... fettungsmittel.
Otto Reichel, Berlin 25, ... Spezialhaus für moderne ... Schönheitskultur.
Solvolith-Zahnpasta. Ueberall ...
Schlimpert & Co., Leipzig. ... Kopfwäsche, zur Haarpflege ... empfohlen. Überall erhältlich ...
Rich. Schubert & Co., Weis... den 6. Rino-Mundwasser-... Apotheken und Drogerien ...
Uhlmann & Co., Reichenbach ... Tannin-Wasser zur Haarpflege ... zu haben.
E. Walther, Halle a. S., ... Extra milde Lilienmilchseife ...

(Fortsetzung auf der 3. Ums...

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf das „Universum" zu beziehen.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.

…gsquellen-Nachweis

(Fortsetzung.)

…eitspflege. Hausapotheke.

…Ischias, Gelenkrheumatismus, …d Kopfschmerz usw. Amol- …e, Hamburg 39.
…e., Berlin SW. 48. Formamint- … vernichten Bakterien in Luft …b. Zu haben in Apotheken u. …
…brik, G.m.b.H., Berlin S. 61. U. 10, …astr. 66. Biocitin stärkt Körper …en. Broschüre gratis u. franko.
…otheke Wels Nr. 23 (Oberösterr.) …akfast-Tea gegen Korpulenz.
…tsges. „Sanitas", Berlin N. 24, …str. 131 d. E-Las-To-Massage- …zur Körper-Massage. Zu be- …rch alle Sanitätsgeschäfte.
…lhard, Frankfurt am Main. …a-Wundpuder.
… Sodener Mineralpastillen, alt- …bei Husten und Heiserkeit. In …n und Drogerien zu haben.
…stitut „Hermes", München 56, …8. Dr. Richters Frühstückstee …ittelbigkeit.
…lle, Bad Salzbrunn. Zu Haus- …Broschüren gratis.
… Bergedorf. Nährmehl f. magen- …kranke Kinder. In Apotheken, … etc. zu haben.
…fekt. In allen Apotheken.
… Reiss, Charlottenburg 4, Leib- … Rheumasan gegen Rheumatis- …derreissen, Gicht etc. Broschüre …
…Apoth., Basel. Berlin: Apoth. …Salomo. Leipzig Engel-Apoth. …: Hof-Apoth. zu St. Afra. St. Ja- …sam, bewährtes Hausmittel geg. …lern, Hämorrhoiden usw.
…traube, Dresden-N. 60, Haupt- …8. Elastische Gummi-Crêpe- …e.
…ardt's Nährmittel-Ges. m. b. H., …t. Hygiama-Tabletten. Nerven- …e Zwischennahrung für Gesunde …ke. Vorrätig in Apotheken und …n.
…r, Halle a. S., Mühlweg 20. …-Essenz.
…eber, Teefabrik, Dresden-Bade- … Webers Tee, Marke „Doppel- …sendung franko von 3 Mk. an.

Mode und Putz.

Mary Frank, Leipzig, Naschmarkt, Handelshof, Laden 26. Salon für elegante Damenhüte.
Herold & Wilhelm, Leipzig. Peterstr. 21. Atelier für Handarbeiten. Material dazu.
Hermann Hesse, Dresden, Scheffelstr. 21/23. Straussfedern, Pleureusen, Stolen von Marabu. Preisliste gratis.
Hoffmann, Straussfedern-Versand, Strassburg i. E., Nr. 43. Echte Straussfedern, Pleureusen. Prachtkatalog frei.
Oskar Jope, Leipzig, Markt 10/12. Echt afrikanische Straussfedern, Pleureusen, Boas, Reiher. Katalog auf Wunsch.
Versandhaus Aut, München D. 4. Pelze, Konfektion, Wäsche etc. Katalog gratis und franko.
Weber's Trauermagazin, Berlin W., Mohrenstr. 45. Ecke Gendarmenmarkt. Grösstes Spezialhaus für schwarze Konfektion. Elegante Promenaden- und Gesellschafts-Toiletten.

Beschäftigung, Spiele, Sammelsport.

Alb. Friedemann, Leipzig 10. Briefmarken. Katalog.
Wilhelm Funkenhaus, Köln 21. Brandmalerei, Satin-Tarso, Kerbschnitt. Jllustr. Prachtkatalog gegen M. 1,— franko, Ausland M. 1.50.
Ferd. Gross, Hofl., Stuttgart. Elektrische Lehrmittel für die Jugend. Illustrierter Katalog C 50 Pfg.
Ernst Hayn, Naumburg (Saale) 72. Echte Briefmarken billigst. Jllustr. Preisl. grat.
Max Herbst, Hamburg J. 49. Echte billige Briefmarken. Preisliste.
F. B. Keller, Leipzig, Elisenstraße 52. Echte Briefmarken. Prospekt gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 698. Briefmarken. Reiche Auswahl.
Wilh. Kröner, Bamberg 20. Lehrmittel aller Art, Experimentierkästen, Telephon- und Lichtanlagen.
August Marbes, Bremen. Echte Briefmarken. Preisliste gratis.
Mey & Widmayer, München 7, Amalienstraße 7. Vorlagen, Anleitung u. Utensilien für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand sowie alle Dilettantenarbeiten. Jllustr. Katalog 50 Pfg.
W. Sellschopp, Hamburg, Barkhof 24. Briefmarken. Preisliste gratis.
W. Sobbe, Kassel. Ratgeber und Wegweiser durch die modernen Liebhaberkünste gegen 90 Pfg. franko. Illustrierte Malvorlagen. Katalog mit maltechnischen Mitteilungen Mk. 1.35.
Zur Briefmarkenbörse, Leipzig, Universitätsstraße 18. Briefmarken.

Musik- und Sprech-Instrumente.

Hug & Co., Leipzig. Pianinos u. Harmoniums, Violinen u. alle anderen Musikinstrumente. Bequeme Teilzahlungen. Jllustr. Preisverzeichnis Nr. 72, sowie Katalog über Musikalien gratis u. frko.
Carl Gottlob Schuster jun., Markneukirchen 24. Musikinstrumente. Kat. gr.
Schuster & Co., Markneukirchen Nr. 278. Erstkl. Fabrikate in Blas- und Streichinstrumenten, Marke Corona. Katal. frei.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig, Musikinstrumente aller Art in großer Auswahl. Jllustrierte Preisliste Nr. 1 gratis.
A. Zuleger, Leipzig. Tanzbär, mechanisch spielbare Harmonika mit einlegbaren Notenrollen; Musikinstrumente aller Art. Kataloge gratis und franko.

Optik, Photographie.

A.-G. f. Anilin-Fabrikation, Berlin SO., Jordanstr. Agfa-Photoartikel. Preisl. gr.
Emil Busch, Akt.-Ges. Rathenow. Busch-Hand-Kameras. Ausf. Katal. grat. u. fr.
Heinrich Ernemann, A.-G., Dresden-A. 216. Kameras u. Doppel-Anastigmate erstkl. u. preiswürdig. Reichill. Preisl. kostenl.
J. Hauff & Co., G. m. b. H., Feuerbach b. Stuttg. Hauff-Trockenplatten, Hauff-Entwickler, Hauff-Spezialitäten. Photo-Handbuch Hauff gratis.
Jonass & Co., Berlin P. 315. Belle-Alliancestraße 3. Photoapparate u. Reisegläser auf Teilzahlung. Spezialkatal. portofrei.
Köhler & Co., Breslau 5, Postfach 418/B. Prismen-Binocles, Photoapparate gegen bar od. bequeme Amortisation. Preisl. gr.
Nettel Camerawerk, G. m. b. H., Sontheim Nr. 36 a. N. Nettel-Camera für Amateur- u. Fach-Photographen. Reich illustrierte Hauptpreisliste kostenfrei.
Neue Photogr. Gesellschaft, A.-G., Steglitz 36. N. P. G. Photo-Papiere sind für den Amateur besonders empfehlenswert.
Optische Anstalt C. P. Goerz, A.-G., Berlin-Friedenau 7. Westentaschen-Tenax. Preisliste gratis.
Optische Werke A.-G., vorm. Carl Schütz & Co., Cassel. „Schütz"-Prismen-Feldstecher. Katalog 4 kostenlos.
Optisches Werk Dr. Staeble & Co., G. m. b. H., München X. Präzisions-Kameras, Plast-Anastigmate, Projektions-Apparate u. Fernrohre. Hauptkatalog gratis u. frko.
G. Rüdenberg jun., Hannover u. Wien. Photograph. Apparate, Binocles, Ferngläser u. Barometer. Bequemste Zahlungsbedingungen. Jllustrierte Preisliste Nr. 15 kostenfrei.

Reise und Sport.

Benz & Cie., Rhein. Automobil- u. Motorenfabrik A.-G., Mannheim. Benz-Automobile, Tourenwagen, Motordroschken Lastwagen etc.
Dallmann & Co., Fabrik chem. pharm. Präparate, Schierstein a. Rhein. Kola-Pastillen f. Bergsteiger u. Sporttreibende. In Apotheken und Drogerien zu haben.
Kayserfabrik, A.-G., Kaiserslautern (Pfalz). Kayser-Fahrräder und -Nähmaschinen.
E. Peting, Gewehrfabrik, Thorn 60, Doppelflinten, Browningflinten, Drillinge, Büchsen, Teschings, Revolver, Munition. Preisliste frei.
Gebr. Reichstein, Brennaborwerke, Brandenburg (Havel). Brennabor-Motorwagen.
Arthur Seyfarth, Köstritz 10. Weltbek. Rasse- und Jagdhundezucht-Anstalt.
E. H. Schütze, Berlin, Kochstr. 35. Hochfeine Spielgeräte, Turngeräte u. Sportartikel. Preisliste B. auf Wunsch.
Waffenfabrik Mauser, A.-G., Oberndorf am Neckar. Mauser Selbstlade-Taschen-Pistole. Prospekt gratis und franko.

Verschiedenes.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a. G., Stuttgart. Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Allgemeine Rentenanstalt zu Stuttgart. Lebens- und Rentenversicherungsverein auf Gegenseitigkeit. Versicherungen.
Bleistiftfabrik vorm. Johann Faber, A.-G. Nürnberg. Feinste Bleistifte Marke „Apollo", ferner besonders beliebte Marken „Vulkan", „Dessin", „Rafael". Kopier- u. Farbstifte in allen Preislagen. Oelkreidestifte. In einschlägigen Geschäften zu haben.
Germania. Lebensversicherungs-A.-G. Stettin.
P. Gründel, Dresden, Seidnitzerstrasse 5. Familienwappen, Stammbäume. Auskünfte 60 Pfg.
J. A. John, A.-G., Erfurt 6. Wäschereianlagen.
Kanzlei für Wappen- u. Stammbaumforschung, Wiesbaden. Ausführung von Wappen und Stammbäumen.
P. Paul Liebe, Augsburg. U-fach. Charakterbeurteilung. Prospekt gratis.
Musikverlag „Rapid", Rostock 17 i. M. Klavierspiel ohne Notenkenntnis. Prosp. fr.
„Perfect", G. m. b. H., Stuttgart 14. Elektr. Taschenlampe, bequem in der Westentasche zu tragen. Muster gegen Nachn.
Johannes Römert, Halle a/S., Jakobstr. 1. „Der praktische Mathematiker", Lehrbuch nebst Aufgabensammlung.

…erühmte Romane der Weltliteratur
aus Reclams Universal-Bibliothek

…lexis, Cabanis. Vaterländ. Roman. …r. 4677-83. 2 Bde. Leinen 2.20 M.
… Die Hosen des Herrn v. Bredow. …r. 4261-63. Lein. 1 M., Led. 1.75 M.
…ndersen, Nur ein Geiger. Nr. 633 … bis 636. Leinen 1.20 M.
…lzac, Die Frau von 30 Jahren. …r. 1963/64.
…urget, Der Luxus der Andern. …r. 4995/96. Leinen 80 Pf.
…achvogel, Friedemann Bach. … Bd. Nr. 5138-40. 2. Bd. Nr. 5141-43. …einen 2 M., Leder 2.50 M.
…lwer, Eugen Aram. Nr. 1401-5. …einen 1.50 M., Leder 2.25 M.
… Die letzten Tage von Pompeji. …r. 741-45. Lein. 1.50 M., Led. 2.25 M.
…rvantes, Don Quijote. Nr. 821 …s 830. Lein. 2.50 M., Leder 4.50 M.
…amisso, Peter Schlemihl. Nr. 93. …einen 60 Pf.
…udet, Fromont jun. & Risler sen. …r. 1028-30. Leinen 1 M.
…ckens, David Copperfield. …r. 1561-68. Leinen 2 Bde. 2.25 M., …eder 4 M.
…stojewskij, Memoiren aus ein. …otenhaus. Nr. 2647-49. Lein. 1 M.
… Schuld und Sühne. Nr. 2481-85. …einen 1.50 M., Leder 2.25 M.
…mas, d. Ä., Drei Musketiere. …r. 2021-26. Lein. 1.75 M., Led. 2.50 M.

Ferry, Der Waldläufer. Nr. 3639 3640, 3653/54, 3679/80 und 3689/90. Leinen 2.25 M.
Flaubert, Salambo. Nr. 1651-54. Leinen 1.20 M., Leder 2 M.
France, Prof. Bonnards Schuld. Nr. 5279/80. Leinen 80 Pf.
Gallet, Kapitän Satan (Cyrano de Bergerac). Nr. 4431-34. Lein. 1.20 M.
Gobineau, Das Siebengestirn. Nr. 5052-55. Lein. 1.20 M., Led. 2 M.
Gogol, Die toten Seelen. Nr. 413. 414 und 1466/67.
Gontscharow, Der Absturz. Nr. 2243-45.
Goethe, Werthers Leiden. Nr. 67. Leinen 60 Pf., Leder 1.25 M.
Grimmelshausen, Simplizissimus. Nr. 761-65. Leinen 1.50 M.
Hauff, Lichtenstein. Nr. 85-87. Leinen 1 M., Leder 1.75 M.
Hoffmann, Die Elixiere d. Teufels. Nr. 192-94. Lein. 1 M., Led. 1.75 M.
— KaterMurr. Nr. 153-56. Lein. 1.20 M.
Hölderlin, Hyperion. Nr. 559/60.
Holtei, Der letzte Komödiant. I. Nr. 4009/10. II. Nr. 4011/12. III. Nr. 4021/22. Leinen 1.75 M.
Hugo, Vict., Notre-Dame in Paris. Nr. 1911-16. Lein. 1.75 M., Led. 2.50 M.
Jacobsen, Niels Lyhne. Nr. 2551 2552. Leinen 80 Pf.

Jean Paul, Flegeljahre. Nr. 77-80. Leinen 1.20 M.
— Hesperus. 2 Bde. Nr. 321-23 u. 324-26. Leinen 2 M.
Immermann, Der Oberhof. Nr. 4806 bis 4808. Lein. 1 M., Leder 1.75 M.
Jókai, Schwarze Diamanten. Nr. 4781-85. Lein. 1.50 M., Led. 2.25 M.
Kielland, Garman & Worse. Nr. 1528-30.
Lagerlöf, Gösta Berling. Nr. 3983 bis 3986. Lein. 1.20 M., Leder 2 M.
Lermontoff, Ein Held unsrer Zeit. Nr. 968/69. Leinen 80 Pf.
Lie, Der Dreimaster Zukunft. Nr. 2704/5. Leinen 80 Pf.
— Die Familie auf Gilje. Nr. 3554 3555. Leinen 80 Pf.
Loti, Die Islandfischer. Nr. 4244/45. Leinen 80 Pf., Leder 1.50 M.
Ludwig, Otto, Zwischen Himmel u. Erde. Nr. 3494/95. Leinen 80 Pf., Leder 1.50 M.
Manzoni, Die Verlobten. Nr. 471 bis 476. Leinen 2 Bände 2 M., Leder 2.50 M.
Mikszáth, D. wundertätige Regenschirm. Nr. 4002/3. Leinen 80 Pf.
Puschkin, Die Hauptmannstochter. Nr. 1559/60. Leinen 80 Pf.
Reuter, Ut de Franzosentid. Nr. 4641/42. Leinen 80 Pf.

Reuter, Ut mine Stromtid. Nr. 4631 bis 4636. Leinen 1.75 M.
Scott, Ivanhoe. Nr. 831-34. Leinen 1.20 M., Leder 2 M.
— Kenilworth. Nr. 921-24. Leinen 1.20 M., Leder 2 M.
— Quentin Durward. Nr. 1106-10. Leinen 1.50 M., Leder 2.25 M.
Sienkiewicz, Familie Polaniecki. Nr. 5377-84. Leinen 2 Bde. 2.40 M.
— Quo vadis? Nr. 4481-86. Leinen 1.75 M., Leder 2.50 M.
Spielhagen, Was die Schwalbe sang. Nr. 4138-40. Leinen 1 M.
Sterne, Tristram Shandy. Nr. 1441 bis 1445. Leinen 1.50 M.
Tillier, Mein Onkel Benjamin. Nr. 1952/53. Leinen 80 Pf.
Tolstoj, Leo, Anna Karenina. Nr. 2811-20. Lein. 2.50 M., Led. 4.50 M.
— Auferstehung. I. Nr. 4031/32. II. Nr. 4041-43. Lein. 1.50 M., Led. 2.25 M.
— Krieg und Frieden. Nr. 2966-75. Lein. 2 Bde. 2.50 M., Leder 4.50 M.
Turgenjeff, Die neue Generation. Nr. 1331-34. Leinen 1.20 M.
— Väter u. Söhne. Nr. 718-20. Lein. 1 M.
Wallace, Ben Hur. Roman aus der Zeit Christi. Nr. 4758-63. Leinen 2 M., Leder 2.50 M.
Zola, Germinal. Nr. 4928-32. Leinen 1.50 M.

…urch jede Buchhandlung zu beziehen. Geheftet jede Nummer 20 Pfennig.



Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf das „Universum" zu beziehen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Jul. Arthur Fischer in Leipzig.

. Jahrgang. Heft 11.



ruck und
rlag von
Philipp Reclam
jun. Leipzig

Duftige Genüsse.

Plauderei von Edith.

Dem Leben von seiner Schwere zu nehmen, Anmut und Grazie hineinzutragen, das ist eine schöne Aufgabe der Lebenskunst. Dieser Aufgabe dienen die wunderbaren Erzeugnisse der Blumenduftindustrie, deren wohlriechende Parfüms durch den herrlichen Duft unsere Stimmung wohltätig zu beeinflussen vermögen, uns dem Alltäglichen durch lieblichen Zauber entrücken.

Es gibt kaum einen Industriezweig, der in gleichem Maße wie die Fabrikation von Duftessenzen die moderne Kultur, die feinsinnige Eleganz berücksichtigen muß.

Eine auf der Höhe stehende Blumenduftfabrik schenkt allen Charakteren ihre Aufmerksamkeit, jeder Typ des modernen Menschen findet heutzutage das ihm zusagende und für ihn geeignete Parfüm.

Und zwar brauchen wir mit unseren Wünschen nicht in die Ferne zu schweifen, die feinen Blumendüfte werden schon lange in Deutschland hergestellt.

Trotzdem die Parfümindustrie der südlichen Länder sich in günstigerer Lage befindet, weil die gebrauchten wohlriechenden Blüten und Kräuter in großen Maßen im Lande gezogen werden, hat sich Deutschland eine bedeutende Stellung erobert. Deutsche Chemiker erreichten in unermüdlichem wissenschaftlichen Schaffen, die natürlichen Riechstoffe der Blumen in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen und entdeckten eigene synthetische Produkte.

Aus alter Gewohnheit gab man aber in Konsumentenkreise[n] vielfach ausländischen Parfümerien den Vorzug, und dadurch w[…] deutsche Industrie gezwungen, ihre guten Fabrikate in ausländische[r Auf]machung auf den Markt zu bringen.

Mit diesem undeutschen Brauche brach als erste der deutschen [Par]fümeriefabriken die Firma Jünger & Gebhardt in Berlin. Sie [brachte] ihre erstklassigen Erzeugnisse allgemein in deutscher Aufmachung i[n den] Handel und zerstörte so den ungerechtfertigten, die ausländischen P[arfüms] umgebenden Nimbus.

Seit 1873 stellt sie neben feinen Toiletteseifen Blumenduftterze[ugnisse] in höchster Stärke und Reinheit und in bisher unerreichter Natu[r…] her. Das Rivieraveilchen-Parfüm von Jünger & Gebhardt duft[et wie] ein Strauß edler Veilchen lieblich und zart. Von den herrlichen [Wohlgerüchen] schätzen erwähnen wir noch Irisarosa (Iris und Rosa), Kaiserlinde, Ri[…] Flieder, Riviera-Maiglöckchen und das interessante moderne P[arfüm] Sub-Rosa.

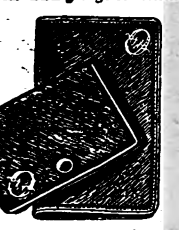
Der Firma sind auf ersten Ausstellungen, z. B. Brüssel 1910 (G[roßer] Preis), St. Louis 1904 (Großer Preis), Wien 1904 (Großer P[reis] […] Berliner Gewerbeausstellung (Preuß. Staatsmedaille), die höchsten [Aus]zeichnungen zuteil geworden, und sie konnten ihren Mitinhaber wie[der]holt nach Weltausstellungen (Turin 1911, Hygiene-Ausstellung Dresden […] Mailand 1906) entsenden, um dort als Preisrichter zu fungieren […] Beweis für die Wertschätzung der Firma und deren Inhaber in Fachk[reisen].

„. . . . Die Vorzüge von Kathreiners Malzkaffee gipfeln hauptsächlich in der Billigkeit, dem Wohlgeschmack und der Bekömmlichkeit."

Über 54 000 ähnlich lautende schriftliche Anerkennungen.

Moderne Unterhaltungsliteratur *enthält in reichster Auswahl Reclams Universal-Bibliothek. Kataloge gratis in den Buchhandlungen und vom Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig.*

Neuheit!
...ches elegantes Geschenk ...en und junge Mädchen.



... besteh. aus Winterstein's ...ortemonnaie und Visites, ...pt od. dunkelgrün, Ia feiner ...ton mit eleganten vergold. ...hstaben, in feinem Karton ... **nur Mk. 3.—.**

...hes elegantes Geschenk für Herren.



... besteh. aus Zigarrenetui, ...he. Sport-Portemonnaie ...renzlos", von Ia echt Leder ...nitation) **nur Mk. 7.50,** ... von prima schwarz oder Saffianleder **nur Mk. 9.75,** ... jedes Teil mit eleganten ...staben (wie Abbildung) pro ... Mk. mehr, desgleichen echt ...ehundleder, prima braun ...- od. echt rot Juchtenleder ...2.—, echt Krokodilleder in ...ben **nur Mk. 13.75,** des... ...nere Ausführung Mk. 16.75.

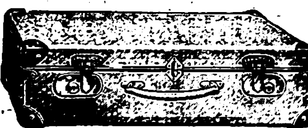
Wintersteins elegante Necessaire-Handkoffer



Von braun longrain massiv Rindleder mit guten brauchbaren Gegenständen, fein vernickelten Beschlägen, weißen Bürsten mit 16 Gegenständen.

Größe I, 40 cm lang, 27 cm breit, 13 cm hoch **nur Mk. 35.—.**
Größe II, 45 cm lang, 29 cm breit, 13 cm hoch **nur Mk. 37.50.**
Größe III, 50 cm lang, 30 cm breit, 13 cm hoch **nur Mk. 40.—.**

Wintersteins moderne Ideal-Handkoffer

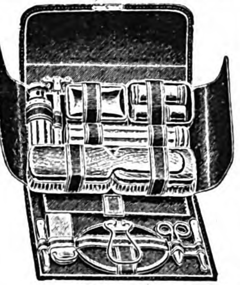


Moderner Handkoffer aus amerik. Hartfiber.
Konkurrenzlos billig: 55 cm nur M. 8.50
60 cm nur M. 9.50 — 65 cm nur M. 10.25
70 cm nur M. 11.— — 75 cm nur M. 11.75

Winterstein's Idealkoffer.
Der leichteste Handkoffer der Gegenwart, vom Rindlederkoffer kaum zu unterscheiden.

Nr. 4610.	55×34×15 cm	M. 12.—
Nr. 4597.	60×35×16 cm	M. 15.—
Nr. 4598.	65×36×17 cm	M. 16.50
Nr. 4599.	70×37×18 cm	M. 18.—
Nr. 4600.	75×38×19 cm	M. 19.50

Neu! Konkurrenzlos! Neu!



Reise-Necessaires für Herren
von prima Moutonleder mit Lederfutter, enth. **Rasierapparat Exelsior, Rasierspiegel** und **Rasiereinrichtung,** komplett, prima Füllung **nur M. 16.50.**
Desgleichen für Damen mit **Brennapparat** und **Brennschere nur M. 15.—.**

Handreisetasche „Konkurrenzlos".



Von braun massiv Rindleder mit kräftigem soliden Aufspannbügel.
Große moderne Tasche.
35 cm lg. **nur 11.50,** 45 cm lg. **nur 13.75**
40 cm lg. **nur 12.50,** 51 cm lg. **nur 15.50**
56 cm lang **nur M. 18.—.**



Winterstein's Sport-Portemonnaie
ist und bleibt anerkannt das praktischste u. beste für Herren u. Damen. Von Ia schwarz oder braun echt Saffianleder oder rot echt Juchten, durchaus Wildlederfutter, bequem 60 Mk. Silbergeld fassend. Ganz flach in der Tasche.
Größe 10×7 cm **nur M. 3.—,**
„ 11×7½ cm **nur M. 4.—,**
desgleichen schwarz Moutonleder Gr. 10×7 f. Herren **nur M. 1.75,** Gr. 8½×6 f. Damen **nur M. 1.50,** desgl. echt Krokodilleder in eleg. Farben, Gr. 10×7 **nur M. 4.75,** Größe 11×7½ **nur M. 5.75.**

Reizende Neuheit!



Nähbeutel
für Reise und Hausgebrauch, reichhaltig gefüllt mit guten, brauchbaren Nähutensilien **nur M. 3.—.**
In besserer Ausführung **M. 4.— und M. 5.75.**

F. A. Winterstein's National-Schrankkoffer.



Schrankkoffer finden infolge ihrer großen Bequemlichkeit immer größere Verwendung. Nur einmaliges Einpacken vor der Reise, kein zeitraubendes Einpacken vor der Weiterreise. Jedes Wäsche- oder Kleidungsstück ist sofort zu finden.

Erstklassige Arbeit. — Leichtes Gewicht.

Von **Mk. 55.—** an.

Verlangen Sie kostenlos meine große illustrierte Preisliste.

A. Winterstein, Leipzig 3, Hainstr. 2

...oldene und silberne Medaillen. **Koffer- und Lederwaren-Fabrik.** Gegründet 1828.

Weihnachtsbüchertisch.

Weihnachtsbücher für die reifere Jugend. Als ein ausgezeichnetes, warm zu empfehlendes Werk für den Weihnachtstisch, namentlich der Knaben, erweist sich auch in diesem Jahre „Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild" (Verlag von W. Spemann in Stuttgart), schon deshalb, weil es im rechten Prozentsatz das Wahrhafte mit dem Unterhaltenden mischt. Man kann den fast 600 Seiten starken Band aufschlagen, wo man will, man stößt immer auf einen fesselnden Aufsatz oder auf eine interessante Illustration, ein Beweis, daß der Inhalt ebenso reich wie mannigfaltig ist. Zum zwölften Male kehrt das „Weltpanorama" in diesem Jahr wieder, und uns will es scheinen, als ob der diesjährige Band wiederum all seine Vorgänger noch überböte. — „Deutschlands Ehr' im Weltenmeer" ist der Titel eines bereits in 7. Auflage vorliegenden Buches von Vizeadmiral R. v. Werner, das in Wort und Bild die Entwicklung der deutschen Flotte sowie ihren heutigen Ausbau schildert und daneben fesselnde Skizzen aus dem Leben an Bord bietet. (Verlag von Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig. Preis 5 Mk.) In erster Linie ist das Buch zwar für die reifere Jugend bestimmt, doch ist es seiner ganzen Anlage und Ausstattung nach auch geeignet, erwachsene Leser zu interessieren und für die Flotte und ihre Mannschaften zu begeistern. — Im besten Sinne patriotische Tendenzen verfolgen auch die reichillustrierten Bücher: „Deutschlands Herz im Frühling 1813" von W. Rosteutscher (Phönix-Verlag Siwinna in Kattowitz. Preis eleg. geb. 3,50 Mk., Volksausgabe 1,80 Mk.) und „Major v. Schill und der Müller von Gieselheim" von H. Müller-Bohn (Verlag von Gustav Gräbner in Leipzig. Preis geb. 2 Mk.). Während das erstgenannte Buch ein anschauliches Bild der allgemeinen Begeisterung und Opferwilligkeit in der großen Zeit der Befreiungskriege entrollt (im Mittelpunkte der packenden Darstellung steht Breslau, „Deutschlands Herz", wie Holtei es nannte, als Herd der Erhebung), schildert das andere zwei einzelne Heldengestalten aus Unglückszeit Deutschlands: den kühnen Reitermajor v. Schill und patriotischen Müller von Gieselheim, der mit echt germanischer treue sein Schicksal an das des kühnen Parteigängers knüpfte, aber licher als dieser, später noch an den großen Kämpfen der Befreiung Vaterlandes teilnehmen konnte. — Eine sowohl für die reifere beiderlei Geschlechts wie für Erwachsene bestimmte leichtfaßliche geschichte mit 227 Bildern hat der den Universumlesern bestens Schriftsteller Artur Dobsky unter dem Titel „Die Freude an Kunst" in Wewes Verlag in Stuttgart erscheinen lassen. Das Wahre und Edle der Kunst, das uns hinaufziehen soll zu lichteren wird in diesem Buche durch Wort und Bild in anregendster Weise Augen geführt. Jeder Leser wird es mit dem Gefühl aus der legen, daß es etwas Großes und Herrliches um die Kunst ist, Erkenntnis ihm so leicht erschlossen wurde. — Als gut und reichillustrierte Märchenbücher seien empfohlen: „Das Märchenschloß" von Schwab (Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei in Prag. Preis 3 Mk.), „Märchenbuch" von Schulrat Friedrich Polack (R. Herroséschen Verlagsbuchhandlung in Wittenberg. Preis 3 Mk.) und „Heideprinzeßchen und andere Märchen" von Anna Plothow (Verlag von Enßlin & Laiblin in Reutlingen. Preis 3 Mk.) — alles Bücher, die den rechten für die Jugend treffen und frisch und lebendig geschrieben sind. Der Verlag von Georg W. Dietrich in München schließlich hat reiferen Jugend zwei ausgezeichnete Werke beschert in „Arnaluk", packenden, hübsch illustrierten Erzählung aus Grönland von Erik (Preis 3 Mark), und in einer entzückend ausgestatteten Ausgabe Fouqués „Undine" (Preis 6,50 Mk.), die dank den meisterhaften bigen Illustrationen von Artur Rackham mit zu dem Feinsten Elegantesten gehört, was der diesjährige Weihnachtsbüchermarkt

Beziehen Sie sich bitte bei Zuschriften an die inserierenden Firmen auf das „Universum".

Weihnachtsbüchertisch.

eue Bilderbücher. Der Verlag von Braun & Schneider in n hat die sehr gute und zeitgemäße Idee gehabt, die köstlichen Bilderbogen nach und nach in Buchform, und zwar im e von „Max und Moritz" herauszugeben. Für den diesjährigen chtstisch sind noch rechtzeitig erschienen: „Das Rabennest und e Bildergeschichten" und „Der hohle Zahn und 5 andere Bilder- en" (je 64 Seiten Umfang. Preis à Band geb. 1 Mk.). Einer en Empfehlung bedürfen die Bücher nicht. — „Der Elefanten- ist ein glänzend ausgestattetes, dem Großherzog von Hessen gewid- ärchen von Charlotte Siedentopf betitelt, zu dem A. v. Volborth stlerisch seine farbige Bilder geschaffen hat. In den hübschen der Dichterin offenbart sich ebensoviel Form- wie Fabuliertalent, el Geschmack wie Verständnis für kindliches Denken und Emp- und der Künstler hat seine Bilder vortrefflich den Versen ange- (Verlag von Georg W. Dietrich in München. Preis 5 Mk.) — Dehmel hat unter dem Titel „Auf der bunten Wiese" rei- ndergedichte in Alfred Hahns Verlag in Leipzig herausgegeben, die Rehm-Vietor hervorragend hübsch illustriert worden sind. (Preis Das Buch hebt sich vorteilhaft aus der Masse der diesjährigen einungen heraus, und dasselbe gilt von den beiden im gleichen erschienenen unzerreißbaren Bilderbüchern: „Für die Kleinen" 80 Pf.) und „Für unsere Einjährigen" (Preis 2,60 Mk.), ilder von Gertrud Caspari und deren Verse von Adolf Holst n. Der Name der Künstlerin birgt schon allein für die Qualität Bücher. — Ein ebenfalls empfehlenswertes Geschenk für die noch f Bilder als auf Texte erpichte Kinderwelt ist „Strampelchen", für die Kleinsten von Hedwig und Albert Sergel mit Bildern Mickoleit, das zum Preise von 1,75 Mk. (unzerreißbar 3 Mk.) bei Enßlin & Laiblin in Reutlingen erschienen ist. — Für unsere Kleinen, die alles klein kriegen, sind im Verlag von Jos. Scholz in Mainz drei unzerreißbare Kinderbücher mit farbigen, dem kindlichen Sinn angepaßten Bildern erschienen: „Kikeriki!" Ein Tierbilderbuch für die Kleinen von Eugen Oswald. — „Mein Spielzeug". — „Ach lieber Herr Schmied". Alle drei Bücher sind so kräftig ausgestattet, daß sie den mehr oder minder zarten Händchen wochenlang widerstehen werden.

Meister der Zeichnung. Herausgegeben von Professor Dr. Hans W. Singer. (Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig. Preis jedes Bandes 15 Mk.) Selten sind die Künstler einer Meinung mit den Kunstschriftstellern, aber in einem Punkte gehen sie doch zusammen, nämlich, daß die Künstler sich am unmittelbarsten und wirkungsvollsten in ihren Zeichnungen geben. Hier lernt man die Meister bei der Arbeit kennen, und sie geben sich, wie sie sind, in Hemdärmeln sozusagen, nicht in dem Sonntagsstaat, der ihnen einen fast durchgängig fremden Zwang auferlegt. Von diesem Gedanken ausgehend, hat der Verlag es unternommen, die „Monographien"-Reihe der Meister der Zeichnung herauszugeben, und zwar zunächst die Bände Klinger, Liebermann, Stuck, Greiner und Strang, und zwar wendet der Verlag sich an die weitesten, voraussetzungslosen Kreise, indem er gerade Meister vorführt, die an der Spitze des lebendigen, heutigen Kunsttreibens stehen. Die Monographien erscheinen in geschlossener, nicht zu großformatiger Buchform, so daß selbst Künstler, bei denen es im Atelier sprichwörtlich unordentlich zugeht, ihre Freude daran haben können, weil sie etwas erwerben, was nicht droht, unter ihren Händen in ein Nichts zu zerfließen. Jeder Band ist in sich abgeschlossen und erheischt keine großen Mittel zum Ankauf. Die Einführungstexte machen mit dem Wesen der modernen Meister und ihrer Kunst in genußreicher Weise bekannt und verschaffen uns alles Wissenswerte.

Ein Hinwei
auf das „Universum" ist
gen an inserierende Firme
Wir bitten dar

Reclams Universum

Jahrgang · Heft 11 · 12. Dez. 1912

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

Seite

Für unsere Frauen.

Romanbeilage.

Man abonniert Reclams Universum bei Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte à 35 Pfg. = 45 Heller = 50 Cts. = 21 Kop. — Im Quartalsabonnement (ohne Zustellungsgebühr) 13 Hefte 4 Mk. = 5 Kronen = 5.35 Franken = 2.40 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 8 Mark einschließlich Porto.

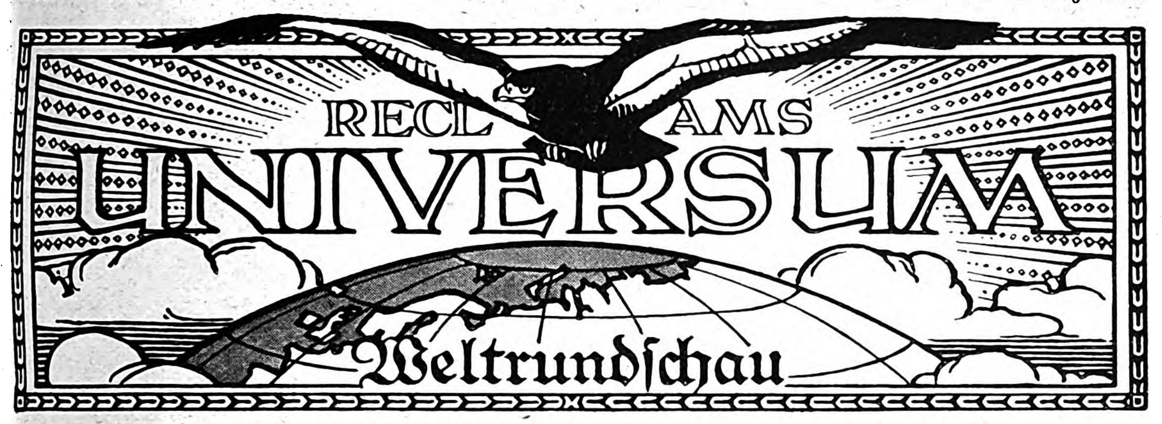
Luxus-Ausgabe:

Jährlich 52 Hefte à 60 Pfg. = 75 Heller = 80 Cts. = 35 Kop. — Pro Quartal (ohne Zustellungsgebühr) 6 Mark = 7.20 Kronen = 8 Franken = 3.60 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 11.50 Mark einschließlich Porto.

Ruggiero Leoncavallo

mit seiner Gattin im Garten seiner Villa am Lago Maggiore.





Wochenkalender.

Sonntag, 1. Dezember.

In Serres östlich von Saloniki kam es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen den verbündeten griechischen und bulgarischen Truppen. Auch in Saloniki herrscht eine Spannung zwischen Griechen und Bulgaren, weil die ersteren kurz vor dem Eintreffen der Bulgaren der türkischen Besatzung überaus günstige Uebergabebedingungen bewilligt hatten. — Beim Angriff auf Skutari wurde der Kronprinz Danilo von Montenegro durch einen Granatsplitter verwundet.

Montag, 2. Dezember.

Im deutschen Reichstag gab der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg eine Erklärung über die europäische Lage ab. — Prinz Heinrich von Preußen traf in London ein. — Kaiser Franz Joseph empfing den aus Bukarest zurückgekehrten österreichisch-ungarischen Armeeinspekteur Frhr. v. Hötzendorf in längerer Audienz. — Zum Metropoliten von Petersburg und Nachfolger von Antonius wurde der Metropolit Wladimir ernannt. — Die albanische Hafenstadt Valona, der Sitz der provisorischen albanischen Regierung, wurde von einem griechischen Kanonenboot beschossen. — Das japanische Ministerium trat wegen Meinungsverschiedenheit über die Vermehrung der Besatzung Koreas zurück.

Dienstag, 3. Dezember.

Der rumänische Thronfolger traf in einer diplomatischen Mission zum Besuch des Deutschen Kaisers in Berlin ein. — Zwischen der Türkei, Bulgarien, Serbien und Montenegro wurde ein vierzehntägiger Waffenstillstand abgeschlossen; der Kriegszustand mit Griechenland dauert fort. — Der Kongreß der Vereinigten Staaten wurde durch den Präsidenten Taft mit einer Botschaft eröffnet.

Mittwoch, 4. Dezember.

Im deutschen Reichstag erteilte der Führer der Zentrumspartei Dr. Spahn dem Reichskanzler und dem Bundesrat wegen der Auslegung des Jesuitengesetzes ein Mißtrauensvotum. — In Berlin trat die Deutsche Bühnengenossenschaft zu ihrer Hauptversammlung zusammen.

Donnerstag, 5. Dezember.

Prinz Ferdinand, der rumänische Thronfolger, reiste von Berlin nach Wien, um Kaiser Franz Joseph einen Besuch abzustatten. — Die italienische Kammer erteilte in geheimer Abstimmung dem Friedensvertrag von Lausanne mit 335 gegen 24 Stimmen ihre Genehmigung.

Freitag, 6. Dezember.

Oesterreich-Ungarn und Italien warnten Griechenland vor der Besetzung Valonas und der Insel Saseno. — Die Berliner Sezession wählte den Kunsthändler Paul Cassirer zu ihrem Präsidenten. — Der belgischen Kammer ging eine Militärvorlage zu, die die allgemeine Wehrpflicht und den Einjährig-Freiwilligen-Dienst anstrebt. — Zum ersten Seelord der englischen Admiralität wurde der Admiral Prinz Louis v. Battenberg ernannt.

Sonnabend, 7. Dezember.

Der Dreibund zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien wurde ohne Aenderung erneuert.

Ruggiero Leoncavallo.

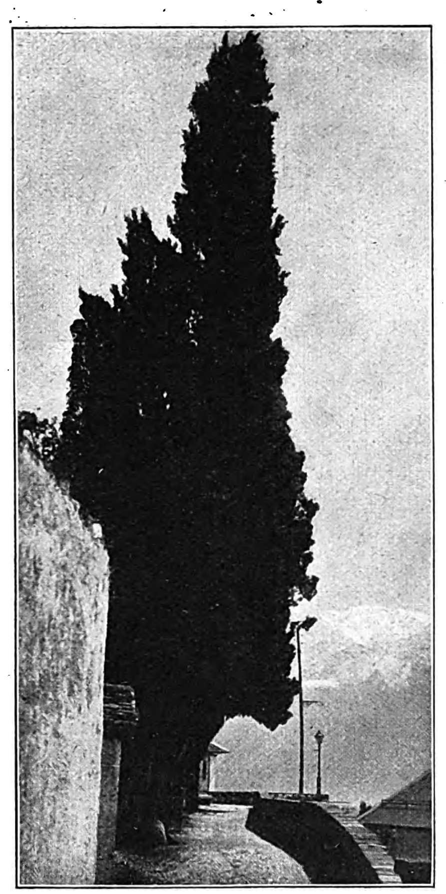
(Hierzu eine Porträt-Kunstbeilage und vier Abbildungen.)

In Mailand hatte der geschäftskundige Verleger Sonzogno eine Opernkonkurrenz ausgeschrieben, aus der Mascagni mit der einaktigen Oper „Cavalleria rusticana“ als Sieger hervorgegangen war. Der ungebärdige Realismus dieses Werkes narkotisierte viele deutsche Gemüter derart, daß der Mascagni-Taumel geradezu würdelose Formen annahm. In demselben Stile folgte 1892 Leoncavallos zweiaktige Oper „Der Bajazzo“, von den überhitzten Verismus-Enthusiasten mit fanatischem Jubel begrüßt. Was dieser Verismus will, spricht Leoncavallo in seinem Prolog zum Bajazzo aus. Durch den Mund seines beredten Komödianten Taddeo läßt er es verkünden: Nicht mehr vage erfundene Vorgänge will der Dichter schildern, sondern kühn aus dem wirklichen Leben schaurige Wahrheit schöpfen, um der Menschen Gunst zu erringen.

Dieses realistische Kunstprogramm erfüllt der Verismus mit einer Kraft, die sogar vor der Rücksichtslosigkeit der Brutalität nicht zurückschreckt. Schaurige Wahrheit will diese Kunst. Der Verismus will nicht die künstlerische Verklärung, die auch den grausigsten Stoff adeln kann, die immer eine Vertiefung der



Leoncavallos Villa Myrthe in Brissago am Lago Maggiore. (Zu unserem Porträt-Artikel.)



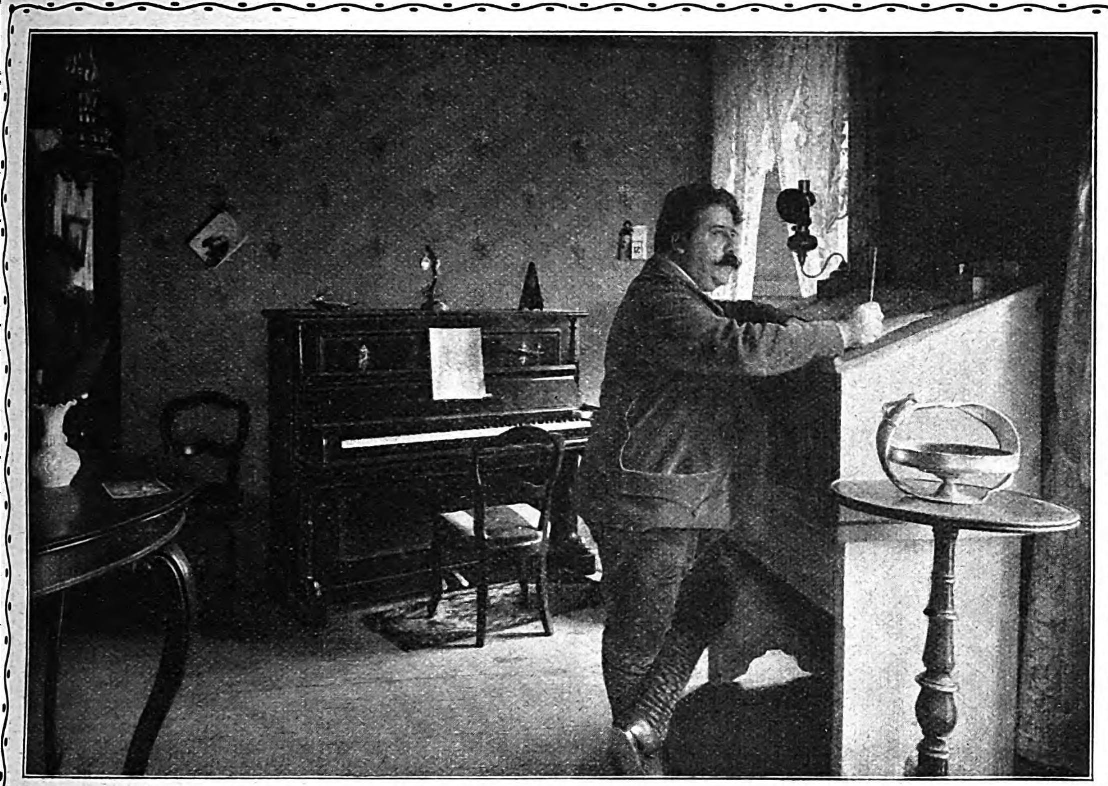
Vom Sommeraufenthalt Leoncavallos: Eine malerische Gruppe 300jähriger Zypressen am Lago Maggiore.

Kunst bedeutet. Er will den kraß geführten Wahrheitsbeweis an Stelle einer kunstvoll stilisierten Dramatik. Der Verismus reißt den im Stücke vorgeführten Personen, die er dem leidenschaftdurchglühten Leben entnimmt, das Bühnenkleid vom Leibe. Er predigt nicht das ethisch Notwendige, das uns von der Bühne herab ganz im Shakespeareschen Sinne — nämlich, daß man uns zeige, was wir sein und nicht sein sollen — glaubhaft vorgeführt wird. Mit gieriger Hand greift er vielmehr nach Stoffen aus dem Instinktleben des Menschen, und mit verblüffender Skrupellosigkeit stellt er die nackten Geschehnisse auf die weltbedeutenden Bretter. Der Kampf um das Weib ist das große Hauptthema, jener Kampf, der sich unter südheißer Sonne wilder abspielt als sonst. Die Erotik geht über in Wildheit des Begehrens und Fessellosigkeit des Fühlens. Was uns der Verismus dramatisch beschert, sind nur die Abschlüsse der Ereignisse, nicht ihre Entwicklung und notwendige Katastrophe. Es sind lauter letzte Akte im Drama. Eine Exposition scheint nicht nötig. Wenn sich der Vorhang hebt, so soll der Zuschauer kein Interesse daran haben, wie alles das gekommen ist, wovon er im Spiel nur das nervenerregende Ende sieht, das in Dolch und Mord gipfelt. So schafft der Verismus ein Drama voll Blut und nennt es ein Vollblutdrama.

Es ist kein Zufall, sondern liegt in der geistigen Strömung, daß zusammen mit diesem veristischen Opernstil das naturalistische Drama auftauchte, obwohl beide fundamentale Wesensunterschiede zeigen. Und wie in Gerhart Hauptmann sich die Wandlung vom Realismus zum Romantizismus und Märchengeist vollzog, so trat dem italienischen Verismus der deutsche Humperdinck mit der Märchenoper „Hänsel und Gretel" entgegen. Die „Mascagnitis" hat längst ausgetobt, und dem anderen Hauptvertreter des Verismus, Leoncavallo, begegnet man heute in Formen, die leider von hämischem Ton nicht immer frei sind. Man muß aber doch die Bajazzo-Oper als ein Charakterwerk und diese Musik wegen ihrer rassigen Eigenschaften respektieren. Leoncavallo ist sein eigener Dichter und schafft im Bajazzo eine wirksame Szenenfolge. Musikalisch beherrscht er effektvoll das Formelwesen der veristischen Tonsprache, die Triole, die Tonwiederholungen, die harmoniefremde Note und bizarre Rhythmik. Dem Effekt zuliebe begeht er aber auch Verstöße gegen sein Wahrheitsprinzip und läßt im Bajazzo den Glockenchor und ein Vogellied singen, Episoden, die lediglich zum Musikmachen eingefügt sind und die Handlung gegen alle Lebenswahrheit aufhalten. Andererseits hat Leoncavallo an dem positiven Verdienst des Verismus mitgeholfen, daß der Opernbühne neue Stoffe zugeführt worden sind.



Blick auf Brissago und den Lago Maggiore von der Villa Leoncavallos. (Zu unserem Porträt-Artikel.)



Das Arbeitszimmer Leoncavallos in seiner Villa Myrthe am Lago Maggiore.

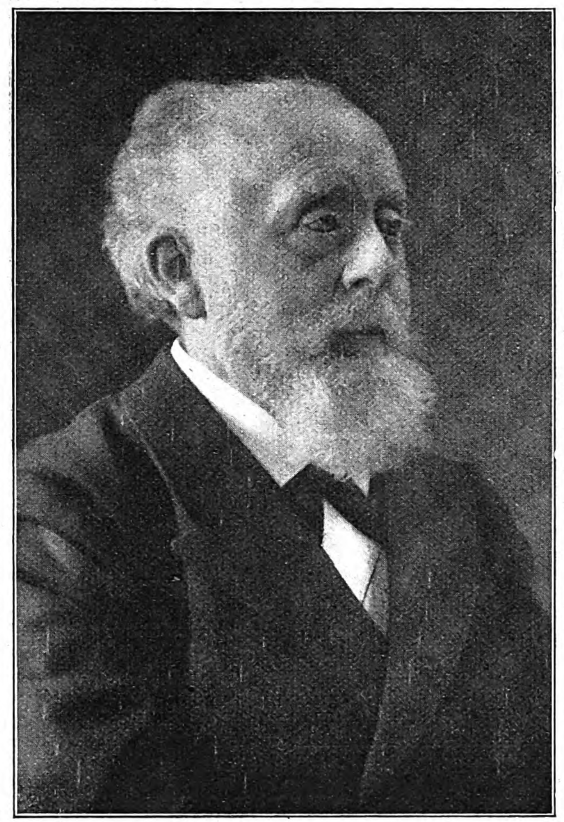
Zum Beispiel ein Werk wie d'Alberts Musikdrama „Tiefland" ist ohne den Verismus nicht denkbar. Der nachwagnerischen Recken-Heldenoper mit ihrer stelzernen Überschwenglichkeit ging bei der glutvollen Tonsprache des Verismus der Atem aus. Man erkannte das Schwächliche des äußerlichen Wagner-Epigonentums, erkannte auch, daß die Oper nicht das beste Feld zur Darstellung historischer Vorgänge und bläßlicher Mythologie sei, daß sie vielmehr eine Ausdrucksform für das Rein-Menschliche und das Kraftvoll-Lebendige sein müsse.

Leoncavallo hat nicht vermocht, diesem ästhetischen Grundsatz im eigenen Wirken nachzuleben. Nach seinem „Bajazzo" sind seine ferneren Werke zumeist der Erfolglosigkeit verfallen oder sie hatten sich nur eines vorübergehenden Eindrucks zu erfreuen. Nun hat eine Welle des Erfolges den Maestro wieder emporgehoben. Mit seiner jüngsten Oper „Zigeuner", die dieser Tage in London ihre Uraufführung und dort wie im Mailänder Teatro Lirico einen starken Erfolg erzielte, soll Leoncavallo durch die Kraft und Leidenschaft seiner dramatischen Sprache an die stolze Zeit seiner „Bajazzo"-Inspiration anknüpfen. Wir dürfen ihm wahrlich den Erfolg gönnen. Denn das Glück hat Leoncavallo nie verwöhnt. Er wurde am 8. März 1858 in Neapel, wo die italienische Volksmusik aus stärkster Quelle fließt, geboren. Nach dem Besuch des Neapolitanischen Konservatoriums begann er seine musikalische Laufbahn als Opernkomponist mit der Oper „Chatterton". Das Werk war für Bologno geschaffen, kam aber erst 1896 zu ruhmloser Aufführung. Um das Leben zu fristen, war Leoncavallo Jahre hindurch als Klavierspieler in Cafés tätig und erwarb durch Musikunterricht kargbemessenen Verdienst. Er hatte nichts zu verlieren und suchte darum in der Fremde sein ersehntes Glück. Als reisender Musikant kam er nach Frankreich, England und Ägypten. Trotz der Last seines Geschicks schrieb er an einem großangelegten Opernwerk, einer Trilogie „Crepusculum", deren erster Teil „Die Medici" einer erfolglosen Aufführung verfiel, so daß der Komponist entmutigt die Beendigung der anderen Teile aufgab. 1892 brachte ihm der „Bajazzo" endlich einen Erfolg, der sich als ein Riesen- und Dauererfolg herausstellte. Wahrlich, er ist dem strebenden und schaffensfrohen Manne zu gönnen! Denn was nun folgt, sind wieder Enttäuschungen ohne Ende. In Venedig kam 1897 „La Bohème" zur Aufführung. Das Werk zeigt viele Schönheiten und errang sich einen ersten Erfolg, der ihm die Pforten vieler Bühnen öffnete. Seinen Schöpfer aber traf insofern die Ungunst der Verhältnisse, als kurz vorher sein Konkurrent Puccini den gleichen Stoff in Musik gesetzt hatte und dessen Werk mit großem Erfolge zur Aufführung gekommen war. So blieb denn Leoncavallo auch mit dieser immerhin erfolgreichen Oper der Mann im Schatten.

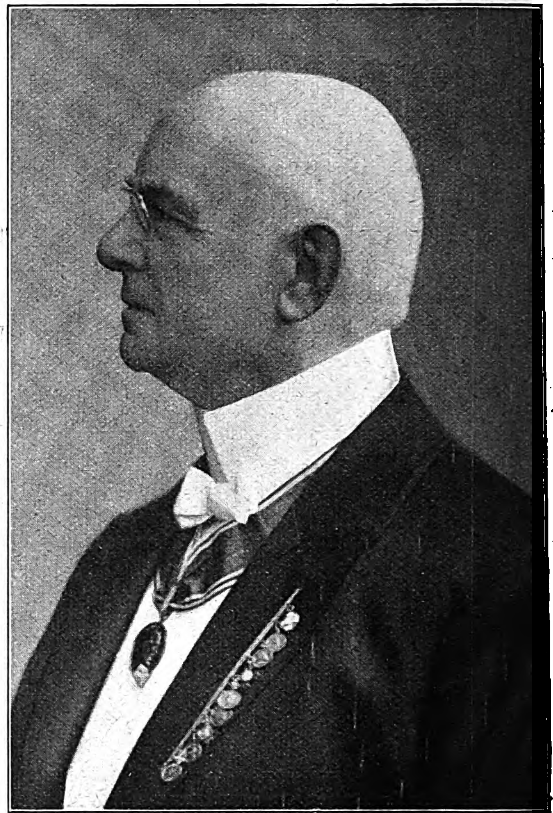
Viel Aufsehen erregte es, als Kaiser Wilhelm II. Leoncavallo den Auftrag gab, eine Oper „Der Roland von Berlin" zu schreiben. Alexis' Roman sollte zum Vorwurf dienen. Es mag dem Fremdling schwer genug geworden sein, den Auftrag durchzuführen, und lange ließ der um diesen kaiserlichen Auftrag Beneidete auf sein Werk warten. Bunte Gerüchte schwirrten her und hin. Endlich konnte er seine Partitur „in Goldschnitt" dem Kaiser überreichen. Das Werk kam im Königlichen Opernhause zur Aufführung, um sogleich in der Versenkung völliger Erfolglosigkeit zu verschwinden. Die Opern „Zaza" und „Maja" gingen in Rom und Berlin den gleichen Weg. Einigen Erfolg gewann der Komponist mit der — Operette „Malbruck", einer kleinen komischen Oper, die nach einer Novelle des Boccaccio verfaßt ist.

Am Lago Maggiore hat Leoncavallo ein herrliches Sommerheim, auch in Paris und Berlin hat er wechselnd sein Domizil aufgeschlagen. Übers große Wasser ins Dollarland ist er gereist. Sein Erfolg ist überall nur der „Bajazzo", ein Werk, das trotz ästhetischer Bedenken „unterhaltend bis zum Hinreißen und heiß bis zum Brennen ist", ein Werk, mit dem die Götter dem Schöpfer in Leoncavallo Segen und Fluch zugleich bescherten.

Hans Sonderburg.



Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Foerster, hervorragender Astronom, begeht am 16. Dezember in Berlin seinen 80. Geburtstag. Über sein reiches Lebenswerk berichtet der Artikel auf dieser Seite.



Hofschauspieler August Junkermann, berühmter Reuter-Darsteller und -Vorleser, feiert in Berlin seinen 80. Geburtstag und gleichzeitig sein 60jähriges Künstlerjubiläum (siehe den Artikel S. 569).

Wilhelm Foerster.

Zum achtzigsten Geburtstag des Gelehrten.

Alle Wissenschaft, die nicht Gemeingut der Menschheit wird, respektive in irgendeiner Form von der Quelle in die tausend und abertausend Kanäle des Volsganzen rinnt, führe sie ihm nun ideelle oder materielle Werte zu, hat nur einen ungemein geringen Nutzen. Am deutlichsten wird uns das, wenn wir etwa auf die Medizin und die Nationalökonomie blicken; — der tiefer Schauende aber erkennt, daß es von jeder Wissenschaft gilt.

Wie ganz anders stände es heute um das materielle und geistige Wohl der Völker, wenn das, was ihre großen Männer erkannt und erforscht, in der Praxis zur Anwendung käme! Indessen auch jene Männer selber stehen — und gerade in unserem Vaterlande — gewöhnlich weit ab vom Kampf des Tages, von den großen Bewegungen, die der neuen Zeit neue Wege ebnen wollen. Nur wenige erkennen die weitergehende Pflicht der geistigen Führer der Nation, haben den Mut, ihr zu folgen. Zu diesen Männern gehört Friedrich Wilhelm Foerster, der hervorragende Astronom, der langjährige Direktor der Berliner Königlichen Sternwarte, der am 16. Dezember seinen achtzigsten Geburtstag begeht.

Foerster stammt aus Grünberg in Schlesien, wo er im Jahre 1832 geboren wurde. Er studierte in Berlin und Bonn. 1855 kam der junge Gelehrte an die Königliche Sternwarte zu Berlin, wo damals der berühmte Encke als Direktor wirkte; wurde hier 1860 erster Assistent und war gleichzeitig als Privatdozent an der Universität tätig, an der er noch heute in voller geistiger Frische wirkt. Es gibt wohl wenige Universitätslehrer auf der Welt, die auf eine so glänzende und im höchsten Maße fruchtbare Lehrtätigkeit zurückblicken können. Encke starb 1862, und man übertrug Foerster die provisorische Leitung der wichtigsten Sternwarte des Landes; drei Jahre später erfolgte seine offizielle Ernennung zum Direktor des Instituts. Siebenunddreißig Jahre lang hat der Gelehrte dieses wichtige Amt bekleidet. Mit ihm wurde das ehrwürdige Gebäude alt; die Großstadt wuchs darum näher und näher, und nun wird es fallen, wenn da draußen in Babelsberg die neue Sternwarte vollendet ist.

Was Foerster in der langen Zeit als Astronom geleistet hat, kann hier unmöglich gewürdigt werden, aber was er mit seiner Wissenschaft und seiner hohen, aus ihr geborenen Weltauffassung der Allgemeinheit nützte, davon sei noch einiges gesagt.

Schon als junger Mann trug er die Wissenschaft ins breite Publikum, diese Wissenschaft von den Sternen, die so ungemein große seelische Werte in empfänglichen Gemütern auszulösen vermag. Sehr zum Mißvergnügen eines zopfigen Gelehrtentums alter Zeit tat er das, und er mußte oft das Spottwort „Singakademiker“ mitanhören, weil er in der Singakademie seine öffentlichen Vorträge hielt. Es machte sich anfangs sogar eine gewisse Gegenströmung bemerkbar, die das Amt als Direktor der Sternwarte einem „Würdigeren“ übertragen wollte. Auch die Gründung der „Urania“, der Berliner Volks-Sternwarte mit ihren Experimentiersälen und dem wissenschaftlichen Theater, ist auf eine Idee Foersters zurückzuführen, und in dem Astronomen M. W. Meyer fand er eine für diese Schöpfung geradezu unersetzliche Kraft.

Es gab Zeiten bei uns, wo solche Bestrebungen, die Bildung der Volksmassen zu heben, ihnen die Schönheit, die Größe,

die Erhabenheit der Natur näher zu bringen, den Veranstaltern nicht gerade die Anerkennung hoher Kreise eintrug. In seinem Werke „Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen" hat der Gelehrte darüber manches sehr interessante Streiflicht aufblitzen lassen. Kaum ein anderer hat so sehr das Völkerverbindende der Wissenschaft erkannt als Foerster, hat so tief empfunden, daß alles, was Nationen und Religionen trennt, überwunden werden kann durch die Wissenschaft, durch eine aus ihren großen Anschauungen geborene Moralphilosophie, „Sozial-Ethik", die das Wahre, Schöne, Gute erkennen lehrt, nach dem wir handeln sollen. Gerade die Internationalisierung gewisser Forschungsmethoden und Forschungsmittel (Internationale Erdvermessung, Internationales Maß- und Gewichtsbureau, Kalenderreform usw.) ist zum großen Teil Foersters Werk. Aber über das Materielle hinaus versucht die von ihm in Verbindung mit Gizycki gegründete „Gesellschaft für ethische Kultur" die großen Gedanken zur Höherentwicklung der Menschheit zu fördern. Auch hier freilich — das hat Foerster schmerzlich erfahren müssen — sind gewaltige Kräfte hemmend tätig, offenbar, weil sie den wahren Zweck gerade dieser Bewegung verkennen.

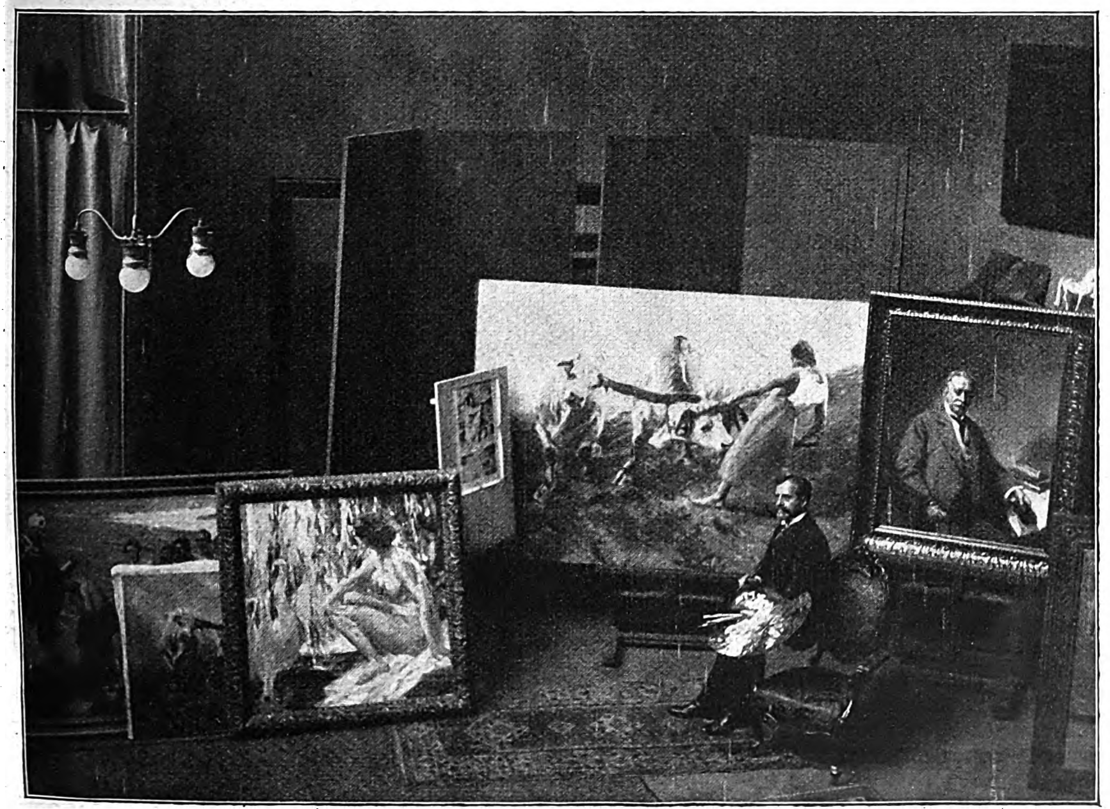
An seinem Teile hat der greise Forscher getan, was er vermochte. Seine rein wissenschaftlichen Arbeiten werden seine engeren Fachkollegen würdigen — wir aber wollen an seinem achtzigsten Geburtstage besonders des Menschen und des Ethikers gedenken.

Bruno H. Bürgel.

August Junkermann.

Zum achtzigsten Geburtstag, 15. Dezember.

Ein Bühnenveteran, der an der hohen Lebensgrenze, heute noch ein frischer tatkräftiger Greis, auf lange Jahre gedeihlichen Wirkens und froher Erfolge zurückblickt. Als Sohn eines städtischen Beamten zu Bielefeld 1832 geboren, entdeckte der heitere Jüngling gar bald in sich den starken Zug zum Theater, für das er eine außerordentliche humoristische Begabung schon innerhalb der Militärdienstzeit erfolgreich bekundet hatte. Diese Tatsache führte Junkermann in eine Schauspielerlaufbahn, die das übliche Wanderleben über zahlreiche kleinere deutsche Bühnen mit sich brachte, bis der viel Umhergetriebene endlich an der Stuttgarter Hofbühne zu längerem ersprießlichem Wirken landete. Obgleich der tüchtige Darsteller in sechzehnjähriger Tätigkeit in der württembergischen Hauptstadt sich zahlreiche Freunde erworben hatte, wurde ihm doch die in sichere Aussicht gestellte lebenslängliche Anstellung nicht zuteil. So verließ Junkermann das Stuttgarter Hoftheater und nahm von da an keine festen Verträge an Theatern mehr an, beschränkte sich vielmehr auf Gastspielreisen. Er hatte schon zur Zeit seines Stuttgarter Engagements häufige Gastspiele in der Rolle des „Onkel Bräsig" absolviert, eine Partie, die er in feinster Detailarbeit zu einer Art von Kabinettporträt ausgearbeitet hatte. Diese Rolle Junkermanns wurde so etwas wie eine Sehenswürdigkeit und erlangte Weltruf. In solchem Maße kam diese Leistung zur Berühmtheit, daß die Deutschen der Neuen Welt sich drängten, die populärste Gestalt, die Reuter geschaffen, in Junkermanns Meisterdarstellung zu sehen. Zweimal spielte er diese Rolle auf ausgedehnten Amerikareisen, die ihn nach Newyork, Chikago und Milwaukee führten, und als Junkermann zum drittenmal über das große Wasser segelte, war er das Haupt einer eigenen Schauspielergruppe, mit der er den „Bräsig" in zweiunddreißig amerikanischen Städten zur Darstellung brachte. Junkermann erprobte sein starkes Darstellertalent aber auch noch an anderen Charakterrollen aus dem großen Spielplan der deutschen Posse, er war ein prachtvoller Valentin im „Verschwender", ein erlesener Weigelt in L'Arronges „Mein Leopold", ein wundervoller Knieriem in „Lumpazivagabundus". Seine Hauptsendung



Prof. Hugo Vogel, bekannter Berliner Maler, mit seinen neuesten Schöpfungen. Rechts das letzte Porträt des Berliner Oberbürgermeisters Dr. Kirschner, das kurz vor seinem Tode gemalt wurde. Phot. Martha Wolf.



Prinz Ferdinand, der Thronfolger von Rumänien, in Berlin. Der rumänische Thronfolger stattete dem Deutschen Kaiser in Berlin sowie dem Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter einen Besuch ab, der im Zusammenhang mit der internationalen Lage und den Vorgängen auf dem Balkan steht.

jedoch am Theater blieb die Verkörperung des Reuterschen „Bräsig", sowie die Rezitation aus Reuters „Läuschen un Rimels", aus „Dörchläuchting" und „Hanne Nüte". Im Jahre 1899 gründete er in London das Deutsche Theater zur Pflege der deutschen Kunst. Im größten Saale Berlins versammelte der verdienstvolle Veteran des deutschen Theaters und unermüdliche Apostel und Interpret der Reuterschen Muse zur Feier seines achtzigsten Geburtstages den Riesenkreis seiner Anhänger und Verehrer, um den Abschied von seinem künstlerischen Wirken in ihrer Mitte zu begehen. Der Unermüdliche hat seinen stillen Lebensabend wohl verdient und mag dessen Muße in Ruhe und Gesundheit genießen, indessen seine zwei Söhne Hans und Karl Junkermann, tüchtige Schauspieler wie ihr Vater, dafür Sorge tragen, daß der Name ihres Hauses auch fürderhin in den Ehrenlisten der deutschen Schauspielerschaft geführt werde.

Hans Land.

Geld und Arbeit.

Was wird aus den türkischen Staatsschulden?

In Deutschland und Österreich-Ungarn ist ein ansehnlicher Teil der türkischen Staatspapiere im Umlauf und festen Besitz. Der amtliche Kurszettel der Berliner Börse vermerkt neben der Notierung der türkischen 400-Frank-Lose, der sog. Türkenlose, die vierprozentige türkische Administrationsanleihe, zwei Emissionen einer gleichfalls vierprozentigen türkischen Bagdadanleihe, eine konsolidierte von 1890, eine unifizierte von 1903 und 1906, je eine Anleihe von 1905 und 1908 und schließlich die Zollanleihe von 1911. Sie alle haben den vierprozentigen Typ. Daß den Inhabern dieser türkischen Papiere in Deutschland und Österreich-Ungarn nicht allzu bange um die Gefährdung ihrer Gelder ist, kann man daraus entnehmen, daß die Kurse der türkischen Renten seit dem Beginn des Balkankrieges einen Rückgang von etwa 10 Proz. erfuhren. Das sind keine Panikkurse. Im Gegenteil. Wenn man bedenkt, daß die Türkei beim Friedensschlusse höchstwahrscheinlich den größten Teil ihrer europäischen Gebiete wird einbüßen müssen, wenn man berücksichtigt, daß Mazedonien, Thrazien, Albanien und Altserbien für das Osmanenreich heute schon so gut wie verloren sind, so muß man die Widerstandskraft der türkischen Rentenkurse bewundern. Dieser Erscheinung liegt einfach die Überzeugung zugrunde, daß die Staatsgläubiger des türkischen Reiches durch die schlimmen Kriegsschicksale der Pforte eine Beeinträchtigung ihrer Rechte nicht werden erdulden müssen. Sie glauben weder an eine Verkürzung ihrer Zinsen noch an eine Verschlechterung der ihnen verbürgten Rückzahlungen des Kapitals. Freilich liegt dieser Berechnung ein recht trügerischer Faktor zugrunde. Man glaubt in Europa fest daran, daß die vier verbündeten Eroberer den Teil der türkischen Staatsschulden werden übernehmen müssen, der dem eroberten Gebiete entspricht. So hat es auch Italien gehalten, als es Tripolis nahm. Aber die vier Balkanstaaten stellen viel geringere finanzielle Sicherheiten dar als Italien. Sie sind durch den Balkankrieg im bedenklichsten Maße selbst finanziell mitgenommen, wie sie denn überhaupt erfahrungsgemäß nicht sehr begeistert bei der Sache sind, wenn es sich um die Innehaltung finanzieller Verpflichtungen handelt. Im Berliner Vertrage vom Jahre 1878 wurde schon festgesetzt, daß Rumänien, Bulgarien und Serbien einen Teil der türkischen Staatsschuld übernehmen sollten. Das haben sie aber niemals getan. Allezeit blieb die Türkei allein für ihre Staatsschulden verpflichtet, und so wird es wohl auch dieses Mal gehen. Im Gegenteil, nachdem Bulgarien der Türkei einen erheblichen Landbesitz abgenommen hat, stellt es noch an die Pforte die Forderung einer Kriegsentschädigung in Höhe von 500 Millionen Mark. Diese Zahlung zu leisten, wird den Türken nicht leicht fallen. Die Besitzer von Türkenwerten in Europa haben Vertretungen ihrer Interessen gewählt, und diese Vertreter haben sich an die Regierungen der Mächte gewendet, um einen Schutz ihrer Rechte als türkische Staatsgläubiger zu erlangen. Da nun doch wohl der Poincarésche Vorschlag zur Einberufung einer internationalen Konferenz zwecks Ordnung der Balkanwirren zur Ausführung kommen wird, so ist zu erwarten, daß seitens Englands, Frankreichs, Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens zugunsten der Inhaber türkischer Papiere Schritte getan werden. Aber auch solche Maßnahmen haben geringen Wert, wenn nicht die Türkei selbst in sich die wirtschaftliche Kraft behält, ihre Finanzen auch fernerhin in Ordnung zu halten. Das wird ihr nur in dem Falle möglich sein, daß die Einnahmen aus den ihr künftig noch übrigbleibenden Landesteilen für diesen Zweck genügen werden. Hierüber im Augenblick eine ganz zuverlässige Rechnung anzustellen, ist fast unmöglich, weil das territoriale Zukunftsbild der Türkei, das sie am Ende des Krieges endgültig bieten wird, zurzeit noch nicht feststeht. Als sicher darf man jedenfalls annehmen, daß die Einrichtung der Dette publique auch in Zukunft beibehalten wird. Seit einem Menschenalter hat diese Institution die Geschäfte der türkischen Staatsschuld in vorbildlicher Art wahrgenommen. Sie verwaltete die Geldeingänge, besorgte die Couponszahlung und überwachte auch die Verlosungen und Tilgungsmaßnahmen. Vom Augenblick des Friedensschlusses ab wird sich in diesen Dingen freilich das eine ändern, daß die Dette publique nur noch über die Einnahmen aus dem so stark verringerten Gebiete der übriggebliebenen Provinzen wird verfügen können. Aber auch dieser Tatsache fehlen die Schrecken für die europäischen Staatsgläubiger, denn in finanzieller Beziehung bedeuten die Verluste der europäischen Provinzen für das Osmanenreich nicht das Allerschlimmste. Weiß man doch nur zu gewiß, daß der größere Teil der türkischen Staatszuflüsse nicht aus den europäischen

Provinzen in die Kassen der Dette publique kam, sondern aus den asiatischen Gebieten. Die Abrechnungen der Staatsverwaltung geben seit einer Reihe von Jahren Gewißheit darüber, daß volle zwei Drittel aller Einnahmen aus der asiatischen Türkei mit Einschluß Konstantinopels gekommen sind, aus jenen Teilen also, die dem Türkenreich auch in Zukunft verbleiben sollen. Ein Drittel nur kam aus den Landesteilen, die jetzt an den Balkanbund verloren gehen. Die Verwaltung der europäischen Gebietsteile war seit jeher teuer und gefahrvoll. Albanien verursachte durch fortgesetzte Aufstände ungeheure Kosten, ebenso Mazedonien und Thrazien. Falls Albanien autonom werden und Mazedonien und Thrazien verloren gehen sollte, werden diese steten Kosten fortfallen. Die Verwaltung der asiatischen Landesteile wird viel billiger, und aus einem kulturellen Aufbau dortselbst könnte vielleicht eine Hebung der ganzen türkischen Finanzlage sich ergeben. Eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, die gewiegte Kenner der Verhältnisse in der Wiener „Neuen Freien Presse" aufgestellt haben, gibt bei durchaus nicht optimistischer rechnerischer Basis auch in Zukunft ganz hoffnungsreiche Ausblicke auf die Entwicklung der türkischen Finanzen. Sie stellt fest, daß während bisher statt des Jahresüberschusses von fast 2 Millionen Pfund, der aus dem Dienst der unifizierten Schuld und den Ziehungen der Türkenlose übrig blieb, fortan nur noch etwa 834 000 Pfund zur Verfügung ständen. Von diesen würden 625 000 Pfund der Pforte zufallen, der Rest von 208 000 Pfund der Dette publique, die davon 125 000 Pfund zur außerordentlichen Rententilgung, 83 000 Pfund für Rückkäufe der Türkenlose verwenden könnte. Bei diesem Zustande wäre der Dienst der Staatsschuld gewährleistet, Coupons und Verlosungen sichergestellt, wenn nicht ein unvorherzusehender Ausfall in den Zolleinnahmen einträte. Die Rückkäufe von Türkenlosen müßten freilich um mehr als die Hälfte des gegenwärtigen Umfanges eingeschränkt werden, ebenso die bisher gepflogenen jährlichen Rentenkäufe der Dette publique, die die Kurse der Anleihen der Pforte hoben.

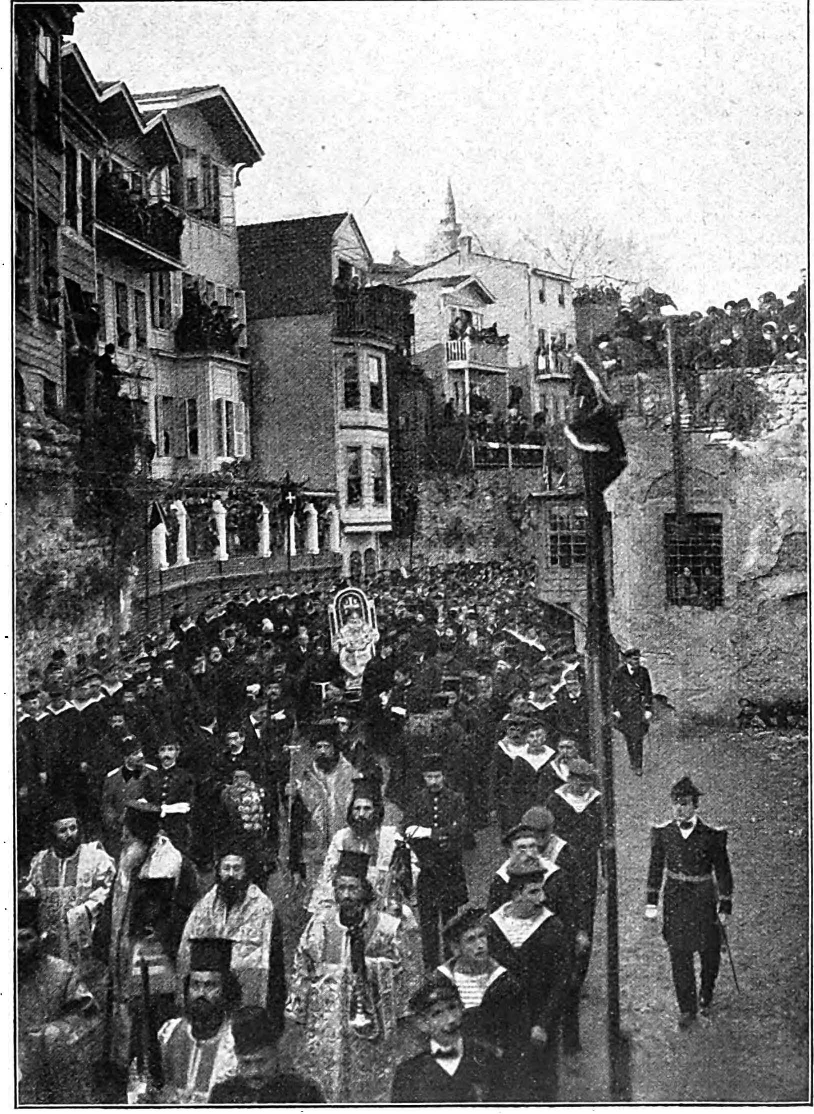
Viel schwieriger wird sich in Zukunft das Problem der Tabakregie gestalten, die bisher das türkische Tabakmonopol pachtweise ausgeübt hatte. Der Vertrag dieser Gesellschaft läuft am 14. April 1914 ab. Die Veränderungen, die im Landbesitzstande der Türkei nach dem Balkankrieg eintreten, werden freilich die Tabakregiegesellschaft vor gänzlich andere Geschäfts- und Arbeitsbedingungen stellen. Denn die verlorenen europäischen Provinzen kamen bisher für die Tabakregie sowohl im Hinblick auf den Konsum als auch auf den Tabakbau stark in Betracht. Der Verlust dieser Gebiete wird den Wirkungskreis der Regiegesellschaft sehr erheblich einschränken. Es wird voraussichtlich so kommen, daß für die verbleibenden türkischen Gebiete ein Tabakmonopol eingerichtet wird, und daß dieses Monopol an die bestehende Gesellschaft verpachtet wird.

Mercator.

Aus dem Reich der Technik.

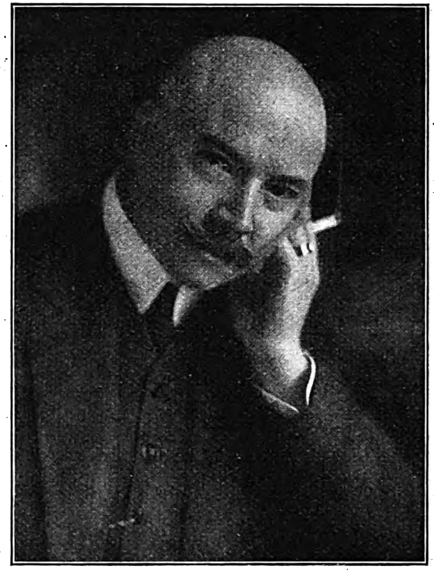
Heizbare Kleidung. — Ein Auftauapparat für gefrorene Wasserleitungen. — Der Leuchtturm ohne Licht. — Der Strahlungswinkelmesser. — Die Glühlampe als telephonischer Empfänger. — Vom Fabrikschornstein der Zukunft.

Ein Gebiet, in das die Technik überhaupt noch nicht einzudringen vermochte, ist der Schutz unseres Körpers gegen die Kälte, soweit er durch die Kleidung bewirkt wird. Wie unsere Vorfahren aus vorgeschichtlicher Zeit, wie die Wilden und unkultivierten Völkerschaften, genau so machen wir es, die wir uns „Kulturmenschen" nennen: wir hüllen unsere Glieder in wärmende Stoffe, vor allem in wollene, und wer es sich leisten kann, der schafft sich einen Pelz an. Mit diesem viele Jahrtausende alten Verfahren dürfte aber nun wohl auch allmählich aufgeräumt werden; ist es doch nunmehr gelungen, eine neuartige Kleidung zu schaffen, die — elektrisch geheizt wird! Im ersten Augenblick klingt dies wohl wie ein Scherz; der heizbare Anzug existiert aber tatsächlich, und seine Erfindung ist, wie so viele andere Erfindungen auch, dem Zufall zu verdanken. Schon



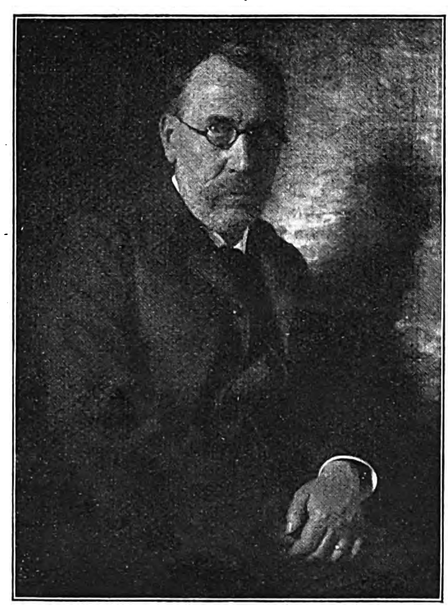
Die Leichenfeierlichkeiten für den ökumenischen Patriarchen Joachim III. in Konstantinopel. Das verstorbene kirchliche Oberhaupt der Griechen in der Türkei wurde, geschmückt mit seinen Insignien, in feierlichem Zug zu Grab getragen. Phot. Sebah & Joaillier.

lange stellt man alle möglichen elektrischen Koch- und Heizapparate her, deren Erwärmung dadurch geschieht, daß in ein unverbrennliches Asbestgewebe feine Platindrähte eingesponnen sind. Wird der elektrische Strom durch sie hindurchgeleitet, so erhitzen sich die Platindrähte nebst dem sie umgebenden Asbest. Während man früher nur Warmwasserbereiter, Zigarrenanzünder und ähnliche Dinge nach diesem Verfahren herstellte, hat man in neuerer Zeit begonnen, heizbare Teppiche, ja sogar Kompressen und Bandagen für medizinische Zwecke anzufertigen. Auch heizbare Handschuhe gibt es, deren Träger eine kleine Taschenbatterie mit sich führen müssen, die den für die Erwärmung nötigen Strom liefert. Vor kurzem sollten nun auf einer im Norden Amerikas gelegenen Sternwarte während der bereits bitter kalt gewordenen Nächte astronomische Beobachtungen im Freien angestellt werden. Die Herren Astronomen froren fürchterlich, und so kam einer auf die Idee, das System der heizbaren Teppiche, Handschuhe usw. auf einen ganzen Anzug auszudehnen. Er ließ das aus Platindrähten und Asbest bestehende Gewebe zwischen Futter- und Oberstoff einarbeiten und schloß es mittels eines Steckkontaktes an die elektrische Leitung an. Damit war der elektrisch zu heizende Anzug erfunden, der bei den Beobachtungen vortreffliche Dienste leistete und seinem Träger selbst bei strenger Kälte behagliche Wärme spendete. Die Leichtigkeit, mit der ein solcher Anzug hergestellt werden kann, dürfte ihm wohl bald weitere Verbreitung sichern. Insbesondere wird er sich bei Fahrten im Automobil sowie im Motorboot, ferner im Luftschiff, auf der Jagd, bei wissenschaftlichen Beobachtungen, für Maler, die Winterlandschaften malen, und noch in vielen anderen Fällen nützlich erweisen. Wo man ihn nicht an eine bestehende Leitung anschließen kann, da läßt sich durch eine mitgeführte Akkumulatoren-Batterie der nötige Strom um so leichter schaffen, als man ja durch die Ausgestaltung der Elektromobile, der elektrischen Motorboote usw. über weitgehende Erfahrungen im Bau geeigneter Akkumulatoren-Batterien verfügt.

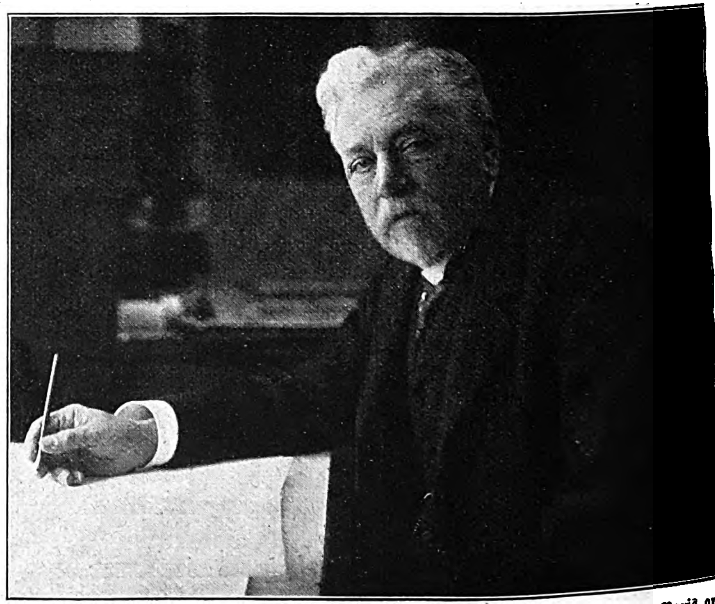


Hofrat Alexander Koch, bekannter Verleger, begeht am 27. Dezember in Darmstadt sein 25jähriges Berufs- und Verlagsjubiläum. Er ist der Begründer der Tapetenzeitung, der Innendekoration, der Deutschen Kunst und Dekoration sowie der Stickereizeitung und Spitzenrevue. Diese Zeitschriften haben wesentlich an der Förderung des kunstgewerblichen Schaffens in Deutschland verdienstvoll mitgewirkt. Auch die zahlreichen Werke auf den Gebieten des Kunstgewerbes, des Wohnungswesens und der Architektur, die im Verlag Koch erschienen sind, sind alle geleitet von dem Bestreben, künstlerische Kultur zu schaffen und zu verbreiten. Phot. R. Dührkoop.

Eine andere durch die winterliche Kälte geschaffene Anwendung der Elektrizität ist das Auftauen gefrorener Wasserleitungsröhren. Dieses machte bisher mancherlei Schwierigkeiten. Erhitzte man das Rohr mittels einer Benzin- oder Spirituslampe, so wurde es manchmal außen sehr heiß, und es entstanden zwischen Außen- und Innenseite große Spannungsunterschiede, die sehr leicht einen Rohrbruch mit seinen unangenehmen Folgen herbeiführten. Das gefahrlosere Auftauen mit heißen Tüchern erfordert manchmal außerordentlich viel Zeit und führt nicht immer zum Ziel. Da hat man nun gleichfalls zu dem Allheilmittel Elektrizität gegriffen. Ein in Amerika konstruierter Apparat zum Auftauen derartiger Röhren, der sich vorzüglich bewährt, hat folgende Einrichtung: er besteht aus einem Transformator, also einem Apparat, der es gestattet, den elektrischen Strom in bezug auf seine Stärke und Spannung beliebig zu verändern: Dieser Transformator wird so an das Wasserleitungsrohr angeschlossen, daß der aus dem Hausanschluß entnommene Strom von 110 Volt auf eine Spannung von 2300 Volt herauftransformiert wird und mit dieser das Rohr umfließt. Schon nach wenigen Minuten ist dann bei äußerst gleichmäßiger Erwärmung das Eis aufgetaut. Damit diese Erwärmung nicht zu plötzlich eintritt, ist noch ein Widerstand vorgesehen, der eine sehr langsame Steigerung der Wärmezufuhr ermöglicht.



Der Münchener Maler Prof. Toni Stadler, Ehrenmitglied der Münchener Akademie, ist als Nachfolger Tschudis zum Leiter der bayrischen Kunstsammlungen ausersehen. Phot. Frank Eugene Smith.



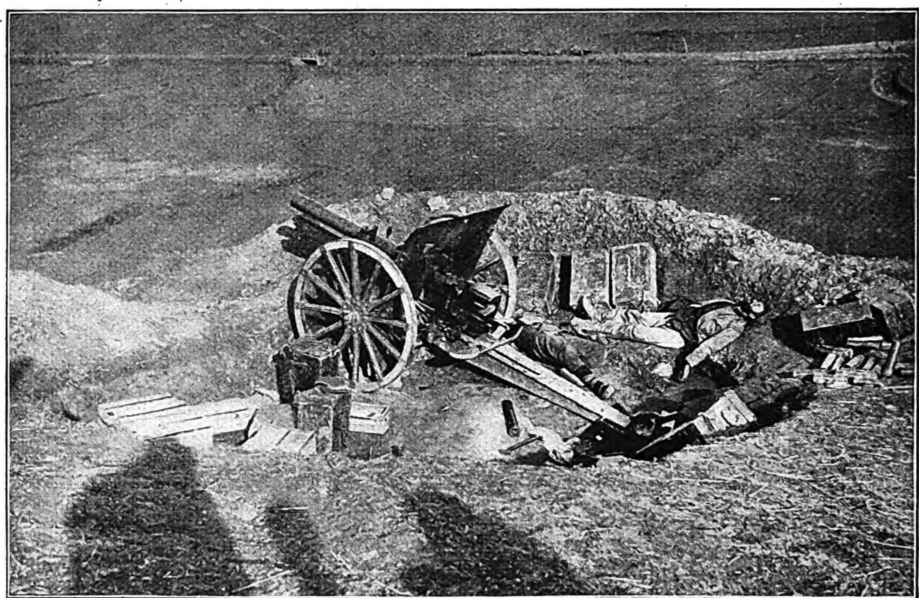
Der Erbauer des Eiffel-Turms, Ingenieur Alex. Gustav Eiffel, begeht in Paris am 15. Dezember seinen 80. Geburtstag. Er stammt aus Dijon und hatte sich bereits vor Errichtung des Eiffel-Turms durch eine Anzahl kühner Brückenbauten einen bekannten Namen gemacht. Phot. Henri Manuel.



Weihnachtsfeier in einem Schwabinger Atelier. Lebendes Bild aus den Weihnachtsspielen, die von dem Marburger Germanisten Prof. F. Vogt zum Besten der evangelischen Jugendpflege in München veranstaltet wurden. Phot. Nic. Aluf.

Es klingt wie ein Widerspruch in sich selbst, daß man jetzt Leuchttürme bauen will, die kein Licht mehr aussenden. Und doch wird dieser „nicht leuchtende Leuchtturm“, wie man ihn benennen könnte, in der Zukunft vielleicht eine bedeutende Rolle spielen. Schon immer wurde es als ein Fehler der Leuchttürme empfunden, daß sie beim Nebel mehr oder minder versagen. Das Licht durchdringt die Nebelschichten nur sehr schlecht. Dabei erwiesen sich die alten Lichtquellen, wie Petroleum, Kalklicht, Gas u. dgl., brauchbarer als das elektrische Licht, mit dem deshalb nur verhältnismäßig wenige Leuchttürme ausgestattet worden sind. So sann man denn schon seit langem darauf, die Lichtstrahlen durch eine bessere, auf weitere Entfernungen wahrnehmbare Signalart zu ersetzen. Es entstanden die „Unterwassersignale“, die auf der Tatsache beruhen, daß das Wasser den Schall ungefähr viereinhalbmal besser leitet als die Luft, so daß unter dem Seespiegel erzeugte Glockentöne auf sehr weite Entfernungen vernehmbar sind. Noch besser und vollkommener dürfte jedoch der Leuchtturm ohne Licht sein, der in der Hauptsache aus einer Station für Funkentelegraphie besteht. Durch Erhöhung der Stromstärke und des Punktes, von dem aus die Wellen in die Luft gesandt werden, läßt sich eine außerordentlich große Reichweite derartiger Stationen erzielen. Wenn es daher gelingt, ein Mittel zu finden, durch das ein Schiff die Richtung festzustellen vermag, aus der die elektrischen Wellen kommen, so ist damit eine Einrichtung geschaffen, die besser funktioniert und auf weitere Entfernungen ihren Zwecken dient, als der bisherige Leuchtturm. Ein solches Mittel zur Feststellung der Richtung ist das in Italien erfundene „Radiogoniometer“, ein Instrument, das man, da es den Winkel mißt, unter dem die elektrischen Wellen bzw. Strahlungen ankommen, als „Strahlungswinkelmesser“ bezeichnen kann. Der Telegraphist der Station sendet nach allen sechzehn Richtungen der Windrose (Nord, Nordnordost, Nordost, Ostnordost, Ost usw.) je ein kurzes Signal aus, wobei er in derselben Richtung wie der Uhrzeiger vorwärts schreitet. Innerhalb 60 Sekunden müssen die Signale ausgegeben sein. Das Schiff, das sie aufnehmen will, besitzt eine Windrose, die durch ein Uhrwerk mit der gleichen Geschwindigkeit gedreht wird. Die Signale, die nicht direkt nach der Richtung des Schiffes gesandt werden, sind auf diesem nicht wahrnehmbar. Sobald jedoch das in dieser Richtung verlaufende Signal eintrifft, wird es mit Hilfe eines Empfangsapparates sofort erkannt, und gleichzeitig wird die sich drehende Windrose angehalten. Die auf ihr spielende Nadel zeigt dann ohne weiteres an, in welcher Richtung sich die Sendestation befindet. Das System ist, wie man sieht, sehr gut erdacht, und in bezug auf seine Reichweite theoretisch unbeschränkt. Freilich wird seine vollkommene Ausgestaltung noch einige Schwierigkeiten machen, da die Aussendung so genau gerichteter Radiotelegramme, wie sie für den vorliegenden Zweck nötig sind, erst noch weiterer Vervollkommnung bedarf.

Einen ganz merkwürdigen Erfolg haben die Physiker Karl Ort und Joseph Rieger errungen: sie vermochten eine Glühlampe zum — Sprechen zu bringen! Unglaublich aber wahr! Ihr Apparat besteht aus einem Starkstrommikrophon, das durch eine fünfzellige Akkumulatoren-Batterie mit Strom versorgt wird und in einen Transformator eingeschaltet ist. Die eine Spule dieses Transformators wird unter Verwendung einiger Hilfsapparate mit einer hundertkerzigen Osramlampe verbunden, die durch Gleichstrom gespeist wird. Wenn man nun in das Mikrophon hineinspricht, das ja bekanntlich den Hauptteil des Sprechapparates unserer gewöhnlichen Telephone bildet, so kann man das gesprochene Wort in der Nähe der Glühlampe deutlich vernehmen. Dabei entspricht der mit der Apparatur verbundene elektrische Widerstand dem eines 10 km langen Kabels. Mit anderen Worten: das in den Apparat Gesprochene kann mit

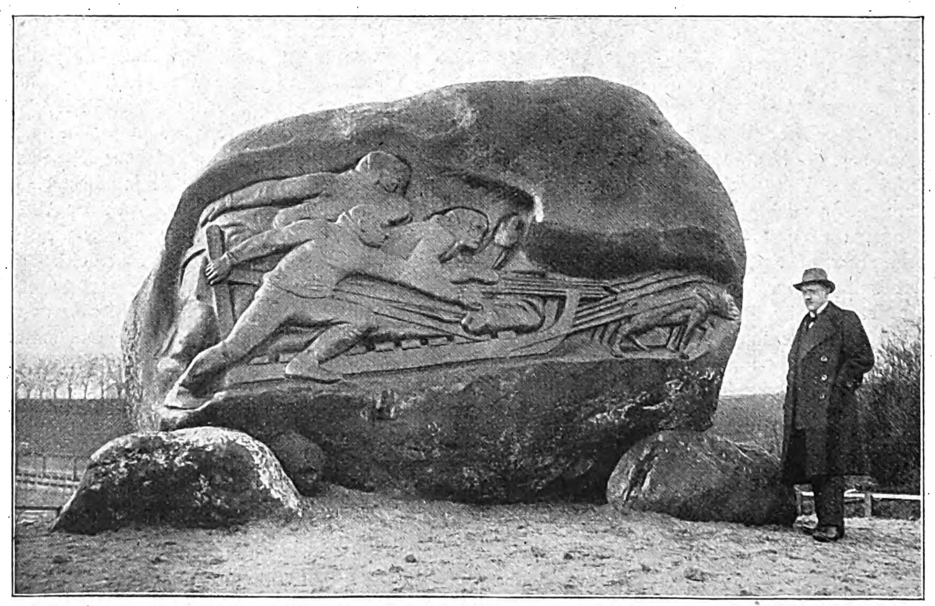


„Friede auf Erden“: Ein Momentbild vom Balkankriegsschauplatz während des Waffenstillstands. Phot. M. Rol.

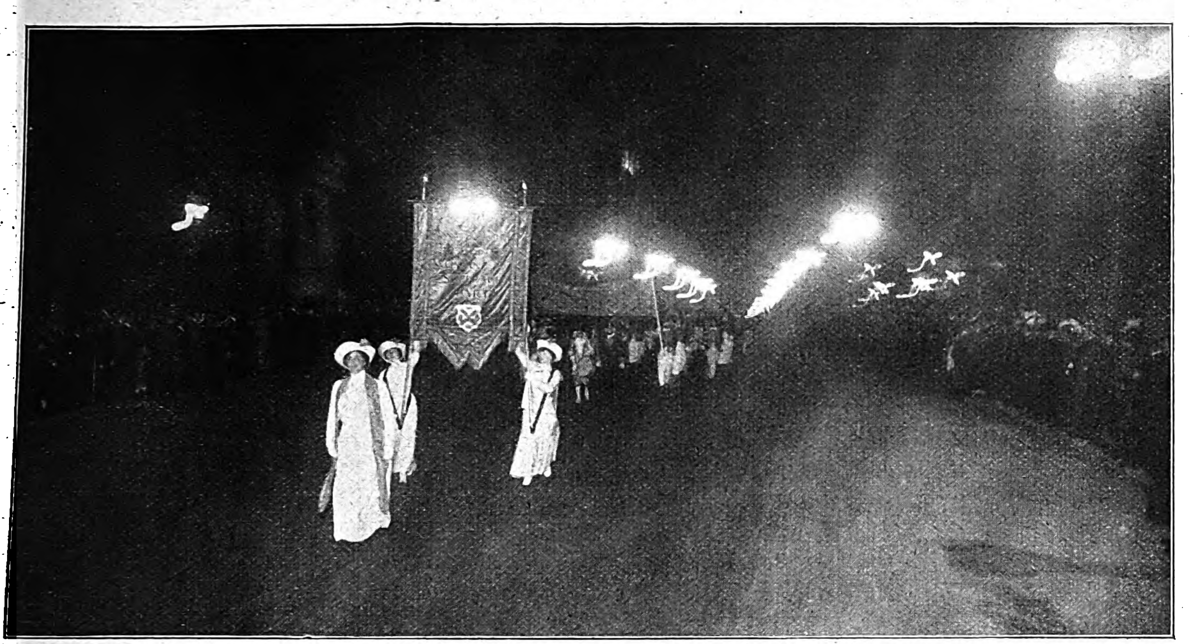
Leichtigkeit in einer Entfernung von 10 km durch die Glühlampe abgehört werden. Eine interessante Frage ist nun die, wie denn eigentlich diese merkwürdige Erscheinung zustande kommt. Um Luftschwingungen kann es sich nicht handeln, da ja das Innere der Lampe luftleer ist. Wahrscheinlich entstehen durch die Schallschwingungen Temperaturunterschiede im Glühfaden, die sich auf die dünne Glaswandung der Lampe übertragen. Diese Glaswandung ist es dann, die die umgebende Luft zum Schwingen und damit zum Ertönen bringt. Durch stärkere Lampen konnte die Wirkung noch gesteigert werden, und so kann man wohl behaupten, daß durch diesen Versuch vielleicht die Grundlage zu einer neuen technischen Entwicklung gegeben ist, bei der man mit Hilfe der Glühlampen unserer gewöhnlichen Beleuchtungskörper nicht nur die Zimmer erhellt, sondern gleich auch Gespräche, Musikstücke, Opern usw. überträgt. Wer weiß, was da noch werden mag!

Der Fabrikschornstein der Zukunft wird anders aussehen, als der von heute. Da der Rauch den Pflanzen schädlich ist und die Nachbarschaft belästigt, so hat man bislang möglichst hohe Schornsteine gebaut, von denen einzelne eine sehr beträchtliche Höhe erreichen. Wo gar noch Säuren im Rauche enthalten waren, da mußten eigene Entsäuerungsanlagen usw. angebracht werden. In neuester Zeit sind auch Ventilatoren an besonders ausgestalteten Fabrikschornsteinen angebracht worden, die eine schnellere Beförderung der Verbrennungsgase und damit eine Erhöhung des Zuges herbeiführen. In einfacherer Weise als durch alle diese Vorrichtungen löst die Frage, wie man die durch den Rauch bewirkten Schädigungen und Belästigungen verhütet, ein neuer von Professor Wislicenius erfundener Fabrikschornstein. Er ist nicht, wie die bisherigen Schornsteine, im oberen Teile massiv, sondern durchbrochen, also mit Schlitzen und Kanälen versehen. Von welcher Seite nun auch der Wind kommt, er muß in den oberen Teil des Schornsteins strömen und hier infolge der Ablenkungen, die er im Innern erfährt, einen Wirbelwind bilden, durch den eine innige Vermischung der Rauchgase mit Luft stattfindet. Die Gase verlassen den Schornstein aus den zahlreichen Schlitzen und Öffnungen in bereits sehr stark mit Luft verdünntem Zustande und werden, da sie nicht, wie bisher, eine einzige dicke schwarze Wolke mehr bilden, von der umgebenden Luft rasch weiter verdünnt und aufgesaugt. Die neuen Schornsteine haben sich bereits vorzüglich bewährt.

Jedes Benzinautomobil muß, ehe es sich in Bewegung setzt, bekanntlich angekurbelt werden, d. h. der Fahrer begibt sich an die Stirnseite des Wagens und dreht eine dort angebrachte Kurbel rasch herum. Dann steigt er wieder auf seinen Sitz, und nun erst kann die Fahrt vonstatten gehen. Dieses Ankurbeln oder „Anwerfen“ des Motors ist deshalb nötig, weil sich ja im Zylinder noch nichts von jenem Gemisch aus Benzin und Luft befindet, das darin zur Explosion gebracht wird. Durch das Kurbeln werden die ersten zum Anlassen des Motors nötigen Anteile dieses Gemisches in den



Das Mylius-Erichsen-Denkmal, das dem im Grönlandeis mit seinen beiden Begleitern Hoeg-Hagen und Broenlund umgekommenen Polarforscher auf der Kopenhagener Strandpromenade errichtet wurde. Schöpfer des eigenartigen Denkmals ist der dänische Bildhauer Kai Nielsen. Der gewaltige Granitstein, auf den das Relief nach Art der Wikingerdenkmäler gemeißelt ist, stammt aus dem Öresund. Auf der Rückseite befindet sich eine runenartige Inschrift.



Nächtliche Demonstration der Frauenstimmrechtlerinnen in Newyork. Während die englische Suffragettenbewegung sich durch schwere hysterische Exzesse die allgemeinen Sympathien verscherzt, bewegen sich die Demonstrationen in den Vereinigten Staaten zwar in etwas grotesken, aber immerhin für nordamerikanische Begriffe normalen Bahnen. Unsere photographische Aufnahme zeigt die 27. Protestdemonstration der Newyorker Frauen, eine Kundgebung, die zur Erhöhung der Wirkung bei Nacht stattfand. Phot. Edwin Levick, Newyork.

Zylinderraum gesaugt. Auf der jüngsten Londoner Automobil-Ausstellung sind nun mehrere Automobile vertreten, bei denen das Ankurbeln vom Führersitz aus bewirkt werden kann. Es ist nicht leicht, diese so einfach erscheinende technische Frage zu lösen, und tatsächlich wird die Lösung auch in ganz verschiedener Weise in Angriff genommen. Bei einem französischen Wagen ist das System des „Freilaufs" verwendet, das ja von den Fahrrädern her bekannt ist, und wobei das Rad auch dann weiterläuft, wenn der Fahrer nicht tritt. Die Freilaufvorrichtung wirkt auf die Kurbelwelle und wird durch einen neben dem Führersitz angebrachten Hebel in Betrieb gesetzt, den der Führer mit der Hand hin und her bewegt. Eine andere Firma verwendet Druckluft. Hier ist der Motor mit einer Luftpumpe verbunden, die Luft in einen am hinteren Teil des Wagens angebrachten Behälter hineinpumpt. Es entsteht so ein Vorrat an komprimierter Luft, der einesteils zum Anlassen des Motors, andererseits aber auch zum Auffüllen der Pneumatiks verwendet werden kann. Wieder eine andere Firma speichert den zum Anlassen nötigen Vorrat an Kraft anstatt in Form von Druckluft in der von Elektrizität auf. Der Motor ist mit einer Dynamomaschine verbunden, die eine Akkumulatorenbatterie lädt. Durch Umschalten des Stromes auf die Anlaßvorrichtung wird dann angekurbelt. Die Elektrizität hat gegenüber der Druckluft den Nachteil, daß man damit keine Pneumatiks auffüllen kann, hingegen läßt sie sich mit Vorteil zur Wagenbeleuchtung verwenden. Eine deutsche Firma endlich löst die Frage noch auf eine ganz andere Weise, indem sie eine Art von Uhrwerk anbringt. Der Motor zieht während des Laufes Spiralfedern auf, die dann wie bei einer aufgezogenen Uhr in gespanntem Zustand bleiben. Soll angekurbelt werden, so genügt ein Druck auf das Pedal, worauf die Federn die Antriebswelle sieben- bis achtmal herumdrehen, was hinreicht, um den Zylinderraum des Motors mit dem Explosionsgemisch zu füllen. Wie man sieht, ist plötzlich eine reichliche Zahl Lösungen für das Ankurbelproblem aufgetaucht.

„Radioteleikonographie" lautet die etwas schwer auszusprechende Bezeichnung für einen neuen und sehr nützlichen technischen Fortschritt, dessen Wesen durch die griechischen Worte, aus denen dieser Ausdruck sich zusammensetzt, gekennzeichnet werden soll. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Übertragungen von Zeichnungen, Schriftstücken, Stenogrammen usw. auf drahtlosem Wege. Mit Hilfe der gewöhnlichen Telegraphie gelingt die Übermittelung ja schon seit langer Zeit. Sie für die Funkentelegraphie auszugestalten, war dem



Paul Cassirer, der Leiter einer der angesehensten Kunsthandlungen Berlins, wurde einstimmig zum Präsidenten der Berliner Sezession gewählt. Die Sezession hat durch diese Wahl mit dem Grundsatz gebrochen, nach dem an der Spitze dieser Künstlervereinigung nur ein Künstler stehen sollte. Von dem neuen Präsidenten, den unsere Abbildung nach einem Gemälde von Graf Kalckreuth zeigt, wird in erster Linie eine Hebung der ausstellungstechnischen und der geschäftlichen Seite erwartet.

italienischen Elektrotechniker Francesco de Bernochi aus Turin vorbehalten. Er hat kürzlich im Beisein des italienischen Kriegsministers eine Vorführung veranstaltet, bei der es gelang, die an der Sendestation niedergeschriebenen Zeichen usw. in einer Entfernung von 150 km wieder zu reproduzieren. Da gerade die Übermittelung von Kartenskizzen, Plänen usw. im Kriege eine bedeutende Rolle spielen dürfte, so hat das italienische Kriegsministerium dem Erfinder seine weitere Unterstützung zugesagt, und man wird nunmehr versuchen, noch größere Entfernungen nach dem gleichen System zu überbrücken. Dr. A. Neuburger.

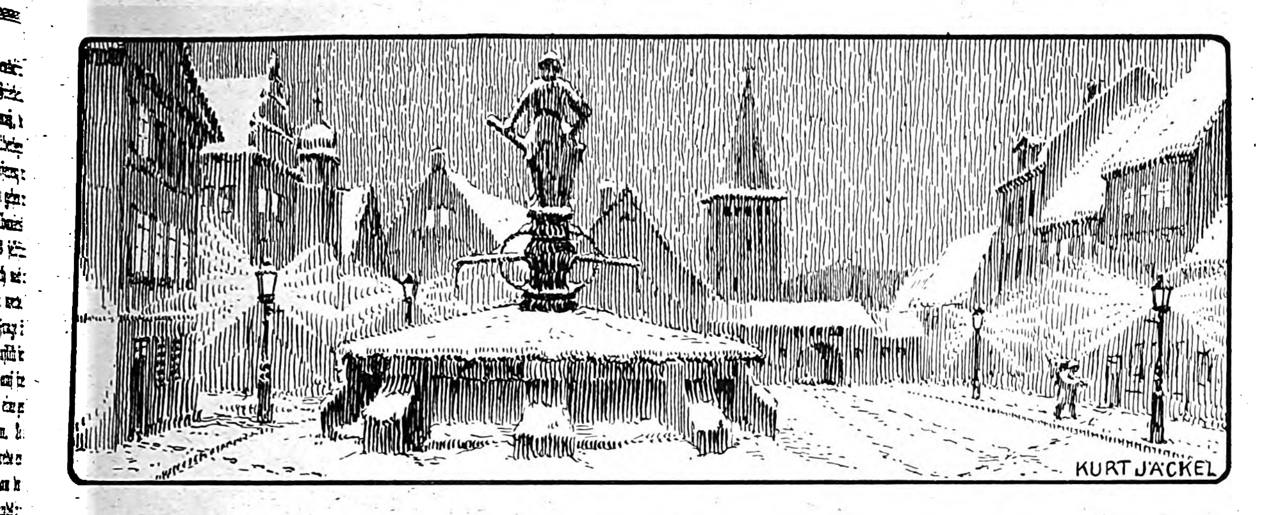
Politik und Völkerleben.

Waffenstillstand und Londoner Konferenz. — Fortdauer der Kriegsgefahr in Europa. — Jesuitendebatte. — Envers Flucht.

Es kann als ein deutliches Zeichen dafür angesehen werden, daß die Kriegsgefahr noch nicht endgültig überwunden scheint, wenn die Erneuerung des Dreibundes gerade jetzt der Welt verkündet worden ist. Die Dreibundverträge liefen noch bis 28. Juni 1914, und wenn ihre Erneuerung zwischen den beiden Kaiserreichen stets feststand, über Italiens Entschlüsse war man sich zeitweilig um so weniger klar, als es nicht an Bemühungen Englands gefehlt hat, Italien aus dem Dreibunde fortzulocken. Nun ist lange vor Fristablauf der Verträge der Dreibund als schon heute erneuert verkündet worden, nachdem der Kanzler im Reichstage kundgetan, daß ein angegriffenes Österreich-Ungarn das Deutsche Reich zum Krieg veranlassen würde. Dieser für den Fall eines Angriffs wehrbereiten Gruppe trat also auch wieder Italien auf lange Zeit bei. In der Tat ist zwischen Serbien und Österreich-Ungarn noch keine Entspannung eingetreten. Denn obschon den Serben mit aller Deutlichkeit kundgetan wurde, sie dürften in Durazzo auf keinen Fall bleiben, so trafen sie dennoch dortselbst alle Anstalten, sich häuslich niederzulassen. Die Hoffnung der Friedensfreunde richtet sich nun auf die Londoner Konferenz, wo alle den Balkan betreffenden Schwierigkeiten überwunden werden sollen. Die Friedensära leitete ein Waffenstillstand am Kriegsschauplatze ein, ein Abkommen, von dem sich seltsamerweise die Griechen ausschlossen. Diese sind besorgt, sie könnten beim Friedensabschlusse schlecht fortkommen, und fürchten vor allem, aus Saloniki wieder vertrieben zu werden, aus jener Stadt, die von den Bulgaren erobert und von den Griechen besetzt wurde. Auch das ersehnte Epirus zu erobern, blieb den Nachkommen des Perikles versagt, und sogar auf Chios und Mitylene leistet ihnen die türkische Besatzung erfolgreichen Widerstand. Daß die Griechen die Unterschrift des Waffenstillstandsabkommens ablehnten, war der schlagende Beweis für die lange schon bekannte Tatsache, daß zwischen Bulgaren und Griechen Zwietracht herrsche, deren Urgrund die Frage der Beuteverteilung bildet. Bulgarien seinerseits sah sich zu dem Waffenstillstandsabkommen dadurch gedrängt, daß es militärisch total erschöpft ist. War doch das Opfer, das es an Toten und Verwundeten gebracht hat, ungeheuer groß. Den Serben war der Waffenstillstand deshalb sehr genehm, weil er ihnen die Möglichkeit gab, Truppen ins eigene Gebiet zurückzuziehen, das mit Hinblick auf den österreichischen Konflikt sehr bedenklich schutzlos lag. Der Moment des Abschlusses des Waffenstillstandes war für die Pforte deshalb so günstig, weil sie vor Tschataldscha energische Widerstandskraft bewiesen, und weil Adrianopel zu diesem Zeitpunkte noch nicht gefallen war. So eröffnet sich der Türkei die Aussicht, außer Konstantinopel vielleicht noch andere Teile des europäischen Gebietes, wie etwa Adrianopel, zu retten. Geschähe das, so wäre die Gefahr nahegerückt, daß die Ordnung auf dem Balkan auch dieses Mal nur halb durchgeführt würde. Die Türkei erhielte künftig eine größere politische Geschlossenheit, wenn sie sich, mit Ausnahme Konstantinopels, auf ihr asiatisches Gebiet beschränkte. Es hat aber ganz den Anschein, als klammere sich die Pforte an den Besitz Adrianopels. Die Welt erwartet immerhin den endgültigen Friedensabschluß um Neujahr herum, und zweifelt nicht, daß auch Griechenland schließlich seinen Frieden mit der Pforte machen muß, da es keine Hoffnung hat, für sich allein den Türken überlegen zu sein. Man glaubt allgemein, daß die Londoner Konferenz unter Teilnahme und Führung der Großmächte vonstatten gehen wird, da zu London die Errichtung des autonomen Albaniens vor sich gehen soll. Es bleibt noch fraglich, ob das selbständige Albanien, das alle Großmächte wünschen, nicht doch noch unter türkische Oberhoheit, nominell wenigstens, kommen werde. Die Beschleunigung der Regelung der albanischen Frage ist mit Rücksicht auf den österreichisch-serbischen Hafenkonflikt sehr erwünscht. Es bedeutet eine glückliche Aussicht auf friedliche Lösung, daß Österreich sich geneigt gezeigt hat, eine gemeinsame Regelung dieser Dinge in London gutzuheißen. Da auch der französische Ministerpräsident in seiner Balkanrede eine sehr friedliche Gesinnung verkündete und ein Zweifel an dem entschiedenen Zusammengehen Englands und Deutschlands in dieser Sache nicht obwaltet, so ist nicht einzusehen, weshalb man nicht an die friedliche Ordnung all dieser Dinge sollte glauben dürfen. Freilich hat die Nervosität der Börsen bis in die letzte Zeit hinein bewiesen, daß diese Zuversicht vorerst durchaus noch nicht überall geteilt wird. Hierfür spricht auch die fatale Tatsache, daß Rußland und Österreich-Ungarn beträchtliche Teile ihrer Heere im mobilisierten Zustand erhalten, und die Reden Bethmann-Hollwegs und Poincarés haben trotz aller sachlichen Friedfertigkeit bewiesen, daß darüber kein Zweifel herrscht, daß beim Ausbruch russisch-österreichischer Feindseligkeiten sofort Frankreich und Deutschland beteiligt sein würden. So bleibt die Weltlage vorerst noch ungeklärt und wenig behaglich ...

Im deutschen Reichstag brachte die Debatte über die Auslegung des Jesuitengesetzes eine Art von Kriegserklärung der Zentrumsfraktion gegen den Reichskanzler. Der Bundesrat hatte, entgegen den bayrischen Spezialwünschen, erklärt, es solle bei der bisherigen Praxis dem Jesuitenorden gegenüber in Deutschland sein Bewenden haben. Die Absage des Zentrums an den Leiter der Politik des Deutschen Reiches wird wohl kaum so durchaus wörtlich zu nehmen sein, da die Zentrumsfraktion im heutigen Deutschland so starken Einfluß ausübt, daß es sie in Wahrheit kaum sehr gelüsten wird, sich in eine Oppositionsstellung zur Reichsregierung gedrängt zu sehen.

Höchst interessante Dinge werden inzwischen über Enver Bey bekannt. Alle Welt wunderte sich darüber, daß dieser geniale und tapfere Verteidiger der Cyrenaika nicht längst in der Bedrohung seines Vaterlandes durch den Balkanbund dem Sultan seinen Degen zur Verfügung gestellt und an dem Balkankriege teilgenommen hatte. Jetzt kommen Nachrichten nach Europa, die, falls sie sich bestätigen, die Gründe für Envers Fernbleiben vom Balkankriegsschauplatze enthüllen. Sie sind romantisch genug. Enver Bey war nämlich in Afrika in eine Art von Schuldhaft geraten. Dies trug sich so zu: Bei der Verteidigung und Verwaltung der Cyrenaika war dieser hochbegabte Organisator in Geldnot gekommen und auf den Ausweg verfallen, Papiergeld auszugeben. Seine Truppen erhielten vorerst von afrikanischen Händlern auf diese Enver-Assignaten Lebensmittel und Waren, freilich bei einem Zwangskurse, der mit einem etwa 40prozentigen Disagio berechnet wurde. Man glaubte allgemein, die Pforte werde am Schluß des italienischen Krieges diese Schatzscheine einlösen. Der Ausbruch des Balkankrieges vernichtete diese Hoffnungen, und die Araber suchten sich dadurch eine Sicherheit für ihr Papiergeld zu schaffen, daß sie Enver, sozusagen als Finanzgeisel, gefangen hielten. Nun wird berichtet, dieser Vielgewandte habe die Cyrenaika fluchtartig verlassen. Die Inhaber der Scheine leben nun der schönen Hoffnung, daß die Großmut des italienischen Siegers auch noch so weit reichen werde, daß das Envers̈che Papiergeld durch den neuen italienischen Landesherrn — vielleicht sogar ohne Zwangskurs — in schönes bares Geld werde eingetauscht werden. Spectator.



Irrende Seelen.

Roman von Paul Grabein.

(Fortsetzung.)

Noch nie hatte Gerda so stark empfunden: das, was Heinz Keßler in seinem Spiel bot, war Kunst, echte Kunst. Etwas Großes, das einen wegriß, fort über alle kleinlichen Sorgen und Nöte.

Auch im Publikum mochte man Ähnliches empfunden haben, denn als sich dann der Vorhang senkte, da brach ein geradezu stürmischer Beifall aus.

„Donnerwetter — alle Achtung!“ Und Klaus Petersen wiegte den Kopf. „Das hätt' ich ihm, weiß Gott, nicht zugetraut.“

Astrid aber preßte Gerdas Hand.

„Gewonnen Spiel! Na, was hab' ich dir gesagt?“

Gerda sagte nichts. Aber ihr Blick suchte Heinz da droben, der sich wieder und wieder zeigen mußte. Noch immer blaß, aber ein stolzes Leuchten im Auge. Er war der Sieger geblieben. Auch bei seinem Weibe.

Dann brachen die drei auf. Der Biograph interessierte sie ja nicht mehr, und sie wollten nicht in den großen Strom der Menge nachher geraten. Aber auch zahlreiche andere Besucher machten es wie sie. So fanden sie draußen in der Garderobe schon einen gewissen Andrang vor, und plötzlich hörte Gerda ihre Schwester rufen:

„Da ist ja Goercke — und Kyllburg! Nein, wie nett!“

Die beiden Herren hatten nun auch sie bemerkt und traten herzu. Man begrüßte sich allseitig ziemlich lebhaft. Nur Gerda und Kyllburg waren stiller. Schweigend küßte er ihr die Hand, die sie im bot, während sie fragte:

„Sind Sie denn schon lange in Berlin?“

„Etwa drei Wochen, gnädige Frau.“

„Und haben noch nicht den Weg zu uns gefunden?“

„Verzeihung — aber so in der ersten Zeit —“

„Ist das wirklich eine Entschuldigung, Herr Kyllburg?“

Er las in ihrem Blick den Vorwurf, aber auch noch mehr. Sie mochte denken, er wäre deswegen nicht gekommen, weil ihr Mann — da versicherte er schnell: „Es war wirklich nicht böser Wille. Bei meinem Wort!“

Sie dankte ihm stumm.

„So werden Sie also bald einmal kommen?“

„Morgen schon, wenn Sie erlauben.“

„Gern. Ich — wir werden uns sehr freuen.“ Und dann sah sie ihn an, während sie nun an seiner Seite dem Ausgang zuschritt, den anderen nach. „Sind Sie nun nicht sehr froh, daß Sie Ihr Ziel erreicht haben, die Akademie? Sie müssen doch ganz glücklich sein.“

Er blickte sie nur schweigend an.

„Nun ja, ich meinte —“ ihr Auge wich ihm aus, „soweit Berufserfolge einen Mann eben glücklich machen können.“

Das Wort Erfolg blieb ihm im Sinn und gab seinen Gedanken eine andere Richtung.

„Ich habe Sie noch gar nicht beglückwünscht zu dem großen Erfolge Ihres Herrn Gemahls. Das war ja ganz erstaunlich.“

„Ja?“ Es klang freudig. „Hat er Ihnen wirklich gefallen?“

„Außerordentlich, namentlich im letzten Stück, dem ‚Totentanz‘, hatte ich sehr starke Eindrücke.“

„Gewiß, gewiß — schade nur eben, daß es gerade der Wintergarten ist! Ich weiß nicht —“

Die Worte schlugen von den drei da vorn zu ihnen herüber. Es war Goerckes ein wenig schrilles Organ. Gerdas Mienen, die eben noch hell waren, verdunkelten sich. Da kam das wieder, das an ihrer Freude und an ihrem Stolz nagen wollte.

Auch Kyllburg hatte die Bemerkung gehört, und die Veränderung jetzt in ihrem Antlitz entging ihm nicht. Es war, als ob er die unbedachte Äußerung des Kameraden gutmachen wollte, wie er sagte:

„Auch im Publikum war nur eine Meinung darüber. Ganz gewiß, Ihr Herr Gemahl hat glänzend abgeschnitten, gnädige Frau. Der heutige Abend hat's ihm bewiesen: er hat die Berliner auf seiner Seite."

Gerda erwiderte nichts. Es klang etwas so schmerzlich in ihr an. Gnädige Frau nannte er sie, der einst der Vertraute ihrer Jugend gewesen. Und doch empfand sie zugleich mit einer warmen Regung seine Zartheit, das stille Verstehen, das aus seinen Worten eben sprach. Er ahnte wohl, was sie durchgekämpft hatte. Leise sagte sie da:

„Ich danke Ihnen."

Die wenigen Worte schlugen eine geheime Brücke von ihr zu ihm. Er wandte sich ihr zu mit halblautem Ton:

„Es war eine schwere Zeit für Sie."

Sie nickte nur, in ernstem Schweigen, und dies Vergangene ward wieder lebendig in ihr. Auch an zu Haus mußte sie da denken. Der Vater hatte sich zwar persönlich nicht geäußert — es war sein Grundsatz, sich nicht in die Eheangelegenheiten seiner Tochter zu mischen — aber sie wußte aus den Briefen der Mutter, wie schwer gereizt er über den „Skandal" seines Schwiegersohnes gewesen war. Und so fragte sie denn jetzt Kyllburg:

„Sie haben meinen Vater ja gewiß noch kurz vor Ihrem Fortgang nach hier gesehen. Hat er sich etwa einmal zu Ihnen geäußert über die Angelegenheit?"

„Geäußert nie. Aber es war Ihrem Herrn Vater wohl anzumerken, daß ihn die Sache sehr beschäftigte."

Sie schwieg und forschte dann weiter:

„Und die anderen Herren vom Regiment? Und unsere Damen?"

Kyllburg zuckte die Achseln. Da drängte sie:

„Sprechen Sie nur ganz offen!"

„Nun, Sie können es sich ja wohl denken, gnädige Frau, es wurde da natürlich allerlei geredet. Indessen —"

Er fand nicht sogleich die rechten Worte. Da sagte sie etwas herb:

„Geben Sie sich nur keine Mühe! Ich weiß schon genug."

Sie schloß fest den Mund. So ging sie eine Weile neben ihm her.

Da bat er leise:

„Bitte, liebe gnädige Frau, nicht so traurig!"

„O, ich bin nicht traurig!" Sie warf jetzt den Kopf wieder empor. „Ganz und gar nicht. Und den Leuten da, wenn sie wieder einmal davon sprechen sollten, sagen Sie es ihnen nur recht deutlich; hören Sie, Herr Kyllburg? Stolz bin ich auf meinen Mann. Und sehr glücklich mit ihm!"

Kyllburg antwortete nicht gleich. Er hatte bei ihren letzten Worten den Blick von ihrem Antlitz abgewandt, das da in seiner heimlichen Erregung doppelt schön war. Aber nun wiederholte er langsam die Worte:

„Ja, sehr glücklich — ich werde es jedem bestätigen, gnädige Frau, nach Ihrem Wunsche."

Gerda lag in ihrem Zimmer auf der Chaiselongue, den Kopf in die seidenen Kissen vergraben, ganz nur dem Ausruhen hingegeben, wie sie es sich so oft ersehnt hatte während ihres ruhelosen Wanderlebens diesen langen Sommer hindurch.

Endlich einmal ruhen können — ruhen! Nach all dem Herumhetzen. Wieder im eigenen Hause sein. Ach, wie mußte das wohltun.

Aber nun, wo dies Sehnen erfüllt, und sie nach Ablauf der Theatersaison wieder mit Heinz nach Berlin zurückgekehrt, jetzt, wo sie wieder in ihrem Heim geborgen war und diese Ruhe recht auskosten wollte, jetzt versagten die Nerven.

Das zuckte in ihr, so aufgestört, bei aller Mattigkeit. Kein Friede wollte über sie kommen, keine Stimmung. Und doch war dies Heim so traulich. Was war nur mit ihr?

Wieder stützte sie sich auf den einen Arm und zupfte mit der anderen Hand die Kissen und Kißchen zurecht — wie so oft schon heute, und ließ sich dann mit einem hoffnungslosen Seufzer zurücksinken. Sie wußte ja nur zu gut: darum ward es nicht besser. Diese Ruhelosigkeit kam aus ihrem Inneren. Sie kannte den Grund. Und wieder nahmen ihre Gedanken den alten Weg, mit so gar keinem lichten Ausblick.

Ein Klopfen an der Tür ließ sie aufschrecken. Unwillkürlich richtete sie sich halb auf und strich das Gewand glatt über die schmalen Fußgelenke hin.

Das Hausmädchen kam mit der Präsentierschale. Sie wollte ablehnen, aber da erkannte sie Walter Kyllburgs Karte und ließ ihn hereinbitten. Langsam erhob sie sich und ordnete mit einigen Griffen Haar und Kleid.

Dann trat er ein.

„Herr Kyllburg!" Sie streckte ihm die Hand entgegen und ihre Miene belebte sich ein wenig. „Aber woher wußten Sie denn, daß wir wieder da sind?"

„Von Heßfurths. Ich war gestern abend gerade dort, als Ihre Karte mit der Nachricht ankam."

„Und kommen gleich heute! Das ist lieb von Ihnen."

„Aber ich fürchte, ich komme nicht ganz gelegen. Ihr Mädchen schien im Zweifel —"

„Ja, ich hatte allerdings gesagt, ich wollte ein wenig ruhen, jedoch —“

„Sehen Sie, ich wußte es ja! Sie sehen auch angegriffen aus. Bitte, lassen Sie mich wieder fort, gnädige Frau.“

„Nein, nein, Sie bleiben! Ich bitte Sie darum, lieber Herr Kyllburg. Und nun, nehmen Sie endlich Platz. Sie stehen ja noch immer.“

„Gut, wenn Sie befehlen — aber Sie müssen mich ganz gewiß wegschicken, wenn es Ihnen zu viel wird!“

Sie nickte nur, mit einem halben Lächeln. Ihr Blick streifte sein Antlitz wie gedankenverloren. Dann sagte sie:

„Wir haben uns lange nicht gesehen.“

„Ja — fast ein halbes Jahr nicht. Seit damals, nach dem Wintergarten.“ Und sein Auge richtete sich jetzt auf sie. „Wie ist es Ihnen inzwischen ergangen? Ihr Herr Gemahl hat in dieser Zeit viele Erfolge gehabt. Ich las es bisweilen in den Zeitungen “

„Ja, daran hat es nicht gefehlt.“

Es klang, als ob da noch etwas hätte kommen wollen. Und er horchte auf.

„Sie sind nicht ganz befriedigt — trotzdem?“

Sie blickte vor sich hin, ohne zu antworten, so daß er sagte:

„Verzeihung, daß ich fragte.“

Da schüttelte sie leise das Haupt.

„Warum sollte ich nicht darüber zu Ihnen sprechen? Zu einem alten Freunde. Es ist ja kein Unrecht, wenn ich Ihnen sage: nein, dieses Wanderleben ist nicht mein Fall. So ohne bleibende Stätte, heute hier, morgen da, nur so aus dem Koffer zu leben, alle Tage neue Gesichter um sich — es ist mir etwas Schreckliches. Ich bin vielleicht schwerfällig in dieser Beziehung, aber es ist nun einmal so.“

Er hörte hinter ihren Worten noch Ernsteres heraus. Und seine Augen ruhten besorgt auf ihrem Antlitz. Sie war entschieden blasser geworden, und eine Müdigkeit lag über ihrem ganzen Wesen. Zögernd sprach er da:

„Ich kann Sie nur zu gut verstehen, meine gnädige Frau. Sie sind ja auch nicht geboren zu solch einem Leben. Aber — es wird wohl schwer sein für Ihren Herrn Gemahl, da Wandel zu schaffen?“

„Ja, das ist es ja gerade.“ Er merkte es ihr an, wie sich nun innerste Sorgen bei ihr unbewußt Luft machten. „Was soll er anders anfangen? — nach dem unglückseligen Konflikt? Es bleibt ihm eben nichts weiter als solch ewiges Herumziehen. Denn diese Varietébühnen müssen ja längstens allmonatlich ihr Programm wechseln. Oft genug alle vierzehn Tage. Es hilft also einmal nichts.“

Und sie versank wieder in ein müdes Schweigen. Kyllburg spielte am Portepee des Säbels, den er zwischen den Knien hielt, mit gesenktem Kopfe. Dann aber ließ ihn ein leiser Laut, wie ein bedrücktes Atemholen aus ihrer Brust, aufsehen, zu ihr hin. Und als er sie nun so gewahrte, in ihrer matten Versunkenheit, das schöne Antlitz mit seinem Schmerzenshauch, der ihm von dem verriet, was sie nicht aussprach — in ihrer Leidenszartheit doppelt reizvoll, wie Trost und Schutz von seiner Manneskraft fordernd, da fühlte er plötzlich in seinem Blick ein Flimmern treten.

„Liebe, arme gnädige Frau —!“

Stockend kam es ihm von den Lippen, und ganz leise nur, als scheute er sich selber vor diesem aus der Tiefe dringenden Ton. Aber es war, wie wenn sie es gar nicht vernommen. Da neigte er sich zu ihr hinüber, mit dunkler, halblauter Stimme:

„Wenn man Ihnen raten könnte! Glauben Sie mir — ich sorge mich mit Ihnen. Was gäbe ich darum, könnt' ich etwas für Sie tun!“

Sie lächelte mit gesenkten Lidern. Ein ganz kleines, schwaches Lächeln. Wie gut das tat, so Zuspruch zu hören. Weich und zart. Und aus seiner dunklen Stimme wehte es sie an mit dem Hauch der Erinnerung. So hatte er auch gesprochen, damals, an jenem Abend im Walde. Eine Wehmut schlich an ihr empor. Ein Mitleid mit sich und ihm. Und sie wußte es nicht, wie schön sie aussah mit diesem verträumten, wehmütigen Lächeln.

Aber Kyllburg sah es, und er beugte sich vor, noch weiter, er konnte nicht anders, und ergriff ihre Hände, die ihr im Schoß ruhten. Eine jähe, unerwartete Berührung.

Gerda schrak empor von ihrem Sitz. Da erhob auch er sich. Seine Linke krampfte sich in gewaltsamer Beherrschung um den Säbelgriff.

„Verzeihung, wenn ich Sie erschreckte, aber — ich fühle so mit Ihnen!“

Es klang fast heiser, wie er es so sagte.

Sie machte eine hastige Bewegung, griff nach einem der Nippes auf dem Tischchen neben sich und heftete die Augen darauf, aber erwiderte nichts, noch immer von diesem Schrecken gebannt. Was war das da eben gewesen mit ihm?

Nun hörte sie ihn sagen, und es war wieder sein alter Ton:

„Ich glaube — ich lasse Sie besser allein, meine gnädige Frau. Sie sind wirklich angegriffen heute. Von ganzem Herzen recht gute Besserung und — meine Empfehlung an Ihren Herrn Gemahl!“

Ein paarmal das silberne Anklingen der Sporen, das Klinken der Tür — nun war er fort.

Da erst hob sie die Lider und strich sich langsam über die Augen. Als wäre das da eben ein Traum gewesen.

Heinz Keßler trat in sein Herrenzimmer, in das der ihm eben gemeldete Besuch geführt worden war. Er hatte mit ziemlicher Überraschung die Karte gelesen, die ihm Jean präsentiert hatte: Moritz Larun? Was wollte der von ihm, der Direktor des Palasttheaters? Na, man konnte ja mal hören.

Als er so ins Zimmer trat, unhörbar auf den weichen Teppichen, sah er den Besucher, ihm halb abgekehrt, drüben an der Wand stehen, anscheinend in irgendeine Beobachtung vertieft.

Eine sonderbare Erscheinung, dieser Herr Larun! Heinz Keßler hatte ihn natürlich schon hier und da einmal gesehen, aber dennoch mußte er jetzt unwillkürlich lächeln, als er den Mann da gewahrte. Vielleicht gerade in dieser Umgebung, in diesem streng stilgerechten Raum, wo alles sorgfältig abgedämpft war auf einen ruhigen, dunklen Farbenklang. Und dazwischen nun er! Das nur kleine, aber um so wohlbeleibtere Männchen im strohgelben, lächerlich kurzen Sportüberzieher mit handbreiten Steppnähten, kupferroten Dogskinhandschuhen und weißen Gamaschen an den plumpen, kurzen Lackstiefeln. Sogar von seinem Spazierstock hatte er sich nicht trennen können. Er trug das spanische Rohr mit schwerem Goldknopf — natürlich Biedermeier — mit dem Hute in der Linken. Mit dem Zeigefinger der Rechten aber strich er jetzt gerade prüfend über den Gobelin der Wandbespannung.

Doch im nächsten Moment drehte er sich herum, als habe er Keßlers verwunderten Blick gespürt. Ohne jede Befangenheit trat er auf den Hausherrn zu und nickte dann wieder zu dem Gobelin hin.

„Doch echt — hab's erst für Tapete gehalten — aber nu seh' ich: wirklich Gobelin, sogar französ'scher. Sehr scheen, sehr gediegen!"

Und den Kopf wiegend, ließ er jetzt seinen Blick über den ganzen, vornehm ausgestatteten Raum gleiten.

„Und was steht sonst noch zu Diensten, Herr Larun?"

Mit leiser Ironie und ein wenig herablassend fragte es Heinz Keßler.

Larun wandte nun sein Gesicht dem Hausherrn zu, ein plump geschnittenes Gesicht, aber mit ein paar hochintelligenten schwarzen Augen, halb voll Gutherzigkeit, halb voll Verschlagenheit. Und dazu die hochgewölbten, beständig beweglichen Nasenflügel in dem gelblichen Antlitz, überragt von einem blauschwarzen Haarschopf. Der Mann sah so einem Ausländer ähnlich. Er kokettierte auch gern mit seiner ungarischen Abkunft. Larun Moritz schrieb er sich mit Vorliebe. Böse Zungen freilich behaupteten, sein Stammbaum führe in das tiefste Galizien hinein.

Aber, wie dem auch war, die Intelligenz und den Erfolg konnte Moritz Larun keiner bestreiten. Er hatte das anfänglich jämmerlich verkrachte Palasttheater Unter den Linden hochgebracht. Jetzt war dort Abend für Abend ein ausverkauftes Haus. Wochenlang vorher mußte man sich womöglich die Billette bestellen. Den Fremden, der nach Berlin kam, führte gleich sein erster Ausgang unfehlbar ins „Palast". Kurzum — er war schon ein Kerl, der kleine Moritz Larun, der wußte, was er wollte.

Das wußte er auch jetzt, als er mit seinem gutmütigsten Lächeln nun dem Hausherrn die Rechte hinstreckte.

„Vor allem — erst mal mein'n Glickwunsch, Verehrtester. Das war ja neulich in Frankfurt an Erfolg! Was haaßt Erfolg? A Bombenerfolg! Vierzehn Hervorrufe bei offener Szene — a so was hab' ich in mein'm Leben noch nix gesehn."

„So — waren Sie also auch da?"

„Nu na — nich werd' ich da sein, wo was los is! Spaß. — Aber nu mal im Ernste. Ich hatt' grad' zu tun in Frankfurt, in Geschäften. Und was lef' ich an den Plakatsäulen? Erstes Debüt von Heinz Keßler im Intimen Theater, im ‚Blauen Blut'. Hab' ich mer doch gleich gesagt: kannst du besser unterbringen deinen Abend? Und hab' mer an Sitz genommen in der Fremdenlosch'! So hab' ich Se denn gesehn als Baron Egon. Also, no — was soll ich Ihnen sagen? Es hat mer nich gereut. Glänzend war'n Se — fabelhaft! Was haaßt fabelhaft? Erstklassig — wie a Gott haben Se gespielt!"

Keßler machte eine Bewegung der Abwehr.

„Nu, hab' ich nötig, Ihnen Komplimente zu machen? Ich versteh' nebbich was vom Theater. Und dann — hab' ich doch gelesen am anderen Morgen die Zaitungen; zum Friehstick, im Hotel Bristol!"

„Na ja —" Heinz Keßler schlug die Beine übereinander. „Und nun —"

„Und nu kommt de Hauptsache: eine Entdeckung hab' ich gemacht, wie ich Se so gesehn hab' den Abend. Was sag' ich: gesehn? Studiert hab' ich Se!"

„Eine Entdeckung an mir? Da bin ich neugierig!"

„Kunststick! Nich neugierig werd'n Se sein auf das, was ich Ihnen zu sagen hab'! Also passen Se auf. Wie ich Se so gesehn hab' in dem neien Stick von Wried — übrigens Stick, auch keine schlechte Sache, das ‚Blaue Blut!' 'n gutes Stick, 'n faines Stick, 'n Kassenstick! Also, wie ich Se so geseh'n hab' als Baron Egon — vornehm, elegant, tipptopp vom Kopf bis zu de Fieß' — schon de ganze Erscheinung, das Exteriehr — totschick wissen Se! — und dabei so a laisen Stich in der Karikatur — das war also einfach a — a — nu, wie mecht' ich sag'n? — a Typus! Und da is mir auf einmal a ganze Gasbeleichtung aufgegangen: in dem Mann steckt noch

was drin, wovon er vielleicht selber noch ka Idee hat! Aber a so an alter Praktikus wie ich hat an Blick für sowas!"

„Nun aber endlich man los, Direktor! Was denn bloß?"

„Ich sag' Ihnen —" Larun hob bedeutsam den Zeigefinger, und langsam bewegte er ihn auf Keßlers Brust zu, „— a Komiker steckt in Ihnen — a Charakterkomiker!"

„Komiker?" Keßler erstarrte im ersten Augenblick fast, dann lachte er laut auf. „Sie sind verrückt, bester Larun — aber komplett verrückt!"

„Wußt' ich, daß Se mer würden sagen! War ich noch auf ganz was anderes gefaßt. Und doch sag' ich Ihnen immer wieder — a glänzender Komiker!"

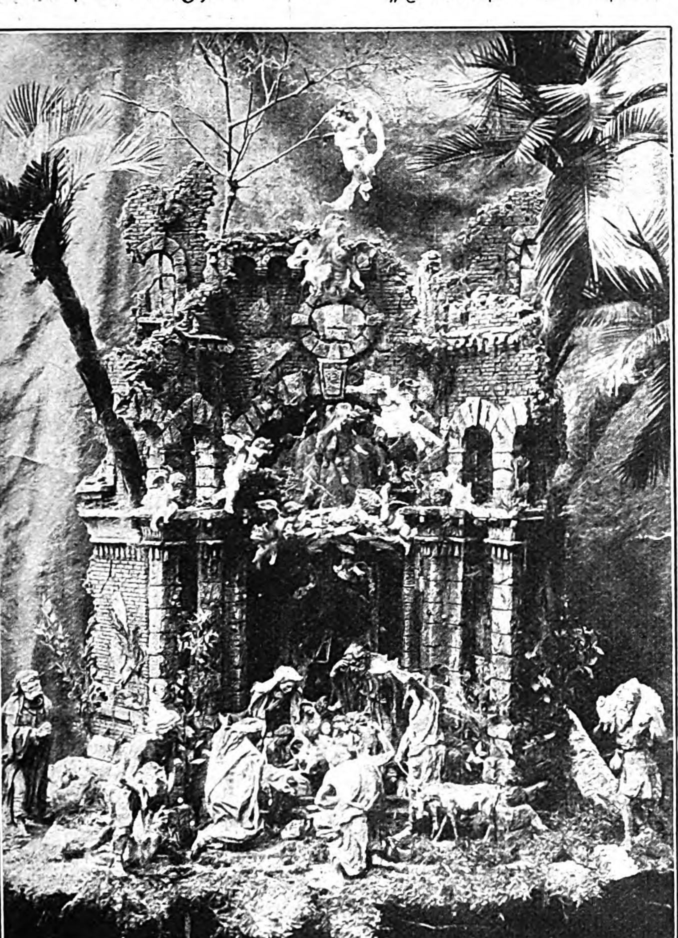
Keßler machte nur eine ironische Bewegung zur Stirn hin. Aber Larun lächelte ihn überlegen an.

„No, verstehn Se mich recht: natierlich ka Possenreißer — nein, a ganz a moderner Komiker! Und an ganz aparter Schanre! Verfeinert, vergeistigt, raffiniert, up do date — wie alles heutzutage. A Klasse! Eben mit der feudalen Note, wie Se sie neilich Ihrem Baron Egon gegeben hab'n. Selbstverspottung bis hart an de Grenze der Karikatur und doch wieder imponierend — ich soll so leben! — wie Se's machen, so mit einem Blick durchs Monokel von oben runter! Also, mit einem Wort: wie aus'm Simplizissimus erausgeschnitten. Leschehr, miede von der langen Ahnenreihe, a bissel Exzentrik, a bissel degeneriert — aber immer rassig, vornehm un' voll Witz. Voll Sarkasmus und Selbstironie. Sehn Se — das wär' Ihr Schanre!"

Keßler schüttelte noch immer mit spöttischem Lächeln den Kopf, aber er hatte voller Interesse dem zugehört, was Larun da entwickelte. Der Direktor des Berliner Palasttheaters war ein gerissener Fachmann. Dafür war er im Bau bekannt. Und so sagte denn Keßler nun:

„Verrückt, aber ganz amüsant, was Sie sich da alles zusammenphantasieren, lieber Larun. Doch wozu das alles? Denn wie ich Sie kenne, hat Sie nicht etwa bloß Ihr Kunstenthusiasmus hergetrieben, um mir was von mir vorzudeklamieren!"

„Herr Keßler — Se sind a Menschenkenner! Also, komm'n mer zur Sache!" Und er rückte vertraulich seinen Stuhl heran. „Se hab'n gewiß gehört, daß se mer nebbich den Dings weggeschnappt hab'n — den Lattinger — in Wien?"



Weihnachtskrippe von Sebastian Osterrieder. (Original im Besitz des Deutschen Kaisers.)

Keßler nickte. Es hatte ja in allen Zeitungen gestanden, daß das Palasttheater seinen Hauptstar verlieren würde, den Rolf Lattinger, den Liebling der Berliner, der zusammen mit der Miezi Molnar der Hauptträger der großen Revuen gewesen war, die das dauernde Repertoirestück dieses Theaters bildeten. Eines Mitteldings zwischen den großen ernsthaften Bühnen und dem Varieté, mit seinem besonderen Genre, dem humoristisch-satirischen Ausstattungsstück.

„Also, den Lattinger hab'n se mir wegankaschiert. Haaßt a Gemainheit! Nu such' ich also nach 'nem Ersatz. Schon seit Wochen. Aber denken Se, daß das etwa so leicht is? Zustand! Haben könnt' ich natürlich genug. Was glaub'n Se, wer sich nich alles schon bei mir gemeldet hat? Hofschauspieler, erste Namen, allererste kennt' ich Ihnen nennen! Was soll ich Ihnen sagen? Hofburg!! — Aber was hab' ich schon von an'm großen Namen, wenn de Lait' das nich an sich hab'n, was ich grad' brauch'? Na, um die Sache also kurz zu machen — da hat mich der Zufall nu also nach Frankfurt gefiehrt, zu Ihnen, ich hab' Ihren Baron Egon geseh'n, und was soll ich Ihnen lang' reden? Sie sind mein Mann!"

Und er schlug seinem Gegenüber klatschend auf das Knie.

Heinz Keßler rückte unwillkürlich mit seinem Sessel ein wenig zurück. Und in seinen Mienen stand das Staunen.

„Ich?"

„Nu ja, Sie! Sind Se nich beliebt beim Publikum hier in Berlin? De Geschichte mit dem Riemer hat Se erst recht populär gemacht. A Bombenreklame! Sie — de Platze wird er kriegen, der Riemer, wenn er sieht, wie uns de Lait' das Haus einlaufen werden! Und de Hauptroll' in mein'm neien Stick is Ihnen a so zu sag'n gradezu auf den Laib geschrieben. Der Lattinger hatte se schon halb studiert gehabt — a Gemainhait ist's von den Wienern! Na, aber schad't nix, macht nix. Sie stell'n mer den Erbprinzen Botho mindestens ebenso gut auf de Biehne. Was sag' ich? Besser noch, viel rassiger, echter! Der Lattinger — ganz unter uns gesagt — er war schon a bissel sehr abgedackelt. Wissen Se, wenn man so an die zehn Jahr' seine Faxen macht, im Grund immer dieselbe fade Geschichte — ohne unserm bewährten Hauspoeten zu nahe zu treten — also, ganz im Vertrauen, ich gönn' ihn schon den Wienern, den Lattinger! Aber Sie — frisch, unverbraucht, Sie machen einen ganz andern Kerl aus dem Erbprinzen. Also schmusen Se mer nich lang 'erum — mach'n mer das Geschäft! Über de Gasch' werd'n wer uns schon einig werd'n. Se wissen's ja schon eh: der Larun, das is a Mann, der mit sich reden laßt. Leben und leben lassen — immer sein altbewährter Grundsatz, bei dem alle beiden Teile gut fahr'n."

Aber Keßler schüttelte lachend den Kopf.

„Nee, nee, lieber Freund — so weit sind wir noch lange nicht. Ich hab' Sie zwar ruhig ausreden lassen. Aber wo denken Sie hin — ich und in Ihrem Ausstattungszirkus? Wie können Sie mir so etwas im Ernst zumuten!"

„Ausstattungszirkus? No, sind Se so gut! Bei mir wird schon a gute Komedie gespielt. Daß man freilich der Darstellung a bissel nachhelft, mit feschen Kostihmen und feschen Waibern — na, Malheur! Also, tun Se sich nix an, mein Lieber. Und sehn Se, ich denke, es müßt' Ihnen auch angenehmer sein, Se hab'n wieder a festes Ankaschmang, als daß Se so 'erumvagabundieren in der Welt. Namentlich, wenn man a junger Ehmann is, wie Sie, und obenein noch a so a bildschöne Frau hat. Sie — ich hab' nämlich die Ehr' gehabt, die Frau Gemahlin auch zu sehn, in Frankfurt. Der Fallinger hat se mer gezaigt. Grad' in der Nebenlosch' hat se gesessen. Mein Komplement, Herr Keßler — a Beauté, a ganz a exquisite Beauté, de Frau Gemahlin!"

Heinz Keßler runzelte die Stirn.

„Lassen wir das. Wir reden doch hier vom Geschäft, lieber Larun."

Aber seine Gedanken waren nun auch bei Gerda. Er wußte ja, wie sie unter diesem unsteten Wanderleben litt. Und hier bot sich nun die Gelegenheit, wieder seßhaft zu werden. Freilich —! Er, der Heinz Keßler, der bisher noch immer den Ruf eines ernsten Künstlers bewahrt hatte trotz seiner Eskapade auf das Varieté, er sollte nun da mittun, wo Abend für Abend dem Publikum seichteste Unterhaltung geboten wurde?

Seine Hand hob sich zu einer entschiedenen Abwehr. Da ging es ihm wieder durch den Kopf: Gerda! Konnte er ihr wirklich noch dies Leben weiter zumuten? Ihre Nerven waren ernstlich mitgenommen in diesen letzten Monaten. Mußte er nicht endlich doch Rücksichten auf sie nehmen?

Da sank ihm die schon erhobene Hand wieder unschlüssig herab.

Larun, dessen glänzende schwarze Augen bei aller Bonhomie doch immer etwas heimlich Spähendes hatten, das zu den ständig witternden Nasenflügeln paßte, entging die Bewegung nicht, und geschickt griff er zu:

„Nu, Se hab'n ja Zeit. Ieberlegen Se sich's in aller Ruhe, was ich Ihnen eben vorgeschlagen hab'. Ich kann mer's schon denken, es is an Entschluß fier Sie. Es ist vielleicht an ungewöhnlicher Schritt. Aber nu wenn schon? Wozu sind Se der Hainz Keßler? Ich sag's doch: Klasse! Was sich an anderer vielleicht nich erlauben dürft', Sie können's riskieren! Sie haben's Publikum hinter sich. — Na, also ieberlegen Se sich de Sache und geben Se mer dann Bescheid. Aber einstweilen können Se sich de Roll' amal anschaun." Und er zog aus seiner Manteltasche ein Heft in blauem Umschlag, das er nun Keßler hinhielt. „A Bombenroll', a Schlager! Werden Se selber finden, wenn Se se lesen. Und a faine Roll'! Ganz a was für Sie. Se werden damit den neuen Schanre kreieren, den ich Ihnen vorhin markiert hab'. Furore werden Se machen mit der Roll', und Se sollen sehn, de Kritik —"

„Schon gut! Sie reden ja gerade, als hätte ich bereits ja gesagt."

„Also ich lass' Ihnen de Roll' da!" Und Larun steckte sie halb mit Gewalt Keßler in die Hand. „Und nu will ich Se nich länger aufhalten, mein lieber Fraind. Also, klingeln Se mich an, auf'm Biro — Se wissen ja."

Er verabschiedete sich, drehte sich aber, schon auf der Schwelle, noch einmal um und sagte mit einem respektvollen Bückling, als wäre die Frau des Hauses persönlich zugegen:

„Und empfehl'n Se mich Ihrer Frau Gemahlin — leider noch unbekannterweise." (Fortsetzung folgt.)

Friede auf Erden ...

Und auf das Feld, zur kleinen Hirtenschar,
Die schlummernd lag und träumend bei den Herden,
Drang Himmelsleuchten, licht und wunderbar,
Und Engel sangen: „Friede sei auf Erden ...“

Und in den Häusern, in der heil'gen Nacht,
Strahlt jetzt ein Abglanz noch von jenem Schimmer,
Der die Verheißung in die Welt gebracht,
Der Weihnachtsschein bringt Glanz dem ärmsten Zimmer!

In dunkle Herzen dringt er leuchtend ein,
Sie sollen weihnachtsfroh und selig werden;
Auf Glockenklängen kehrt die Liebe ein,
Und alle läuten: „Friede sei auf Erden!“

Eva v. Collani.

Nervosität und Ernährung.

Von Sanitätsrat Dr. Lots, Nervenarzt in Friedrichroda i. Thür.

Es gab eine Zeit — es ist noch nicht so lange her — da legte man ganz allgemein großes Gewicht auf die Ernährung. Halb im Scherz sagte man: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen“, und meinte es doch im vollen Ernst. Recht viel und recht gut essen, das galt als das Gesündeste. Besonderen Wert legte man auf „nahrhafte“ Dinge. Je nahrhafter, desto besser; Fleisch, Eier und Milch standen in hohem Ansehen. Und wenn sich die Leute trafen und gegenseitig, wie das so üblich ist, ihr gutes Aussehen bewunderten, so meinten sie damit den rundlichen Bauch, die vollen Wangen und die rötliche „blühende“ Gesichtsfarbe. Die Masse mußte es machen und die Siegespalme wurde dem zuerkannt, der am meisten wog.

Bei nervösen Krankheiten versprach man sich natürlich auch viel von der Ernährung. Allgemein gültige Anschauungen übertragen sich ja immer auf einzelne Gebiete. Und da man nun, ich möchte sagen unglücklicherweise, mit einzelnen Mastkuren Erfolg hatte, so wurden die unglücklichen Nervösen auf die grausamste Art „genudelt“. Einer wie der andere wurde ins Bett gesteckt und mußte in gräßlicher Langweile seine Milch und seine Breie schlucken. Wer es am besten konnte, der sah sich schon im Geiste gesund und munter, wenn auch ein wenig kurzatmig, herumspringen. Und wirklich, mancher tat es auch, aber nicht lange. Binnen kurzem war das alte Leiden wieder da, und die nervösen Beschwerden peinigten ihn genau so wie damals, als er noch 20 oder 30 Pfund leichter war. Mit der ganzen Kur waren die kurze Erleichterung und die wenigen, nutzlosen Pfunde Fleisch zu teuer bezahlt. Bald war auch das wieder weg, und alles auf dem alten Fleck.

Jetzt ist das alles anders geworden. Theorie und Praxis haben sich gewandelt. Die alten naiven Anschauungen vom Nutzen des Vielessens und von der Schönheit rundlicher Körperformen haben einer neuen Platz machen müssen. Die Welt hat sich gedreht, die Mode gewechselt, man ist modern geworden. Die Zeiten der „Glocke“ sind vorüber, heute ist der „Humpelrock“ Trumpf. Schlank sein heißt es heute um jeden Preis, selbst um den des Nicht-Sattessens, und wer modern sein will, muß mitmachen, auch wenn es ihm schwer fällt.

Der Nervöse muß sich dem fügen. Wer nicht mit der Zeit fortschreitet, wird altmodisch, wird alt, und alt sein will keiner — nur die ganz jungen — und altmodisch erst recht nicht.

Der Nervöse muß sich also fügen, aber zu seiner Ehre sei es gesagt, er hat noch andere schwerwiegendere Gründe, Gründe, die menschlich verständlich sind. Verschiedene Propheten sind aufgestanden und haben gepredigt über das, was der Mensch essen soll in gesunden und kranken Tagen. Speziell den armen Nervösen haben sie ins Auge gefaßt und ihm ein Menetekel an die Wand geschrieben: das, was er bisher als seine natürliche und bekömmliche Nahrung angesehen habe, besonders das Fleisch, sei naturwidrig, sei die einzige Ursache, daß er überhaupt nervös sei.

Es lag ja so nahe. Irgend etwas war nicht in Ordnung bei dem modernen Kulturmenschen, das fühlte man heraus und griff zum Nächstliegensten. Der sinnlose blinde Vegetarismus zog nicht mehr so recht, so motivierte man ihn denn und erfand nette, fein ausgeklügelte Theorien. Nun war die Sache fertig. Das große Publikum war schnell damit vertraut gemacht, und bald gehörte es zum guten Ton, als Nervöser einmal einige Zeit nach dem neuen

Regime gelebt zu haben. Nützte es nichts, so schadete es auch nichts. Einige dieser „Systeme“ wurden derartig populär, sind den Nervösen so in Fleisch (man verzeihe das harte Wort) und Blut übergegangen, daß es fast ketzerisch erscheint, wenn man als Nervenarzt ein kleines bescheidenes Wörtchen dagegen zu sagen wagt und nicht ohne weiteres aus voller Brust in den allgemeinen Lobgesang mit einstimmt.

Als erster predigte Lahmann über einen selbstgewählten Text: „Die diätetische Blutentmischung.“ Es war interessant zuzuhören, bestechend für viele und für manchen auch von wirklichem, praktischem Nutzen. Der nervöse Mensch, besonders wenn er in guten Verhältnissen lebt, ißt mehr als ihm zuträglich ist — eine Kulturerrungenschaft, die ihn noch schärfer vom unvernünftigen Tier unterscheidet. Und da wirken einige Wochen Lahmannscher Hungerdiät zuweilen ganz vortrefflich.

Dann kamen Metschnikoff und Haig. Der erstere meint, daß der Mensch an einer Selbstvergiftung vom Darm aus kranke. Der andere nimmt an, daß alle die Leiden der modernen Menschheit, speziell der Nervosität, darauf zurückzuführen seien, daß kleinste harnsaure Kristalle — ein Produkt unzweckmäßiger spez. fleischhaltiger Ernährung — die Blutkapillaren verstopften und undurchgängig machten. Das ist beides sehr interessant, trifft auch zu für einzelne Fälle, für andere allerdings wieder nicht. Den Beweis aber dafür, daß hierin und nur hierin die Wurzel alles Übels zu suchen sei, bleiben sie beide schuldig.

Es ist natürlich unmöglich, das vielfältige Weh und Ach unserer modernen Zeit aus einem Punkte zu kurieren. Unsere vielbewunderte Kultur hat uns und unser Nervensystem mit einem ganzen Sack von Danaergeschenken bedacht. An ihren Segnungen gehen wir unfehlbar zugrunde. In einigen hundert Jahren gibt es wahrscheinlich gar keinen normal gesunden Kulturmenschen mehr. Deshalb muß auch der Versuch, unsere wichtigste Kulturkrankheit, die Nervosität — die meiner Überzeugung nach den Anfang der allgemeinen Degeneration darstellt — einzig und allein auf eine falsche Ernährung zu beziehen, a priori als verfehlt gelten.

Jahrhunderte und Jahrtausende aßen die Menschen gemischte Kost, und es bekam ihnen ausgezeichnet. In vorgeschichtlicher Zeit, im Urzustande, wo die Menschen Nomaden und Jäger waren, herrschte jedenfalls die Fleischnahrung vor. Trotzdem aber konnten sie sich dauernd im Kampf ums Dasein behaupten. Sie gingen sogar als Sieger daraus hervor, denn sie vermehrten sich und besiedelten immer neue Gebiete. Was für unsere Vorväter gut war, was unzählige Generationen stark und gesund sein ließ, das soll für uns nichts mehr taugen, das soll unser Blut „entmischt“, vergiftet und mit Harnsäure überlastet haben? Das ist doch kaum glaublich. Erst vor wenigen Jahrzehnten ist die Nervosität „entdeckt“ worden, heute drückt sie schon unserem ganzen Kulturleben ihren Stempel auf. So rapid hat sie um sich gegriffen. Das läßt sich doch nicht mit der früher stets so harmlosen Fleischkost erklären. Und wenn wirklich zuweilen ein gewisser Zusammenhang zwischen Ernährung und Nervosität sich finden läßt, so hätte man sich sagen müssen, daß er eben nur scheinbar ist, und daß diese beiden Dinge wenigstens nicht in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung zueinander stehen. Das einfältigste kindlichste Gemüt hätte das finden müssen, was hier der Verstand der Verständigen nicht gesehen hat.

Vom Essen allein ist noch niemand nervös geworden, und ebenso ist kein Nervöser durch das Essen allein gesund, d. h. wirklich gesund geworden. Da spielen doch noch ganz andere Faktoren herein. Überaus naiv erscheint die weitverbreitete Anschauung, daß man durch Aufnahme bestimmter Stoffe Heilung finden könne. Ja, wenn das so einfach wäre, dann gäbe es gar nicht so viele Nervöse. Man brauchte ja nur einfach irgendeins der Mittel, wie sie jetzt die chemische Industrie mit großer Kunst und Vorliebe herstellt, pfundweise zu verzehren und hätte dann das Gesundsein in der Tasche. Gewissermaßen wie beim Automaten: oben steckt man das Geld hinein und unten — „bitte am Griff ziehen“ — da kommt die Gesundheit heraus.

Das Nervensystem spielt in unserem Körper die erste und wichtigste Rolle. Es ist gewissermaßen das Fundament, auf dem alles aufgebaut ist. Ein gut funktionierendes Nervensystem ist so sehr unbedingte, stillschweigende Voraussetzung, daß wir darüber seine Bedeutung ganz vergessen. Beim Stehen und Gehen, bei der Herztätigkeit und bei der Atmung denken wir immer an die Leistung der Muskulatur. Daß die Muskeln nur die Handlanger des Nervensystems sind, daß ihre Arbeitsmöglichkeit, ja ihre ganze Existenz einzig und allein nur vom Nervensystem abhängt, das lassen wir ganz außer acht. Dasselbe gilt natürlich auch für die Verdauungsorgane. Magen und Darm arbeiten nicht aus eigener Kraft. Das Nervensystem ist es, das, angeregt durch die aufgenommene Speise, automatisch den Magen und Darm sich bewegen läßt, das die Verdauungssekrete, Magensaft, Galle usw., in der nötigen reichlichen Menge absondern läßt, das auch durch seine aktive Tätigkeit aus dem Speisebrei Nährstoffe aufsaugt und dem Blut zuführt. Nur das Nervensystem macht das. Die in ihm aufgespeicherte Spannkraft setzt den Magen und Darm erst instand, das alles zu leisten. Wenn nun mit der Nervosität die Spannkraft, die Leistungsfähigkeit des Nervensystems

sinkt, so dürfte es ohne weiteres einleuchten, daß damit auch die Funktion des Magens und Darmes eine andere wird, als die Natur sie haben will. Die motorische Kraft der Wandung vermindert sich, die Absonderung der großen und kleineren drüsigen Organe wird mangelhaft. Das Durchkneten des Speisebreies, die Vorwärtsbewegung, die Resorption aus Magen und Darm gerät allmählich ins Stocken, während zugleich auch die chemischen Vorgänge selbstverständlich eine erhebliche Veränderung erfahren.

Das alles spielt sich natürlich nicht von heute bis morgen ab. Das Nervensystem ist ein geduldiges Ding. Jahre und Jahrzehnte läßt es sich mißhandeln und tut doch seine Pflicht, so gut es ihm möglich ist. Aber unmerklich vermindert sich doch seine Spannkraft, und wenn es dann endlich zusammenbricht, oder wenn sich andere Störungen einstellen, hat es schon Jahre vorher mit Unterbilanz gearbeitet. Jahrelang ist es gerade noch imstande gewesen, zu leisten, was der Kampf ums Dasein und die sogenannten Vergnügungen, die man zur Erholung von der Arbeit für nötig hält, erforderte. Jahrelang wurde es im äußeren Dienst überanstrengt, so daß für den inneren immer nur wenig oder gar keine Kraft zur Verfügung stand. Die inneren Organe blieben mehr und mehr ohne Anregung von seiten des Nervensystems, waren ganz auf sich selbst angewiesen. Allmählich, ganz allmählich wurde die glatte Muskulatur im Innern des Organismus schlaffer und schlaffer, ganz allmählich versiegte der Quell der Drüsensekretion.

Mit der schlechten Verarbeitung der Speisen muß natürlich auch die Ernährung und der Stoffwechsel leiden. Abmagerung, unvollkommene Verbrennung einzelner Nährstoffe mit Harnsäurebildung, chronische Selbstvergiftung vom Darm aus und noch manches andere mehr wird sich einstellen. In einem Falle dies, im anderen jenes, je nachdem bald diese oder jene Form der Störung in den Vordergrund tritt. Das Bild muß wechselnd sein, denn es ist durchaus nicht notwendig, daß alle Einzelstörungen immer gleich Schritt halten müssen. Erbliche Veranlagung, einseitige Abnutzung werden jedem Fall seine individuelle Färbung geben.

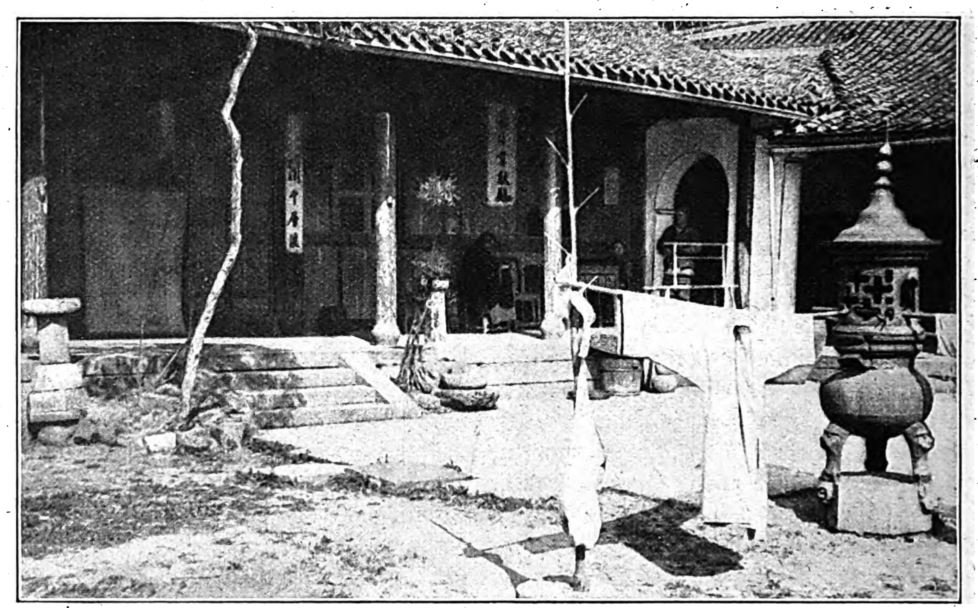
Nicht der falsche Stoffwechsel also ist die Ursache der Nervosität, sondern umgekehrt, die Nervosität ist die Ursache des falschen Stoffwechsels. Selbstverständlich besteht auch eine Rückwirkung. Wenn der Stoffwechsel schlecht geworden ist, leidet auch das Nervensystem. Selbstvergiftung vom Darm aus, Harnsäurebildung, mangelhafte Resorption kann nicht ohne Nachteil für das Nervensystem bleiben. Es entsteht ein echter Circulus vitiosus. Aber immerhin ist die gute Funktion des Nervensystems das Wichtigste.

Wenn man mit Diätkuren die rückwirkende Schädlichkeit ausschließt, so kann sich wohl das Nervensystem bessern, aber nur so lange, als die Fernhaltung der Schädigung dauert. Niemals länger, niemals für immer, weil eben die primäre Ursache stets wieder lebendig wird. Eine Diätkur ist eben nur etwas Negatives, nichts Positives. Neue Kraft kann sie dem Nervensystem nicht geben. Ist noch genügend vorhanden, so kann sie helfen, ist aber das Nervensystem am Ende seiner Leistungsfähigkeit, so kann auch die beste Ernährung keine Heilung mehr bringen.

Einzelne Krankheitsfälle kann ich hier natürlich nicht anführen, das würde zu weit führen. Nur ein Bild möchte ich zeichnen, das jeder im Leben gewiß schon oft gesehen hat: das blasse, magere Kind nervöser Eltern, das ewig an Verdauungsstörungen leidet, immer erkältet ist, nie Appetit hat und durchaus nicht zunehmen und kräftig werden will; auf der anderen Seite der pausbäckige und kraftstrotzende Bauernjunge, der barfüßig bei Wind und Wetter durch Flur und Wiese springt und dessen Appetit nie zu sättigen ist. Jener bekommt das Beste an Nahrung, was überhaupt aufzutreiben ist, und weiß nichts damit anzufangen, dieser nährt sich im wesentlichen von Brot und Kartoffeln und zieht doch so viel Nutzen daraus, daß er rund und dick wird. Dort haben wir Selbstvergiftung und mangelhafte Resorption vom Darm aus, dort wird auch die beste, zweckmäßigste Nahrung zum Gift, hier besteht eine normale, gute Funktion des Nervensystems mit guter Vorwärtsbewegung und Resorption im Darm.

Daß ich die gemischte Kost für die einzig richtige halte, brauche ich wohl nicht erst zu betonen. Eine reine Fleischdiät ist ein noch größerer Nonsens als der prinzipielle Vegetarismus. Aber eins möchte ich hier noch besonders hervorheben. Wir Kulturmenschen essen alle zu viel und zu gut. Wir überlasten uns unnötig mit Nährstoffen, die wir in dieser Menge gar nicht brauchen und die wir mit unseren geschwächten Verdauungsorganen gar nicht genügend verarbeiten können. Ferner ist entschieden zu verwerfen die raffinierte Zubereitung der Speisen, unnötige Gewürze und andere Reize resp. Genußmittel, wie Kaffee, Tee, Alkohol, Nikotin, sobald sie im Übermaße genossen werden.

Turmhoch aber über all diesen Fragen der Ernährung muß uns die Sorge um die Erhaltung der Kraft unseres Nervensystems stehen. Ein starkes an Kraft überschäumendes Nervensystem überwindet alles, ein schwaches bricht vor dem geringsten Hindernis zusammen. Die Natur gab uns Menschen nervöse Kraft in Hülle und Fülle. Durch die Unnatur unserer modernen Entwicklung ist uns ein großer Teil verloren gegangen. Suchen wir das auszugleichen, suchen wir das Verlorene wiederzugewinnen, zu unserem eigenen Heil, zum Heil unserer Nation.



Blick in den Hof des buddhistischen Klosters Putu.

Buddhistisches Klosterleben in China.

Von Marie du Bois-Reymond, Schanghai.

Mit zehn Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.
Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte.
Sei, von seinen hundert Namen,
Dieser hochgelobet! Amen.

Goethe.

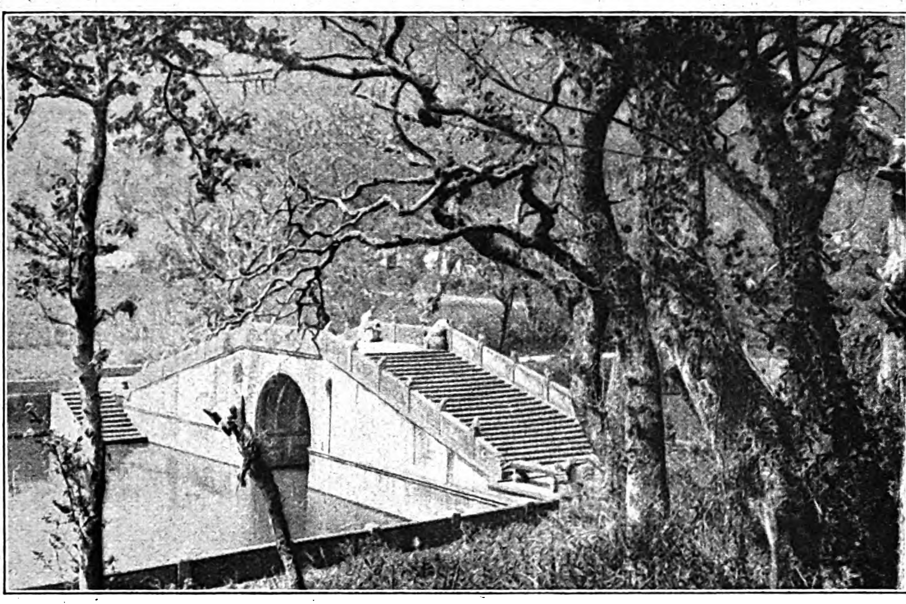
Der tiefe Sinn dieser Worte wird dem erst ganz offenbar, der aus dem altgewohnten Dasein im Westen in die fremde Welt des Ostens versetzt wird. Die Sehnsucht nach dem Göttlichen wohnt in den Seelen aller Menschen, mag sie, je nach Rassen und Himmelsstrichen, verschiedene Formen annehmen. Die Sonne und die Mystik Indiens haben den grübelnden Buddhismus gezeitigt. Anders als das Christentum sucht dieser das Rätsel des Lebens zu lösen. An die Stelle der Dreieinigkeit, der Erlösung, der Auferstehung sind der Ursprung alles Leidens, Selbstbetrachtung und Seelenwanderung getreten.

Wer nach China kommt, die vielen buddhistischen Tempel, die Mönche, die goldenen Götterbilder sieht, dem drängen sich tausend Fragen nach ihrer Bedeutung auf, und er fängt an, über das Wesen des Buddhismus nachzudenken. Jetzt, wo in Europa eine Bewegung zu seiner Neubelebung viele Gemüter ergreift, mag es interessieren zu hören, welche Form diese alte Religion heute im Reich der Mitte angenommen hat. Der Buddhismus ist absolut tolerant und daher ganz ungewöhnlich anpassungsfähig. So hat er in China im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr chinesische Färbung bekommen, er hat vor allen Dingen die eigentlich herrschende Volksreligion, den Ahnenkultus, in sich aufgenommen.



Junger Bonze.

Der Buddhismus macht zum Mittelpunkt seiner Lehre die Abkehr von allem Irdischen, die völlige Loslösung von der Welt. Nur wer sein Leben der ausschließlichen Betrachtung des inneren Menschen weiht, sich dauernd in Meditation versenkt, kann endlich, nachdem die Seele ihre langen Wanderungen vollendet hat, ins Nirwana eingehen. Eine solche Lehre mußte naturgemäß zu mönchischem Leben und zur Gründung von Klöstern führen. Eine buddhistische Gemeinde von Klerikern und Laien in



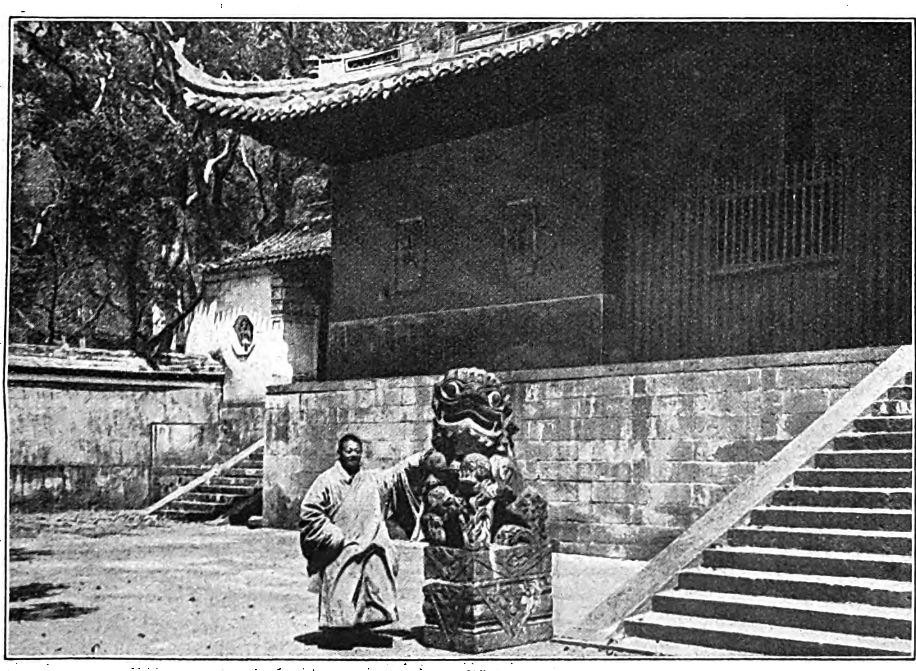
Steinerne Brücke.

unserem christlichen Sinne gibt es nicht. Das religiöse Leben des Buddhismus spielt sich vornehmlich in Klöstern ab. Ein buddhistischer Bonze ist immer zugleich Mönch. Er ist der Vermittler zwischen dem Volk und seinen Götzen. Er wird gerufen, wenn der Tote feierlich bestattet werden soll. Er wird nach dem Schicksal befragt und deutet Orakelsprüche. Wenn auch im allgemeinen nicht geachtet und geehrt, ist er doch in gewissen Lebensverhältnissen ein unentbehrlicher Faktor geworden.

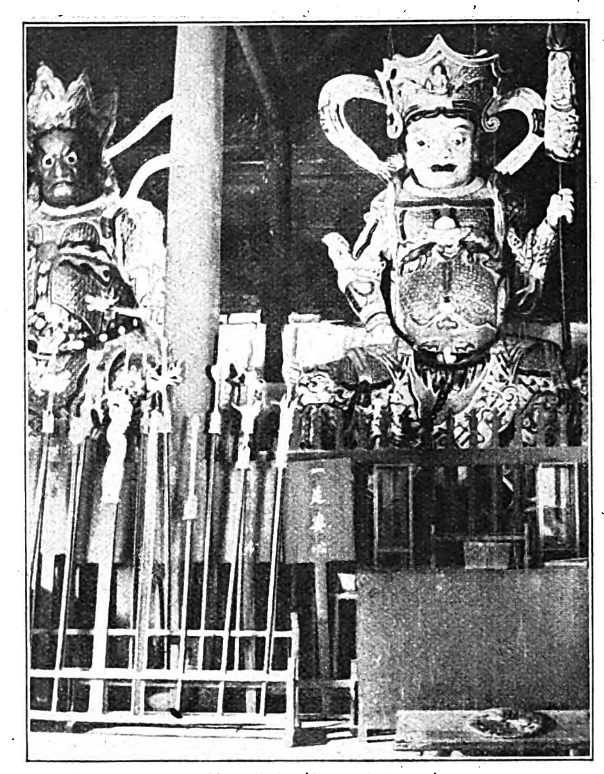
So ist China noch immer voll von Klöstern, in denen, ganz wie vorzeiten bei uns, häufig großer Reichtum an Geld und Landbesitz steckt. Wie bei uns im Mittelalter, sind auch hier die Klöster noch heute die Stätten, wo ein müder Wanderer Unterkunft findet. Da es in vielen Gegenden des Himmlischen Reiches mit Gasthäusern schlecht bestellt ist, so macht ebenfalls der Europäer gern Gebrauch von der klösterlichen Gastfreundschaft. Wir hatten schon früher den Zauber solcher Klosterexistenz kennen gelernt und wollten nun Ostern wieder in dieser friedlichen Einsamkeit feiern. Dazu hatten wir uns die Insel Putu ausersehen. Sie gehört zum Tschusan-Archipel, der der Hafenstadt Ningpo sowie der Mündung ihres Flusses vorgelagert ist. Putu ist eine von den heiligen Stätten Chinas, zu der, wie zu seinen heiligen Bergen, alljährlich Tausende frommer Pilger wallfahrten.

Wie ein kleines Capri steigt Putu auf aus dem Stillen Ozean. Nicht sehr hohe, aber schroffe Granitkämme ragen aus der Insel empor, steil fallen die Klippen zum Meere ab. Zwischen den starren Felsvorsprüngen streckt sich herrlicher, weicher Sandstrand, der besonders an der Südseite ungewöhnlich breit wird und lockend zum Baden einladet. Über die ganze Insel verstreut liegen größere und kleinere Klöster. Sie ist auch noch heute fast ausschließlich bevölkert von Mönchen. Ein großer Steinkai ist ins Meer hinausgebaut, um die Scharen von Pilgern, die zu bestimmten Jahreszeiten herbeiströmen, an dem Eiland abzusetzen.

Am Nachmittage des Ostersonntags erreichten auch wir fremden Pilger das felsige Gestade. Eine nächtliche Küstenfahrt hatte uns nach Ningpo gebracht.



Tempellöwe.

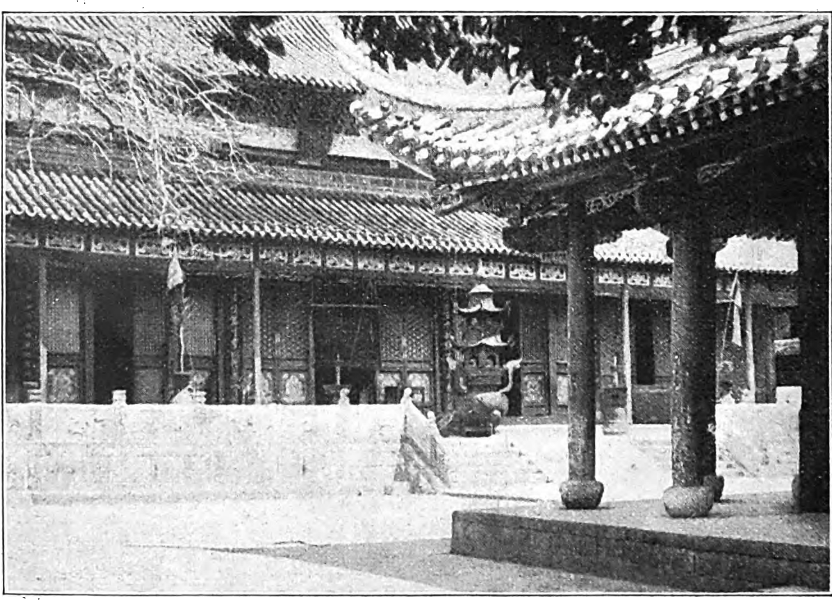


Himmlischer Tempelhüter.

In weiteren acht Stunden trug uns ein kleiner chinesischer Lokaldampfer, dessen einzige europäische Passagiere wir waren, nach Putu. Dort warteten wir geduldig auf den Steinstufen der Mole, bis sich aus dem Gewühl der zahlreichen chinesischen Passagiere und ihrer Habe unser „Troß" entwirrt haben würde. Dazu gehörten als Hauptpersonen der Koch und der Boy, dann der treue Jagdhund Argos; endlich die vier in Putu gemieteten Träger unserer zwölf Gepäckstücke. In diesen befand sich — außer unseren persönlichen Bedürfnissen — alles, was zu einem Haushalt gehört: Tisch- und Hauswäsche, Betten, Koch- und Eßgeschirr, und Vorräte für eine volle Woche, darunter ein lebendes Huhn. Mit echt chinesischer Langsamkeit ging das Ausladen vonstatten. Endlich war alles beisammen! Die Kulis wurden belastet mit unseren Koffern und Körben, die sie, geschickt nach Gewicht verteilt, an Bambustragen aufhängten, und nun konnte die Karawane sich in Bewegung setzen.

Rund um die ganze Insel läuft ein breiter, schön gepflasterter Weg. Diesem folgten wir und wanderten im goldenen Abendschein dem Ziele entgegen. Vor uns zur Seite lag das Meer voll blauer Inseln und Klippen, über uns ragten die mächtigen Felskuppen. Die Hügel waren bedeckt mit rosa Azaleen, der erste Frühlingsschimmer lag über Wiesen und Bäumen. Ihre jungen Triebe spielten in allen Farben, von zartem Gelbgrün bis zu leuchtendem Rot, und dies flattrig bunte Frühlingslaub hob sich leicht und duftig ab von dem schweren Hintergrund des schwarzen Nadelholzes. Als es eben anfing zu dunkeln, bogen wir ab von der Hauptstraße und sahen auf einer Anhöhe „unseren" Tempel liegen. Unter hohen Kamelien, die ihre roten Blüten ringsum verstreuen, zwischen alten Epheuwänden, deren goldgelbe Früchte glänzen, schreiten wir den schmalen gewundenen Fußpfad hinan. Zu unseren Füßen breitet sich ein Teppich von Frühlingsblüten, Veilchen, Schachblumen und Maiglöckchen unterm Dach. Klopfenden Herzens steigen wir hinauf über die bemoosten Steinstufen und betreten durch das geöffnete hölzerne Tor den Klosterhof.

Es ist nur ein kleines Tempelchen, die Filiale eines größeren Tempels, die uns beherbergt. Zu vornehm sind die reichen, stattlichen Klöster auf Putu, um ihre Pforten „fremden Teufeln" zu öffnen. Doch werden wir freundlich begrüßt und, wie es sich schickt, zuerst in die östliche Empfangshalle geführt, wo wir auf Bambussesseln Platz nehmen und den sofort gereichten Tee als Willkomm schlürfen. Die „Halle" ist hier nur ein kleines Zimmer mit Heiligenbildern an den Wänden, einem runden Tisch in der Mitte und darüber eine Laterne, in der ein rotes Licht flackert. Bei seinem milden Schein harren wir der Dinge, die da kommen sollen:



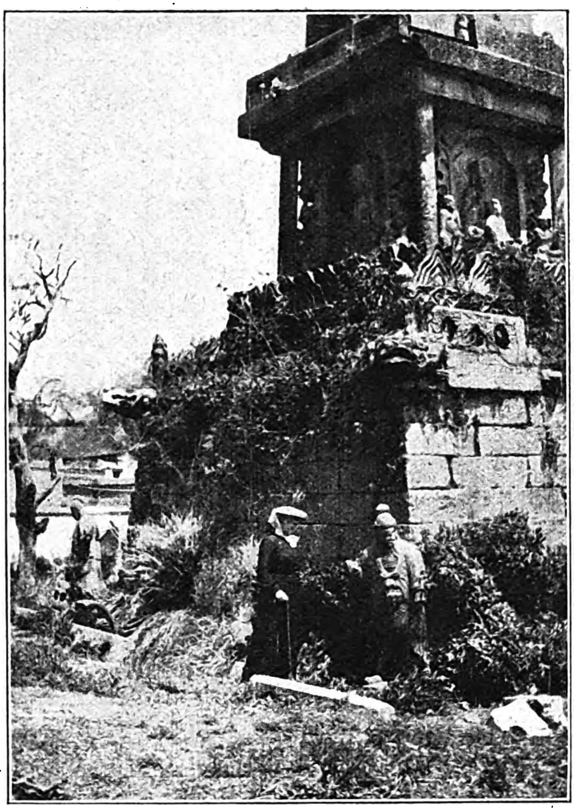
Haupttempel mit gelben Dachziegeln.

Unsere Diener, das wissen wir, sorgen für uns und werden uns rufen, wenn es Zeit ist. Nach einem halben Stündchen führt man uns in unsere Stube, die angeblich inzwischen gesäubert worden ist. Es ist ein schmaler länglicher Raum, an dessen beiden Wänden je zwei große geschnitzte Holzbettstellen mit Baldachin stehen, wie sie in dieser Gegend von China allgemein üblich sind. Diese Betten sind eigentlich eine Lagerstatt für fromme Pilger. Sie enthalten nichts als eine Strohmatte. Zwischen ihnen ist ein Gang, breit genug, um gerade noch einen Menschen durchzulassen. An den beiden Schmalseiten des Zimmers steht je ein Tisch, an der einen öffnet sich ein Schiebefenster, das mit Papier verklebt ist. Damit ist die Ausstattung zu Ende — sie könnte kaum dürftiger sein. Wir jedoch, des Reisens in China gewöhnt, lassen uns das nicht anfechten. Alles, was nötig ist, haben wir bei uns. Der Boy bereitet uns in zwei der Betten ein mäßig weiches Lager. Die beiden anderen werden sofort als Schränke und Kommoden eingeweiht. Und binnen kurzem sieht es ganz wohnlich und heimisch aus in der Klosterzelle, allwo selbst das Lämpchen und ein Blumenstrauß nicht fehlen.

Jetzt werden wir zum Essen gerufen. Ein Chinesenkoch kann überall ein köstliches Mahl bereiten. Hier hat er zur Küche einen Winkel, als Herd ein irdenes Öfchen, so groß wie einen Blumentopf, und ein altes Petroleumblech, die er beide mit Holzkohle heizt. Mit diesen primitiven Hilfsmitteln versorgt er uns mit allem, was das Herz begehrt. Als Speisezimmer weist man uns die westliche Empfangshalle, nahe unserer Zelle, an, mit einem geschnitzten, festen Tisch, bequemen Stühlen und einer Hängelampe, an der Mittelwand ein frommer Spruch auf einer Schriftrolle in schönen chinesischen Zeichen.

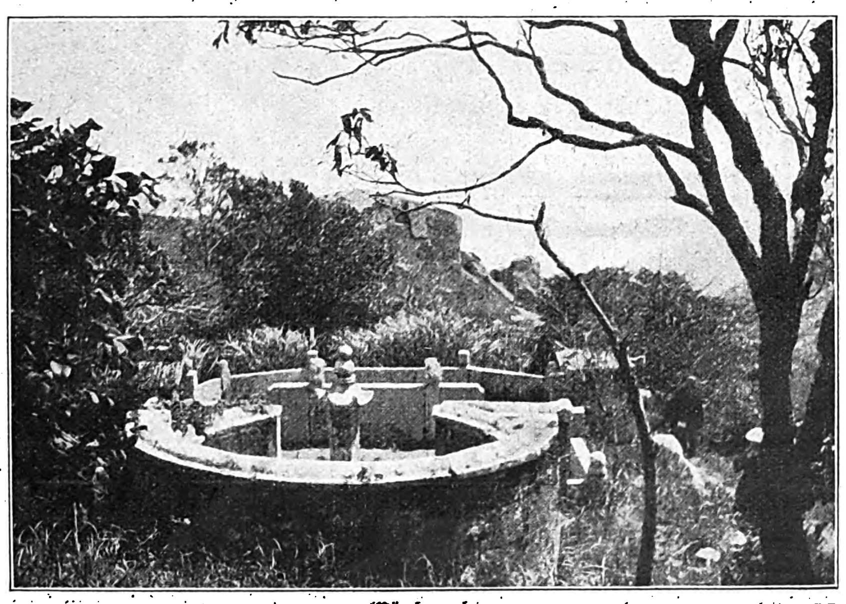
Hier läßt sich's wohl sein. Um uns tiefer Frieden, über uns der glitzernde südliche Sternenhimmel, zu unseren Füßen das ewige Meer! Sein leises Rauschen lullt uns bald in süßen Schlummer ein.

Am anderen Morgen nehmen wir erst einmal unsere nächste Umgebung in Augenschein. Neben unserem Stübchen, nur durch eine dünne Bretterwand getrennt, liegt der eigentliche Tempelraum. Schon in grauer Morgenfrühe, noch halb im Traume, haben wir das silberhelle Glöckchen und dumpfe Trommelschlagen der monotonen Vigilien vernommen.

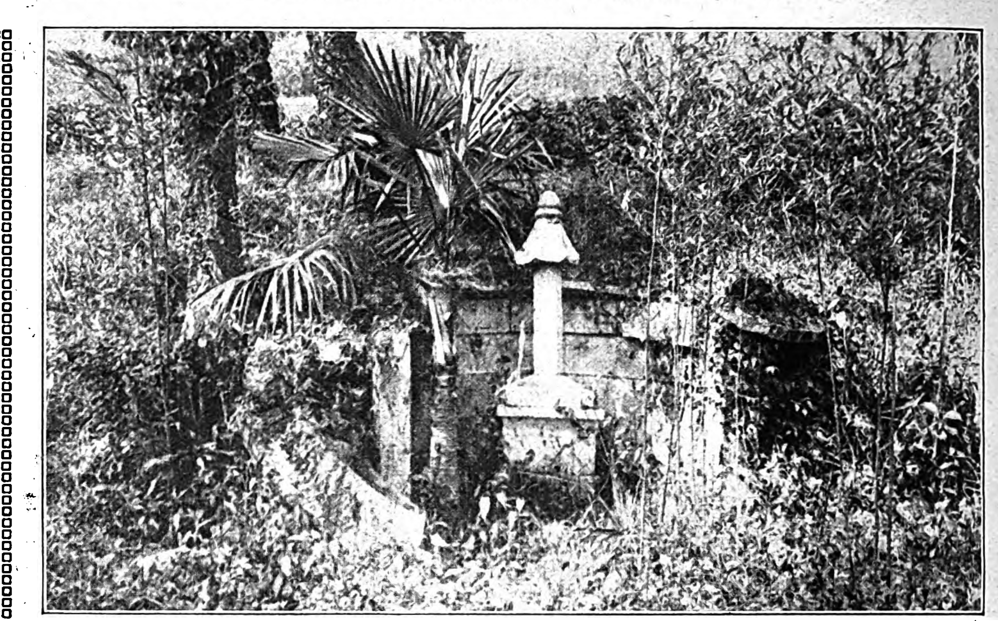


Stein-Pagode.

Jetzt heben wir den Vorhang, überschreiten die hohe Holzschwelle und stehen vor dem Altar, den das goldene Bildnis der hundertarmigen Kwanyin krönt. Kwanyin ist die einzige weibliche Gottheit des Buddhisten-Pantheon. Sie ist die Himmelsmutter, die Allerbarmerin. Ihr, als Schutzpatronin der Seefahrer und Fischer, ist Putu speziell geweiht. Ihre „hundert Arme" deuten an, daß sie hundertfach



Mönchsgrab.



Priestergrab.

wohltut. Für alle Wünsche hat sie Erfüllung, für alle Leiden Heilung. So trägt auch jede der sechsunddreißig Hände, mit denen sich der Künstler begnügt hat, ein anderes Symbol. Da sind Fächer, Bogen, Pfeile, Glocken, Pagoden, Fläschchen mit Öl zum Glätten der Wellen und vieles mehr, dessen Sinn uns geheimnisvoll und dunkel ist.

Aus dem Dämmer des Heiligtums treten wir hinaus auf den Klosterhof, über den das Sonnenlicht flutet. Wie still ist alles — kein Lärm, keine Geschäftigkeit. In einer Ecke spielen zwei Mönche ein Brettspiel. Ein Alter mit einer großen Hornbrille liest unentwegt in seinem heiligen Buche, ein anderer hängt Wäsche an einer Bambusstange auf. Die Mitte des Hofes ziert das hohe bronzene Räuchergefäß, in dem bei allen Festen Silberpapiergeld und Räucherstäbe als Opfergaben verbrannt werden. Auf den Steinquadern liegen zum Sonnen flache schwarze Kuchen aus Seetang, und Kohlblätter, die für die ganz vegetarische Kost als Wintervorrat dienen sollen. Zwischen dem Gemüse stolziert gravitätisch ein weißer Hahn, der, ebenso wie ein halbwilder schakalartiger Hund, zum ganzen Bestand jeden Buddhistenklosters gehört.

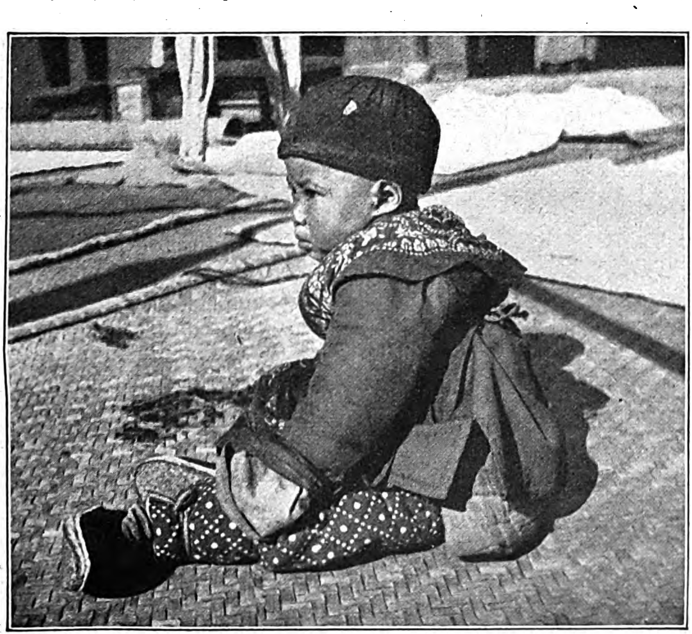
Unten singt und schluchzt das Meer — es ruft uns. Wenige Minuten durch Kiefern und Dünen bringen uns zum Strande, und wir berauschen uns im Anblick des alten, immer neuen Spiels der Wellen. Einmal tauchen wir auch hinab in die salzigen Fluten, doch nur um zu merken, daß selbst in China der April zum Baden noch zu kalt ist. Aus dunklem Waldesgrün schimmert ein goldenes Dach. Dorthin lenken wir unsere Schritte und erreichen einen weiten Klostergrund, der uns anmutet wie ein fremdes und seltsames Märchen. Über eine schön gemeißelte, schwungvolle, steinerne Brücke, die einen schlafenden Lotosteich überspannt, treten wir ein in den heiligen Bezirk. Die Steinplatten, die den Weg zum Tempel bezeichnen, sind geziert mit stilisierten Lotosblumen. Die Lotos ist das immerwiederkehrende buddhistische Symbol. Auf allen Ornamenten, auf Tempelgeräten, in religiöser Malerei und Architektur spielt die Lotos die Hauptrolle.

Buddha, der Erhabene, thront auf einer Lotos. Gleichwie ihre zarte Blüte in schneeiger Weiße aus dem Schlamm emporsteigt, so wird unsere Seele, vom Erdenstaub befreit, dereinst ins Nirwana eingehen. Immer feierlicher wird uns zu Sinn, je weiter wir schreiten. Zwischen hohen Mauern mit der Inschrift „Ommani padme hum“ (O du Kleinod in dem Lotos) nähern wir uns dem Tempel. Ein heiliger Hain mit Zypressen, Kiefern, Gingko Biloba, Talg- und Kampferbäumen, nimmt uns auf in seinen Schatten. Wir erheben die Augen und erblicken nun über uns das wunderbare Dach, das in der Sonne funkelt wie lauteres Gold. Es ist gedeckt mit den schillernden gelbglasierten Ziegeln, wie in solcher Vollkommenheit nur die Chinesen sie zu brennen verstehen. Diese gelben Ziegel dürfen überhaupt nirgend anders verwendet werden als an kaiserlichen Gebäuden, an einigen privilegierten Gildenhäusern und für geistliche Bauten, die unter kaiserlichem Schutze stehen.

Nur den Haupttempel krönt ein goldenes Dach. Jede Tempelanlage ist nämlich ein Komplex von Gebäuden, die fast immer mit wunderbarem Geschmack in die Landschaft eingefügt sind. Wie die alten griechischen, so haben auch die meisten chinesischen Tempel eine ausgesucht schöne Lage. Schon der Anblick von dem sie stets einschließenden dichten

Grün wirkt wohltuend in einem Lande, das so stark abgeholzt ist wie China. Denn es gibt auf weiten Strecken des ungeheuren Reiches keine Wälder, außer wo ihnen der geheiligte Grund in den Umgebungen von Tempeln Schutz gewährt hat.

Mit besonderer Vorliebe lehnt sich der Tempel in China an eine schützende Bergwand an. So steigt auch Putu in hohen gemauerten Terrassen, die durch Steintreppen verbunden sind, hinan und schmiegt sich oben dicht an den Felsen. Die typischen Buddhistentempel bestehen aus einer Vorhalle, dem Haupttempel und einem oder mehreren Nebentempeln. Sie bauen sich stets in gerader Flucht von vorn nach hinten auf und sind durch weite, steinbelegte Höfe voneinander getrennt. Hier lernt man den biblischen Begriff „Vorhof des Tempels" erst recht verstehen. Die Gebäude haben sämtlich denselben Grundriß. Es sind viereckige Hallen aus Ziegel und Putz, die von Holzsäulen getragen werden. An der Vor- und Rückwand schließen sie hölzerne Portale und geschnitzte Gitterwände, die als Fenster dienen. Zu der Vorhalle führt eine Treppe, die von zwei eigentümlich grinsenden Löwen aus Stein flankiert wird, die eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren heraldischen Löwen haben. In der Mitte der Vorhalle thront, holzgeschnitzt und vergoldet, Mitreya, der kommende Buddha der Zukunft. Er ist eine der populärsten Figuren, ein dickbäuchiger, halbnackter Alter, mit einem jovialen, ewig lachenden Gesicht. Zu seinen beiden Seiten halten an den Wänden, zwei zur Rechten, zwei zur Linken, die vier Tempelhüter die Wacht. Es sind die Könige der vier Himmelsgegenden, gigantische wüste Gesellen mit wildverzerrtem Antlitz. Sie sitzen da in goldstrotzenden, grellbunten Gewändern von sichtlich indischer Herkunft. Nachdem wir die Vorhalle durchschritten, gelangen wir, abermals über viele Stufen, zum Haupttempel, in dessen Architektur wir uns liebevoll versenken. In zwei Stockwerken baut sich das geschweifte goldene Dach vor uns auf. Wundervoll steht sein glitzerndes Gelb gegen das Blau des Himmels. Hier wird uns klar, daß an chinesischen Bauwerken das Dach unbedingt das Hauptstück ist. Und deutlich erkennen wir, wie es sich aus dem Zeltdache entwickelt hat. Die aufgebogenen Ecken sind die steingewordenen Zipfel, die von Holzstützen gehoben wurden.



Klosterbaby.

Innen im Tempel herrscht dasselbe Halbdunkel wie in unseren großen Domen. Denn die Fenster aus Papier oder Muschelblättchen und das halbgeöffnete Portal lassen nur gedämpftes Licht herein. Erst allmählich entdeckt das Auge Einzelheiten: die kassettierte Holzdecke, die Tempelfahnen, die perlbehängten Hornlaternen und die silbergetriebenen Drachen, die die ewige Lampe tragen. Sie bescheint den Altar, über dem hoch oben in übermenschlicher Größe der goldene Buddha thront. Mit gekreuzten Beinen ruht er auf der Lotos. Sein Haupt mit den blauen Locken ist umgeben von einer Flammenaureole. Bis auf die Schultern hängen, als Zeichen der Weisheit und Güte, die Ohrläppchen herab. Auf der entblößten Brust trägt er das Hakenkreuz. Seliger Frieden ruht auf dem verklärten Antlitz — alles Menschliche ist von ihm abgefallen.

Viel niedriger und den Erdenkindern näher thront Kwanyin, ein kleines Kind auf dem Schoße. Wie sie so liebreich lächelnd dasitzt, in seidengestickten Gewändern, umgeben von Flitterblumen, duftendem Weihrauch und brennenden Kerzen, fällt uns unwillkürlich die Madonna in einer katholischen Kirche ein. Der Eindruck wird verstärkt, wenn man einer Andacht beiwohnt, das Knien, Beugen, Händefalten beobachtet und das feierlich eintönige Singen anhört. Man fragt sich: Hat da eine Wechselwirkung stattgefunden und welche Religion mag die andere stärker beeinflußt haben?

An beiden Seitenwänden sitzen — wie die übrigen Figuren aus Holz geschnitzt und vergoldet — die achtzehn Lohan. Das sind die Jünger Buddhas, die man etwa mit unseren zwölf Aposteln vergleichen kann. Wie diese sind es Gestalten, die längst bildnerisch feste typische Formen angenommen haben.

Stundenlang kann man solches Kloster durchwandern, in dem alte Bilder aus der Vorzeit lebendig werden. Mittelalterlich wirken die Klosterküche, das „Refek-

torium" mit den langen hölzernen Tischen, den Porzellannäpfen und Eßstäbchen, überhaupt das ganze mönchische Treiben. Mönche, Mönche, nichts als Mönche! Wie Gespenster huschen sie vorüber, in den grauen weitärmeligen Gewändern, auf weichen Filzschuhen, in weißen stulpenartigen Strümpfen. In Gruppen zu fünf und sechs kommen sie gewandelt, mit lächelnder leerer Miene. Einer trägt den unvermeidlichen Teetopf, jener betet den Rosenkranz, wieder andere halten bettelnd die Almosenschale auf dem Zipfel des Mantels hin. In Felsennischen hockt ein Einsiedler in der orthodoxen Buddha-Stellung, scheinbar in tiefste Meditation versunken. Sinnen, Betteln und Beten — das sind die guten Werke, durch die man der armen Seele nach dem Tode die Wanderung erleichtert.

Gewiß gibt es unter den Mönchen Auserwählte, die nach den Vorschriften des Meisters in seinem Geiste leben und mit Eifer die heiligen Schriften studieren, von denen jede Klosterbibliothek 7200 Bände besitzt. Die weitaus größere Zahl jedoch lungert müßig, schwatzend, singend oder in beschaulichem Nachdenken herum. Selbst bei den religiösen Übungen fallen uns die gleichgültigen Gesichter auf. Die kleinen Jungen lachen und kichern, die Jünglinge schauen stumpf darein. Bei den reifen Männern allein gewahren wir zuweilen demütige und fromme Augen, die denken, suchen und forschen.

Früh vor Sonnenaufgang weckt die müden Schläfer das langanhaltende Trommeln auf der riesigen Tempeltrommel, das wie ferngrollender Donner klingt. Vormittags ist die Hauptandacht und um 5 Uhr ruft die eherne Stimme der großen Bronzeglocke die Gläubigen abermals zum Gebet. Eine buddhistische „Vesper" erinnert in ihren äußeren Formen auffallend an eine katholische Messe. Von allen Seiten strömen die Mönche herbei aus ihren Zellen, schlagen sich den gelben Mantel um die Schultern, der wie eine Toga mit Spange und Ring gehalten wird, und nehmen ihre Plätze ein. Vor jedem liegt ein rundes Strohkissen zum Knien. Der Abt ministriert, räuchert, kniet, singt vor, der Chor, immer unisono, fällt ein. Wie uralte Kirchenmelodien klingen die gedehnten Weisen, die in langsamem Umgang gesungen werden.

Wie oft wir auch solcher Andacht beigewohnt — nie verfehlte sie ihre Wirkung. Die mystische Dämmerung, aus der das friedvolle Antlitz des Buddha herniederschaut, das Flackern der Kerzen, der Duft der glimmenden Räucherstäbe und die leise summenden Klänge versetzen uns in weltferne weihevolle Stimmung.

Je älter eine Religion, desto mehr wird sie erfahrungsgemäß von Menschenwerk beeinflußt, von Formelkram erstickt. So haben auch in China der Animismus, der Geister- und Dämonenglaube sich mit dem Buddhismus so verschmolzen, daß von diesem in seiner ursprünglichen Lehre und Gestalt fast nichts mehr übriggeblieben ist. Die Mehrzahl der Mönche betrachtet denn auch heute das Kloster viel weniger als Hort der Seele denn als eine Versorgung. In frühester Kindheit schon werden die kleinen Jungen den Bonzen übergeben oder vielmehr an einen von ihnen verkauft. Diese Sitte hängt mit der Ahnenverehrung eng zusammen. Ein Mönch darf nicht heiraten. Wer soll also nach dem Tode, damit die arme Seele Ruhe finde, für sie opfern? Zu diesem Zwecke kauft sich jeder Mönch, dessen Mittel es irgend erlauben, einen Sohn, dem somit die Hauptpflicht des Lebenden gegen den Toten zufällt. Wir erlebten, wie ein dreijähriger Junge für zwanzig Dollar an einen Mönch von kaum achtzehn Jahren verkauft und binnen kurzem das nicht nur von seinem neuen „Vater", sondern von der ganzen Mönchsschar verhätschelte „Klosterbaby" wurde. Auf diese Weise also rekrutiert sich in den Klöstern hauptsächlich der neue Bestand.

Die kleinen Priesterschüler müssen allerlei häusliche Dienste verrichten und jeden Morgen fleißig die heiligen Schriften, laut plappernd, auswendig lernen. Doch sieht man sie daneben lustig, nach Jungenart, sich auf dem Klosterhofe tummeln und Kurzweil und Schabernack treiben. Ist das Kind erwachsen, so wird aus dem Novizen ein Mönch. Er läßt sich das Haupthaar scheren und, als eine Art von Kasteiung, in feierlicher, sehr schmerzvoller Weise sechsmal auf den Schädel einbrennen. Er legt das Gelübde der Keuschheit ab und verspricht, nichts Lebendes, sei es Mensch oder Vieh, zu töten. . .

Wird er älter und ist er im Besitz einiger irdischer Güter, so kann er Abt des Klosters werden. Als solcher leitet er alle geistlichen und weltlichen Geschäfte und hat oft eine nicht unbedeutende Macht. Lange vor seinem Tode sorgt er für ein würdiges Grabmal. Mag für den Lebenden eine ärmliche Zelle genügen — der Tote muß eine vornehme Ruhestätte haben.

Nicht nur das Grab des Mönches wird bei seinen Lebzeiten gegraben — selbst der Sarg ist schon bereit. Er besteht allerdings nicht, wie bei uns, aus sechs Brettern und zwei Brettchen. Der fromme Buddhist will bestattet werden wie sein Herr und Meister, sitzend, das Haupt auf die Brust gesenkt. So nimmt ihn nach dem Tode ein tiefer irdener Hafen aus gebranntem Ton auf, wie wir solche mehrfach in Klosterhöfen haben stehen sehen . . .

Der Tag neigt sich — wir müssen scheiden. Noch einmal blicken wir zurück auf das kleine Eiland, das uns mit seinem Zauber umsponnen. Geschlossen sind die Klosterpforten. Der Fremdling muß zurück ins Weltgetümmel und sieht wehmütig das heilige Putu im Abendnebel zerfließen.

Das Nikolausfest.

Nach einem Gemälde von Jan Steen.



Und Friede auf Erden.

Und wieder strahlt mit zaubersüßer Macht
Der Stern des Friedens durch die heil'ge Nacht.

Und weckt im Herzen alle Seligkeit,
Die Märchenträume ferner Jugendzeit . . .

So manches liebe, längstverklungne Wort,
Die Maienblüten, die verwelkt, verdorrt . . .

Und blickt ins gramerfüllte Kämmerlein:
Denn Friede — Friede soll's auf Erden sein.

Wirf ab dein Herzeleid — wirf ab dein Weh,
Die Liebe glänzt durch Nacht und Winterschnee.

Die Liebe, die mit gnadenfroher Hand
Den reichsten Segen streut ins Erdenland.

Die Liebe, die in Hütte und Palast
Heut Einkehr hält zu stiller, sel'ger Rast.

O öffnet ihr die Herzen, seid bereit,
Empfangt die Fülle goldner Herrlichkeit.

Und lauscht der Weihnachtsglocken trautem Klang
Wie einst, durchglüht von heißem Sehnsuchtsdrang.

Die ihr durchs Leben irrt, verwaist, allein,
Auch euch umfängt der Christnacht Himmelsschein.

Ihr müden Kämpfer, ohne Rast und Ruh',
Auch euch winkt heut das Christkind lächelnd zu . . .

Bannt eure Unrast, bannt des Tages Mühn,
Denn Fried' und Freude soll der Welt erblühn.

Der Christbaum lädt zur hehren Feier ein —
Und Friede — Friede soll's auf Erden sein . . .!

J. M. Burda.

Stille Nacht.

Auch eine Weihnachtsgeschichte. Von Klara Prieß.

Hansemanns hatten mich so herzlich eingeladen, den Weihnachtsabend ganz still im Kreise ihrer Familie zu verleben, daß ich nicht nein sagen konnte. Angenehm war mir die Aussicht freilich nicht. Ich hatte einige Angst, daß mein sonst wohlgeordnetes Junggesellengemüt durch den Einblick in anderer Leute Familienfreuden doch wieder gewisse Regungen von Neid und Sehnsucht verspüren könnte. Frau Anna war ohnehin so hübsch und gesund, und ihr Mann verdiente so viel Geld, daß sie sich mit gutem Gewissen den Luxus von sechs sehr lebendigen Kindern leisten konnten und von dieser Lebenshöhe mit einigem Mitleid auf andere Sterbliche herunterzublicken pflegten. Da mir aber nichts anderes übrig blieb, als die freundlich gemeinte Einladung anzunehmen, beschloß ich, mich im voraus mit möglichst viel Gleichmut und einigen feingefüllten Bonbonnieren zu versehen und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Punkt sechs Uhr würde beschert, der kleinen Kinder wegen, schärfte mir Frau Anna noch einmal ausdrücklich am Telephon ein.

Sie bewillkommte mich schon auf dem Flur. „Nett, daß Sie da sind, lieber Doktor. Sie müssen mir helfen, die Kinder zu unterhalten. Heinz ist natürlich wieder nicht fertig mit dem Aufbauen. Und die Kleinen sind schon so müde von aller Vorfreude."

„Nein, du mußt mir helfen," sagte Heinz Hansemann, der eben aus der Tür des Salons trat. „Die verfluchten Engel wollen sich nämlich nicht drehen — so eine alberne Erfindung ist mir noch gar nicht vorgekommen! Laß du die Kinder nur ruhig weiter Weihnachtslieder singen, Anna, bis ich die Sache in Ordnung gebracht habe und klingeln werde."

In dem großen Weihnachtszimmer stand in der Mitte der hohe, dunkle Tannenbaum, rundum an den Wänden war auf weißgedeckten Tischen allerlei Buntes, Lustiges aufgebaut, und über alledem lag es wie ein Duft von Kerzen, Kuchen und Kindheitserinnerungen. Aber Heinz Hansemann ließ mir keine Zeit, sentimental zu werden. Ich mußte ihm die Trittleiter halten und meine ganze Aufmerksamkeit dem „Engelreigen" widmen. Zarte Gebilde, aus rosa Wachs geformt, hingen diese Engel, mit bunten Seidenschärpen nur spärlich bekleidet, an silbernen Ketten von einem Goldreif herab, der ziemlich schief auf der Spitze des Baumes befestigt war. Heinz erklärte mir eifrig den Mechanismus.

„Die Sache ist sehr einfach. Der Reif muß nur ganz genau im rechten Winkel zur Tannenbaumspitze befestigt werden, dann dreht er sich infolge der von den Lichtern aufsteigenden Wärme, und die Engel schweben rund um den Weihnachtsbaum. Es ist eine Überraschung für Anna und die Kinder — findest du die Idee nicht reizend? Aber vorerst hängen die verflixten Dinger anhaltend schief und denken nicht daran, sich vernünftig zu drehen."

Ich beteiligte mich mit Rat und Tat eifrig bei der Lösung des Problems und kletterte sogar oben auf die Leiter, obgleich ich an Schwindelanfällen leide, und mein Hausarzt mir alles Steigen untersagt hat.

„Jetzt hängen sie noch bedeutend schiefer als vorher," sagte Heinz. „Ich muß die Sache mal ganz allein in Ruhe deichseln. Bitte geh du zu meiner Frau und hilf ihr die Kinder in Ordnung halten — da schreit ja wohl wieder eins. Mit den Engeln will ich schon allein fertig werden."

Ich ging also in das Eßzimmer, wo Frau Anna und ihre sechs Kinder sich seit längerer Zeit in der Geduld übten. Das Kleinste saß artig auf Mutters Schoß und sang Weihnachtslieder nach eigenen Melodien. Aber die sechsjährigen Zwillinge Hans und Heinz hatten erklärt, sie möchten keine Weihnachtslieder mehr hören und könnten wirklich nicht länger artig sein. So vertrieben sie sich die Zeit mit einer regelrechten Rauferei. Der Sextaner Fritz hatte sich ein Buch geholt und hielt sich die Ohren zu, um ungestört lesen zu können, und die beiden Ältesten, der angehende Backfisch Hilde und der Tertianer Siegfried, rakelten sich auf dem Sofa. Einige Dienstmädchen und Fräuleins hielten sich im Hintergrunde auf und vervollständigten das anmutige Familienbild.

Frau Anna begrüßte mein Kommen als eine Hilfe in der Not. Ich tat, was ich konnte, um die Stimmung zu retten. Ich sang sehr laut und sehr falsch allerlei Weihnachtslieder und erzählte eine uralte Geschichte nach der anderen. Aber meine Bemühungen hatten wenig Erfolg. Die Situation wurde immer kritischer. Da, gerade als auch das Kleinste anfing, unliebenswürdig zu werden, klingelte es dreimal, und Heinz Hansemann schob die Flügeltür auf. Gott sei Dank, die Engel drehten sich! In rasendem Galopp sausten sie um die Spitze des Tannenbaums herum!

Es war wirklich sehr hübsch, als nun die Kinder ins Weihnachtszimmer drängten und mit strahlenden Augen unter dem Lichterbaum standen. Und jetzt setzte sich Frau Anna ans Klavier und stimmte an: „Stille Nacht, heilige Nacht", und all die hellen Stimmen fielen ein. Es wurde mir dabei gerade so recht weihnachtlich gut und weich ums Herz — als auf einmal irgend etwas Heißes, Brennendes auf meinen Schädel niederfiel, just dahin, wo er sich keiner starken Behaarung mehr erfreut. Und jetzt schrie die Kleine auf und zeigte auf einen Tropfen rosa Wachs, der da eben heiß auf ihr Händchen gefallen war, und nun regnete es Wachsflecke aus der Höhe hernieder.

„Die Engel — um Gottes willen, es sind die infamen Engel," rief Heinz Hansemann. „Sie schmelzen bei der Hitze, und infolge der Zentrifugalkraft be-



Die „Anbetung" in der Kunst: Rubens, Anbetung der Weisen. Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.

kommen wir die Talgflecke. Auslöschen — sofort alle Lichter auslöschen."

Mit dem Gesang und der Feierlichkeit war's gründlich vorbei. Alles rannte, sprang, pustete und löschte die Weihnachtskerzen aus. Es dauerte aber noch eine gute Weile, ehe die Engel sich zu einem gemäßigteren Tempo verstanden und das Tröpfeln einstellten. Als sie dann müde und aufgeweicht da oben baumelten, zeigten sie so seltsame und verwegene Körperformen, daß Frau Anna in ein herzhaftes Lachen ausbrach und uns alle damit ansteckte. Nur Heinz Hansemann blieb verstimmt und zeigte sich persönlich gekränkt. Er hatte die meisten Talgflecke davongetragen und wollte den Erfinder des Engelreigens auf Schadenersatz verklagen.

„Kommen Sie, lieber Doktor," sagte Frau Anna, „jetzt will ich Ihnen zeigen, was wir den Kindern beschert haben. Ich gebe mir viel Mühe, jedes wirklich nach seiner Eigenart zu beschenken. Das ist gar nicht so einfach — unsere Kinder sind so verschieden veranlagt! Unser Ältester ist der geborene Techniker. Sie sehen hier auf seinem Tische nur Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Und unsere Tochter ist ein ganz modernes Mädel — Sport und Lektüre sind da die Hauptsache."

Frau Anna hatte wirklich liebevoll gesorgt und Geld genug ausgegeben. Trotzdem schien der geborene Techniker nicht zufrieden. Er drehte die neue Dampfmaschine auseinander und behauptete, es sei eine ganz altmodische Konstruktion. Diese Ansicht äußerte Hilde auch über ihre neuen Schlittschuhe, die sie morgen gleich umtauschen wollte. Dasselbe Schicksal war den geschenkten Büchern zugedacht, weil sie durchaus nicht der Geschmacksrichtung und geistigen Entwicklung des sehr modernen Backfisches entsprachen.


Die „Anbetung" in der Kunst: Rubens, Anbetung der Weisen.

Der Sextaner Fritz war zufriedener veranlagt. Er fand sein Aquarium „famos" und dessen Bewohner, besonders den Feuermolch, „erstklassig". Leider konnten wir uns nicht lange am Anblick dieses zufriedenen Gemütes erfreuen: das Kleinste kam jämmerlich weinend angelaufen und versteckte sein Köpfchen in Mutters Rockfalten. Es stellte sich heraus, daß dies Kind Angst hatte — eine geradezu entsetzliche Angst vor zwei großen Charakterpuppen, die ihm beschert worden waren.

Vergebens wurden die neuen Puppen immer wieder gezeigt und angepriesen. „Ich will mein Mariechen haben, mein altes Mariechen aus der Kinderstube," jammerte die Kleine.

„So ein merkwürdiges Kind!" sagte Frau Anna. „Man liest und hört doch heutzutage immer wieder, daß gerade diese Charakterpuppen mit ihrem Stich ins Derbe und Karikaturhafte das einzig Richtige und Wahre für das Gemüt der Kinder sind."

Das alte Mariechen war mittlerweile erschienen, und aller Kummer hatte sofort ein Ende. Die Kleine setzte die alte Puppe in eine neue Schiebkarre, die Gnade vor ihren Augen gefunden hatte, und fuhr seelenvergnügt damit spazieren. Ich fand, das Kind hatte gar keinen so üblen Geschmack. Obgleich das alte Mariechen Spuren einer bewegten Vergangenheit zeigte, war es mit seinen himmelblauen Augen und blonden Locken immer noch schöner und vornehmer, als die beiden grundhäßlich und sehr plebejisch ausschauenden charaktervollen neuen Puppen.

Geradezu unheimlich ruhig waren bisher die Zwillinge gewesen. Sie hatten im Weihnachtszimmer eine Ecke ganz für sich allein, und alle Spielsachen waren dort doppelt vertreten, da sich sonst, der Eigenart dieser Kinder entsprechend, um jedes Stück ein

Kampf entwickelt haben würde. Die beiden hatten sich dort in aller Eile und Stille ganz umgezogen und kamen jetzt, bekleidet mit ihren neuen Indianeranzügen, zum Vorschein. Frau Anna war nicht wenig stolz auf diese Kostüme; sie hatte sie selbst verfertigt und unglaublich viele Hahnenfedern darauf festgenäht. Leider ließen die Jungens uns keine Zeit, diese mütterliche Handarbeit zu bewundern. Sie schwangen ihre Tomahawks und gingen zum Angriff aufeinander los. Es sah wirklich aus, als ob sie sich gegenseitig skalpieren wollten, und die Hahnenfedern flogen wild durchs Zimmer. Bei diesem Anblick vergaß der Hausherr seinen Groll auf die Engel. Er riß die Kämpfenden auseinander, konfiszierte die Tomahawks und machte seiner Frau bittere Vorwürfe, weil sie diesen Kampfhähnen so gemeingefährliche Geschenke gemacht hatte.


Die „Anbetung" in der Kunst: Velasquez, Anbetung der Hirten.

Glücklicherweise explodierte in diesem kritischen Moment die Dampfmaschine. Das allgemeine Geschrei ließ die Zwillinge ihren persönlichen Kampf und Kummer vergessen, sie liefen einmütig zu Bruder Siegfrieds Weihnachtsplatz. Da war dann das schönste Feuerwerk zu sehen. Die Dampfmaschine und verschiedene andere Geschenke brannten lichterloh. Ich dachte an den Zeitungsartikel, der das Ende dieser blühenden Familie unter dem Tannenbaum schildern würde — ich dachte an den nächsten Feuermelder — ich dachte vor allem an meine eigene Rettung. Aber Frau Anna hatte schon mit starken Händen das Aquarium gefaßt und den ganzen Inhalt über das Flammenmeer ausgegossen. Das half. Es entwickelte sich ein hustenerzeugender Qualm, aber das Feuer war gelöscht, der Wasserschaden allerdings, wie es ja in der Regel nach solchen Ereignissen der Fall ist, ein ganz beträchtlicher. Der Besitzer des Aquariums heulte und machte


Die „Anbetung" in der Kunst: Veronese, Anbetung der Könige.

energische Ersatzansprüche geltend. Es blieb eine interessante, vorerst nicht zu beantwortende Frage, ob der Feuermolch verbrannt sei oder irgendwo in der Freiheit sein Leben weiterfriste. Fritz war der Überzeugung, daß ein Feuermolch ein für allemal feuerfest sei, und suchte den verlorenen Schatz in allen Ecken, während die Dienstboten unter Frau Annas energischer Leitung mit Eimern und Tüchern anrückten, um den Wasserschaden möglichst zu beseitigen.

Der Hausherr bot mir eine Zigarre an und wir ließen uns recht ruhebedürftig in den bequemen Lehnsesseln am Kamin nieder. Leider waren die Zwillinge, die für musikalisch galten, mit Trommeln, Trompeten und Drehorgeln beschenkt worden. Diese Marterinstrumente holten sie jetzt racheluftig herbei und gebrauchten sie so kräftig und anhaltend, daß von der ersehnten Ruhe nichts zu spüren war. Überdies fing der Techniker an, die geretteten Eisenbahnschienen auf dem Fußboden aufzubauen, der Backfisch probierte die neuen Schlittschuhe auf dem Parkett, und die Kleine fuhr ruhig ihr altes Mariechen in der Schiebkarre spazieren, gegen Tisch- und Menschenbeine an.

Das alles war ja sehr hübsch, wirkte aber auf die Dauer doch ziemlich angreifend. Ich wenigstens war ganz zufrieden, als ich später allein mit den glücklichen Eltern im Eßzimmer beim Abendessen saß. Die Köchin hatte allerdings in der Aufregung die Karpfen nicht gar gekocht und den Fasan verbraten; aber es fehlte uns allen ohnehin am rechten Appetit.

„Diese Familienfeierlichkeiten gehen doch höllisch auf die Nerven," wie Heinz Hansemann richtig bemerkte.

Frau Anna wurde dann bald abgerufen. Die Zwillinge wollten sich nicht abseifen lassen, das Jüngste konnte nicht einschlafen, und der Backfisch klagte über Magenschmerzen.

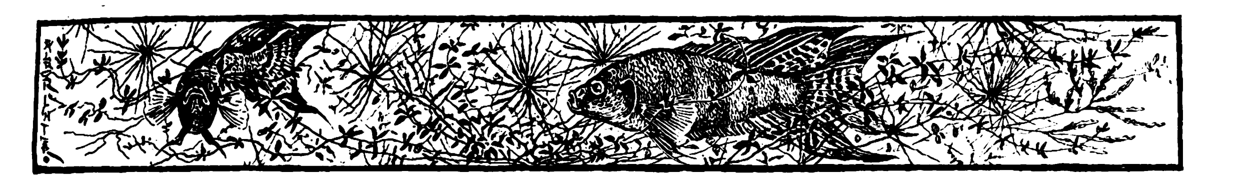
Nachher saß ich dann mit Heinz Hansemann und einer guten Flasche Rheinwein noch ein Weilchen allein im Weihnachtszimmer, das den Eindruck eines Schlachtfeldes nach der Schlacht machte. Als trauernde Walküren schwebten die Engel darüber.

Wir waren zu müde, um noch viel zu reden. Aber mir war durchaus glücklich und sehr edelgesinnt zumute. Ich gönnte Heinz Hansemann alles: die gesunde Frau, die prächtigen Kinder, und ich wünschte ihm nur die nötige Gesundheit und Nervenkraft, um all sein Glück so weitergenießen zu können.

Als ich dann durch den schneehellen, stillen Abend heimging, dachte ich an jene andere Nacht, die sich in wundervoller Stille mit Sternenglanz und Engelsang über den Hirten auf dem Felde und dem Kindlein in der Krippe unvergänglich dem Gedächtnis der Menschheit eingeprägt hat. Was haben die Menschen von heute aus ihrem schönsten Erinnerungstraum gemacht — o stille Nacht, heilige Nacht!



Die „Anbetung" in der Kunst: Anbetung der Hirten (Antwerpener Schule, 1. Hälfte des 17. Jahrh.).



Der tierische Organismus als elektrische Kraftmaschine.

Von Dr. Adolf Koelsch.

Es gibt keine Lebensverrichtung, die nicht mit Elektrizitätserzeugung verbunden wäre. Sei's, daß wir gehen, atmen, denken, träumen — bei jedem Herzschlag, Blick und Seufzer, beim Horchen, Riechen, Schmecken, Tasten entsteht in den beteiligten Organen ein elektrischer Strom. In diesen Worten läßt sich die Überzeugung zusammenfassen, zu der die Physiologie im Lauf der Jahrzehnte geführt worden ist.

Die Physiologen säßen mit dieser Einsicht freilich kaum schon so artig im trockenen, hätte ihnen nicht die Elektrochemie eines Tages ganz gründlich den Pfad gebahnt. Beinahe ein halbes Jahrhundert schon schleifte die Biologie im vordersten Krümperwagen die Gewißheit mit, daß jede lebende Zelle, von der physikalischen Fensterseite her gesehen, ein Flüssigkeitströpfchen sei, in dem sich fortwährend eine Unmenge allerkompliziertester chemischer Stoffwandlungen (nebeneinander) vollziehen. Allein es war mit diesem vagen Wissen so gut wie gar nichts anzufangen, bis eines Tages die Physiker entdeckten, daß in jedem derartigen Flüssigkeitssystem unausweichlich ein elektrischer Strom zustande kommt, sobald die nebeneinander herlaufenden chemischen Entfaltungsprozesse auf verschiedene Ziele losgehen. Da begann den Biologen ein Licht aufzudämmern. Denn gerade dieser Fall war ja in der arbeitenden Zelle nahezu immer verwirklicht. Wohl niemals sind an allen Punkten eines Zellchens oder Zellgrüppchens (das in Tätigkeit ist!) die chemischen Vorgänge unbedingt gleichartig, es fließt in ihnen darum auch beständig, als Begleiterscheinung des Lebens, ein elektrischer Strom.

Aber ein anderes ist es, zu wissen, daß in einem Körper die Bedingungen für das Entstehen elektrischer Ströme vorhanden sind, und ein anderes ist es, die Ströme selbst nachzuweisen. Daß dies nur mit allerfeinsten Apparaten geschehen kann, ist für jeden selbstverständlich, der sich daran erinnert, daß im Gegensatz zur Wärme, die wir produzieren, die erzeugte Elektrizität niemals in direkt wahrnehmbaren Mengen an der Oberfläche des Körpers erscheint. Eine Ausnahme machen nur die elektrischen Fische, von denen ich nachher noch sprechen werde. Alle anderen Wesen — ob Pflanze, ob Tier bleibt sich gleich — liefern nur äußerst zarte Ströme, über deren Kraft, Richtung und Dauer sich nur ein sehr empfindliches Instrument stichhaltig äußern kann.

Die Hauptsache ist, daß es gelang, derartige Apparate zu bauen. Der empfindlichste ist das Einthovensche Saitengalvanometer. Es besteht aus einem äußerst feinen versilberten Quarzfaden, der wie eine Violinsaite zwischen den Polen eines Elektromagneten ausgespannt ist. Fließt ein Strom durch die Saite, so schnellt sie in die Höhe und zwar so, daß aus der Größe des Aufstiegs — er ist stets mikroskopisch klein — sich die Stromgröße leicht errechnen läßt. In der Regel liest man allerdings die Ablenkung nicht direkt ab, sondern projiziert die Saitenschwingungen vergrößert auf eine photographische Platte. Wie fein dieser Apparat arbeitet, geht daraus hervor, daß noch ein Strom damit sichtbar gemacht werden kann, der so dünn ist, daß er 80 000 Jahre durch die Saite fließen müßte, um so viel Energie zu verbrauchen, als zur Hebung eines Gewichtes von 1 Milligramm auf 1 Millimeter Höhe nötig ist!

Natürlich müssen Objekte, die mit diesem Apparat untersucht werden sollen, immer noch groß genug sein, um die Anlegung der stromableitenden Pinselstäbchen zu gestatten. Dieser Umstand schließt die Beobachtung der einzelnen Zelle von vornherein aus. Eine Ausnahme machen nur die Riesenzellen einer Grünalge, des in unseren Landseen häufigen Armleuchtergewächses Chara stelligara, das in seinem Bau ungefähr einem Spargelstrauch gleicht. Hier werden einzelne Zellen 20 bis 25 cm groß, und hier hat man auch nachgewiesen, daß, solange die Zelle atmet, eine elektrische Spannung in ihr entsteht, die sich als Strom von einigen Hunderttausendstel Volt dem Galvanometer kundgibt.

Im übrigen kann man jeden Gewebekomplex untersuchen und hat das auch sehr eifrig getan. Dabei wurde kein Organ oder Organteil gefunden, von der Schleimhaut an bis zu den winzigsten Drüsen tief im Innern des Körpers, worin im Augenblick der Tätigkeit kein ableitbarer Strom entwickelt würde. Völlig stromlos ist nur der ruhende Muskel. Sobald man ihn aber nur mit einem Nadelstiche verletzt und ihn dadurch lokal zur Tätigkeit anregt, bekommen wir einen sehr feinen, gerade noch meßbaren Strom.

Besonders eifrig wurden natürlich die elektrischen Erscheinungen am ständig tätigen Herzmuskel studiert. Es wurde dabei ermittelt, daß mit jedem Schlag elektrische Schwingungen nach allen Teilen des Organismus, auch in die Hände und Füße, ausgesandt werden. Sie haben normalerweise eine Stärke von $^1/_{10000}$ Volt und sind so deutlich, daß man nur die beiden Hände miteinander leitend zu verbinden und in die Leitung den Meßapparat einzuschalten braucht, um sie nachzuweisen. Man kann mit dem elektrischen Meßverfahren sogar ermitteln, ob das Herz seine Aufgabe gut oder schlecht vollzieht und Spuren von Erkrankungen des Herzmuskels, die sich auf andere Weise überhaupt nicht ermitteln lassen, sehr genau feststellen. Die Aufnahme der elektrischen Herzströme entwickelt sich denn auch mehr und mehr zu einer überaus wichtigen Voruntersuchungsmethode der ärztlichen Praxis.

Auch mit jeder Nervenerregung, mag es sich nun um das Auge oder irgendein anderes Sinnesorgan handeln, ist unfehlbar die Entstehung elektrischer Ströme verknüpft. Sie schwanken im allgemeinen zwischen einigen Tausendstel und Millionstel Voltteilen, können aber noch viel feiner sein, haben ihren Ursprungsherd immer dort, wo die Erregung stattfindet, und laufen längs der Nervenbahnen rasend schnell in der Richtung fort, in der die Erregung davoneilt, d. h. bald zum Hirn, bald zum Arbeitsplatz, an den das Gehirn einen Befehl übermittelt.

Mit diesen gewissermaßen mikroskopisch kleinen Elektrizitätswellen sind nach den neuesten Untersuchungen die starken Ströme der Fische wesensgleich, d. h. sie fließen aus derselben chemischen Quelle. Der Hauptunterschied

zu den anderen Organismen besteht nur darin, daß die elektrischen Spannungen nicht einfach als Begleiterscheinungen jedes beliebigen Lebensprozesses auftreten, sondern der Körper in besonderen Organen sich eigene Elektrizitätswerke gebaut hat, die ausschließlich zur Erzeugung dieser Energieart bestimmt sind und im gegebenen Augenblick ihre Ladung in kurzen, raschen Schlägen zur Selbstverteidigung von sich schleudern. Wer also mit einem solchen Tier in leitende Verbindung kommt, wird beschossen.

Wie man weiß, ist die Zahl der elektrischen Fische oder Zitterfische nur bescheiden, es vermögen auch nicht alle gleich viel. Der mächtigste im Hause ist der Zitteraal, ein Bewohner von Teichen und Flußläufen der südamerikanischen Tropenstriche, hauptsächlich Brasiliens. Er wird bis anderthalb Meter lang und hat (mit Ausnahme des Kopfes) sein ganzes Körperterrain so ausgiebig mit den elektrischen Anlagen überbaut, das mehr als ein Drittel der gesamten Fleischmasse zur Installierung des Elektrizitätswerkes aufgebraucht wird. Ein Schlag dieses Fisches kann eine Stärke von etwa 300 Volt ergeben, reicht also hin, um kleinere Wassertiere (Frösche, Fische usw.) sofort in heftige Streckkrämpfe zu versetzen und bei mehrfacher plötzlicher Aufeinanderfolge der Entladungen durch Herzlähmung auf dem Platze zu töten. Die Wirkungsweise ist im einzelnen genau dieselbe wie bei einem industriellen Starkstrom. Natürlich werden auch größere Geschöpfe, wie Menschen und Pferde, die mit dem Fisch beim Durchqueren eines Gewässers in Berührung kommen, noch recht empfindlich getroffen. So berichtet Karl Sachs, der als Erster den Fisch an Ort und Stelle untersucht hat, daß er beim Fang eines der Tiere versehentlich fallen ließ, wobei es sich ihm quer über beide Füße hinlegte. Da der Stromkreis hierdurch geschlossen war, konnte ihm der Fisch hintereinander mehrere Schläge von solcher Kraft verabreichen, daß er, aufschreiend vor Schmerz, einen Augenblick wie versteinert stand, während der Fisch auf und davon ging.

Etwas schwächere elektromotorische Kräfte (200 Volt) entwickelt der plumpe Zitterwels, ein selten gewordener Bürger tropisch-afrikanischer Flüsse (Hinterer Nil, Zambesi, Senegal); er wird etwa einen Meter lang und 40 Pfund schwer. Sein elektrisches Organ liegt, wie beim Zitteraal, zwischen Kopf und Schwanz längs der Rumpfseiten und hüllt den ganzen Körper in Form einer dicken Hautschwade bis zu den Kiemendeckeln mantelartig ein. Die Entladungen sind noch stark genug, um bei Herstellung einer leitenden Drahtverbindung zwischen Kopf und Schwanz einen kleinen sichtbaren Funkenschlag zu erzeugen, die Magnetnadel abzulenken, eine metallische Säurelösung galvanisch zu zersetzen oder eine Telephonplatte zum Schwingen zu bringen. Auf kleinere Tiere wirken die Schläge noch absolut tödlich. Garten hat dies auf der Karlsruher Naturforscherversammlung des vorigen Sommers an Fröschen sehr hübsch demonstriert, und Du Bois Reymond erzählt in einer seiner Schriften, daß mehrere Zitterwelse in einer Nacht alle Goldfische ihres Aufenthaltsraumes getötet hätten.

Dem Zitterwels schließen sich (mit 30 bis 80 Volt Stärke) als bestbekannte Zitterfische die platten, kuchenförmigen Zitterrochen der wärmeren Meere an. Sie sind schon im Mittelmeer in einzelnen Arten häufig, stark unterarmlang und haben ihre elektrische Werkstätte in den flügelartig vorragenden Seitenanbauten des Vorderkörpers untergebracht. Schon zur römischen Kaiserzeit wurden nach den Berichten damaliger Schriftsteller die Tiere in lebendem Zustand zur elektrischen Beeinflussung kranker Körperteile verwendet. Bei Migräne beispielsweise legte man sie auf Kopf oder Bauch. Ein kleines Glühlämpchen kann durch den Strom gerade noch zum Leuchten gebracht werden, zur Verletzung von Seetieren reichen die Entladungen jedoch kaum mehr aus, sie mögen lediglich abschrecken.

Noch geringfügiger sind die Schläge, die die gemeinen Rochen der äquatorialen Meere und die Mormyriden des Nils auszuteilen imstande sind; 8 bis 15 Volt werden kaum überschritten. Neuerdings hat man in einem kleinen Fisch (Asteroscopus) der Panamaküste einen sechsten, ganz merkwürdigen Elektriker kennen gelernt. Er hat seine Batterie in die Augenhöhle hineinmontiert, direkt neben das Sehorgan, das himmelwärts steht. Er soll Schläge von 30 bis 40 Volt abgeben.

In der Hauptsache sind die elektrischen Organe alle nach dem gleichen Plane gemacht. Man kann sie am ehesten mit Tauen vergleichen, die aus lauter gleichdicken und gleichlangen Stricken gedreht sind. Jeder Strick ist selbst wieder aus einer Menge kleinerer protoplasmatischer Platten zusammengefügt, die sich wie die Münzen einer Geldrolle zwischenraumlos aneinanderreihen. Jede Platte steckt in einer dünnen zottigen Hülle und erhält von hinten her den Besuch eines Nervenstranges, der sich in ein ungeheuer feines Netz einzelner Fäserchen aufteilt. Da die Platten die wirksamen Bestandteile sind, ist es nahezu selbstverständlich, daß mit ihrer Zahl auch die elektrische Stärke des Tieres zunimmt. In der Tat hat der Zitteraal ca. 6000, der gemeine Zitterrochen etwa 600, bei den anderen stuft sich die Ziffer noch weiter ab.

Darwin haben die Zitterfische schweres Kopfzerbrechen gemacht, weil hier ein scheinbar ganz neues Organ in der Tierreihe auftauchte, und zwar gleichzeitig in ganz verschiedenen Fischfamilien. Vorstufen schien es keine zu geben, und so stand der Entwicklungstheoretiker vor einem harten Problem. Neuere Untersuchungen haben indessen gezeigt, daß es sich um ein neues Organ gar nicht handelt. Als Babuchin nämlich daran ging, die embryonale Entwicklungsgeschichte der elektrischen Batterie des Zitterrochens zu studieren, sah er, daß sie aus den Skelettmuskeln entsteht. Jedes embryonale Muskelfäserchen verdickte sich an seinem hinteren Ende und wuchs, während der vordere Fadenzipfel immer mehr zurückgebildet wurde, zu jener kuchenförmigen Platte aus, von der ich vorhin gesprochen habe. Der Muskelapparat, der an sich ja schon ein kleines Elektrizitätswerk darstellt, baute sich also nur ein wenig um und entwickelte eine seiner Leistungen einseitig weiter. In der Tat ist ja auch die elektromotorische Kraft, die jede einzelne Platte zu entwickeln vermag, nicht viel größer als die eines ganz gewöhnlichen kräftigen Muskelstromes. Sie beträgt etwa $^5/_{100}$ Volt, und nur durch das Zusammenfassen vieler Elemente zu einem geschlossenen System wird die Wirkung nach außen so unendlich gesteigert. Die Organe ermüden auch bei Überanstrengung genau wie ein Muskel und erholen sich in derselben Weise wie er.

Ganz rätselhaft ist nach wie vor, woher es kommt, daß die Tiere unempfindlich sind gegen ihre eigenen Schläge. Denn die stärksten Stromschleifen gehen bei jeder Entladung durch ihren eigenen Körper hindurch. Bisher hat man nur ermittelt, daß die Zitterfische durch künstliche elektrische Ströme, die ihnen von außen verabreicht werden und andere Geschöpfe schon sehr stark erregen, gar nicht berührt werden. Woher aber diese Widerstandsfähigkeit aller ihrer Organe rührt, ist ein Problem, das erst noch gelöst werden muß.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



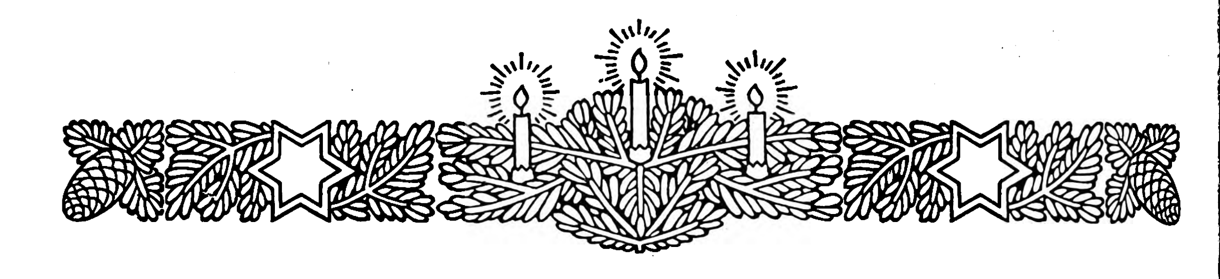
Weihnachtssehnen

von J. M. Burda.

Für Reclams Universum
komponiert von

B. H. Viktor Beyer





Weihnachtssehnen.

(J. M. Burda.)

Komponiert von B. H. Viktor Beyer, op. 31.

Ausdrucksvoll, voll Empfindung.

Gesang.

Klavier.

Einleitung.

poco rit.

p Noch ein=mal komm, um=sonnt von Ker=zen=glanz, auf Fit=ti=chen der Christ=nacht her=ge=zo=gen. Wind' um mein Haupt, gleich ei=nem Blü=ten=kranz hold=se=lig=ster Er=inn'rung Strahlen=

marc. *fp* *marc.* *fp* *marc.*


mf poco rall.
poco vivo
bo - gen. Laß längst ver - klung - ner Weih-nachts - ta - ge Pracht noch
poco rall.
mf
poco vivo
marc.
Ruhiger.
crescendo
ein - mal mär - chen - froh mein Herz durch - glü - hen; laß mir wie einstmals in der
p
Wieder ruhiger.
crescendo
poco rit.
mf
a tempo
dim.
heil'-gen Nacht der Lie - be zar - te Christ-ro - sen er - blü - hen.
mf
dim.
p
dolce

Tempo wie zu Anfang.

Sehr innig.

O komm zu mir ...! Es strahlt der Lich-ter-baum, und mei-ne See - le singt dir Weihnachts-

poco rit.

p *Tempo primo.*

marc.

fp

lie - der. Christ-glok-ken tö-nen hell in un - sern Traum, und hol - de

fp

marc. *marc.*

con espressivo





Meiers Hinnerk.

Heiteres von Wilhelm Busch.

Grad ausgestreckt in der Ebene und Hof an Hof lag das alte friedliche Dorf, die Häuser mit Stroh gedeckt. Und jedes Haus hatte rückwärts sein Gärtchen und hinter jedem Gärtchen sein Ackerfeld, und durch jedes Feld ging ein Grasweg, ein breiter, nach der heckenumgrenzten Wiese, und hinter sämtlichen Wiesen stand der hohe schattige Wald.

Es war ein heiterer Tag zu Anfang des Herbstes, wenn durch die Luft schon die silbernen Mettken schweben. Aus allen Gehöften, wie nachmittags gewöhnlich, kamen die kleinen Hirten und Hirtinnen mit ihren Kühen.

Auch Meiers Hinnerk hatte zwei, eine schwarze und eine braune, am Strick, um sie, zunächst den Grasweg beweidend, allmählich der Wiese entgegenzuführen. Zwölf Jahre war er alt, flachshaarig und wohlgenährt. Längst war ihm die verblaßte leinene Hose zu eng und zu kurz geworden. Hinten drauf, einander gegenüber, gleich einer blauen Brille, saßen sogar schon, zu seinem Verdruß, zwei zirkelrunde, dunklere Flicken; ein Werk der nehrigen Mutter, die immer behaupten wollte, in alten Hosen sähen Jungens am strammsten und gesündesten aus.

Gelehrsamkeit war Hinnerk sein Fall nicht. Dennoch, während die beschränkten Tiere am Boden ihr Futter suchten, zog er sofort seinen Katechismus aus der zugeknöpften Jacke hervor. Mit helltönender Stimme, in steter Wiederholung, prägte er die Aufgabe für den folgenden Schultag in den widerspenstigen Schädel. Seine Kollegen im Felde, weithin vernehmlich, übten dieselbe Lektion. Sie wußten warum. Küster Bokelmann, der Meister der Schule, besaß einen kniffigen Rohrstock, der die schlummernden Seelenkräfte, selbst im voraus, vorzüglich zu ermuntern verstand.

Nachdem das dringende Geschäft der Bildung des Geistes somit glücklich erledigt war, widmete sich unser Hinnerk einer mehr freien gemütvollen Tätigkeit.

Auf dem Rücken der schwarzen Muhkuh, an geeigneter Stelle, begann er Haare zu zupfen und bildete so auf der entblößten Haut ein großes lateinisches L. Hierbei, sinnig vertieft, sang er leise den Namen Lina vor sich hin, indem er auf dem i besonders lange quinquillierend verweilte.

Mittlerweile hatte er die Wiese erreicht, schloß das Tor, nahm den Kühen den Strick ab und ließ sie grasen nach Belieben.

Wo ein Kuhjunge hütet, muß natürlich ein Feuer sein. An sich schon dem Auge ergötzlich, bei kühlem Wetter auch willkommen der Wärme wegen, ist es geradezu unentbehrlich für das Braten der Kartoffeln.

Demnach vor allen Dingen sammelte Hinnerk seine Spricker und brach dünne Knüppel aus der Hecke. Da es zurzeit noch keine Reibhölzchen gab, mußte er erst emsig pinken, bis an den Zunder der richtige Funken sprang. Einen Topp Hede hatte er mitgebracht. In ihn ward der glimmende Schwamm gehüllt, durch Weifen und Pusten die Flamme entfacht, zunächst dünnes, dann dickes Holz regelrecht darüber geschichtet, und hochauf loderte bald ein erfreulicher Scheiterhaufen.

Beiseit, schon früher aus Zweigen und Plaggen erbaut, stand Hinnerks zwar enge, doch trauliche Hütte. Aus dieser entnahm er das von ihm selber geflochtene Weidenkörbchen, begab sich ins Feld hinaus und kehrte zurück mit zwei Dutzend der dicksten Kartoffeln und fünf jungen Mäusen, die er beizu im Neste erwischt und getötet hatte. „Dat sind fief fette Happen vär use Kättken terhus," dachte er schmunzelnd.

Noch waren zum Einlegen der rötlichen Knollen nicht Kohlen genug reif. Infolgedessen kriegte Hinnerk sein Messer heraus, ein wertvolles Werkzeug, für drei Mariengroschen hat's ihm der gute Vater gekauft auf dem Markt in der Stadt. Das kleine Öhr am Heft, um's mit einer Schnur an der Hosentasche zu befestigen, war übrigens eine Sicherheitsvorrichtung, die Hinnerk verschmähte. Er flötete, prüfte am Daumen die Schneide, fällte eine stattliche Doldenpflanze und verfertigte aus ihren hohlen Stengeln ein niedliches Schmökepfeifchen; denn sich täglich ein wenig im Rauchen zu üben, hielt er für nötig, und was den Tabak betrifft, so schien ihm recht trockenes Haselnußlaub für den Anfang nicht übel.

Sein gestopftes Pfeifchen zu entzünden, näherte sich Hinnerk der Feuerstätte.

„Hutt bäh!" rief eine Mädchenstimme, und Nachbars Gretliesche, ein munteres, hübsches, rothaariges Kind von elf Jahren, kroch durch ein Loch in der Hecke.

„Wat wutt du denn hier?" fragte Hinnerk sehr kühl.

„Helpen!" erwiderte sie kurz und keck. Ohne weiteres legte sie die Kartoffeln ins Feuer, hielt dem Hinnerk einen glühenden Span auf die Pfeife, setzte sich aufs Rasenbänkchen in der Hütte und lud ihn ein, zu ihren Füßen sich niederzulassen, wozu er sich nach einigem Zögern auch wirklich entschloß.

Liebkosend nahm sie ihm beim Kopf und unterzog denselben alsbald einer genauen Besichtigung.

„Eck finne jo nix!" rief sie enttäuscht.

„Dat löw eck woll," meinte er, „hat gistern use Grotmeuhme all' e knicket."

Aber Gretliesche, ganz leise, leise, krabbelte weiter im Haar. Ein wonniges Rieseln lief ihm den Rücken hinunter. Die Pfeife entsank seiner Hand, die Augen schlossen sich halb. In solch einem dämmerigen Zustande sagt der Mensch manches, was er sonst wohl verschwiegen hätte.

„Segg eis, Hinnerk," fragte sie behutsam, „hast e denn ok all 'ne Brut?"

„Swarte Haare hat se und glinsterswarte Ogen un" — er stockte.

„Oh, nu weet eck et all!" rief Gretliesche. „Kösters Lina is et. De is jo tein Jahre öller ans du."

„Dat deit nix," sagte er, „und wenn se ok dusend Jahr öller is."

„Ja," meinte Gretliesche dagegen, „wenn man Verwalter Klütke met sinen langen Snurrbart nich wöre."

„Den Kerl sla eck dot!" rief er heftig.

„Und denn komet se her un hänget di upp!" entgegnete sie.

„Erst hebben!" lachte er. „De längeste Mettwost hal eck un lope weg un vestäke mi baben in der Schüne int Hei."

„Oh, wat'n Nare!" Mit diesen Worten gab ihm die Gretliesche einen verächtlichen Schubbs und sprang aus der Hütte.

„Kiek na den Kartuffeln!" rief Hinnerk ihr nach.

„Do et sülbenst!" Und weg war sie durch die Hecke.

Er versuchte auszuspucken. Es ging aber nicht recht.

„Van den Smöken werd'n ok so dröge in'n Halse," murmelte er in sich hinein.

Eben graste die rote Kuh mit dem strotzenden Euter vorüber. Er strich ihr sanft über den Rücken.

„Woha!" Das gute Tier stand still. Dicht hinter ihr setzte er sich in die Hurke, zog eine Zitze zu sich her und melkte einige Spritzer in den weitgeöffneten Mund, daß es strullte.

Im selben Augenblick — so war es vorher bestimmt im Laufe der Dinge — hob die Kuh ihren Schwanz, indem sie ihn des größeren Nachdrucks wegen zugleich schraubenförmig verkrümmte; nicht ohne warmen Erfolg.

„Hahaha, dat is di jüst recht!" lachte und rief wer von seitwärts herüber. Oben in einer hainbuchenen Hucht saß die Gretliesche und sah zu mit Vergnügen.

„Ole Ape!" war alles, was Hinnerk drauf sagte.

Vermittels eines Grasbüschels, ohne sich sehr zu erregen, brachte er die Sache bald wieder, sozusagen, ins reine.

Und nun ging's an die Kartoffeln. Sie schmeckten ihm trefflich; auch mußte er sich schneuzen mitunter, auf natürliche Art; daher wurde er um Mund und Nase schön schwarz übermusselt.

Jetzt aber fiel ihm was Wichtiges ein. Aus dem Murk, dem heimlichen Versteck unter der Rasenbank, entnahm er ein absonderlich merkwürdiges Schießeding; einen ausgehöhlten Ast, mit Draht umflochten, seitlich mit Zündloch versehen. Eine Tute voll Pulver, das er beim Krämer gegen Eier sich eingetauscht — er wußte die verborgensten Hühnernester —, kam gleichfalls zum Vorschein. Kräftig wurde geladen, und mächtig war der Knall.

Das schüchterne Reh, das kurz vorher aus dem Wald in die Wiese getreten, entfloh in Eile. Angelockt durch den Schuß dagegen wurden drei andere Hütejungens: Kord, Krischan und Dierk.

Zum zweiten Male wurde das Geschütz geladen, zum zweiten Male ballerte weithin das Echo im Walde entlang.

Hiernach setzten sich die vier behaglich ans Feuer, alle schwarz um die Mäuler.

Krischan besaß einen richtigen Tonpfeifenstummel, gefüllt mit echtem Bauernkanaster, den er direkt, doch unter der Hand, von seinem Alten bezog. Jeder, der Reihe nach, tat einen tüchtigen Zug daraus.

Kord danach gab einen saftigen weinsauren Apfel zum besten. Jeder, der Reihe nach, tat einen tüchtigen Biß hinein.

Dierk aber führte bei sich einen knorrigen Eichenstock, dessen Griff ein menschliches Antlitz vorstellte, von Dierk selber ge-

schnitzt. Der Knittel, zur Besichtigung, ging gleichfalls reihrund. Besonders genau sah Krischan das Bildnis sich an.

„Dönnerslag," rief er, dat is jo de Köster. Ehrgistern hat he mi hauet, un vandage deit mi de Lenne noch weih!"

Und ehe Dierk es verhindern konnte, brach Krischan den künstlichen Stock vor dem Knie ab und übergab ihn den Flammen.

„Hurra!" jubelten die Jungens, tanzten ums Feuer, häuften grüne Ellernzweige darauf und erzeugten so einen großen herrlichen Dampf, der als duftiger Schleier die Gegend umhüllte.

Die Sonne ging unter. Vom Dorfe her tönte die Abendglocke.

„Et is Tiet," mahnte Hinnerk, „de Bäklocke lutt."

Jeder eilte zu seinen Kühen, um sie am Strick nach Hause zu geleiten.

Angenehme Gerüche, die Vorboten des Abendessens, wehten ihnen entgegen und erregten die Gemüter zu Jauchzen und Gesang.

Küster Bokelmann, die lange Pfeife im Munde, führte an seiner Gartenpforte mit Verwalter Klütke ein gemütliches Dämmergespräch.

„Es gibt ander Wetter," sprach er, „die Kuhjungens schreien heut so im Felde."

„Ganz recht, Herr Kanter; vor der Sonne stand eine verdächtige Wolke," stimmte Klütke ihm bei.

Indem kam Lina gesprungen.

„Papa," rief sie schon von weitem, „der Pfannkuchen wartet. Ei sieh da, Herr Verwalter, wollen Sie nicht mitessen bei uns?"

„Wer könnte einer Einladung von solch reizender Seite widerstehen?" erwiderte Klütke, verbindlich den Schnurrbart streichend.

„Dat di de Düwel wat backet!" knurrte Hinnerk, der gerade vorüberzog, mit einem grimmigen Seitenblick.

Als er den elterlichen Hof erreichte, strich schon leise miauend die Katze an ihm hin. Dankbar nahm sie ihre fünf kleinen Mäuse in Empfang.

An der Tür stand die Großmutter, ihren Liebling erwartend.

„Minsche, wo swart sühst e ut!" rief sie bei seinem Anblick erschrocken.

Eilig führte sie ihn in den Hintergrund des Hauses, wo das Küchengerät stand, rieb ihm Kopf und Gesicht mit dem feuchten, geschmeidigen, fettigen Schüsseltuch und trocknete ihn ab mit der Schürze.

In der Döntze baumelte bereits der brennende Trankrüsel an dem verstellbaren Haken. Auf der Tischplatte lag ein Haufen dampfender Kartoffeln; daneben, auf rundem Brett, stand das köstliche Pannenstippelse, bereitet aus geglühtem Rüböl und gebratenen Zwiebeln. Vater und Mutter tunkten schon ein. Hinnerk nahm dicht bei der Großmutter Platz. Sie pellte ihm sauber die schönsten Kartoffeln ab. Zwei verzehrte er, nicht eben geschwind. Dann klappte er entschieden sein Messer zu.

„Wo vele hast e denn all bipacket in der Wisch?" fragte sorglich die Großmutter.

„En Stücker twölwe, mehr nich," erwiderte er gähnend.

Die Großmutter befühlte ihm den Leib.

„No," meinte sie beruhigt, „denn konnste wol faste liggen düsse Nacht."

Das tat er denn auch. —

Überhaupt, seine Herzenssorgen waren nicht so bedrückend, daß sie ihm jemals die nächtliche Ruhe störten; selbst dann nicht, als drei Monate nachher Verwalter Klütke, der ein

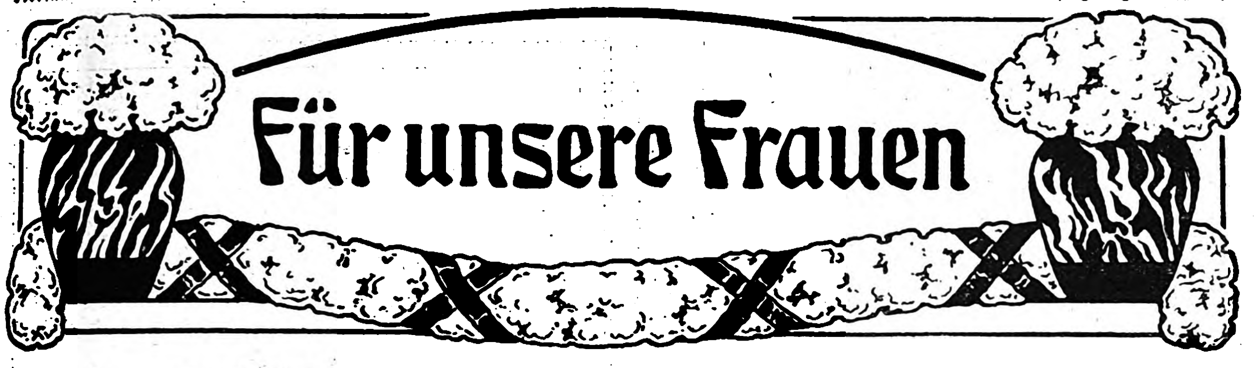
kleines Gütchen gepachtet hatte, sich mit der schönen Lina vermählte.

Und so geht's zu in dieser neckischen Welt: zehn Jahre später hat die Gretliesche ihren Hinnerk doch noch gekriegt.

* * *

Die vorstehende heitere Skizze entnehmen wir mit Genehmigung der Verlagsanstalt für Literatur und Kunst in Berlin-Grunewald dem soeben erschienenen „Neuen Wilhelm-Busch-Album" (Preis 20 Mark), das unter den diesjährigen Weihnachtsnovitäten als eine der allerbedeutsamsten gelten darf. Es bildet ein Ergänzungs- und Gegenstück zu dem bei Fr. Bassermann in München erschienenen „Humoristischen Hausschatz", denn es enthält nicht bloß die vielen bisher verstreuten Werke des unvergleichlichen Humoristen, es enthält auch die treffliche Busch-Biographie von Hermann, Adolf und Otto Nöldeke, den drei Neffen des Meisters, und damit zugleich eine Fülle von Skizzen und Zeichnungen aus dessen Nachlaß. Wie der „Humoristische Hausschatz", so ist auch das „Neue Busch-Album" völlig im Sinn seines Schöpfers ausgestattet und in vier „Bücher" eingeteilt, die zusammen 488 Quartseiten mit 1500 Bildern umfassen und deren fleißige Lektüre allen mit Sorgenfalten behafteten Menschenkindern unfehlbar glatte Stirnen und heitere Laune verschafft. Der köstlich-satirische „Heilige Antonius von Padua" eröffnet in richtiger Einschätzung seiner Bedeutung den Reigen. Ihm folgen die sechs kleineren Bildergeschichten: „Hans Huckebein, der Unglücksrabe", „Das Pusterohr", „Das Bad am Samstag-Abend", „Die kühne Müllerstochter", „Der Schreihals", „Die Prise" und danach die seltsamerweise noch wenig bekannte und unverdient wenig gewürdigte prächtige Schöpfung „Schnurrdiburr oder Die Bienen". Alles das bildet den Inhalt des ersten Buches. Das zweite enthält 21 Bildergeschichten aus „Schnaken und Schnurren", 13 der besten Busch-Bilderbogen, 12 Stücke aus „Kunterbunt" und die kleine Geschichte „Der Wurstdieb". Das dritte Buch bringt (zum Teil im Faksimile des Manuskripts) die letzte und wertvollste Gedichtsammlung Wilhelm Buschs „Schein und Sein", sowie das bildlich und textlich gleich reife Nachlaßwerk „Hernach"; das vierte Buch schließlich enthält auf nicht weniger als 180 Quartseiten die schon erwähnte Biographie „Ernstes und Heiteres aus der Lebenswerkstatt des Meisters", ein Werk, das uns den Dichter-Zeichner erst wirklich auch menschlich nahebringt und uns zugleich einen Einblick gewährt in die Art seines Wirkens und Schaffens, seines Werdens und Wachsens. „Meiers Hinnerk" ist eine Kostprobe aus dem schier überreichen, zum Teil noch völlig unbekannten Material, das die Gebrüder Nöldeke aus ihres Onkels Nachlaß in die Biographie eingestreut haben.

Alles in allem: das Neue Busch-Album ist seiner ganzen Zusammenstellung nach ein vorzügliches Hausbuch des Humors, das sich wie sein älterer Bruder, der Humoristische Hausschatz, auch ohne besondere Empfehlung seinen Weg durch die Kulturwelt bahnen wird. Und wenn auch nach wie vor dieser „ältere Bruder" der stärkere bleibt, weil er (mit Ausnahme des „Heiligen Antonius" und „Schnurrdiburr") die sämtlichen Hauptwerke Buschs enthält, so wird doch niemand, der ihn besitzt und durch ihn zum Verehrer des Meisters geworden ist, auf den Ergänzungsband verzichten mögen. Beide vereint erst ergeben den ganzen Busch. —nn.



Zersplitterte Frauenkraft. Von Marie-Louise v. Bancels.

Warum kann das Wirken der Frau noch immer nicht in Gleichbewertung mit der männlichen Arbeitsleistung treten, obgleich bereits die erfreulichsten Anläufe gemacht sind? Nörgler sagen: ihr fehlt die ausreichende Verstandestätigkeit. Das sind die Rückständigen, über die kluge Frauen die Achseln zucken. Wieder andere meinen: der Verstand ist schon da, aber er ist noch immer bei den meisten Frauen nicht recht geschult, nicht von klein auf „gedrillt" wie bei den Knaben. Ferner ist die körperliche Gesundheit anstrengenden Studien nicht gewachsen. Über den sogenannten „femininen" Verstand ist ja zu allen Zeiten lebhaft gestritten worden; besitzt er wirklich typische Eigenschaften, die einer höheren Weiterentwicklung ernstlich (ich spreche von dem Durchschnitt der Frauen!) hinderlich wären? Mir scheint, als ob bei der Aufzählung aller Eigenschaften, der guten sowohl wie der schlechten, die eben der Frau beim ernsten Vorwärtsstreben hinderlich sein könnten, eine wirklich schlimme Eigentümlichkeit häufig vergessen wird, nämlich der Hang zur Zersplitterung. Meiner Meinung nach ist die Lebensführung in den meisten Fällen schuld daran, daß begabte Frauen sich oft nicht weiterentwickeln und ihre geistige Entfaltung unterdrückt wird. Die Frau soll, will und tut noch zu vielerlei, sie zersplittert sich häufig förmlich mit Aufbietung aller ihr zu Gebote stehenden Intelligenz, statt sich fest auf einen Punkt zu konzentrieren. Betrachten wir einmal den Entwicklungsgang der meisten Mädchen. Der Knabe muß lernen, er soll es unter allen Umständen, und wenn ihm die Aufgabe von einem Nachhilflehrer eingepaukt wird. Er darf bei seinen Arbeiten beileibe nicht gestört werden, und wenn er schwer lernt, muß besondere Rücksicht von der Familie genommen werden. Hat er sein Pensum beendet und treibt er nicht besondere Lieblingsstudien, so ist er meist frei zur Erholung, falls es die pekuniäre Lebenslage der Eltern nur irgend gestattet. Anders das kleine Mädchen, das mehr lernt als im allgemeinen von der „höheren Töchterbildung" verlangt wird. Selten wird ihm die gleiche sorgfältige Behandlung zuteil, besonders wenn es das Lernen nicht zu irgendeinem Beruf, der die Brotfrage bedeutet, ganz dringend braucht. Störungen der Arbeitszeit gelten als selbstverständlich. Da heißt es: auf die kleine Schwester aufpassen, den Tisch decken, Staub wischen, Brüderchen einen Knopf annähen, nach dem Essen schauen usw. All das muß ein Mädel wissen und lernen! Das ist gewiß recht schön und gut, aber dies unruhige Hin und Her macht die jungen Dinger blaß und nervös und fördert am Ende keine der erwählten Tätigkeiten. Zur häuslichen und geistigen Arbeit kommen noch die bereits beginnenden Toilettensorgen, Gesellschaftspflichten, kommen allerlei Ausnahmefälle von Pflichten, wie sie zum Beispiel Krankheiten in der Familie mit sich bringen. Heiratet ein so erzogenes, kluges, begabtes, aber nie an geistige Ordnung gewöhntes Mädchen, so wird das Übel meist noch schlimmer, besonders wenn die Vermögensverhältnisse keine allzu glänzenden sind. Mann, Kinder, Wirtschaft, außerhäusliche Interessen benötigen einen so großen Kräfteaufwand, daß schließlich jedes Teil dabei herzlich dürftig wegkommt. Man tut nun zwar alles mögliche, um den Hausfrauen die Wirtschaftsführung zu erleichtern, baut Einküchenhäuser usw., bildet geeignetes Personal in besonderen Instituten aus, aber das Wichtigste muß die Frau selbst tun: exakte Zeiteinteilung, Kräfteersparnis am rechten Platz, strenge Selbstdisziplin muß sie lernen, kein kleinliches Sichverlieren in Nebensächlichkeiten darf sie dulden. Will die Frau angesichts der modernen Anforderungen an geistige Regsamkeit ihrer doppelt schwierig gewordenen Stellung als Hausfrau, als Kameradin des Mannes und häufig noch als beruflich Tätige genügen, so muß sie ganz besonders von Kindheit auf eins sich zu eigen machen: eiserne Konzentration auf die zunächst liegende Aufgabe. Helfen wir unseren Schulmädchen schon, in diesem Sinn an sich zu arbeiten, und die junge Generation wird um eine wichtige Waffe reicher sein für den Kampf um den ersehnten unbegrenzten Wirkungskreis und die Anerkennung ihrer Leistungen.

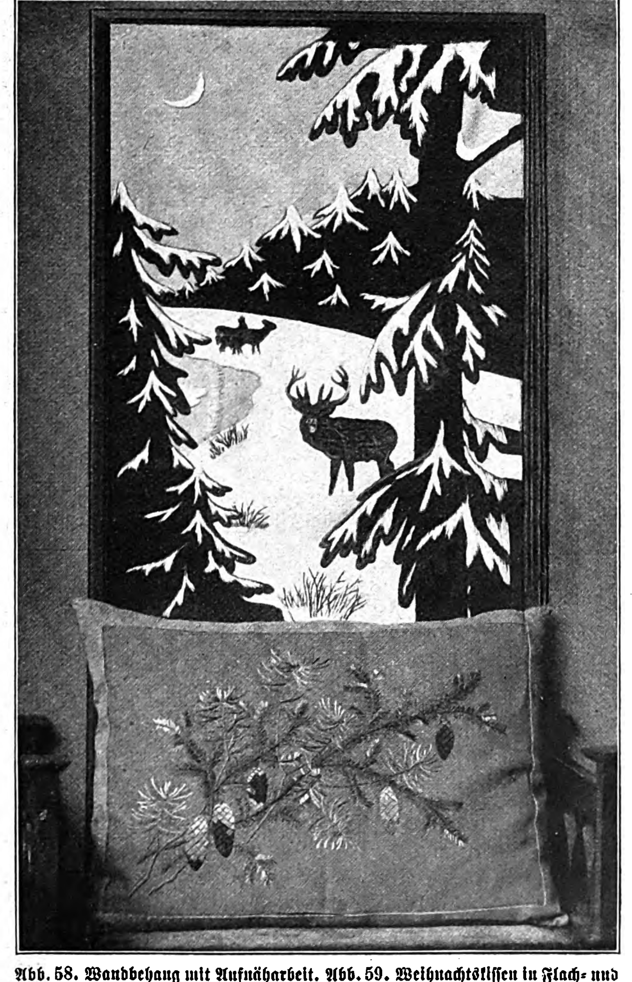


Abb. 58. Wandbehang mit Aufnäharbeit. Abb. 59. Weihnachtskissen in Flach- und Zierstich. Modelle aus dem Atelier Joh. Kupke, Dresden. Phot. Perscheid, Leipzig.

Wintersportkostüme.

Von Jahr zu Jahr gewinnt der Wintersport in Deutschland mehr Freunde und begeisterte Anhänger. Freilich ist es noch nicht allerorten wie in München, wo man an Sonntagen fast glauben könnte, die ganze Bevölkerung sei nur ein einziges Heer von Wintersportlern, die, mit Skiern und Rodelschlitten bewaffnet, ins Freie drängen. Aber das Verständnis für die gesunde, freudebringende Wirkung der kräftigen Bewegung in der herrlichen winterlichen Natur hat sich doch allenthalben immer mehr Bahn gebrochen. Damit ist auch die Frage der sportsmäßigen Ausrüstung eine dringliche für alle Kreise geworden. Vor allem hat man das langgehegte Vorurteil gegen die Art des weiblichen Anzugs, wie sie unsere Abb. 62 zeigt, nun endgültig überwunden. Beim Skilaufen, noch mehr auf dem Rodelschlitten, sind Röcke eine wenig zweckdienliche Tracht und außerdem — so kurz wie sie unbedingt sein müssen — recht unkleidsam. Da hat man sie einfach ganz weggelassen und durch weite Beinkleider ersetzt, die zudem von der langen Schoßjacke und den hochheraufgeschnürten Gamaschen fast verdeckt werden. Abb. 62 gibt ein schickes Kostüm wieder, das aus festem englischem Stoff mit angewebtem Futter gearbeitet war; Steppnähte, breite Seitentaschen und glänzende Hornknöpfe bildeten die einzige Verzierung. Unter der Jacke wurde eine gestrickte wollene Weste mit hohem Umlegekragen getragen. Mütze und Handschuhe waren aus derselben derben Strickerei, die Wickelgamaschen aus mittelbreiten Tuchstreifen in der Farbe des Kostüms, das besonders für ältere Damen sehr hübsch und dezent wirkt. Der Jugend gehören die leuchtenden Farben, wie sie unsere Bobsleighmannschaft Abb. 64 trug. Hier herrschen die Sweater oder die mit großen Perlmutterknöpfen geschlossenen gestrickten Jacken, Weiß mit breiten roten Kanten, Hellblau mit Weiß wie auf unserer Abb. 63, Lila mit Weiß, auch ein kräftiges Grün mit weißen — ja, sogar mit roten, schwarzen oder gar mit orangegelben Kanten ist jetzt sehr beliebt. Die dicken Überstrümpfe, die wollenen Handschuhe und Mützen sind natürlich stets im gleichen Ton wie die Jacke gehalten, und die Beinkleider sind meistens aus starkem Loden oder hellem englischem Stoff gefertigt. Die hohen weißen Tuchgamaschen (Abb. 64a) wirken recht elegant, sind aber für Bewegungssport leicht zu steif und bilden eigentlich ein Stückchen Sonderausstattung für den Rodelschlitten. Besonders hübsch machen sich die dem Husarenkalpak nachgeahmten Zipfelmützen der Damen (Abb. 64b und c) die der etwas schwerfälligen Sporttracht eine bewegliche Grazie verleihen. — Indessen hat der Schneesport, der immerhin eine gewisse verfügbare Menge an Zeit und Mitteln fordert, das alte Schlittschuhlaufen, das man viel bequemer haben kann, nicht zu verdrängen vermocht. Nur ist auch hier der Ehrgeiz gewachsen. Berufsläufer ringen um den Ruhm der größten Gewandtheit und Schönheit im Lauf, und das Publikum legt mehr Wert auf die eigenen Leistungen. Dadurch ist hier ebenfalls die zweckmäßige Kleidung erstes Gebot geworden. Unsere Abb. 60 und 61 geben zwei Eislaufkostüme wieder, von denen sich vor allem Abb. 61 durch große Eleganz auszeichnete. Rostroter flauschartiger Stoff mit weißen Noppen war dazu verwandt. Rock, Kragen und Ärmel waren mit Skunksstreifen besetzt, deren fast schwarze Tönung sich wundervoll von der Farbe des Kostüms abhob. Abb. 60 war ein wenig einfacher aus graugrünem Homespun gefertigt und mit dem neuerdings sehr in Aufnahme gekommenen und besonders für Blondinen so vorteilhaften Oppossum besetzt. Beide Modelle waren mit hellem Pelz abgefüttert; doch genügt auf den meist geschützt liegenden Eisbahnen schon die Bewegung des Laufs, um der Winterkälte Widerpart zu bieten, und die hitzenden Überkleider ermüden nur. Einzig auf sehr zugigen Plätzen oder bei längeren Ausflügen ist solche besonders warme Fütterung als Schutz gegen den durchdringenden Wind zu empfehlen.



Abb. 61. Eislaufkostüm. Modell aus dem Atelier August Polich, Leipzig. Phot. Ernst Schneider, Berlin.



Abb. 60. Eislaufkostüm. Modell aus dem Atelier August Polich, Leipzig. Phot. Schneider, Berlin.





Abb. 62—64. Kostüme für den Ski- und Rodelsport. Phot. Ernst Schneider, Berlin.

Unsere Handarbeiten.

Winterwald — Weihnachtsstimmung! Wie leuchten sie uns aus unserer Abb. 58 entgegen. Fast möchte man zweifeln, daß so viel Schneeglanz und Licht mit einer Nadeltechnik hervorgezaubert worden sind. Und doch ist der Wandbehang einfachste Aufnäharbeit. Die Umrißlinien des Musters werden auf den graublauen Untergrund, der zugleich die Färbung der Luft und des Wassers hergibt, übertragen, dann das weiße Tuch für die Schneedecke, das hellere Grün für die Tannen im Vordergrund und das Schwarzgrün des zurückliegenden Waldes aufgeklebt und sorgfältig nach der Aufzeichnung ausgeschnitten. Die Tuchstücke werden mit gleichfarbiger Wolle mit breiten Flachstichen ringsum befestigt und der Schneebelag auf den Tannenzweigen mit weißer Wolle unterlegt und mit weißer schimmernder Seide ausgefüllt. Die Hirsche werden aus unregelmäßig gerippptem braunem Plüsch geschnitten und mit stumpfer Seide ausgestickt. Das ist das einzige an der Arbeit, das etwas zeichnerisches Geschick voraussetzt. Auch die schmale Mondsichel links oben und die braunen welken Grasbüschel auf dem Schnee werden nachträglich aufgestickt. — Leichter noch ist die Technik des Kissens, Abb. 59, das auf graubraunem Leinen gearbeitet und mit jägergrünen Leinenstreifen eingefaßt wird. Die Tannenzweige werden in Zierstich aus verschiedenen Schattierungen Grün, die Zapfen in Flachstich, schuppenförmig, in verschieden brauner Seide ausgeführt. Eine mühevolle aber lohnende Arbeit bietet Abb. 65. Das Oval ist auf Leinen mit weiß[em] DMC-Garn in Richelieu- und Weißstickerei gestickt. Fertige Fil[et-] Carreaus, in drei Größen eingesetzt, geben dem reichen Milieu d[as] zarte duftige Aussehen, das durch die grazi[öse] Anordnung der erhaben gearbeiteten Rankenmotive noch erhöht wird. Nadelspitzen umrandeten das Original, doch können sie durch einen Abschluß in Weißstickerei ersetzt werden. Sehr hübsch wirkt es, wenn bei der Dekoration einer größeren Tafel dem RichelieuOval zu beiden Seiten Deckchen in gleich[er] Technik angesetzt werden. Mit den [vier] Blusen auf unserer Abb. 66 hoffen w[ir] unseren Leserinnen eine besondere Freude [zu] bereiten. Seit unsere anmutige Kronprinze[ssin] diese echten bulgarischen Stickereiblusen [und] -kleider mit großer Vorliebe trägt, sind [sie] bei der deutschen Frauenwelt außerorden[t]lich beliebt geworden. Aus gut wa[sch]barem Original-Balkanstoff gefertigt, [für] jede Größe passend, werden sie vom Modeatelier (Joh. Kupke, Dresden) mit [vor]gearbeitetem Smok (der Faltengarnitur [des] Halsausschnittes) und Ärmelbündchen [ge]liefert. Die Stickerei auf Kragen und Ob[er]ärmel wird mit Filoflloßseide gearbeitet. D[ie] Farben können nach persönlichem Gesch[mack] zusammengestellt werden. Während Abb. [b] in sehr bunten Tönen — rot, gelb, bl[au,] schwarz — ausgeführt war, wirkten Abb. [c] und d besonders vornehm durch die sch[öne] Verwendung von zwei Nuancen Lila[,] Fraise und etwas Schwarz, und das [stili]sierte Muster auf Abb. a war ganz in [...] blau gearbeitet. Abb. d ist von der G[rund]form abweichend mit Halsausschn[itt und] Kimonoärmeln gedacht, wodurch der [...] in Wegfall kommt und die Stickerei reicher wirkt.

Mustervorzeichnungen zu unseren [Hand]arbeiten sind durch die Geschäftsstelle [des] „Reclams Universum“ zu beziehen, [und] zwar: zu Abb. 58 für 1,80 Mark (2,[...] zu Abb. 59 für 1,30 Mark (1,65 Kr.) Abb. 65 für 2,30 Mark (2,90 Kr.) zu Abb. 66 a—d für je 1,50 Mark (1,[...]



Abb. 65. Milien in Richelieu- und Weißstickerei. Modell aus dem Atelier von Joh. Kupke, Dresden. Phot. Perscheid, Leipzig.



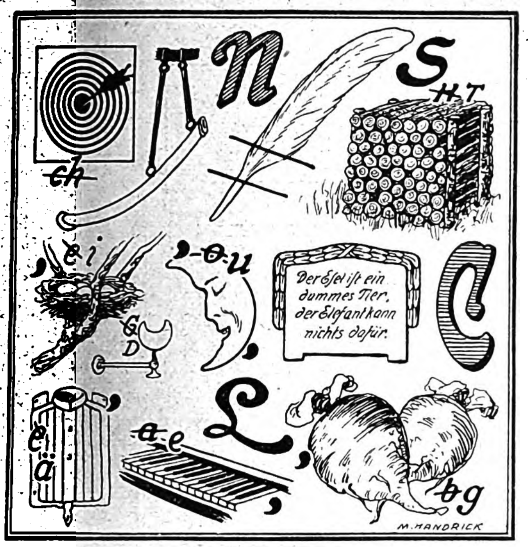
Abb. 66 a—d. Gestickte Bluse; drei Blusen in bulgarischer Stickerei. Modelle aus dem Atelier von Joh. Kupke, Dresden. Phot. Perscheid, Leipzig.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen“: Charlotte Gräfin Rittberg, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in [Leipzig].



Rätsel und Aufgaben.

Bilderrätsel.



Rätsel.

...ne einen Wandersmann,
...an ihn selten findet:
...er Reisen weite Bahn
...nze Welt verbindet.

Er ist bald hier, bald dort zu Gast
Und stiftet reichen Segen;
Die Hast läßt ihm nicht lange Rast,
Er muß sich immer regen.

Blitzartig taucht er plötzlich auf
Und treibt zu raschen Taten
Den Menschengeist in raschem Lauf:
Jetzt eil' dich, ihn zu raten! A. H. M.

Kapselrätsel.

...gte einen Offizier,
... er Kinder habe.
...agte er, „mein eigen sind
...Mädchen und ein Knabe.“

Und wie sie heißen, wollte ich
Von ihm noch weiter hören.
„Das Namensuchen“, meinte er,
„Konnt' mich nicht lange stören.

Es hat mein hoher Kriegsberuf
Ja sieben ganze Zeichen.
Die sieben Namen konnte ich
Aus ihm zusammenstreichen.“ P. Clemens.

...	d	d
...	c	e
...	l	l
...	r	r

Magisches Quadrat.

Die nebenstehenden Buchstaben lassen sich so ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen ergeben: zwei Harzflüsse, englische Seestadt und einen wasserliebenden Baum. C.

Logogriph.

Als Zeitabschnitt zähl' ich auch mit,
Das kann niemand bestreiten.
Bin ich anständig Schritt für Schritt,
Gefall' ich auch den Leuten.
Bin ich nach Wunsch nicht überall,
Nimmt man den Kopf mir runter,

Alsdann geschieht in diesem Fall
An mir ein großes Wunder;
Denn werde umgestellt ich dann,
Bin ich ein oft begehrter Mann,
Der treu gern seine Pflicht erfüllt
Und auch den Durst der Menschen stillt.

Rösselsprung.

	die	bun-	sten	sten	
te-	mei-	dümm-	paul	am	so
dümm-	zen	sten	sind	in-	tie-
am	die	die	put-	jean	ten
	sten	sich	sel-	re	

W. B. E.

Dreisilbige Scharade.

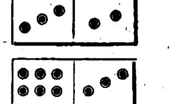
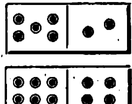
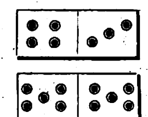
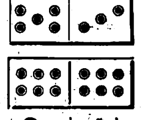
Vom Wort der ersten Silben zwei
Gibt es der Arten mancherlei;
Die einen sind ein herbstlich Kind,
Das man im Tannenwalde find't.
Und wieder andre, klar und weiß,
Beschert der Winter uns von Eis.

Die dritte Silbe nah und fern
Spielt mancher seinem Nächsten gern;
Zuweilen weil's ihm Freude macht,
Und manchmal, daß man drüber lacht,
Doch oft auch zu des andern Leid,
Aus Bosheit oder Schadenfreud'.

Das Ganze gibt's beim Militär —
Man bringt es dar als eine Ehr'.
Insonderlich für hohe Gäste
Fehlt selten es im Kranz der Feste
Mit Klarinett' und Paukenschlag —
Und fröhlich rennt das Volk ihm nach. H. E.

Magisches Dominoviereck.

Von den 8 Dominosteinen:

ist ein Viereck zu bilden, so daß die Summe der Augen der Dominosteine in allen wagerechten, senkrechten und den beiden Hauptdiagonalreihen 17 ist. C.

Geographisches Umstellrätsel.

Anker fahnen (us), bock nest (ei), ebene griff (rg), ehe tal (tn), ente haus (in), fels mord (me), grob nur (ne), imme stern (ha), klauen raster (is), ufer rang (bu). Aus je zwei aufeinander folgenden Wörtern sind durch Umstellung der Buchstaben und Hinzufügung der in der Klammer folgenden zwei Buchstaben deutsche Städtenamen zu bilden; die Buchstaben in der Klammer dürfen nicht umgestellt werden, sie ergeben richtig geordnet und aneinander gereiht ein englisches Sprichwort in deutscher Übersetzung. Die Städte liegen in Schwarzburg-Rudolstadt, Königreich Sachsen, Schlesien, Westfalen, Baden, Brandenburg, Sachsen-Altenburg, Westpreußen, Bayern, Ostpreußen. C.



Rätsel und Aufgaben.

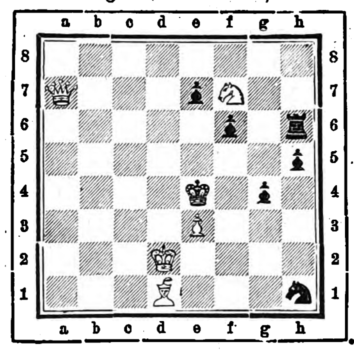
Palindrom.

Du sahst gewiß schon manches Tier
Da draußen es mit Lust verspeisen,
Auch wird's wohl mal gedrückt von dir,
Doch graut es dich, hineinzubeißen.
Denn in dem umgekehrten Wort
Säh man alsdann dich bald erscheinen,
Und schließlich brächt' man drin dich fort,
Und traurig blickten nach die Deinen.

P. S.

Schachaufgabe.

Von F. Möller in Ahlten.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Logogriph.

Er war das Wort und trieb sich schon
Seit Monden arbeitslos umher.
Er hatte nichts als Bettellohn.
Doch plötzlich nun, da ging's nicht mehr.
Er mußte leider sich bequemen
Und schrecklich! — wieder Arbeit nehmen.
Als was? Es sagt das Rätselwort,
Nimmt man ihm l und d noch fort.

A. A.-W.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in H

Bilderrätsel: Es gibt keinen besseren Freund als dieses

Viersilbige Scharade: Liebfrauenmilch.

Anagramm: Erle, leer.

Magisches Quadrat:

m	a	u	s
a	l	m	a
u	m	e	a
s	a	a	z

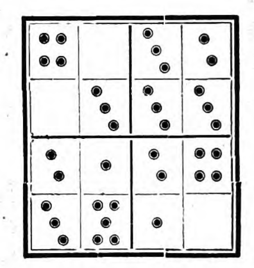
Salta-Aufgabe:

1. 91—101	81—91	4. 81—92	91—81
2. 71—81	32—42	5. 72—91	81—71
3. 92—102	42—32	6. 61—72	71—61

Jeder hat noch 3 Züge, die Partie ist remis.

Scharade: Schwalbenschwanz.

Magisches Dominoviereck:



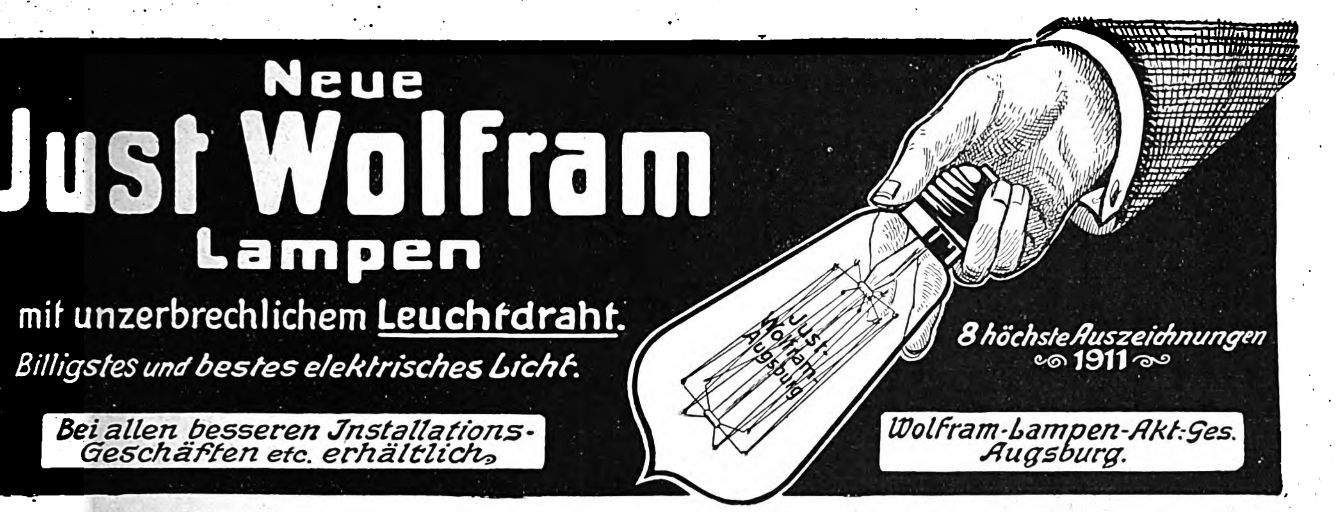
Sprichworträtsel: Erfurt, Ahrweiler, Melsungen, Mistassini, Peterhof, Bureja, Braunschweig, Eulengebirge. — Erfahrung i teure Schule.










Neue
Just Wolfram
Lampen
mit unzerbrechlichem Leuchtdraht.
Billigstes und bestes elektrisches Licht.
Bei allen besseren Installations-Geschäften etc. erhältlich
Just Wolfram Augsburg
8 höchste Auszeichnungen
1911
Wolfram-Lampen-Akt.-Ges. Augsburg.


e lieben die Reinlichkeit
nd trinken Ihr Wasser unfiltriert?
s enthält viel Unreinigkeiten, die
ur durch Berkefeld-Filter leicht
entfernt werden.
Kristallklares Wasser
für Hausgebrauch und Industrie.
Berkefeld-Filter
Gesellschaft m. b. H.
Celle 18.
sliste gratis u. franko.


ZEISS
FELDSTECHER
Zu beziehen zu Fabrikpreisen durch die meisten optischen
Geschäfte sowie von
Berlin : Hamburg
Wien
London
CARL ZEISS
JENA
Mailand :: Paris
St. Petersburg
Tokio
Prospekt T 71 kostenfrei.

Briefkasten.

Anonyme Anfragen können keine Berücksichtigung finden.

Rosegger-Sammlung. Sie möchten über den Stand der Rosegger-Sammlung Näheres erfahren. Bis Ende Oktober 1912 waren 1466 Bausteine gezeichnet. Eingezahlt sind im ganzen 2710896 Kronen, ein Erfolg, der überaus erfreulich ist. Für Schulbauten und Schulbauunterstützungen in solchen Gegenden, in denen das Deutschtum gefährdet ist, sind bis jetzt insgesamt 1590000 Kronen bewilligt worden. Wir wünschen dieser Sammlung im Interesse des Deutschtums ein weiteres Wachstum und viele neue Spender.

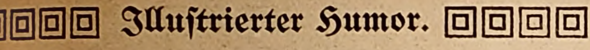
Ein Abonnent. Das Gedicht von F. B. ist für uns leider ungeeignet.

G. J. in K. Man hat allerdings gefunden, daß Kurzsichtigkeit während des Winters zunimmt und zwar in viel höherem Grade als im Sommer. Der Grund ist klar. Wenn auch die Kurzsichtigkeit meist angeboren ist, so wird doch ihre Entwicklung durch Überanstrengung und ungenügende Schonung außerordentlich begünstigt. Dazu ist im Winter, wo man mehr zu Hause sitzt und wo es oft „kaum Tag werden will“, vielfach Gelegenheit vorhanden. Um daher die befürchtete Steigerung Ihrer Kurzsichtigkeit zu vermeiden, müssen Sie für helle Beleuchtung sorgen und müssen die Arbeiten in der Häuslichkeit, die eine Anstrengung der Augen erfordern, auf das notwendigste Maß herabsetzen. Das Licht muß von links kommen, damit der Schatten der Hand nicht auf die Schrift oder die Arbeit fällt. Auch sollen Sie nicht zu lange hintereinander arbeiten. Machen Sie öftere Pausen — wenn auch nur für einige Minuten —, richten Sie sich aus gebeugter Haltung auf und sehen Sie ins Weite. So entlasten Sie die Augen wenigstens von Zeit zu Zeit. Das Schwächegefühl der Augen können Sie dadurch bekämpfen, wenn Sie sie zwei- bis dreimal täglich mit abgestandenem Wasser waschen oder einen kleinen Umschlag darüber machen, indem Sie dem Wasser auf ein Glas eine Messerspitze Borax zusetzen. Im übrigen sollten Sie die feineren Handarbeiten möglichst unterlassen. Sie sind für schwache Augen geradezu „Gift“ und sind mit zunehmender Kurzsichtigkeit und Augenschwäche zu teuer bezahlt.

Dr. M. Ad 1) Unter freier Arztwahl, die die Ärzteschaft heute zur Forderung an die in Betracht kommenden Kreise erhebt, haben Sie zu verstehen: das Recht für das Mitglied einer Krankenkasse, sich einen Arzt zu wählen aus der Zahl aller, die sich in dem betr. Bezirk der Kasse zu bestimmten Bedingungen zur Verfügung gestellt haben. Freie Arztwahl steht im Gegensatz zu dem Distriktsarztsystem, bei dem nur eine meist kleine Zahl von Ärzten angestellt ist, so daß den Kranken entweder nur eine sehr kleine oder gar keine Wahl bleibt. Die Forderung ist von hoher ethischer Bedeutung für Publikum wie für Ärzte insofern, als das Kassenmitglied sich immer wirklich an den Arzt seines Vertrauens wenden kann, für die Ärzte wegen der Unabhängigkeit von oft recht anmaßenden Kassenvorständen. Nur ein freier Ärztestand kann seine hohen Aufgaben erfüllen! Die Erfahrungen mit der freien Arztwahl haben entgegen den Behauptungen ihrer Gegner gezeigt, daß die Kassen finanziell meist mit ihr besser fahren unter bestimmten Kautelen, die die Ärzte selbst wünschen. — Ad 2) Ein Arzt ist rechtlich nicht jederzeit und auf jedermanns Ersuchen zur Hilfeleistung verpflichtet (wenigstens im Deutschen Reiche!).

C. A. 22. Ein wirksames Mittel, ergrauendem Haar seine alte Farbe wiederzugeben und dauernd zu erhalten, gibt es nicht. Das steht absolut fest und Sie sollten andern Behauptungen mit dem größten Mißtrauen begegnen. Das einzige, was Ihnen danach übrig bleibt, ist das Färben mit einem unschuldigen Mittel. Als solches haben wir das Eugatol der Berliner Aktiengesellschaft für Anilinfarben kennen und schätzen gelernt. Es wird in verschiedenen Farben hergestellt und die Gebrauchsanweisung liegt immer bei. Mit andern Mitteln seien Sie sehr vorsichtig; Sie können damit wohl gute Augenblickserfolge haben, gewöhnlich verdirbt man sich aber bald das Haar selbst und auch die Farbe gründlich.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf das „Universum“ zu beziehen.



Illustrierter Humor.



Scharfblick.

Geschäftsangestellter (im Begriff, sich dem eingetretenen ...cié vorzustellen): „Mein Name ist —"

Kompagnon (ihn unterbrechend): „Weiß schon, Sie heißen Hase!"

Angestellter: „Woraus schließen Sie das?"

Kompagnon: „Ihr Chef sagte mir vorhin, ich habe einen ...schen im Geschäft, der schläft mit offenen Augen!"

Winke und Mitteilungen.

Wer kennt ihn nicht? Richters Anker-Steinbaukasten nämlich! Unter den vielen tausend Spielen nimmt er eine Ausnahmestellung ein, und mit Recht wird ihm die ehrende Bezeichnung „Des Kindes liebstes Spiel“ beigelegt. Die vielen Dankesäußerungen von Eltern und Lehrern beweisen immer von neuem, welch' hoher Wertschätzung sich Richters Anker-Steinbaukasten erfreut. Es sollte daher niemand versäumen, sich unter Bezugnahme auf das Universum die reichillustrierte Baukasten-Preisliste von der Firma F. Ad. Richter & Co., Rudolstadt, kommen zu lassen. Sie gibt Aufschluß über die überaus beliebten Kugelmosaikspiele „Meteor“ und viele Geduldspiele zu billigen Preisen.

Ein Hausinstrument, das sich steigender Beliebtheit erfreut, ist das Harmonium. Die anheimelnde weiche Stimmung dieses Instrumentes macht es gerade für die deutsche Familie zu einem besonders geeigneten Kameraden der langen Winterabende, und das um so mehr als die Harmoniummusik eine vorzügliche Gesangsbegleitung ist. Güte und Preiswürdigkeit sind die glücklichen Eigenschaften der Harmoniums der Firma Aloys Maier, Kgl. Hoflieferant in Fulda. Die Harmoniums dieser Firma sind über den ganzen Erdball verbreitet. Dazu trägt sicherlich bei, daß die Preise bei bequemster Zahlungsweise mäßig sind. Der Firma ist es gelungen, einen praktischen Apparat zum billigen Preis von 30 Mark herzustellen, der es jedem ermöglicht, ohne Vor- und Notenkenntnisse vierstimmige Lieder, Choräle, Opernmelodien sofort spielen zu können. Unseren Lesern schickt die Firma Aloys Maier gern den neuen Prachtkatalog mit 31 Abbildungen unentgeltlich und franko.

Der Zeitgeist tritt auch im harmlosen Spielzeug der Kinder zutage. Außer den althergebrachten Zeitvertreibern der Buben und Mädchen — der Schäferei, des Krämerladens, der Küche und wie immer die hunderterlei schönen Dinge heißen mögen — hat unser technisches Zeitalter einen Typ von Spielsachen geschaffen, der im besten Sinne vollkommen ist, denn er unterhält nicht nur köstlich, sondern er bildet nebenher, befaßt sich sogar mit dem größten Problem unseres Jahrhunderts. Die Luftschiffahrt ist der neue Zeitvertreib der wißbegierigen Knaben, und auch mancher weibliche Aeronaut läßt das Luftschiff, den Aeroplan, Monoplan oder Biplan, den Rumpler-Eindecker Nr. III oder den Blériot-Flieger der bekannten Spielwarenfirma A. Wahnschaffe in Nürnberg 111 in die Luft steigen. Es ist wirklich lohnend, den Weihnachtskatalog der Firma zu studieren. Zahllose Neuheiten aus allen Gebieten der Spielzeugindustrie finden wir da, und der erwachsene Leser denkt melancholisch seiner Jahre, er möchte sich selbst gern noch mit den schönen Dingen beschäftigen. Der Universumleser tut gut, sich den Katalog schicken zu lassen.

Mehr als 20000 Persönlichkeiten bekannten Namens näher kennen zu lernen, ist ein großer Gewinn, der uns durch Degeners Zeitgenossen-Lexikon „Wer ists“ übermittelt wird. Die soeben erschienene 6. Ausgabe ist wieder vollkommen neu bearbeitet und um etwa 3800 neue Aufnahmen erweitert worden. Zeitgenossen, die uns auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens entgegentreten, lernen wir kennen. Alle Persönlichkeiten sprechen für sich selbst, sie geben nähere Auskunft über ihre Eltern und Vorfahren, Bildungsgang, Heirat, Familie, Werke, Lebenslauf, Spezialgebiete und Liebhabereien, Adresse usw. Das hochverdienstvolle Werk, das von Tausenden unserer größten lebenden Zeitgenossen schon längst als ein ganz unentbehrliches Buch erklärt worden ist, bringt außerdem noch die Biographien der europäischen Fürsten und ihrer Familien, ferner ein erschöpfendes Verzeichnis sämtlicher Bildungsstätten, Museen, Bibliotheken usw. Deutschlands, Österreichs und der Schweiz, und im Anschluß eine Liste der Verstorbenen, die in früheren Ausgaben vertreten waren. Das vornehm ausgestattete, über 2100 Seiten starke Buch (geb. 12.50 Mark) ist für jedes Haus eine Quelle ungeahnten, interessanten Wissens.



Berndorfer

Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Niederlage Berlin W., Leipziger Strasse 6, Berndorfer Haus





Schutzmarke f. Alpacca-Silber!



Schutzmarke für Rein-Nickel



Schutzmarke f. Alpacca-Silber!



Schutzmarke für Rein-Nickel



Bestecke und Tafelgeräte

aus Alpacca-Silber

Rein-Nickel-Kochgeschirre

Einzelverkauf in den einschlägigen Geschäften

PREISLISTEN KOSTENLOS



Sport Hockey-Schläger 3.50 4.– Fußbälle etc. Preisl. gratis.
Spielwaren! L. Beneke, Heidelberg 5.

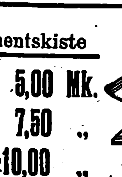
Kgl. Preuss. Staats-Medaille.

W. Gumpert, Honigkuchen-Bäckerei,

Berlin C., Königstrasse 22—24.

Neu! Neu!

nigkuchen-Sortimentskisten.



entskiste
5,00 Mk.
7,50 „
10,00 „
15,00 „



Die Auswahl der Kisten habe ich so getroffen, dass in jeder derselb. meine gangbarsten Sorten Honigkuchen enthalten sind, die sicherlich auch, infolge ihrer gediegenen Ausstattung als Präsentkiste zum Fest, den vollen Beifall mein. wert. Kundschaft finden dürfte.

aues Inhaltsverzeichnis der Sortimentskiste wird auf Wunsch zugesandt. Jeder Kiste liegt ein Abreisskalender bei.

Ferner empfehle für den Versand geeignet:

se-Marzipan, Marzipanbrod, Marzipan-eeconfect und Marzipan-Kartoffeln,

1,20 und 1,60, 1/4 30 und 40 Pfg. täglich frisch.

backene Napfkuchen u. Stollen v. 1 M. an.

Reich illustrierte Preisliste gratis und franko.

Gegründet 1858.

Für den Weihnachts-Tisch!

Ein außergewöhnlich praktisches Geschenk ist eine komplette Garnitur für Pflege von Parkett und Linoleum der Firma W. Dückhardt, Hanau 23; Herstellung der rühmlichst bekannten Dreadnought-Parkettreiniger. Interessante Broschüre über vorteilhafte Behandlg. v. Parkett u. Linoleum gratis.

Spiel und Sport im Winter!

Schach u. alle and. Brett- u. Gesellschaftsspiele, Dominos, Roulettes, Spielkassetten, Spieltische, Spielkarten, Pokerkasten, Tivolis, Tischbillards, Zimmerturngeräte, Kegelbahnutensilien, Schlittschuhe, Schlitten, Schneeschuhe etc. in gediegenster Ausführung. Verlangen Sie bitte Preisliste 8.

E. H. Schütze, Berlin SW. 68, Kochstraße 35.

Eckardt's selbstspielende **Christbaum-Ständer mit Musik**

drehen 1 Ctr. schwere Bäume. *110 000 verkauft!*

Mit Walzenmusik 2 Ausführungen: (Nickelgehäuse oder Felsgruppe).

Mit auswechselbaren Stahlnoten: **„Gloriosa“**, Hochf. mechan. Musikwerk fürs ganze Jahr. Zierde jed. Festtafel.

Wo nicht erhältl., direkt v. Fabrik. **J. C. Eckardt, Cannstatt** bei Stuttgart.

— Illustrierte Preisliste frei. —

Weihnachts-Anzeiger

Weihnachtsbüchertisch.

Der Brunnen im Volksleben. Von Dr. Berthold Rein. Mit 105 Abbildungen. (Verlag von R. Piper & Co. in München. Preis kart. 3 Mark, geb. 4 Mark.) Vor einiger Zeit hatten wir Gelegenheit, auf zwei vortreffliche Neuerscheinungen aus dem Piperschen Verlage „Die schöne deutsche Stadt; Mitteldeutschland und Süddeutschland" hinzuweisen. Ihnen reiht sich als ein ähnlich geartetes Buch, wenn auch für sich stehend, „Der Brunnen im Volksleben" an, ein prächtiges Werk, das an der Hand reizvoller Bilder die Entwicklung und Formen des Brunnens betrachtet und uns seine Bedeutung im Volks- und Gemütsleben namentlich der älteren Zeit schildert. Das Buch verdient eine recht weite Verbreitung, die ihm sein bei dem reichen Abbildungsmaterial sehr niedriger Preis erleichtern wird. Es wird vornehmlich auch den Bestrebungen des Heimatschutzes dienen können und deshalb überall da besonders willkommen sein, wo man an diesen Bestrebungen Anteil nimmt.

Seegeschichten und andere Gaben für die reifere Jugend, herausgegeben zugunsten des österreichischen Flottenvereins. Das von Karl Anzengruber bearbeitete Buch enthält 128 Geschichten, Schilderungen, Gedichte, Fabeln usw., darunter Originalbeiträge von Erzherzog Ludwig Salvator, Peter Altenberg, Raoul Auernheimer, Ernst Decsey, F. K. Ginzkey, Rudolf Greinz, Fritz Stüber-Gunther, Hermann Hango, Rudolf Hawel, Ludwig Hirschfeld, Wilhelm Kienzl, Alex. Landesberg, Viktor Léon, Adam Müller-Guttenbrunn, Walter v. Molo, Eduard Pötzl, P. K. Rosegger, Hugo Salus, Paul Wertheimer und anderen hervorragenden Schriftstellern. Sechs farbige Vollbilder schmücken das interessante, in der Druckerei- und Verlags-A.-G. vorm. R. v. Waldheim, Jos. Eberle & Co. in Wien erschienene Werk.

Lieder und Gedichte. „Weihnachtslieder für jung und alt", ausgewählt von Margarete Lenk, mit Bildern von W. Steinhausen, L. Richter u. a. bringt der Verlag Johannes Herrmann in Zwickau. (Preis geb. 1 Mark.) Die kleine Sammlung enthält 52 der schönsten Weihnachtslieder. — „Für junge Herzen" ist ein kleines Buch mit Kindergedichten von Ludwig Nübling betitelt; Zeichnungen sind von Balduin Aistermann. Es ist erschienen im Volksvereins-Verlag G. m. b. H., M.-Gladbach. (Preis geb. 1,20 Mark.) — „Des deutschen Arbeiters Herz- und Hammerschläge" nennt sich eine von M. Fr. Eisenlohr herausgegebene Sammlung (Preis geb. 1,20 Mark), die im gleichen Verlag erschienen ist. Ein frischer, befreiender Zug geht durch sie hin, im Gegensatz zu den meisten Arbeiter- und Industriegedichten, auf denen gewöhnlich ein Gemütsdruck lastet. Neben älteren Dichtern, wie Goethe, Schiller, Hebbel, Uhland, sind die Sänger der modernen Zeit berücksichtigt, unter anderen Liliencron, Eschelbach, Dransfeld, Karl Lindner; auch der Herausgeber steuerte eine Reihe von Gedichten bei.

Julklapp, eine deutsche Weihnachtsgabe 1912. (Verlag von Albert Bonnier in Leipzig. Preis 1,50 Mk.) Ein sehr hübsches Weihnachtsgeschenk für liebe Freunde und Bekannte; vorzügliche Schriftsteller und Künstler haben an dem Inhalt mitgearbeitet. Für Gegenden, denen das Wort Julklapp fremd ist, ist das Werk unter dem Titel „Sanct Niclas" erschienen.

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend. („Union", Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. Preis pro Band 1 Mk.) Die Illustrierten Taschenbücher bilden eine Sammlung von kleinen, hübsch ausgestatteten und illustrierten Büchern, die dem jugendlichen Belehrungs- und Unterhaltungsbedürfnisse geschickt angepaßt sind. Vor den abenteuerlichen Kriegs- und Indianergeschichten verdienen diese instruktiven Literaturerzeugnisse den Vorzug für jeden, der Söhne, Neffen oder junge Freunde in ihnen nützlicherweise erfreuen will.

Der junge Experimentierkünstler. 1. Band: Physikalische Versuche. 2. Band: Plaudereien über Chemie. 3. Band: Versuche mit Elektrizität. Ein Experimentierbuch für die Jugend von Hanns Günther. (Verlag von E. Nister in Nürnberg. Preis pro Band 1,20 Mark.) In anregender Weise führt der Verfasser die wißbegierige Jugend in die von ihm behandelten Gebiete ein. Er stellt sich mitten unter die Jugend und nun wird unter seiner Anleitung experimentiert. In munterem Dialog wechseln Frage und Antwort über die Experimente, die ohne Schwierigkeit mit selbstgefertigten Apparaten auszuführen sind.

Weihnachts-Anzeiger

Weihnachtsbüchertisch.

Vom Kongo zum Niger und Nil. Unter diesem Titel ist soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig der zweibändige Bericht der unter der Leitung des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg glücklich vollendeten Deutschen Zentralafrika-Expedition 1910/11 erschienen, aus dem wir in Heft 9 bereits einen Abschnitt veröffentlicht haben. Das Werk ist in der Tat, wie der Verlag sagt: ein ehrendes Zeugnis deutscher Tatkraft. Jeder Führer der Teilexpeditionen erzählt seine Erlebnisse und Erfahrungen, und die verschiedenen Berichte schließen sich zu einem fesselnden Ganzen zusammen. Der Herzog selbst erforschte die Gebiete des Tschad-Sees und seines mächtigen Zuflusses, des Schari. Er hatte sehr interessante rlebnisse mit den prachtliebenden Sultanen jener uralten Negerreiche, denen ein Stück Mittelalter wiedererstanden erscheint, und er versteht s ausgezeichnet, die deutsche und die französische Kolonialverwaltung in ren Vorzügen und ihren Gegensätzen zu charakterisieren und auf Er-rebenswertes in unsern Kolonien hinzuweisen. Sein Begleiter und djutant Hauptmann von Wiese drang vom Schari durch die Urwälder es Uelle-Gebiets auf die Steppenflächen des Nilbeckens hinaus und achte dabei Bekanntschaft mit Stämmen, die zu den grausamsten enschenfressern gehören. Dem Zoologen Dr. Schubotz, der gleichfalls eses Urwaldgebiet durchquerte, war das seltene Glück beschieden, ein ahezu sagenhaftes Tier, das Okaji, zum ersten Male in frischgeschossenem ustand photographieren zu können. Kunstmaler Heims versteht es nicht r, die Eingeborenen, mit denen er in unbekannten Gebieten zu tun tte, im Bild festzuhalten, er weiß sie auch trefflich zu schildern, und it Behagen liest man den Bericht von seinen mannigfaltigen Erlebnissen. ch seine Freundin Simba, die Löwin, die inzwischen Berlinerin geworden gewinnt die Sympathie des Lesers durch ihre Streiche. In ein ganz bekanntes Gebiet Südkameruns führt Dr. Schultze. Ein ungeheurer hter Urwald verbirgt reiche Schätze, und zum ersten Male erfährt das tsche Publikum Näheres über Land und Leute in diesem zukunftsreichen biet. Zwerge und Menschenfresser bevölkern den Urwald. Der Forscher es verstanden, mit den Zwergen, den Jägern des Urwalds, auf vertraulichen Fuß zu kommen und sie in ihrem Familienleben zu beobachten. Die Menschenfresserei ist in Südkamerun unglaublich ausgeartet. Werden doch die eigenen Eltern mit denen befreundeter Familien zum Fressen ausgetauscht! Aber glücklicherweise hat die deutsche Kolonialverwaltung es verstanden, auch im undurchdringlichen Urwald der Kultur Wege zu ebnen. Der Botaniker der Expedition Dr. Mildbraed entrollt prachtvolle Bilder der Inseln Fernando Po und Annobon im Golf von Guinea. Erstaunlich ist der Reichtum des Buches an ausgezeichneten bunten und einfarbigen Abbildungen, Kabinettstücken der modernen Reproduktion. Jedem, der gern von eigenartigen Ländern und Völkern hört und sich für deutsche Forscherarbeit im schwarzen Erdteil interessiert, sei das Werk zur Anschaffung empfohlen. (Preis geb. 20 Mark.)

Der kleine Meyer. – Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens. Ein bedeutsames, überaus empfehlenswertes Buch für den Weihnachtstisch ist „Meyers Kleines Konversations-Lexikon", das in siebenter, gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage erschienen ist. Es umfaßt mehr als 135000 Artikel und Nachweise auf über 6000 Seiten Text mit 6512 Abbildungen, Illustrationstafeln, darunter 86 Farbendrucktafeln, und 147 Karten und Plänen sowie 127 Textbeilagen. Die 6 Bände in Halbleder gebunden zu je 12 Mark bilden ein Nachschlagewerk ersten Ranges, einen nie versagenden Quell des Wissens. Lange fehlte es an einem Mittelding zwischen dem allzu großen und dem allzu kleinen Meyer, an einem bürgerlichen Konversations-Lexikon für die weitesten Kreise des Mittelstandes. Von dieser Erkenntnis mag das Bibliographische Institut in Leipzig ausgegangen sein, als es zur siebenten Auflage des „Kleinen Meyer" schritt. Denn aus dem zweibändigen „Kleinen Meyer" wurde ein bürgerliches Normal-Lexikon in sechs Bänden. In stattlichem Gewande mit farbigem Lederrücken tritt ein jeder von ihnen vor uns und schüttet auf fast oder sogar mehr als 1000 Seiten seinen reichen Inhalt vor dem Leser aus. — Noch knapper gehalten und für jedermann erschwinglich ist „Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens", dessen

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Weihnachts-Anzeiger

Weihnachtsbüchertisch.

(Fortsetzung.)

beide Bände jetzt in sechster, gänzlich neubearbeiteter Auflage vorliegen. Sie enthalten annähernd 100 000 Artikel auf 1600 Seiten Text mit 1220 Abbildungen auf 80 Illustrationstafeln, 32 Karten, 35 selbständigen Textbeilagen und 30 statistischen Übersichten, und kosten in Halbleder gebunden je 11 Mark. Trotz aller Kürze klar und allgemeinverständlich, übersichtlich und anschaulich ist diese neue Auflage von „Meyers Handlexikon", in dem alle Wissensgebiete berücksichtigt sind. Auch die im täglichen Leben vorkommenden und im Weltverkehr üblich gewordenen Fach- und Kunstausdrücke, Fremdwörter mit Aussprache- und Betonungsbezeichnung und Abkürzungen sind aufgenommen. Durch eine übersichtliche Anordnung der einzelnen Gegenstände, bei der das zu einem einheitlichen Thema Gehörige in systematisch gegliederten Übersichtsartikeln zusammengestellt und alles zum Verständnis Notwendige jeweils an derselben Stelle vereint wurde, ist das Dargebotene wirklich erschöpfend gestaltet worden. Alle Angaben entsprechen dem neuesten Stande der Dinge, und die Behandlung des Stoffes ist durchaus objektiv. Die Ausstattung ist gediegen und geschmackvoll, die Schrift klar, das Papier holzfrei und damit vor dem Vergilben geschützt. Der Einband ist dauerhaft und würdig.

Indianerleben. Von Erland Nordenskiöld. Mit 162 Illustrationen. (Verlag Albert Bonnier, Stockholm. Preis geb. 8,50 Mark.) Selten war es einem Forscher vergönnt, so tief in das innerste Wesen eines Naturvolks einzudringen wie Erland Nordenskiöld. Er zieht nicht wie andere eine unübersteigliche Grenze zwischen seinem Zelt und ihren grasbedeckten Hütten: seine Forschung ist durch keine von gelehrten Professoren aufgestellten Gesetze gehemmt. Mit bunten Federn im Stirnband, ein grobes Gewebe um die Hüften, mit gemaltem Gesicht und tätowiertem Arm nimmt er an den wilden Indianertänzen im Licht ihrer Feuer teil. Er schildert die geringe Machtstellung der Häuptlinge im Stamme, den großen Einfluß der Medizinmänner; er beschreibt die Wanderungen nach dem Flusse, nach dem Acker, die malerischen Heerzüge gegen feindliche Stämme, all die wichtigen Ereignisse ihres Lebens von der Wiege bis zum Grabe. Man nimmt Anteil an seiner Sympathie für diese Chaco-Kinder und an seiner Betrübnis über das Schicksal, das schon so viele Stämme getroffen hat und den anderen droht. Sein Werk ist ein ausgezeichnetes Unterhaltungsbuch, das gleichzeitig hohen wissenschaftlichen Wert besitzt.

Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit. Von Eduard Fuchs. 2 Bände. Zweite Auflage. (Verlag von A. Hofmann & Co. in Berlin.) Dieses erste Werk des berühmten Sittenschilderers und Karikaturenforschers ist ganz unstreitig sein bestes. Er hat vieles geschaffen, was um der Illustrationen willen vielleicht reizvoller scheint, aber Tieferes und Besseres nicht. Es ist das Standard-Werk der europäischen Karikatur und hat als solches weder Vorgänger gehabt noch gleichwertige Nachfolger gefunden. Die 500 interessanten Illustrationen fügen sich dank dem vortrefflich und mit erstaunlicher Sachkenntnis geschriebenen Text zu einem großen Kulturgemälde zusammen, aus dem der Leser mehr gewinnt als aus zehnmal so dicken Geschichtsbüchern. Wir empfehlen das Werk allen, die Sinn für Humor und Satire, für die Satire der Menschheitsgeschichte, besitzen.

Mit Gott für König und Vaterland! Von Fritz Pistorius. Drei schöne Geschenkbände mit künstlerischen Titelbildern und 29 Kar... Preis 12 Mark. I. Aus den Unglückstagen von 1806. II. Preußens Erwachen 1807—1809. III. Das Volk steht auf! 1813. (Jeder Band ein abgeschlossenes Ganzes je 4 Mark.) Die vaterländische Geschichtsdarstellung ist in unserer Jugendliteratur in den letzten zwei Jahrze...

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Weihnachts-Anzeiger

Weihnachtsbüchertisch.

(Fortsetzung.)

hr in den Hintergrund getreten. Man lebte der Gegenwart und der ukunft. Aber wie die schöne Literatur zurückgekehrt ist zur Heimat und e starken Quellen eigner Kraft neu erkannt hat, so ist's gerade in unserer tzigen gewitterschwülen Zeit vonnöten, auch den Blick der Jugend wieder reinzulenken auf das, worin wir stark sind. Und nicht besser konnte es angefaßt werden, als es von Fritz Pistorius in seiner Trilogie „Mit ott für König und Vaterland" geschieht. Jeder der drei Bände zeigt ndringlich, was begeisterte Männer zu wirken vermögen; sie zeigen es n den Schicksalen der Söhne des Prenzlauer Gutsbesitzers Pistorius, e der Enkel vor uns entrollt. Das ist keine tändelnde „historische Erhlung", sondern ein gewissenhaftes Gesamtbild der damaligen Zustände, äfte und Vorgänge, das auch den Erwachsenen belehrt und begeistert. erlag von Trowitzsch & Sohn in Berlin SW. 48.)

Die Treue von Pommern. Eine Erzählung aus Pommerns alten agen von Johannes Höffner. (Mainzer Volks- und Jugendbücher. erlag von Jos. Scholz. Preis geb. 3 Mark.) Dem Bedürfnis der ugend nach Romantik wird hier reichlich Genüge getan. Wie der junge erzog Bogislav von seiner Mutter vernachlässigt wird, wie der Bauer ms Lange von Lanzig ihn kleidet und erzieht, wie der verwilderte Jüngg in der Stille zu einem tüchtigen Herrscher heranwächst, immer geleitet von dem Bauern, wie dann unter seiner Hand Zucht und Ordnung im Lande wachsen, das ist in dem hübsch illustrierten Buche sehr anregend erzählt.

Jodute! Von Wilhelm Lobsien. (Mainzer Volks- und Jugendbücher. Verlag von Jos. Scholz. Preis geb. 3 Mark.) Der bekannte Schriftsteller, aus dessen Feder das Universum demnächst einen fesselnden Halligroman veröffentlichen wird, schildert hier einen Kampf um Lübecks Freiheit. Wie in allen mittelalterlichen Städten, so haben auch in Lübeck allein die Großbürger, die Geschlechter, die Herrschaft in Händen. Der Bürgermeister Johann Perseval macht schlechten Gebrauch von seiner Macht. Es sind die Verhältnisse in der Stadt, die den Handwerker erbittern. Die Abgaben liegen als drückende Last auf seinen Schultern, und er weiß nicht, wem sie zugute kommen. Da war es der reich gewordene Karsten Butendick, der uneigennützig die Sache der Bürgerschaft führte. Er muß es mit dem Leben bezahlen. Sein Bruder Heinrich, der Paternostermacher, erzieht seinen Sohn und sinnt, wie er den Unglücklichen rächen möchte; aber als seine Stunde gekommen ist, fährt ihm sein Sohn mit ungeschickten Fingern dazwischen, und er unterliegt in dem Kampf. Das Geschick einer Stadt konnte er nicht lenken, um seiner selbst und seiner Rache willen. Das Stadtsoldaten- und Raubrittertum jener Zeit um Vierzehnhundert ist lebhaft geschildert. Das gutillustrierte Buch wird eine Bereicherung jeder Jugendbücherei sein.





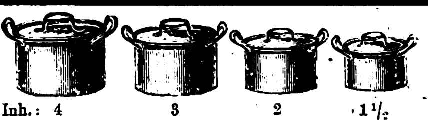


Die geschätzten Leser
bitten wir, sich bei Zuschriften an die inserierenden Firmen stets auf das „Universum" zu beziehen.









Weihnachts-Anzeiger

Illustrierter Humor.



Fatal.

Frau Neubert rühmt ihr Lieschen als großartiges Nachahmungstalent. Nachdem Lieschen verschiedene Personen kopiert hat, wird sie aufgefordert, auch das Dienstmädchen Anna zu kopieren. Sofort nimmt Lieschen eine langsam zurückweichende Stellung ein, während sie dabei ausruft: „Pfui, schämen Sie sich, Herr Neubert, wenn das Ihre Frau wüßte! Ich geb' Ihnen aber keinen Kuß!"

Im Gerichtssaale.

„Wie heißen Sie?" — „Wer, ich?" — „Natürlich Sie!" — „Aron Zitronensaft." — „Wie alt sind Sie?" — „Wer, ich?" — (Ärgerlich): „Na, ich rede doch nur mit Ihnen!". — „Sechzig Jahre." — „Wo sind Sie geboren?" — „Wer, ich?" — (Im Zorn): „Nein, ich!" — „Wie soll ich wissen, Herr Amtsrichter, wo Sie sein geboren!"

Mildernder Umstand.

„Sie haben also den Paletot gestohlen. Haben Sie sonst noch etwas zu sagen?"

„Ich bitte um Zubilligung mildernder Umstände. Der Paletot paßt mir nicht."

Weihnachts-Anzeiger

Weihnachts-Anzeiger

Für Küche und Haus.

Sächsischer Stollen und anderes Weihnachtsgebäck. Am Vormittag des Weihnachtsabends nahen zwei weißgekleidete Oberköche dem königlichen Residenzschloß in Dresden mit einer sorgfältig von weißen feinen Hüllen bedeckten Bahre. Auf der Bahre ruht nach altem Vorrecht ein von der ersten Hofbäckerei Adam gebackener Weihnachtsstollen für die königliche Familie. Daß er besonders delikat ist, bedarf keiner Erwähnung. Der Stollen wird in den mit vier großen Christbäumen gezierten Saal des königlichen Schlosses gebracht, in dem am Abend den Angestellten des Schlosses beschert wird. Unzählige Tischchen sind gedeckt, und jeden Tisch schmückt am Christabend ein stattlicher Stollen. Das Riesenerzeugnis der Bäckerkunst, der königliche Rosinenstollen, wiegt gegen 100 Pfund, die Stollen für die Dienerschaft je 4—5 Pfund. Jeder Dienstbote, jede Scheuer- und Waschfrau Sachsens würden ihr Weihnachten als unvollständig betrachten, wenn demselben nicht ein kleinerer oder größerer Weihnachtsstollen beigefügt wäre. Von den mancherlei Rezepten für sächsische Stollen hier eines der bewährtesten, sowohl für einen Rosinen- als einen Mandelstollen.

Für einen Rosinenstollen braucht man 2 kg feines erwärmtes und durchgesiebtes Weizenmehl, 120 g Hefe, 200 g feinen Zucker, 1 Pfund Korinthen, 1 Pfund große Rosinen, 20 g Zimt, 1 Pfund Butter, 1 Liter Milch, 15 g Salz, 2 g gestoßene Muskatblüte, 2 Eier. Das Mehl wird in ein erwärmtes Gefäß geschüttet, in der Mitte eine Höhlung gemacht, in die man die in 1/4 Liter Milch aufgelöste Hefe gibt, mit etwas Mehl verrührt und Mehl darauf gestreut. Man deckt das Gefäß mit einem Tuch zu und läßt die Hefe aufgehen. Ist dieses nach einer halben Stunde geschehen, so mengt man nach und nach die Milch, die zerquirlten Eier, unter fortwährendem kräftigem Durcharbeiten die erweichte, aber nicht zerlassene Butter, die gewaschenen und abgetrockneten, mit einem Glas Rum übergossenen Rosinen darunter. Man durchknetet den Teig dann noch ca. 1/2 Stunde lang, deckt ihn zuletzt mit einem erwärmten Tuch zu und läßt ihn am Ofen eine Stunde lang gehen; dann formt man ein länglich-rundes Brot daraus, das man mit dem Nudelholz etwas breit formt, und schlägt dann den Teig übereinander. Man bestreicht ihn mit zerlassener Butter und läßt den Stollen am besten beim Bäcker im gutgeheizten Backofen auf gutgebuttertem Papier backen. Beim Herausnehmen wird derselbe nochmals mit zerlassener Butter bestrichen und dann stark mit Puderzucker bestreut.

Zu einem Mandelstollen nimmt man 1 kg feingesiebtes und erwärmtes Mehl, 70 g in lauer Milch gelöste Hefe, 1 Pfund Butter, 1/2 Pfund feinen Zucker, 100 g geschnittene und im Mörser zerriebene süße und 20 g bittere Mandeln, 100 g feingeschnittenen Zitronat, 1 Glas guten Rum, und verarbeitet den Teig unter kräftigem Kneten, wie beim Rosinenstollen angegeben.

Da die Stollenbereitung sehr viel Mühe macht, ist es lohnender, immer mehrere Stollen auf einmal zu backen. In Sachsen reicht der Weihnachtsstollen in den guten Familien meist bis zum Osterfest. Das Backen selbst ist ein Fest, bei dem die ganze Familie zur Hilfeleistung herangezogen wird.

Badenser „Springerle" und Württemberger „Buttergebackenes" sind ein leichtes wohlschmeckendes Weihnachtsgebäck, das ganz besonders den leckeren Gaumen des Kindes berücksichtigt und mit seinen kleinen mannigfachen Formen, die in jedem Haushaltungsgeschäft haben sind, der Jugend großes Vergnügen bereitet.

Das „Buttergebackene" stellt man auf folgende Weise her: Man rührt 200 g Butter zu Schaum, mengt 125 g Zucker, 1 Ei, die feingehackte Schale einer Zitrone und 1 Liter dicken sauren Rahm hinzu. Ist der Teig sehr gut verrührt, fügt man 300 g Mehl dazu, legt den Teig auf ein mit Mehl bestreutes Brett, treibt ihn fingerdick aus und sticht mit den kleinen Blechformen Sterne, Vögel, Hunde usw. daraus, bestreut sie mit Zucker und bepinselt sie mit geschlagenem Eiweiß. Man bäckt sie bei mäßiger Hitze gelbbraun. In Ermangelung kleiner Formen kann man den Teig auch mit einem Weinglas ausstechen. (Fortsetzung auf nächster Seite.)

Weihnachts-Anzeiger

Für Küche und Haus.

(Fortsetzung.)

„Springerle“ werden wie folgt ebacken: Man rührt 1 kg Zucker it 4 Eiern eine Stunde lang schau- ig, mengt allmählich 250 g feines Weizenmehl und 250 g Kartoffel- irkemehl nebst einem Eßlöffel Back- ulver dazu. Nun siebt man die ölzernen Formen der Springerle it Mehl aus, rollt beliebige Stück- en von dem gut durchgearbeiteten eig $^1/_2$ cm dick aus, drückt die eigstückchen hinein, schneidet sie ngs um die Form sauber ab, legt e Springerle dann auf ein ge- ettes, mit gestoßenem Anis und ngewiegter Zitronenschale bestreu- s Blech, läßt sie 1—2 Stunden g am warmen Ofen trocknen und dt sie bei gelinder Hitze, daß sie nz hell bleiben.

Sowohl das Buttergebackene als auch die Springerle bilden für die Kinder den schönsten und billigsten Christbaumschmuck und halten sich viele Wochen lang frisch und wohlschmeckend.

Württemberger Hutzelbrot wird in der Hauptsache aus Hutzeln (getrocknetem Backobst, Pflaumen, Birnen und Feigen) bereitet, die man mit Zucker, feingeschnittener Zitronenschale und sehr wenig Wasser halb gar dünstet, dann abtropfen läßt, gut zerrührt, mit ein bis zwei Eiern, geriebenem Schwarzbrot und einigen Löffeln Mehl zu einem dicken Teig mischt, zu einem kleinen Brot formt und mit Eiweiß bestreicht. Das Gebäck bedarf starker Hitze und wird von vielen als Delikatesse geliebt. Besonders auch in den Rheingegenden, wo man das Hutzelbrot zu Rhein- und Moselwein reicht. A. W.

Marzipan. 1 Pfund süße und für 10—15 Pfennig bittere Mandeln werden mit heißem Wasser abgebrüht, geschält und zerrieben. Dann bereitet man aus den Mandeln und einem Pfund Zucker einen Teig, der gut und sehr lange geknetet wird. Sind die Mandeln sehr trocken, so gibt man ein wenig Rosenöl an die Masse, doch muß dabei sehr vorsichtig verfahren werden, damit der Teig nicht weich wird. Ist die Masse genügend vorbereitet, wird sie dünn ausgerollt, mit einem Glas oder viereckig ausgeschnitten und mit einem Rand versehen. Der Rand muß etwas dicker sein als der Boden, daher formt man ihn am besten einzeln, bestreicht ihn mit etwas Eiweiß, damit er haftet, und setzt ihn dem Boden auf. Die Formen kommen auf ein mehlbestäubtes Blech und werden bei schneller Hitze gebacken. Ist kein Marzipanofen vorhanden, so kann man sich helfen, indem man eine Kuchenform über das Blech stülpt und dieselbe mit glühenden Holzkohlen belegt, da Marzipan bekanntlich von unten keine Hitze haben darf.

Zuckerguß für Marzipan. 1 Pfund Puderzucker wird mit etwas Wasser, Rosenwasser und dem Saft einer Zitrone verdünnt und eine halbe Stunde lang gerührt. Man gießt den Guß in den Rand des getrockneten Marzipans. G. J.

Weihnachts-Anzeiger

Briefkasten für Frauen-Interessen.

A. L. Hagen. Milchflecke aus wollenen Stoffen sind nur durch Waschen mit lauem Wasser zu entfernen. Fügen Sie etwas Salmiakgeist hinzu, damit die Farbe nicht ausgeht. Weichen die Flecke nicht, so sind sie entweder schon zu alt oder durch die Anwendung von Benzin und anderen Schärfen zu tief in den Stoff eingefressen.

C. G. 12 in D. 1. Gummischuhe behalten ihren tiefschwarzen Glanz und bleiben biegsam, wenn Sie sie mit Öl einreiben und an nicht zu trockenem Ort aufbewahren. Vor allem dürfen Gummischuhe nie lange am geheizten Ofen stehen. 2. Firmen geben wir prinzipiell an dieser Stelle nie an; wir bitten Sie, sich in unserem Inseratenteil über das Gewünschte zu orientieren. 3. Gasbeleuchtung hat allerdings auf Zimmerpflanzen einen sehr schädlichen Einfluß. Sie dürften während der Winterzeit, in der täglich stundenlang Licht gebrannt wird, schwerlich gesunde Topfpflanzen in der Stube halten können. Sorgfältige Pflege und häufiges Lüften des Raumes, wobei aber die Pflanzen keinem scharfen Temperaturwechsel ausgesetzt werden dürfen, können einigermaßen vorbeugend wirken. 4. Die Flecke auf der Marmorplatte entstanden nur durch den Fettgehalt des Peru-Tannin, da das Haarwasser sonst keine Flecke verursacht. Über Entfernung solcher Fettspuren aus Marmor lesen Sie bitte im Briefkasten für Fraueninteressen, Heft 8 des „Universum", nach.

Ustinowo. Versuchen Sie, den Lampenruß von den Möbelstoffen zu entfernen, indem Sie einen Brei von Magnesia und Benzin fest darauf reiben und, wenn das Benzin verflogen ist, mit einer ganz sauberen, weißen Bürste abbürsten. Auch das helle Ledertäschchen reinigen Sie am besten so; Schlemmkreide sollte hier das Magnesia ersetzen.

Dies und Jenes.

Als besondere Weihnachtsüber-
schung recht willkommen ist ein
otographischer Apparat. Er hat
ht nur den Vorzug, großes Ver-
ügen zu bereiten, sondern er be-
rt und bildet. Wer aber schon
nen Apparat besitzt, der wird hoch-
reut sein, wenn er unter dem
eihnachtsbaum photographische
darfsartikel findet. Ist doch der
inter mit seinen landschaftlichen
hönheiten besonders dazu ange-
, dem Photographen Anregung
d Liebe zu seiner Kunst zu geben!
as sollte größeres Vergnügen be-
ten als die Vorführung gut ge-
nger Aufnahmen durch einen Pro-
tionsapparat? Auch er ist ein
schenk, das mit Begeisterung be-
ißt werden wird. Eine große
swahl auserlesener, praktischer,
ei außerordentlich preiswerter
otographischer Apparate und Be-
fsartikel, sowie alle nützlichen
uheiten enthält der soeben neu
hienene Katalog Nr. 12 des welt-
annten Photohauses Chr. Tau-
, Wiesbaden U, der auf Ver-
gen kostenlos zugestellt wird.

Der süße Zauber des Weih-
htsfestes, die Pfeffernüsse, die
nigkuchen, Lebkuchen, Honignüsse,
füllte Steine und wie alle die
katen Herrlichkeiten heißen mögen,
gen den besonderen Beifall aller
gen und alten Leckermäulchen,
nn sie von der Firma A. Henkel,
ttenberge 21, Lieferant hoher
höchster Herrschaften, bezogen
. Das Feinste wird geliefert,
zwar schon in Probepaketen
6 und 9 Mark franko. Eine
eisliste erhalten Universum-Leser
zugesandt.

Ein ausgezeichnetes Nährprä-
rat ist der schon seit langem be-
nte Malzextrakt, ein Auszug
nender Gerste, der zur Sirup-
sistenz eingedampft ist. Malz-
akt soll enthalten etwa 50 bis
Prozent Zucker, 10—15 Prozent
xtrinisierte lösliche Stärke, 5 bis
rozent Eiweiß und 1—2 Prozent
he. Eine Bedingung des reinen
lzextraktes ist, daß es so wenig
möglich fremde Zucker und
xtrine enthält. Der Erste, der
angs der 60er Jahre Malz-
akt herstellte und in den Handel
hte, war der Apotheker Schering
Berlin, und so mannigfache
rikate im Laufe der Zeit auf
Markt gebracht wurden: das
eringsche Malzextrakt ist nach
vor unerreicht geblieben. Es
ält nämlich 61,43 Prozent Zucker,
Prozent Dextrin und Eiweiß,
Prozent Asche und 24,8 Prozent
ser, also eine nahezu ideale
ammensetzung, die ein völlig
es Präparat gewährleistet. Das
eringsche Malzextrakt gelangt
al nur als solches und auch in
bindung mit Kalk, Eisen und
xtran usw. zur Darstellung.
nes Malzextrakt wird in erster
e als linderndes Mittel gegen
rrhe und Reizzustände der
rungsorgane angewandt, und
auch als ein bewährtes Nähr-
el in den Familien.



Weihnachts-Anzeiger

Moderne Puppen.

Es ist ein weiter Weg, der von dem „Döckchen" unserer Urgroßmutter bis zur modernen Charakterpuppe führt, ein Weg, der kulturhistorisch des Merkwürdigen genug bietet. Die Puppenausstellungen, die in den letzten Jahren nach dem Vorgang Berlins in einer Reihe deutscher Städte meist zu wohltätigen Zwecken veranstaltet wurden, gaben ein reizendes und interessantes Bild dieser Entwicklung. Da sah man uralte Holzpuppen mit hart modellierten Gesichtern, deren aufgemalte Züge in ihrer Verblichenheit rührend beredt von den kindlich-mütterlichen Zärtlichkeiten kleiner Töchter des 16. und 17. Jahrhunderts redeten. Schwere Seide starrte um steife Holzglieder, und die kahlen Puppenköpfe bildeten einen wunderlichen Gegensatz zu den strengen Frauengewändern. Da waren in Wachs geformte Damen, kleine Kunstwerke, die in ihrer rosigen Wohlerhaltenheit wohl mehr zum Anschauen, zum ehrfürchtigen Betasten in seltenen Feierstunden als zum täglichen Spiel gedient haben mochten. Da waren die ersten Stoffpuppen mit Ripsgesichtern und unförmigen Plüschpfötchen, aus Resten zusammengenäht, mit platten Näschen aus dicken Wollfadenstichen und aufgenähten Perlenaugen — kleine Scheusäler, denen doch einmal die ganze, heiße Liebe eines Kinderherzchens gehört haben muß, sonst hätte nicht die Pietät der Erwachsenen die abgegriffenen Dinger sorglich aufbewahrt und den Enkeln vererbt. Da waren auch die Drahtschauspielerlein eines goethezeitlichen Puppentheaters, Könige mit Pappkronen und roten Sammetmänteln, Prinzessinnen in weißen Schleppgewändern, Teufel aus schwarzem Zeug mit feuerroten Schwänzen und Hörnlein und bunte Harlekins. Zierliche De-moisellen der Biedermeierzeit hielten Tanzstunde mit einem geschniegelten Ballettmeister, die Helden der Freiheitskriege erstanden ihren Enkeln wieder in Puppengestalt, Trachtenfigürchen, mit wirklicher Treue nachgeahmt, wurden häufiger, je näher man den Erzeugnissen moderner Spielzeugindustrie kam. Papierpuppen, solche mit Köpfen und Gliedern aus Papiermaché, aus Wachs und Porzellan — alles stand bunt durcheinander, lauter lächelnde Frätzchen, kühl und ein wenig dumm in ihrer ewigen Heiterkeit.



Morgentoilette.

Dann siegte für eine Weile das Kind in der Puppenfabrikation. Die Idee kam weniger dem Spieltrieb der Kleinen als dem Mutterinstinkt unserer Mädelchen entgegen; und damit hatte sie trotz ihrer Einseitigkeit wohl recht. Die steifen Biedermeierherrchen wurden zu kurzhosigen Buben

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf das „Universum" zu beziehen.

Weihnachts-Anzeiger

Moderne Puppen.

(Fortsetzung.)

Die feierlichen Damen mit ihren Schleppgewändern verschwanden, es ntstanden Lockenköpfchen in kurzen Kleidchen, Schulkinder, Wickelbabys — auter kleines Volk in Kindermasken. Aber Masken blieben sie, bis as moderne Kunstgewerbe auch dies Problem rfaßte und nun ein Schaffen begann, das ne völlige Revolution es Geschmacks hervoref. Freilich teilte sich e Produktion wieder ch zwei Gesichtspunkten. e Trachtenpuppe als useumskunstwerk, die harakterpuppe für die Vine, die köstlichen Nippes r berühmten Porzellanmufakturen entzogen sich n kindlichen Verständ. Aber es fanden sich ch Künstlerhände, die kalten, nüchternen und ist völlig geschmacken Produkte der bisigen Puppenindustrie drängten; die von rzen für das Herz der gend schufen, die den tterseelchen der kleinen idchen Kinder schenk, echte, mit drolligsten Gesichtern und runden Babygliedern. Die an Stelle der konvenellen Niedlichkeit die Schönheit der Natur setzten und nach dem en formten.

Und das Beste schufen Mütter für ihre Lieblinge. Über das Wissen der Kunst triumphierte der schlichte Instinkt des Herzens. An der ite der modernen „Charakterpuppen" marschieren die herzigen kleinen Gesellen, von denen wir in unseren Abbildungen ein paar wiedergeben. Die hat eine Mutter erfunden und gearbeitet, zuerst für ihre eigenen Nesthäkchen und dann für alle, die sich auch daran erfreuen möchten. Frau Käte Kruse, die Gattin des bekannten Bildhauers Max Kruse, ist erst vor wenigen Jahren mit ihren Püppchen hervorgetreten und hat bald begeisterte Aufnahme gefunden. Und das mit vollem Recht! Allen Kindern, denen Christkinds Gaben die ganze Wärme ihrer kleinen Herzen aufwecken soll, möchte man solche Käte Kruse-Puppen unter den Weihnachtsbaum wünschen. Die drallen Buben und Mädels in ihren dauerhaften Alltagsröckchen sind wie kleine stumme Geschwister, sind rechte Spielkameraden und Hätschelbabys. Aus weichem, abwaschbarem Stoff genäht, haben sie den Vorzug der Unverwüstlichkeit; da gibt es keine Scherben und darum auch keine kummervollen Auftritte in der Kinderstube. Aber das Schönste ist der goldene Humor, der aus Käte Kruses Schöpfungen hervorleuchtet. Unsere modernen Kinder spüren so viel von dem Ernst und der Mühsal des Lebens, die heutzutage allzufrüh in ihr junges Dasein zu greifen pflegen — da ist der Sonnenschein der Schelmerei, der um diese lustige Puppengesellschaft lacht, das Köstlichste, was wir der liebenswürdigen Künstlerin verdanken. E. R.

Helden.

Winke und Mitteilungen.

Schaubeks Briefmarkenalbum. Erregte schon das Erscheinen der früheren Auflagen des Schaubek-Albums berechtigtes Aufsehen, so ist die neueste 35. Auflage ganz besonders dazu angetan, die Herzen aller Sammler im Fluge zu gewinnen. Überall, auch in vielen Herrscherfamilien und sogar im Hohenzollernhause, ist das Schaubek-Album anzutreffen. Das schöne Sammelwerk ist in drucktechnischer Beziehung eine Musterleistung; alle Abbildungen treten scharf hervor. Den Sammler interessieren vor allem die Neuerscheinungen, wie die im Oktober verausgabten schönen Bosnienmarken, ferner die neuen Postwertzeichen von Belgien, Dänemark, Großbritannien und Kolonien, Liechtenstein, Kedah, Niederländisch-Indien, Argentinien usw., die alle im Schaubeck-Album aufgeführt sind. Die vom Bunde Deutscher und Österreichischer Philatelisten-Vereine im August 1912 festgelegte einheitliche Schreibweise der Ländernamen ist im Album schon berücksichtigt. Die neue 35. Auflage ist wieder nach dem Senfschen Postwertzeichen-Katalog 1913 bearbeitet; dem maßgebenden aller Kataloge. Vollständige Ausgaben in festem Einbande sind schon für 14 und 16 Mark zu haben. Von 20 Mark an gibt es Permanentalbums — jedes Blatt ist auswechselbar — die zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für die Sammler geworden sind. Einseitig bedruckte Permanentalbums sind von 30 Mark an bis zu den kostbarsten Schweinslederausgaben zu 210 Mk. erhältlich. Wir verweisen noch auf Lückes „Ratgeber Nr. 26", der über alle Artikel des Verlags C. F. Lücke, G. m. b. H., Leipzig, Auskunft gibt. Die Zusendung dieses Büchleins erfolgt auf Wunsch an Universum-Leser umsonst.

Das bekannte Fachinger Wasser (Königl. Fachingen) verfügt über eine große Anzahl Anerkennungen und erfreut sich in den Kreisen der Ärzte der lebhaftesten Sympathien. So bestätigt z. B. ein Königl. Bezirksarzt, daß ihm das Fachinger Wasser gegen Magensäure mit Aufstoßen, an der er habituell leide, anhaltend gute Dienste leiste. Gerade wenn er fieberte und mehr trank, empfand er die weniger reichliche und in feinen Perlen moussierende Kohlensäure recht wohltätig.

Herrliche Zähne und gesundes Zahnfleisch — ersehnte Güter, um die beneidet wird, der sie besitzt! Solcher Schatz will aber gepflegt sein, und dies geschieht durch regelmäßige Verwendung von Sargs Kalodont. Dieses altbewährte Zahn- und Mundpflegemittel macht die Zähne schneeweiß, ohne den Schmelz anzugreifen, es desinfiziert und erfrischt höchst angenehm die Mundhöhle.

Weihnachts-Anzeiger

Illustrierter Humor.



Aus der guten alten Zeit.

Hauptmannsgattin: „Nu, wie ist die Schlacht ausgefallen?"
Hauptmann: „Gut, sehr gut sogar — ich sage dir, Eulalia, wir
n gekämpft — —"
Hauptmannsgattin: „Um Gottes willen, Theobald — —"
Hauptmann, fortfahrend: „— — mit uns, ob wir den Kampf
ehmen sollen, und — —"
Gattin: „Und, Theobald, und — —?"
Hauptmann: „— — haben uns selbst überwunden und sind
gegangen!"

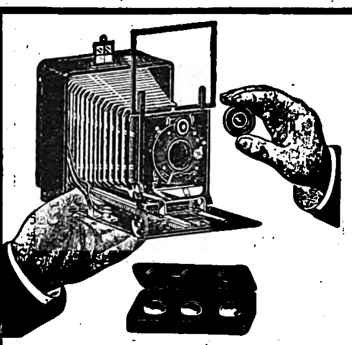
Weihnachts-Anzeiger

Allerlei Wissenswertes.

Lichtbildervorträge. „Schreibtechnik“ heißt eine Serie von Abhandlungen, die Rudolf Blanckertz unter der Feder hat und von denen verschiedene Kapitel mit erläuternden Abbildungen zunächst als Manuskript vorliegen. Kunst, Schule und Beruf stehen im Zeichen der Schriftbewegung. Die jüngste Schriftausstellung auf dem Dresdener Kongreß für Kunstunterricht und Zeichnen hat das Verständnis für die Ziele der Schriftbewegung und die Erkenntnis von der Bedeutung der Schrift als dekoratives und individuelles Ausdrucksmittel in die weitesten Kreise getragen. Als Forderung für Schule und Leben wird die „zeitgemäße Schrift“ aufgestellt und beschäftigt die Lehrkörperschaften in lebhafter Weise. Der Verfasser der „Schreibtechnik“ überläßt seine Arbeit für Lehr- und Vortragszwecke an Lehrervereine, Schulen und andere wissenschaftliche Stellen leihweise mit Lichtbildern, Format $8^1/_2$:10 cm kostenlos. Die fertigen Kapitel behandeln: 1. Schriftschreiben und Kunstschrift, 2. Schriftkünstler-Werke, 3. Zeitgemäße Schul- und Verkehrsschrift. Reflektanten wenden sich an die Firma Heintze & Blanckertz, Berlin NO. 43.

Vollendete Gebrauchsfähigkeit ist der Vorzug von Löfflers Universaltisch. Tische gewöhnlicher Konstruktion sind oft unverwendbar, weil ihre Füße oder ihre unveränderliche Höhe ihre Benutzung nicht gestatten. Da tritt Löfflers Universaltisch ein. Seine Eigenart besteht darin, daß er nur von einem senkrechten Fuße getragen wird, der nicht unter der Tischmitte, sondern an einer kurzen Seite angebracht ist. Ein flach auf dem Boden liegendes, auf Rollen leicht bewegliches Laufgestell verleiht dieser Konstruktion die nötige Standkraft. Der ganze Raum unter der Tischplatte ist frei. Die Höhe des Tisches ist leicht verstellbar, und mit einem Griff kann man der Tischplatte auch eine beliebige Stellung geben. Diese Vorzüge machen den Tisch allen Zwecken dienstbar. Er wird zum Bett-Tisch, indem das Laufgestell unter das Bett geschoben wird und die Tischplatte über dem Bett als Eßtisch, als Spieltisch für Kinder oder in schräger Stellung der Tischplatte als Lesetisch verwendet werden kann. Der Tisch kann natürlich auch wie ein anderer Tisch gebraucht werden. Seine Ausstattung ist eine hochelegante, die Platte wird in verschiedenen Holzarten geliefert. Außer Gebrauch nimmt er durch Senkrechtstellen der Tischplatte und Einstellen auf die geringste Höhe nur einen winzigen Raum ein. Höchste Anerkennungen laufen täglich bei der Firma M. Löffler, Hohenzollernwerk, Altona a. E. Nr. 1 unaufgefordert ein. Er ist auch wirklich ein ganz vorzügliches und hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk.

Es gibt noch manche Hausfrau, welche die bei den teuren Fleischpreisen für jeden Haushalt so nützlichen und praktischen Knorr-Suppenwürfel noch gar nicht kennt. Der billige Preis ist es, der diese Hausfrauen davon abhält, einen Versuch zu machen; sie können sich nicht erklären, daß es überhaupt möglich ist, für 10 Pfennig 3 Teller gute Suppe zu liefern. Nun ist aber die bekannte Nahrungsmittelfirma Knorr in Heilbronn tatsächlich in der Lage, für wenige Pfennige so viel zu bieten, weil in dem großen Fabrikbetriebe alle Vorteile bis ins kleinste ausgenützt werden, die sich aus dem Einkaufe und bei der Verwendung der Suppengemüse ergeben. Gerade in der jetzt so teuren Zeit sollte man sich nach billigen, guten Lebensmitteln umsehen und dabei auch einmal mit Knorr-Suppenwürfeln, die in über 40 Sorten hergestellt werden, einen Versuch zu machen.

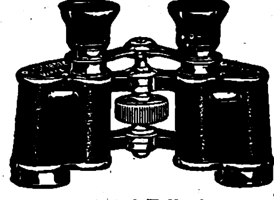


Unoplast-Kamera mit Polyplast-Satz, einfachste und gediegenste Universal-Ausrüstung.

Präzisions-Cameras modern. Konstruktion
Plast-Anastigmate jeder Lichtstärke
Projektions-Apparate und Fernrohre

Hauptkatalog mit wertvollen Tabellen bei Berufung auf diese Zeitschrift gratis und franko.
Beilage der Belichtungstafel n. Dr. Staeble gegen Einsendung von 30 Pfg. = 40 Hell

Optisches Werk
Dr. Staeble & Co.,
MÜNCHEN X.



Prismenbinokel Hellaplast.



1000
echte Briefmarken, wor. 21 schiedene, enth. Mexico, Chil Ceyl., Arg., Austr., Span., Bulg S. Marino, Japan, China Costarica, Gabon etc. nur 1 M Porto 20 Pf. extra. Preisliste
Paul Siegert, Hambur



„Bacchus“-Weinflaschen-Schränke
Preisl. gratis.
Joh. Nic. Dehler
Hoflieferant
Coburg 12.

Versenden gratis **neuesten Katalog** über
alte Violinen
m. Original-Illustrationen berühmter italienische Meister. Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise.
Tausch. Gutachten. Atelier für Reparaturen.
„Broschüre mit Farbendruck über die berühmte Greffuhle Stradivarius, höchst interessant f. Geigenliebhaber, M. 1.50 fr. Nachn.“
Hamma & Co.
— Grösste Handlung — alter Meister-Instrumente
Stuttgart.



100
einaktige Lustsp
enthält der Lustspiel-Katalog des Philipp Reclam jun. Aus den Einaktern, die in Reclams Universal-thek erschienen, sind hier 100 L ausgewählt und dem Inhalte nach gegeben, die sich für Aufführungen einen, Gesellschaften und auf Lie Bühnen ganz besonders eignen. Spezialkatalog bietet dadurch, d sich über den Inhalt des Stücks, d rakter der einzelnen Rollen, die Mitwirkenden, Dekorationen sogleich orientieren kann, die rasch eine passende Auswahl Interessenten erhalten ihn kostenlos der Verlagshandlung Philipp Recla in Leipzig, Inselstrasse 22.

Weihnachts-Anzeiger

Für die Hausfrau.

„**Was koche ich nur morgen?**“ so fragt sich täglich die Hausfrau. Sie selbst findet schwer eine Antwort, und der Gatte ist zwar kein Kostverächter, kann aber auch keine Ideen in die Wagschale werfen. Ein Helfer in dieser Not ist das Fortuna-Kochbuch der Haushaltslehrerin E. Henneking. Dieses Werk beantwortet die Frage in idealer Weise. Auch gibt es gute Ratschläge allen denen, die über die hohen Preise für Lebensmittel zu klagen haben. Die Universumleserinnen erhalten das Kochbuch, das, in gutem Einband, 240 Seiten stark ist, gegen Einsendung von 50 Pfennig in Marken oder durch Postanweisung an die durch ihr Backpulver bekannte Firma Dr. A. Oetker in Bielefeld. Auch ein praktisches Haushaltungsbuch hat die Firma herausgegeben. Es ist sehr vorteilhaft für die Hausfrau, ihre Ausgaben anzuschreiben. Sie hat eine Kontrolle über ihren Fonds. Diesem Zweck dient das Haushaltungsbuch, das neben vielen nützlichen Notizen auch eine Anzahl bewährter Rezepte enthält. Auch dieses Buch versendet Dr. Oetker frei gegen Einsendung von 50 Pfg. an die Universumleserinnen.

Die Haut der Ware! Die Natur kennt keine rein äußerlichen „Verpackungen“, die man wie Kleider beliebig wechseln könnte; sie hüllt ihre mannigfachen Früchte in weiche Häute oder harte Schalen, die aufs vollkommenste den Eigenschaften ihres Inhalts angepaßt sind. Ähnliches taten unsere Vorfahren ganz unwillkürlich, als sie z. B. Milch, Butter und Käse nur in kühlen, leicht sauber zu haltenden und darum gesundheitlich stets einwandfreien Steintöpfen aufbewahrten. Die Firma H. W. Appel, Hannover B 11, verbindet mit dem Guten das Schöne, indem sie französischen Gervais-, echten Roquefort- und Gorgonzolakäse und neuerdings auch Appel's Sardellenbutter und Anchovypaste in hübschen, handgeformten und appetitlich wirkenden Steinguttöpfen liefert, die auf die feinste Tafel passen.

Das schönste Geschenk

bei jeder Gelegenheit ist ein gutes Buch. Reclams Universal-Bibliothek bietet dafür mit ihren 5500 Nummern zu je 20 Pfennig die denkbar größte Auswahl. Verzeichnisse der in eleganten Leinen- und Lederbänden vorrätigen, für Geschenkzwecke besonders geeigneten Werke versendet unberechnet der Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.

zugsquellen-Nachweis

s bestrebt, unseren Lesern auch praktischen Fragen nützlich zu fügen wir jedem Universum-Heft n Bezugsquellen-Nachweis bei, besonders für die Hausfrau wert- Winke für ihre Einkäufe ent- Alle hier aufgeführten Firmen ufferen schon durch ihren guten erstklassige Lieferung. Es emp- t sich also dringend, deren Kata- loge einzufordern.

im, sein Schmuck und seine Einrichtung.

ld-Filter G. m. b. H., Celle 18. rleitungsfilter. Preisl. gr. u. frko.

fer Metallwarenfabrik, Arthur , Berlin W. 66, Leipzigerstrasse 6. ke und Tafelgeräte aus Alpakka- , Berndorfer Rein-Nickel-Koch- rr.

hardt, Hanau 23. Garnituren für des Parketts und des Linoleums. a. Broschüre gratis.

, Kretzschmar & Co., Berlin C. Jannowitzbrücke 3-4. Möbel und sachen. Musterbu ch grat. u. frko.

kker, Leipzig 20 K. Aquarien, en. Tiere, Pflanzen. Jll. Preisl. fr.

llernwerk M. Löffler, Hamburg- Nr. 1 (Oesterreich ab Bo en- K.) Universaltisch fürs Kranken- usw. Ausführlicher Prospekt.

Braunfisch, Berlin O., Alexander- 27 a. Moderne Möbel. Illustrierte te gratis.

Künne, Altena i. Westf. Silberne lberte Bestecke usw. Katalog fr.

udolphi, Spezialfabrik in Heiz- en, Wandsbek b. Hamburg. Öfen, roleum, geruchlos. Prospekt frei.

t-Wolfram-Lampen mit unzer- hem Leuchtdraht. In Installa- eschäften usw. erhältlich.

nst, Vereinigte Werkstätten für werbe, Dresden-A. VIII. Stil- Antiquitäten, alte echte Gobelins.

, Altona (Elbe) 108, Mathildenstr. en, Uhren, Goldwaren, feine aren und Reiseartikel usw. Gegen Amortisation. Illustr. Katal. frei.

mann, Leipzig 18. Seemanns drucke. Katalog 1 Mark.

-Werke, G. m. b. H., Rheydt. Klub- nd Sofas aus Naturleder. Photo- n zu Diensten.

Amt, Hannover, Langelaube 7 A. sel, Wohnungs-Einrichtungen. frei.

& Matthes, Leipzig-Plagwitz X., Licht. Prospekte gratis.

der Werkstätte, Tarmstedt bei Binsensessel, Tische usw. nach en von H. Vogeler, Worpswede. auf Wunsch.

mmer, Bibliothek, Rauchzimmer.

rk, Foche-Solingen. Rasierappar. 2". Auf Wunsch zur Probe.

f, Cassel 24. Gesundheitspfeifen, uchern empfohlen. Preisl. frei.

Marcus, Hamburg, Alterwall 52. er Stahlfedern. Korrespondenz-, nd Zeichenfedern.

cken, Bonn a. Rh. Sämtliche rtikel für Schreibtisch und Preisliste gratis.

iebs & Co., Breslau 18. Nikotin- garren. Prospekt frei.

h, Küche und Keller.

ehler, Hofl., Coburg 12. Bacchus chen-Schränke.

r, feine Milch-Chocolade. In gigen Geschäften zu haben.

n Gelder, Nachf., Berlin SW. 11, brechtstr. 9. Gänseleberpasteten e, in Terrinen, Parfaits und .

Vogel, A.-G., Dresden. Tell- de. Überall zu haben.

, Wittenberge 21. Pfeffernüsse, chen, Lebkuchen usw. Preisl. gr.

rs Malzkaffee. Ueberall zu

leischextrakt. Zu haben in ssengeschäften etc.

rg, Hofl., Gotha 7. Baumkuchen. Kranz. Stollen etc.

uppen. Mehr als 35 Sorten. erhältlich

Hofkonditorei, Altenburg S.-A. u. Sultania-Christstollen. Preis- nko.

A. L. Mohr, G. m. b. H., Altona-Bahrenfeld. „Palmato" Pflanzenbutter-Margarine; „Siegerin" Margarine I. Qualität. Überall erhältlich.

Pötter & Grensenbach, Hamburg-Eimsb. Nr. 35. Rein-Aluminium-Töpfe. Preisliste B gratis.

Quaker Oats, schmackhaft, nahrhaft, ergiebig, unerreicht an Nährkraft. Überall zu haben.

P. Kaddatz & Co., Berlin W. 66, Leipzigerstr. 122/23. Haus- u. Küchengeräte, Beleuchtungsartikel, Küchenmöbel, Waschtische, Eisschränke etc. Spezialkat. auf Wunsch.

Suchard S. A., Neuchâtel (Schweiz). Beliebte Ess-Schokoladen.

Emil Schernikow, Hofl., Salzwedel. Baumkuchen-Versand.

Wagner's Saar-Riesling. Vornehmer Schaumwein, hergestellt aus feinsten Qualitätsweinen der Saar. Zentral-Verkaufsstelle Berlin W. 30, Luitpoldstr. 18.

E. Walther, Halle a/S., Mühlweg 20. Likör-Essenzen.

Wäsche, Garderobe usw.

Rud. Amsinck, Kiel U. Spezial-Versand von Original-Matrosen-Anzügen für Knaben und Mädchen. Preisliste und Muster franko.

Max Barthel, Hofl., Leipzig, Reichsstr. 12. Pelzwaren. Preisliste.

Max Erler, Hoflief., Leipzig, Brühl 34/40. Pelzwaren-Konfektion. Künstlerisch ausgestatteter Prachtkatalog U frei.

Gnutzmann & Sebelin, Hoflief., Kiel 14. Matrosen-Knabenanzüge. Preisl. gratis.

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich 26 (Schweiz). Wundervolle Seidenstoffe. Auf Wunsch Muster. Zollfreier Versand.

Julius Henel vorm. C. Fuchs, Breslau, Am Rathaus 23/27. Wäsche-Ausstattungen. Damen-Taghemden, weiße Kostümunterröcke. Preisliste frei.

Herz & Co., A.-G., Frankfurt a. M. Herz-Stiefel, in besseren Schuhgeschäften.

Hermann Holstein, Kiel U. Kieler Matrosen-Anzüge genau nach Vorschrift der Kaiserl. Marine. Prachtkatalog U gratis.

G. A. Israel, Oberlausitzer Leinen- und Baumwollspinnerei, Oppach i. S. Leinenwaren.

Gebr. Kluge, Krefeld. „Endwell", Ideal-Hosenträger. „Chestro", Sockenhalter. In allen einschlägigen Geschäften.

Georg Koch, Hofl., Erfurt F. 191. Nicht einlaufende „Blitz"-Strümpfe. Preiskatalog gratis und franko.

Max Kühl, Berlin SW. 19, Leipzigerstr. 81. Umstandskleid „Freya". Prosp. u. Must. fr.

Hermann Lohmeyer, Bielefeld 2. Bielefelder Leinen. Leibwäsche für Damen und Herren. Brautausstattungen.

Conrad Merz (Inh. Ferd. Thomä), Stuttgart B. „Schlanka", zweckmäßige Unterkleidung.

Novellow-Vertriebsstelle, Wiesbaden 6. Dauerhafte u. eleg. Jackenkleiderstoffe, deutsche u. englische Ware. Muster grat.

Carl Schönbohm, Brüel i. M. Edel-Schlafdecken, kamelhaarart. Charakter. Versand gegen Nachnahme.

Stöckig & Co., Hoflief., Dresden A. 16. Moderne Pelzwaren. Kataloge R 4 an ernste Reflektanten auf Wunsch.

Conrad Tack & Cie., Burg b. Magdeburg. Condor-Patent. Schnürstiefel ohne zu schnüren.

Vereinigung Lausitzer Handweber G. m. b. H., Linderode N/L. 96. Tischtücher, Servietten etc. Vollständige Aussteuern. Preisliste franko.

Toilettetisch, Schönheitsmittel.

L. M. Baginski, Berlin 95/W 57, Winterfeldstr. 34. Orthopädischer Nasenformer „Zello", der unschöne Nasenform verbessert. Auskunft gegen Rückporto.

P. Beiersdorf & Co., Hamburg K. 30. Pebeco-Zahnpasta. Nivea-Seife, Nivea-Creme. Muster kostenfrei.

Bergmann & Co., Radebeul. Steckenpferd-Lilienmilchseife. In Drogerien, Friseurgeschäften etc. zu haben.

Georg Dralle, Altona. Dralles Jllusion u. a. Blüten- und Dufttropfen.

Hannoversche Gummiwerke „Excelsior" A.-G. Hannover-Linden. Gloria-Gummi-Schwämme. In allen einschlägigen Geschäften zu haben.

Javol gegen Kopfschuppen u. Haarausfall.

Friedr. Jung & Co., Hofl., Leipzig. Jung-Philodermin, Kopfwaschwasser. Zu beziehen durch Apotheken, Drogerien und Friseurgeschäfte.

Solvolith-Zahnpasta. Überall zu haben.

F. Wolff & Sohn, Hofl., Karlsruhe (Baden). Kaloderma-Seife, -Gelee u. -Puder. Zu haben in Apotheken, Drogen, Friseur- und Parfümerie-Geschäften.

Gesundheitspflege, Hausapotheke.

Amol gegen Ischias, Gelenkrheumatismus, Zahn- und Kopfschmerz usw. Amol-Destillerie, Hamburg 39.

„Apenta", Ofener Bitterwasser. In Apotheken zu haben.

Carmol tut wohl bei Kopf-, Zahn-, Hals-, Leibschmerzen, Reißen. In Drogerien und Apotheken zu haben.

Einhornapotheke Wels Nr. 23 (Oberösterr.) Engl. Breakfast-Tea gegen Korpulenz.

F. W. Gumpert, Berlin C., Königstr. 22-24. Sahnen-Zwieback für Kinder und Rekonvaleszenten.

Hewel & Veithen, Hofl., Köln und Wien. Dr. Lahmanns Nährsalz-Cacao, Nährsalz-Chocolade. Nährsalz-Extrakt.

Johann Hoff, G. m. b. H., Berlin u. Hamburg. Hoff-Schokolade, Hoff-Kakao, Hoff-Malz.

Hygien. Institut „Hermes", München 56, Baderstr. 8. Dr. Richters Frühstückstee gegen Fettleibigkeit.

Kronenquelle, Bad Salzbrunn. Zu Hauskuren. Broschüren gratis.

R. Kufeke, Bergedorf. Nährmehl f. magen- und darmkranke Kinder. In Apotheken, Drogerien etc. zu haben.

Laxin-Konfekt. In allen Apotheken.

Ing. Rud. Leupold, Werkstatt für Wärm- und Kühlflaschen, Zwickau i. Sa. Wärm- und Kühlflasche „Ueberall" sollte in keiner Familie fehlen. Gebrauchsanweisungen kostenlos.

Joh. Maas & Co., Berlin 94, Oranienstr. 108. Sanitätsartikel, Bandagen, Gummistrümpfe usw. Preisliste gratis.

Medizin. Warenhaus Akt.-Ges., Berlin NW. 26, Karlstr. 31 c. Otoid, Hörapparat für Schwerhörige. Broschüre gratis.

L. Mertens, Hamburg 6 E. Entfettungstee, unschädlich.

Dr. Rudolf Reiss, Charlottenburg 4, Leibnizstr. 33. Rheumasan gegen Rheumatismus, Gliederreissen, Gicht etc. Broschüre kostenfrei.

R. Schubert & Co., Weinböhla-Dresden 6. Rinosalbe gegen Beinleiden, Flechten, Hautleiden.

Dr. Schütz & Co., Bonn a. Rh. 112. Urocol-Tabletten gegen Gicht.

Hermann Straube, Dresden-N. 60, Hauptstrasse 38. Elastische Gummi-Crêpe-Leibbinde.

Versandhaus f. Gesundheitspflege, Wiesbaden J. 49. Alle Artikel für moderne Hygiene. Ausführl. Katalog kostenlos.

E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20. Hienfong-Essenz.

Adolph Weber, Teefabrik, Dresden-Radebeul 33. Webers Tee, Marke „Doppelkopf". Zusendung franko von 3 Mk. an.

Mode und Putz.

Herold & Wilhelm, Leipzig. Peterstr. 21. Atelier für Handarbeiten. Material dazu.

Hermann Hesse, Dresden. Scheffelstr. 21/23. Straussfedern, Pleureusen, Stolen von Marabu. Preisliste gratis.

Beschäftigung, Spiele, Sammelsport.

Carl Barthels, Heidelberg-N. Tür-Reck „Autofix". Kein Beschädigen der Türpfosten.

L. Beneke, Heidelberg 5. Spielwaren. Hockeyschläger, Fussbälle usw. Preisliste gratis.

Wilhelm Funkenhaus, Köln 21. Brandmalerei. Satin-Tarso, Kerbschnitt. Jllustr. Prachtkatalog gegen M. 1.— franko, Ausland M. 1.50.

Ernst Hayn, Naumburg (Saale) 72. Echte Briefmarken billigst. Jllustr. Preisl. grat.

Max Herbst, Hamburg J. 49. Echte billige Briefmarken. Preisliste.

Hans Joseph, G. m. b. H. Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 159. „Lasca", einfaches u. interessantes Brettspiel. Bezugsquellen zu erfahren durch den Fabrikanten.

F. B. Keller, Leipzig, Elisenstraße 52. Echte Briefmarken. Prospekt gratis.

Wilh. Kröner, Bamberg 20. Lehrmittel aller Art, Experimentierkästen, Telephon- und Lichtanlagen.

C. F. Lücke, G. m. b. H. Leipzig. Querstr. 17. Schaubecks Briefmarken-Album. Alljährlich Nachträge. Gratiskatalog Nr. 26.

August Marbes, Bremen. Echte Briefmarken. Preisliste gratis.

Mey & Widmayer, München 7, Amalienstraße 7. Vorlagen, Anleitung u. Utensilien für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand sowie alle Dilettantenarbeiten. Jllustr. Katalog 50 Pfg.

Müller & Wetzig, Dresden-A. 16/84. Projektions- und Vergrößerungs-Apparate. Kataloge kostenfrei.

Paul Siegert, Hamburg 86. Echte Briefmarken. Preisliste gratis.

Zimmerhackel Nachf., Dresden H. 27. Reflektus vergrössert zu leichtem Nachzeichnen Bilder, Zeichnungen usw. Prospekt 35 gratis.

Alwin Zschiesche, Naumburg a. Saale. Echte Briefmarken. Preisliste gratis.

Haus- und Zimmergarten.

Haage & Schmidt, Erfurt. Herbstverzeichnis 1912 über Samen und Pflanzen auf Verlangen frei.

Musik- und Sprech-Instrumente.

Hamma & Co., Stuttgart. Katalog alter Violinen, Violen, Celli etc. Reparaturen.

Hug & Co., Leipzig. Pianinos u. Harmoniums, Violinen u. alle anderen Musikinstrumente. Bequeme Teilzahlungen. Jllustr. Preisverzeichnis Nr. 72, sowie Katalog über Musikalien gratis u. frko.

Eugen Loeber, Dresden-N. 6. Musikinstr. geg. erleicht. Zahlung. Katalog 123 gratis.

Carl Gottlob Schuster jun., Markneukirchen 24. Musikinstrumente. Kat. gr.

Schuster & Co., Markneukirchen Nr. 278. Erstkl. Fabrikate in Blas- und Streich-Instrumenten. Marke Corona. Katal. frei.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig. Musik-Instrumente aller Art in großer Auswahl. Jllustrierte Preisliste Nr. 1 gratis.

Optik, Photographie.

Emil Busch, Akt.-Ges. Rathenow. Busch-Hand-Kameras. Ausf. Katal. grat. u. fr.

Optische Anstalt C. P. Goerz, A.-G., Berlin-Friedenau 7. Westentaschen-Tenax. Preisliste gratis.

Optische Werke A.-G., vorm. Carl Schütz & Co., Cassel. „Schütz"-Prismen-Feldstecher. Katalog 4 kostenlos.

Optisches Werk Dr. Staeble & Co., G. m. b. H., München X. Präzisions-Kameras, Plast-Anastigmate, Projektions-Apparate u. Fernrohre. Hauptkatalog gratis u. frko.

Schulze & Billerbeck, Görlitz. „Euryplan" Doppelanastigmate u. Kameras. Katalog Nr. 6 gratis.

Voigtländer & Sohn, A.-G., Braunschweig. Photographische Apparate, Ferngläser für Theater, Jagd, Reise und Sport. Preisliste 34 T gratis.

Carl Zeiss, Jena. Feldstecher für Reise u. Sport u. Jagd; Zielfernrohre. Prosp. T. 71.

Reise und Sport.

Akt.-Ges. vorm. Seidel & Naumann, Dresden. Germania-Fahrräder.

Benz & Cie., Rhein. Automobil- u. Motorenfabrik A.-G., Mannheim. Benz-Automobile. Tourenwagen, Motordroschken Lastwagen etc.

Johann Ferd. Führer, Hofl.. Wiesbaden. Koffer- und Lederwaren.

Grau & Co., Leipzig 252. Photograph. Apparate, Reisegläser, Rohrplattenkoffer, Lederwaren etc. Erleichterte Zahlung. Preisbuch 2 frei.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau 18. Berlin W., Hamburg, Frankfurt a/Main. Koffer und Lederwaren.

E. H. Schütze, Berlin, Kochstr. 35. Hochfeine Spielgeräte, Turngeräte u. Sportartikel. Preisliste B. auf Wunsch.

Waffenfabrik Mauser, A.-G., Oberndorf am Neckar. Mauser Selbstlade-Taschen-Pistole. Prospekt gratis und franko.

F. A. Winterstein, Leipzig 3. Koffer und Lederwaren.

Uhren und Schmucksachen.

Corania-Gesellschaft, Abt. U. 37, Berlin 47. Taschenuhren, Uhrketten, Ringe. Eventl. auf Teilzahlung ohne Preiserhöhung. Prachtkatalog gratis.

Jonass & Co., Berlin P. 315, Belle-Alliance-Str 3. Uhren u. Goldwaren auf Teilzahlung. Prachtkatalog gratis.

Stöckig & Co., Hoflief., Dresden-A. 16. Silber-, Gold- u. Brillantschmuck, Uhren, Tafelgeräte, Bestecke etc. Katalog U 4. an ernste Reflektanten kostenfrei.

Waltham Taschenuhren. In Uhrenhandlungen zu haben.

Verschiedenes.

Allgemeine Rentenanstalt zu Stuttgart. Lebens- und Rentenversicherungsverein auf Gegenseitigkeit. Versicherungen.

Bleistiftfabrik vorm. Johann Faber, A.-G. Nürnberg. Feinste Bleistifte Marke „Apollo", ferner besonders beliebte Marken „Vulkan", „Dessin", „Rafael". Kopier- u. Farbstifte in allen Preislagen. Oelkreidestifte. In einschlägigen Geschäften zu haben.

J. C. Eckardt, Cannstatt. Selbstspielende Christbaumständer mit Musik. Preisl. fr.

Germania. Lebensversicherungs-A.-G. Stettin.

Musikverlag „Rapid", Rostock 17 i. M. Klavierspiel ohne Notenkenntnis. Prosp. fr.

„Perfect", G. m. b. H., Stuttgart 14. Elektr. Taschenlampe, bequem in der Westentasche zu tragen. Muster gegen Nachn.

Hermann Schirmer Nachf., Leipzig. Grimmaische Strasse. Lotterielose.


Milka Suchard
DIE BELIEBTE
ALPENMILCH-CHOCOLADE

29. Jahrgang. Heft 12.

Reclams Universum Winternummer



Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Zu Silvester

backke man:

Dr. Oetker's Schmalzkrapfen
(Berliner Pfannkuchen)



Zutaten: 60 g Zucker, 125 g Butter, 4 Eier, 500 g Mehl, 1 Päckchen von **Dr. Oetker's Backpulver.** Zum Ausbacken gebraucht man Schmalz.

Zubereitung: Die Butter rühre schaumig, gib Zucker, Eier, Mehl, dieses mit dem Backpulver gemischt, hinzu, und, wenn nötig, noch so viel Milch, daß ein mittelfester Teig entsteht. Man rollt diesen aus, sticht mit einem Weinglase runde Scheiben aus und bäckt sie in siedend heißem Fett auf beiden Seiten braun. Dann nimmt man die Krapfen heraus, läßt sie abtropfen und bestreut sie mit Zucker und Zimt. Sehr wohlschmeckend und billig. Will man die Krapfen füllen, so bestreicht man die Scheiben mit Eiweiß, gibt in die Mitte irgend eine Marmelade, legt eine andere Scheibe darüber und drückt die Ränder zusammen.

Der „**helle Kopf**", die Schutzmarke von Dr. Oetker's Fabrikaten, wird immer mehr eine Garantie für beste Qualität von **Backpulver, Vanillinzucker, Pudding- und Cremepulver.** Ein Beweis dieser Tatsache ist, daß am 23. November, also an einem Tage, 900000 Päckchen versandt wurden. Deshalb verlange man stets die **echten Dr. Oetker's Fabrikate** mit dem „**hellen Kopf**".

Felsche

Chocolade
Cacao

Altes Rathaus in Leipzig.

*

Nachrichten vom Büchertisch.

Die Eroberung der Erdpole. Das lang erwartete Buch, von dem und aus dem der Sibirienreisende Oscar Iden-Zeller schon in Heft 52 des vorigen Universum-Jahrgangs so viel Gutes erzählt hat, ist nun erschienen: „Die Eroberung des Südpols“ von Roald Amundsen (Verlag von J. F. Lehmann in München. 2 Bände. Preis geb. 22 Mk.). Und es ist wirklich ein herrliches Buch. Kein trockener Bericht über Eis und Schnee, über Pinguine und Seehunde; keine Reisebeschreibung, die nur um des glücklich erreichten Endzieles willen Interesse erweckt, sondern das warm und lebendig geschriebene Buch eines Mannes mit eisernem Willen und unerschütterlicher Tatkraft, aber auch eines Mannes mit fühlendem Herzen und reichem Innenleben. Ich weiß nicht, wie es kommt: mir erscheint neben Amundsen immer gleich Peary, der Nordpolentdecker, und wenn ich sie beide einander vergleiche, so ist's mir, als seien sie menschlich einander so fern wie der Südpol dem Nordpol. Peary erscheint mir als der Typus des robusten Eroberers, als durch und durch Ich-Mensch, der kühl bis ans Herz hinan auf sein Ziel losgeht, ohne sich irgendwie mit Gefühlsballast zu beschweren. Amundsen dagegen ist immer erst Mensch und dann Forscher, eine Natur, die man gleichzeitig bewundern und lieben muß. Als Peary nahezu den 88. Grad erreicht hat, schickt er den ihm so treu ergebenen wackeren Kapitän Bartlett zurück, um als einziger Weißer auf dem Nordpol zu stehen und alle Ehren später allein genießen zu können. Amundsen dagegen: „Nachdem wir haltgemacht hatten (am Pol nämlich), traten wir zusammen und beglückwünschten uns gegenseitig. Wir hatten allen Grund, uns für das, was geleistet worden war, gegenseitig zu achten, und ich glaube, gerade dieses Gefühl drückte sich in den kräftigen und festen Händedrücken, die gewechselt wurden, aus. Nach dieser ersten Handlung schritten wir zur zweiten, der größten und feierlichsten der ganzen Fahrt — dem Aufpflanzen unserer Flagge. Liebe und Stolz leuchtete aus den fünf Augenpaaren, die die Flagge betrachteten, als sie sich bei der frischen Brise entfaltete und über dem Pol flatterte. Ich hatte bestimmt, daß das Aufpflanzen selbst — das historische Ereignis — gleichmäßig von uns allen vorgenommen werden sollte. Nicht einem allein, nein allen denen kam es zu, die ihr Leben in den Kampf mit eingesetzt und durch dick und dünn zusammengestanden hatten. Dies war die einzige Art, auf die ich hier an dieser einsamen verlassenen Stelle meinen Kameraden meine Dankbarkeit beweisen konnte. Ich fühlte auch, sie faßten es in dem Geist auf, in dem es ihnen geboten wurde. Fünf rauhe, vom Frost mitgenommene Fäuste griffen nach der Stange, hoben die wehende Fahne auf und pflanzten sie auf — als die einzige und erste auf dem geographischen Südpol: So pflanzen wir dich, du liebe Flagge, am Südpol auf und geben der Ebene, auf der er liegt, den Namen König Haakoon VII.-Land!“ An dieser einen kurzen Stelle aus seinem zwei[…]bändigen Werke erkennt man Amundsen besser als aus langatmige[…] Versuchen, seine Art und sein Wesen zu charakterisieren. Immer ist e[…] der bescheidene Forscher, immer der liebenswürdige Kamerad seiner Ka[…]meraden. Und der ganze Ton, der sein Buch beherrscht, ist auch dem[…]gemäß frisch und sympathisch. Man wird nicht müde, darin zu lesen, und wenn man das letzte Kapitel genossen, so hat man das Gefühl[…] reich beschenkt worden zu sein. — Das gleiche Gefühl hinterließ in mi[…] eine Reisebeschreibung, an die ich zunächst mit begreiflichem Mißtraue[…] heranging: Frederick A. Cooks großes Werk: „Meine Eroberun[…] des Nordpols“. (Verlag von Alfred Janssen in Hamburg. Prei[…] geb. 10 Mark.) Der Mann, der als „größter Lügner und Schwindle[…] des Jahrhunderts“ in hundert und aberhundert Zeitungen und Wi[…]blättern an den Pranger gestellt worden, unternimmt es in diese[…] Buche, erstens die Geschichte seiner Fahrt nach dem Pol zu erzähle[…] sowie seinen Anspruch als Nordpol-Entdecker zu begründen, und zweiten[…] mit all den Intrigen und Intriganten, die, wie er behauptet, a[…] Pearys Veranlassung gegen ihn wirkten, aufs gründlichste abzurechne[…] Und was er auf weit über 500 Seiten berichtet, das — dünkt mich — sollte von allen gelesen werden, die Pearys Buch von der Nordp[…] Entdeckung lasen, vor allem aber von denen, die sachkundig sind u[…] entscheiden können, inwieweit man Cook und inwieweit man Pea[…] vertrauen darf. An dieser Stelle genügt es, auf zweierlei hinzuweise[…] Zunächst darauf, daß Cooks Buch einfach glänzend und hinreißend g[…]schrieben ist, eine Eigenschaft, die auch sein früheres Werk „Die e[…] Südpolarnacht“ bereits auszeichnet. Besser hat noch keiner vom Pflanze[…] und Tierleben des hohen Nordens, von den Abenteuern der Polfa[…] von den Eskimos und ihren Sitten erzählt. Und alles, was er bericht[…] trägt so durchaus den Stempel der Ehrlichkeit an der Stirn, daß m[…] von Seite zu Seite mehr zu der Überzeugung gelangt: ein solcher Ma[…] kann ganz unmöglich ein Schwindler sein. Zum zweiten muß aber [...]sagt werden: wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was der Fors[…] im Anhang als Antwort auf die gegen ihn erhobenen Beschuldigun[…] und Verleumdungen mitteilt, so ist ihm eine Ungerechtigkeit widerfah[…] wie sie bisher in der Geschichte der Entdeckungsreisen nicht da n[…]

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Nachrichten vom Büchertisch.

(Fortsetzung.)

Und jedenfalls wird Peary nach dieser Abrechnung Mühe, viel Mühe haben, sich von den ausführlich begründeten Anklagen Cooks wieder freizumachen. „Aufrichtig, ehrenhaft, scharfsinnig, tüchtig und bis aufs äußerste gewissenhaft“ nennt Amundsen in seinem Südpolwerk Frederick A. Cook in Würdigung seiner großen Verdienste um den Erfolg der belgischen antarktischen Südpolexpedition, und mit Bezug auf die Angriffe, die diesen selben Mann dann zum größten Humbugmacher und Lügner stempelten, fügt er hinzu: „Das ist ein psychologisches Rätsel, des Studiums wohl wert für den, der Lust dazu hat!“ Mir scheint, daß das Cooksche Buch in ganz hervorragendem Maße dazu angetan ist, diese Lust zu erwecken. —nn.

Meine Reise nach den Strafkolonien. Von Robert Heindl. (Verlag Ullstein & Co., Berlin.) Das Problem der Besiedelung eigner Kolonien durch Verbrecher hat so vielfach auch in Deutschland die öffentliche Meinung beschäftigt, daß ein Buch willkommen erscheinen muß, in dem ein Fachmann und vorzüglicher Reiseschilderer zugleich in Wort und Bild von den Eindrücken und Erfahrungen erzählt, die er beim Besuche der überseeischen Strafkolonien anderer Staaten gemacht hat. Hochinteressant sind die Schilderungen der Menschen und Zustände in Französisch-Kaledonien, in den australischen, afrikanischen und ostasiatischen Verbrecherniederlassungen auf den Andamanen. Heindls Buch ist nicht nur ein bahnbrechendes Werk über das Gebiet der Strafrechtspflege, es ist auch ein fesselndes Reisebuch.

Schaffsteins Grüne und Blaue Bändchen haben folgenden besonders für die Jugend geeigneten Zuwachs erhalten: „Klein Heini, ein Großstadtjunge“. Geschichten aus dem Leben eines sechsjährigen Jungen erzählt für andere kleine Jungen und Mädchen von Richard Hennings, mit Federzeichnungen von Arpad Schmidhammer. — „Vom Geißbuben zum Rekruten Friedrichs des Großen“. Von Ulrich Bräker, mit Federzeichnungen von Alex Eckener. — „Nordseegeschichten“. Sieben Erzählungen mit Federzeichnungen von Hanns Bastanier. Sämtlich bearbeitet von J. v. Harten und K. Henniger. — „Das Leben Karls des Großen“. Nach Einhard. Textauswahl von Hermann Münzel, Federzeichnungen von Hanns Bastanier. — „Förster Flecks“. Erzählung von seinen Schicksalen auf dem Zuge Napoleons nach Rußland und von seiner Gefangenschaft 1812 bis 1814. Mit Federzeichnungen von Alex Eckener. — „Im neuen China“. Reiseeindrücke von J. Dittmar. Mit photographischen Aufnahmen. — „Bei den Indianern am Schingu“. Aus dem Reisewerk Prof. Karl von den Steinen. Mit Federzeichnungen. — „Krupp 1812—1912, Die Entwicklung der Firma durch hundert Jahre“. Nach neuen Quellen dargestellt von Wilh. Jutzi, mit Zeichnungen von Robert Engels und Karl Thiemann. — Sämtlich bearbeitet von Nikolaus Henningsen. (Verlag von Hermann & Friedrich Schaffstein, Köln a. Rh.)

Puck, Geschichten aus alten Tagen. Von Rudyard Kipling. Mit zahlreichen Illustrationen von H. R. Millar. (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg. Preis geb. 4 Mark.) Daß Kipling ein Dichter ist, hat er in seinen Werken, vornehmlich aber in seinem Dschungel-Buch bewiesen. Diesem ebenbürtig ist das in vortrefflicher deutscher Übersetzung von Prof. Dr. E. Rosenbach herausgegebene Buch. Puck, der englische National-Kobold Robbin, erzählt darin Geschichten aus dem sagenhaften und historischen Alt-England, oder er läßt kraft seiner Zaubermacht Gestalten aus jener fernen Zeit lebendig werden und berichten, was sie damals gesehen und erlebt haben. Die jungen Leser erhalten dadurch Kenntnis von den Ereignissen selbst und zugleich von den Sitten, Zuständen und Anschauungen versunkener Welten.

Im Lande des ewigen Eises. Erzählung von Emilio Salgari. (Verlag von Gustav Weise in Stuttgart. Preis geb. 5 Mark.) Das Interesse für die Geheimnisse der Polarländer, für die Unbilden und Gefahren, die dem Forscher dort entgegentreten, ist heute reger denn je. Dieser Neigung der deutschen Knabenwelt kommt das Buch des weitgereisten italienischen Jugendschriftstellers Emilio Salgari, der jenseits der Alpen bei alt und jung längst Ansehen sich erworben hat, entgegen. Die Ereignisse, die er schildert, sind spannend, seine packende Darstellung ist glücklich gepaart mit einer Fülle schätzenswerter Belehrung.

Dostojeffskys Raskolnikoff. (J. C. C. Bruns Verlag in Minden. Preis geb. 3 Mark.) Daß Dostojeffsky in seinem „Raskolnikoff“ einen der größten Kriminalromane der gesamten Weltliteratur geschaffen hat, ist bekannt. So tief wie er hat keiner in der menschlichen Seele geschürft; sogar Nietzsche, der eigenwillige Einsame, hat anerkannt, an Dostojeffsky einen Meister in der Psychologie gehabt zu haben: „den einzigen Psychologen, bei dem ich etwas zu lernen hatte“, nennt er ihn. Meisterhaft schildert der sensitive Russe die Versuchung des verbrecherischen Hanges, hernach die Geängstetheit des Selbsterhaltungstriebes, das Katze- und Maus-Spiel zwischen dem Täter und dem Untersuchungsrichter, endlich das Hervorbrechen der Reue. Diesem genialen Werk hat der Verlag J. C. C. Bruns eine ganz vorzügliche Ausstattung gegeben.

Die geschätzten Leser bitten wir, sich bei Zuschriften an die inserierenden Firmen stets auf das

Aus aller Welt.



Ein neuer Motorschlitten. Auf Skiern, Bobsleigh, Skeleton, auf Hörner- und Segelschlitten rückt der moderne Mensch dem Winter zu Leib. In die Schneefelder der Hochgebirge ziehen die Schneeschuhe ihre Furchen, und die Ebenen sucht er durch Schneeschlitten zu erobern. An Stelle des Automobils, das im Winter seine Nachteile hat, sind für ausgedehnte Wintertouren bereits eine erhebliche Anzahl von Automobilschlitten der verschiedensten Systeme getreten. Allerdings haben sie bis jetzt nur eine geringe Verbreitung gefunden. Der Winter ist zu kurz, als daß sich jemand nur sechs bis acht Wochen ein besonderes Winterauto zulegen möchte. Doch auch die Schneeschlitten werden immer einfacher und billiger konstruiert. So zeigt unsere Abbildung einen Motorschlitten einer Mainzer Flugzeugfabrik, die die Karosserie, den Motor und die Luftschraube eines im Winter außer Dienst befindlichen Flugzeugs auf Schlittenkufen aufmontierte und so das Flugzeug auf eine sehr einfache Weise für Motorschlittenfahrten verwendbar machte — ein Gedanke, der manchem Flieger neue Anregungen geben dürfte.

Prinzregent Luitpold

der Nestor der deutschen Bundesfürsten †

Im 92. Lebensjahre ist Prinzregent Luitpold, des „Königreichs Bayern Verweser", wie sein offizieller Titel lautete, still und ruhig als müder Greis aus dem Leben gegangen. Und wenn man heute, da dieses lange Leben beendet ist, zurückblickt auf dessen Schicksale, so muß man sagen, daß diese Geschicke bunt und bedeutend genug gewesen sind. Die Welt sah bei Beginn dieses Lebens unendlich viel anders aus als heute, und wie ein sagenumwobener alter Stamm ragte der lebende Zeuge so mannigfacher Vergangenheiten in die neue Zeit hinein.

Prinz Luitpold wurde am 12. März 1821 als dritter Sohn des Kronprinzen Ludwig im schönen Würzburger Schlosse geboren. Sein Vater war damals 35 Jahre alt. Im Jahre 1825 starb Luitpolds Großvater Max Joseph I. und des jungen Prinzen Vater wurde König. Luitpold wurde Offizier und jeder Einmischung in die Politik ferngehalten. Der Lola Montez-Skandal beraubte Ludwig I. rasch des letzten Restes von Popularität, und die Stürme des Jahres 1848 nahmen ihm die Krone. Luitpolds ältester Bruder bestieg als Max Joseph II. den Thron. Er war ein schwacher Regent, der ständig zwischen Österreich und Preußen schwankte. Luitpolds zweiter Bruder Otto wurde auf den Thron Griechenlands berufen, von dem er aber bald wieder verjagt wurde. Otto starb, ein exilierter König, zu Bamberg im Jahre 1867 als ein unglücklicher und verbitterter Mann. Obgleich die Stimmung des bayrischen Volkes im Streit von 1864 gegen Dänemark ging, so standen doch der König Max und seine Regierung auf dänischer Seite. Der König starb in diesem Kriegsjahre 1864. Sein Sohn Ludwig II. folgte ihm. Als der Krieg von 1866 kam, stand Bayern wiederum auf der Seite der Feinde Preußens. Am Mainfeldzuge nahmen Prinz Luitpold und sein ältester Sohn Ludwig teil. Der letztere erhielt bei Helmstedt einen Schuß ins Bein. Endlich als das Jahr 1870 kam, entschlossen sich Bayerns Regierung und Parlament im deutsch-französischen Kriege an Preußens Seite zu stehen. Prinz Luitpold vertrat seinen Neffen, den König Ludwig II., in Wilhelms I. Hauptquartier. Dort überreichte er dem König von Preußen am 3. Dezember den Brief Ludwigs II., in dem dieser der Reichsgründung zustimmte. In Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" kann man nachlesen, wie schwierig diese preußisch-bayrischen Verhandlungen waren. Im Spiegelsaal zu Versailles sowie beim Pariser Einzug war Prinz Luitpold in Kaiser Wilhelms Gefolge. Und dann kam die Ludwigs-Tragödie, die mit der geistigen Umnachtung dieses genialen Fürsten endete. Am 10. Juni 1886 erfolgte die Entmündigung des Freundes Richard Wagners. Die Königswürde ging, der Form nach, auf König Otto über, der aber auch damals schon geisteskrank war. Am 13. Juli 1886 ertrank Ludwig II. im Starnberger See. Prinz Luitpold übernahm als nächster Agnat die Regentschaft und hatte in den ersten Jahren sehr heftig gegen das Vorurteil zu kämpfen, er hätte dem König mit Gewalt die Krone genommen. Aber dank seiner klugen und taktvollen Zurückhaltung, die er dem unbegründeten Mißtrauen entgegensetzte, eroberte er sich trotz allem die Herzen seiner Bayern, die heute in ihrer Gesamtheit um den pflichtgetreuen, einfachen und leutseligen Regenten aufrichtig trauern. Immerhin bewogen die beim Regierungsantritt ver-



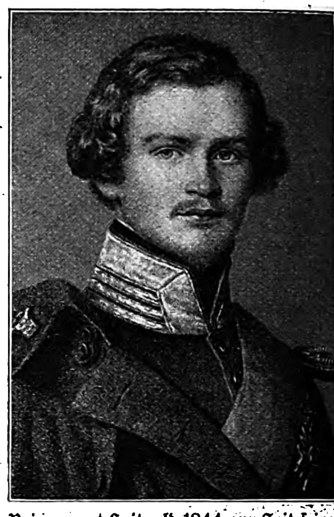
Der verstorbene Prinzregent Luitpold mit seiner Gemahlin vor 50 Jahren.



Prinzregent Luitpold 1835 bei seinem Eintritt in die Armee.

spürten Gegenströmungen und Verdächtigungen den Regenten, niemals die Krone und den Königstitel anzustreben, obgleich bereits 1886 feststand, daß Otto I. zeitlebens krank und unheilbar sein würde. Heute ist Otto I. 64 Jahre alt, und nicht mehr die geringste Hoffnung darauf ist vorhanden, der geisteskranke König könne je wieder gesunden.

Seitdem Luitpold die Zügel der Regentschaft ergriffen hatte, hat er mehr und mehr sich als den berufenen und überzeugten Reichsfürsten erwiesen. Er ist ganz und durchaus aus einem bayrischen Partikularisten zum Verfechter der Reichseinheit geworden. Der leitende Gedanke seiner Regentschaft war, daß Bayern nur im Reiche, nicht aber gegen das Reich oder Preußen seinen Halt finden könnte. Beim Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. eilte der Prinzregent zur Reichstagseröffnung nach Berlin, und seit jenem Tage haben ihn die aufrichtigsten und freundschaftlichsten Beziehungen mit dem Reichsoberhaupte verknüpft. Als Luitpold 1886 zur Regentschaft kam, war er bereits ein Mann in dem hohen Lebensalter, in dem andere ihrem dringenden Ruhebedürfnisse Genüge tun. Charakteristisch für sein Wesen und Wirken war die Schlichtheit. Kundgebungen aufsehenerregender Art sind nie dieses Mannes Sache gewesen. Ihm war, nach erfüllter Pflicht, das Aufleben in freier Natur, die Jagd in den Bergen das Liebste vom Leben — und dort, in engster Gemeinschaft mit dem Volke, dessen ungebundene Art er liebte und teilte, in der Tracht der Bergmenschen holte sich Luitpold jenes Maß von Kräftigung und Erfrischung, dessen er für die Arbeit am Schreibtisch bedurfte. Bauern und Künstler liebte dieser Fürst. Niemals aber hat er Veranlassung genommen, in die künstlerischen Kämpfe der Zeit parteiisch einzugreifen, sich für die eine oder die andere Richtung zu erklären, die alte Kunst etwa zuungunsten der modernen zu beschützen. Solche kritischen Eingriffe lagen der Schlichtheit seines Wesens fern. Luitpold fühlte sich als Freund der Künste, als ein Mensch, der sich des Kunstgenusses erfreute und vor allem den Künstlern selbst unendlich wohlwollte, die er oft zu grauer Morgenstunde aus den Betten holen ließ, um sie in ihren Werkstätten aufzusuchen. Deshalb gab es denn auch zu Luitpolds Zeiten in München so etwas wie eine Hofkunst nicht, obwohl der Regent in Kunstdingen sonst seine eigene Meinung besaß, die er freilich als eine durchaus private ansah. Im Laufe der Jahre hat Luitpold zahlreiche Gemälde angesammelt, die teils in dem Prinz-Luitpold-Palais am Odeonplatz, teils in den Gemächern der Residenz verteilt sind. Seiner persönlichen Neigung gemäß sind unter diesen Bildern vornehmlich Landschaften und Tierbilder vertreten. Auch in seinem



Prinzregent Luitpold 1844 zur Zeit seiner Vermählung.



Prinzregent Luitpold auf der Rückkehr von einem Jagdausflug.

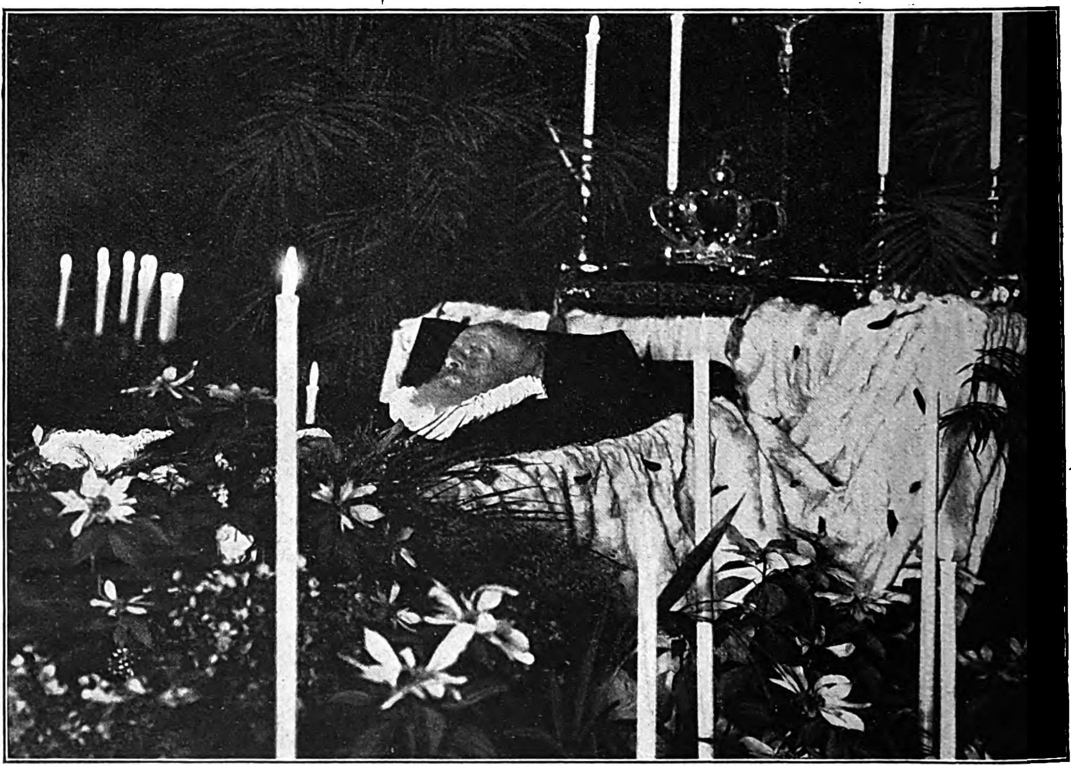
des hohen Entschlafenen fand vorerst in seinem Schlafzimmer statt, und ihm zu Häupten hing ein Bild von Franz v. Defreggers Meisterhand, das den Prinzregenten auf der Jagd darstellt. Unter seiner Regierung nahm München auch als Theaterstadt bedeutenden Aufschwung. Der Bau und die Einweihung des Prinzregenten-Theaters legten dafür Zeugnis ab. Das bayrische ist mit dem gesamten deutschen Volke einig in der herzlichen Verehrung dieses seltenen Mannes, auf den in dem Wirbel der politischen Kämpfe trotz aller Wandlungen der Regierung niemals die persönliche Verstimmung der Enttäuschten zurückfiel. Als Luitpold ans Ruder kam, herrschte in Bayern eine liberale Hauptströmung, die sich dann langsam aber sicher in einen scharf ausgeprägten klerikalen Zug gewandelt hat, wie die Ernennung des ehemaligen Zentrumsführers, des Freiherrn v. Hertling, zum bayrischen Ministerpräsidenten deutlich genug bewies.

Prinzregent Luitpold hatte sich am 15. April 1844 mit der Erzherzogin Auguste von Österreich vermählt, die am 26. April 1864 starb. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder: Prinz Ludwig, Prinz Leopold und Prinzessin Therese, die in der Sterbestunde bei ihrem Vater weilte, sowie der am 12. November 1907 verstorbene Prinz Arnulf. Besondere Freundschaft kettete den Verewigten an seinen Altersgenossen, den greisen Kaiser Franz Joseph von Österreich-Ungarn, dem das Hinscheiden seines Herzensfreundes herbes Leid verursacht.

Nach dem Tode des Prinzregenten Luitpold geht dessen Amt und Würde auf seinen ältesten Sohn, den Prinzen Ludwig, über, der heute ein ungefährer Altersgenosse des kranken Königs Otto ist. Es war oft in der Presse davon die Rede, daß Prinz Ludwig nach dem Hingang seines Vaters den Königstitel annehmen solle; man muß abwarten, ob das nun geschehen wird. Prinz Ludwig ist seit dem 20. Februar 1868 mit Maria Therese, Erzherzogin von Österreich-Este, vermählt. Dieser Ehe entstammen dreizehn Kinder, von denen neun noch am Leben sind. Als der Prinzregent Luitpold starb, weilte Prinz Ludwig auf seinen Gütern in Ungarn. Sein Sohn Prinz Rupprecht erstattete in Vertretung seines Vaters die Meldung vom Tode seines Großvaters an sämtliche Höfe.

Vom neuen Prinzregenten Ludwig ist bekannt, daß er die landwirtschaftlichen Interessen seines Vaterlandes mit besonderem Eifer verfolgt. Jahrelang ist er für den Ausbau der Wasserstraßen tätig gewesen, unermüdlich hat er für seinen Lieblingsplan, den Ausbau des Donau-Main-Großschiffahrtskanals, sich eingesetzt. In rednerischer Beziehung ist er von der Zurückhaltung seines Vaters öfter stark abgewichen und hat in seinen rhetorischen Kundgebungen sein starkes dynastisches Empfinden und sein überzeugtes Gottesgnadentum mehrfach mit Entschiedenheit betont und hervorgehoben. Unvergessen bleibt des Prinzen Ludwigs Moskauer Tischrede bei der Krönung des Zaren, in der er als Vertreter Bayerns hervorhob, die deutschen Fürsten seien nicht Vasallen, sondern Bundesgenossen des Kaisers. Am Wallfahrtsort Altötting legte der Prinz in einer aufsehenerregenden Rede sein entschiedenes Bekenntnis zum Katholizismus als der „einzig wahren und echten Religion" ab. Er fügte freilich hinzu, daß dieses Bekenntnis die Toleranz gegen Andersgläubige nicht nur gestatte, sondern zur Pflicht mache. Seiner Treue zum Reiche hat auch der neue Regent öfter beredten Ausdruck verliehen.

Daß der deutsche Reichstag unter dem Eindruck der Trauerkunde vom Ableben des Prinzregenten Luitpold sich vertagte und eine Abordnung zur Leichenfeier in München entsandte, war nur ein Akt schuldiger Ehrfurcht gegenüber dem Nestor der deutschen Bundesfürsten. Lynkeus.



Die feierliche Aufbahrung des Prinzregenten Luitpold in der Münchener Hofkirche.

Reclams Universum
Weltrundschau

Wochenkalender.

Sonntag, 8. Dezember.

Der Nobel-Friedenspreis gelangt nach einem Beschluß des Nobel-Preiskomitees in diesem Jahr angesichts der kriegerischen Vorgänge nicht zur Verteilung. — In Berlin starb der bekannte Verteidiger Justizrat Dr. Erich Sello. — Die Gruft des Hauses Savoyen auf dem Supergahügel bei Turin wurde erbrochen und beraubt.

Montag, 9. Dezember.

Die neue rumänische Kammer wurde von König Carol durch eine Thronrede über die auswärtige Lage eröffnet. — Im Kieler Kriegshafen stießen die Torpedoboote S 64 und D 7 zusammen; fünf Mann der Besatzung wurden verletzt. — In der Nähe des Urmiasees wurde der belgische Zollinspektor Dumez mit acht Begleitern ermordet.

Dienstag, 10. Dezember.

Der österreichisch-ungarische Generalstabschef Schemua sowie der Kriegsminister v. Auffenberg traten zurück; zum Nachfolger wurde der frühere Generalstabschef v. Hötzendorf sowie der General v. Krobatin ernannt. — In Bonn starb der bekannte Kunsthistoriker Prof. Dr. Karl Justi im Alter von 70 Jahren. — In Stockholm fand die feierliche Verteilung der Nobel-Preise durch König Gustav von Schweden statt. — Der englische Marineminister bestätigte im Unterhause die Nachricht, daß England ein Parseval-Luftschiff bestellt habe.

Mittwoch, 11. Dezember.

Der Prinzregent Luitpold von Bayern erkrankte an Bronchialkatarrh. — Im Prozeß wegen Diebstahls der Kaiserkette wurden die Hauptangeklagten Kniep und Hochgeschurz zu je sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. — In Tunis stellte der Flieger Garros mit 5801 m einen neuen Höhenrekord auf. — Bei einem Bauunfall in dem französischen Seebad Arcachon wurden fünf Arbeiter getötet und fünf verletzt.

Donnerstag, 12. Dezember.

Prinzregent Luitpold von Bayern starb zu München im Alter von 92 Jahren. Die Beisetzung wurde auf den 19., die Vereidigung des Prinzregenten Ludwig auf den 21. Dezember festgesetzt. — Der deutsche Reichstag vertagte sich nach einer Trauerkundgebung für den verstorbenen Prinzregenten bis zum 8. Januar. — Im englischen Unterhause bezeichnete Sir Edward Grey die Lage in Persien als ernst.

Freitag, 13. Dezember.

Kaiser Wilhelm II. und König Friedrich August von Sachsen sagten ihre persönliche Teilnahme an den Beisetzungsfeierlichkeiten in München an. Kaiser Franz Joseph wird durch den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand vertreten werden. — Ein von griechischen Truppen unternommener Landungsversuch bei Santa Quaranta an der epirotischen Küste wurde von den Türken erfolgreich abgeschlagen.

Sonnabend, 14. Dezember.

Die Arbeiten für den Bau des zweiten Simplontunnels, die auf sieben Jahre berechnet sind, wurden in Angriff genommen. — Im Christianiafjord scheiterte ein Dreimaster unbekannter Nationalität. Sechs Mann der Besatzung starben vor Erschöpfung. — Erzherzog Joseph stiftete 10 000 Kronen als Weihnachtsgabe für die an der Grenze wachthabenden Mannschaften der Armee und Marine.

Fürstlicher Wintersport.

Von Gustav Lammers, München.

Der Titel ist vielsagend und vielseitig wie der Wintersport selbst mit seiner Betätigung in vielerlei Art und vielerlei Landen. Vor wenigen Jahren erst ist der Wintersport „erfunden“, ist er „entdeckt“ worden. Die Wintersportgeräte waren ursprünglich reine Verkehrsmittel, bestimmt zur Überwindung von Schnee und Eis und zum Passieren größerer Wegstrecken. Ärzte zuerst haben sich in unseren Ländern zu ihren Krankengängen den Ski als hilfsbereites Werkzeug erkoren. Und ebenso ist es mit dem Schlitten gegangen, der auch nur ein Transport- und Verkehrsmittel gewesen, und dann wie der Ski erst später, nach und nach, zu einem sportlich einwandfreien Fahrzeug ausgebaut worden ist. Auch der Schlittschuh hat es nicht viel anders gemacht.

Das Volk selbst, nicht die Hohen und Höchsten unserer Nationen, hat sich diese Verkehrsgeräte zu Sportsgeräten gemodelt, und in beispiellos schneller Fahrt ist der Eroberungszug des Wintersports von Land zu Land, über Berge und Täler geeilt.

Das Schönste an körperlicher Betätigung, an Kraft, an Lebensgenuß, an reinsten, unvergänglichen Freuden, das genießen wir heute auf dem weißen reinen Schnee, auf den spiegelnden, blanken Eisflächen.

Die Kunst des Eislaufes hat seit Jahrzehnten schon starkes aktives Interesse in manchen Fürstenhäusern gefunden. Aber vor wenigen Jahren erst ist auch der Ski, der König des Wintersports, hoffähig auf dem Kontinent geworden und hat sich ebenso wie der Sportschlitten zahlreiche hohe und höchste Freunde erworben. Dem guten aneifernden Beispiele nicht zum wenigsten dieser erlauchten Damen und Herren verdanken die ersten Wintersport-

Der deutsche Kronprinz in Oberhof.



Die beiden ältesten Söhne des Kronprinzenpaares, Prinz Louis Ferdinand und Prinz Wilhelm, beim Rodeln.

Kronprinz Olav von Norwegen auf Schneeschuhen.

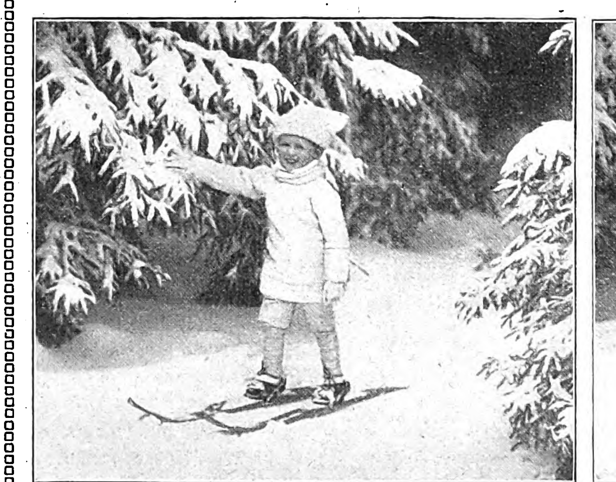
Erbprinz Johann Leopold von Sachsen-Koburg und Gotha mit seiner Schwester Prinzessin Sibylle auf dem Rodelschlitten.

plätze, wie beispielsweise Oberhof in Deutschland, St. Moritz in der Schweiz und der Semmering bei Wien, ihren verblüffend schnellen und glänzenden Aufschwung.

Wenn wir Deutschen von unseren eigenen Herrscherhäusern reden, so haben wir Anlaß zu besonderer Freude und Anerkennung. Beginnen dürfen wir mit Se. Kaiserl. u. Königl. Hoheit Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen und seiner hohen Gemahlin, der Kronprinzessin Cecilie, Herzogin zu Mecklenburg, die wohl schon als Stammgäste von Oberhof und besonders von St. Moritz bezeichnet werden dürfen. Eis- und Skilauf werden von ihnen ebenso eifrig betrieben wie das Bobsleighfahren auf den berühmten Kunstbahnen im Engadin und im Thüringer Walde. Durch vorzügliche Zeiten im Bobben hat sich unser sportgerechter Kronprinz unter die besten seiner Konkurrenten zu stellen verstanden. Auch sein Bruder Prinz Adalbert von Preußen ist ein tüchtiger Bobsleighfahrer und an internationalen Wintersportplätzen wiederholt und gerne gesehen worden. Das jüngste Mitglied unseres Kaiserhauses, Prinzessin Viktoria Luise, hat ebenfalls schon, zusammen mit ihrem ältesten Bruder und dessen Gemahlin, herrliche, unvergeßliche Tage in St. Moritz verlebt und die Freuden des Wintersports in mannigfaltiger Form auszukosten Gelegenheit gehabt.

Wenn wir hier gleich weiter von den unverwüstlichen Schneefeldern des Engadins sprechen, so haben wir u. a. dort zu begrüßen: Se. Kaiserl. u. Königl. Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich mit seiner ganzen Familie, die seit Jahren zu den treuesten Gästen von St. Moritz zählen. Auch der Bruder unseres Kaisers, Prinz Heinrich von Preußen, hat mit großem Interesse den sportlichen Veranstaltungen dort, auch den großen Pferderennen auf dem See, wiederholt beigewohnt. Gleich ihm noch viele andere sympathische Gestalten und klingende Namen aus dem Hofkalender.

Innerhalb der deutschen Gaue hat noch bis in die allerletzten Jahre hinein Prinzregent Luitpold von Bayern, vor





Die ersten Schneeschuhversuche des sechsjährigen Erbprinzen Johann Leopold von Sachsen-Koburg und Gotha. Die Eltern des Erbprinzen sind ebenfalls große Wintersportfreunde.

Herzog Karl Eduard (×) und Herzogin Viktoria Adelheid (× ×) von Sachsen-Koburg und Gotha mit Gefolge auf einer Skitour in Thüringen.

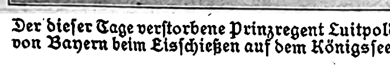


König Haakon und Königin Maud von Norwegen auf Skiern.



Prinz Max von Baden, der voraussichtliche Thronfolger in Baden, auf einer Skitour im Engadin.

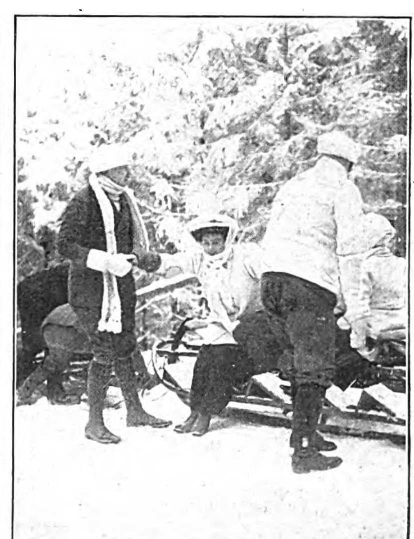




Der dieser Tage verstorbene Prinzregent Luitpold von Bayern beim Eisschießen auf dem Königssee.



Erzherzog Karl Franz Joseph auf dem Semmering.



Prinz und Prinzessin August Wilhelm und Prinz Eitel Friedrich von Preußen in Oberhof.

wenigen Tagen nun abberufen in ewig reine Gefilde, winterliche Vergnügungen mit heller Freude betrieben und der Kunst des Eisschießens auf seinen oberbayrischen Seen mit besonderem Behagen gehuldigt. Prinz Franz von Bayern, ein Sohn des Prinzen Ludwig, des neuen Prinzregenten, hat öfters sein großes Interesse für die Pflege des Wintersports, auch als Protektor für die Skiwettläufe der Münchener Vereine, tätig bewiesen.

Vom badischen Hofe ist Se. Großherzogl. Hoheit Prinz Max von Baden mit besonderer Auszeichnung zu nennen. Er ist nicht nur ein guter und ausdauernder Skiläufer, sondern sucht auch durch die Förderung der heimischen Ski-Industrie die wirtschaftlichen Werte des Wintersports gebührend zu nutzen. Prinz Max hat oft darauf hingewiesen, daß er gerade in dem Skilauf ein hervorragendes Mittel der körperlichen und geistigen Erziehung des Menschen erblicke. Wenn sein reiches Arbeitspensum ihm ein wenig freie Zeit gewährt, dann geht er mit seinen Brettern zum Üben und zum Tourenlaufen hinaus in den nahen Schwarzwald und zu längerem Urlaub auch mit besonderer Vorliebe in die Berge des Engadins.

Se. Königl. Hoheit Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha ist als aktiver Wintersportler besonders beliebt und bekannt geworden. Die Thüringer, vor allem insbesondere der Wintersportplatz Oberhof, verdanken ihm unendlich viel. Mit seiner hohen Frau Gemahlin, der Prinzessin Viktoria Adelheid, hat er sich als einer der ersten deutschen Fürsten auf den Ski gestellt und ebenso das Steuer des Bobsleigh in seine Hände genommen. Auf verschiedenen Gebieten hat er es zu anerkennenswerter Meisterschaft gebracht.

Auch Se. Majestät König Friedrich August III. von Sachsen, unseren Lesern seit Jahren als begeisterter Alpinist bekannt, hat seinen Untertanen wiederholt durch freudige Teilnahme an großen Wintersportfesten bewiesen, wie hoch er die körperliche Betätigung gerade im Winter zu schätzen versteht.

Wenn ich erwähne, daß die norwegische Königsfamilie dem Skisport mit Leidenschaft ergeben ist, so ist das eigentlich mehr als selbstverständlich, denn was in aller Welt würden die Norweger mit einem König ohne Skier machen? Auch im Königshaus dort oben, in der Heimat des Schneeschuhes, sollen die Kindlein genau so mit Skiern an den Füßchen geboren werden wie überall in norwegischen Gefilden.

Auch das schwedische Königshaus, voran mit dem Kronprinzen Gustav Adolf, ist dem Wintersport ein treuer Freund und Förderer, und die Prachtgestalten der Schweden werden auf den wintersportlichen Kampffeldern ebenso große Meister stellen wie im letzten Sommer bei den Olympischen Spielen zu Stockholm.

Die wenigen Beispiele — sie mögen lediglich als Beispiele und nicht als vollständige Aufzählung gelten — werden einen kleinen Begriff geben von der Wertschätzung des Wintersports in Fürstenhäusern. Für unsere Fürsten und für unser ganzes Volk ein fürstlicher Sport — das ist der Wintersport!

Die großen Skiläuferverbände in Mittel-Europa und ihre Führer.

Von J. de Pellegrini.

Die Anfänge des Skilaufs in Mitteleuropa liegen kaum fünfundzwanzig Jahre zurück. In der Geschichte des Wintersports sind Einzelne genannt, die um jene Zeit in den verschiedenen Gebirgsländern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz als Erste Schneeschuhe besaßen und mit diesen Übungen winterliche Wanderungen und aufsehenerregende Bergbesteigungen unternahmen. Der bekannte Sportschriftsteller Karl J. Luther weiß allerdings zu berichten, daß Skier im Riesengebirge schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bekannt waren, daß im Harz die ersten Schneeschuhe 1883 zu Ehren kamen und daß 1884 von Harzburg aus die erste Brockenbesteigung mit Skiern erfolgte. Der berühmte „Skivater" Paulcke, von dem später noch die Rede ist, versuchte als Erster in Bayern 1886 das Skilaufen im Englischen Garten in München. Die höchste Schwarzwaldkuppe, der Feldberg, wurde 1889 auf Schneeschuhen zum erstenmal bestiegen. In Österreich läßt sich der Skilauf bis anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nachweisen. In der Schweiz sollen erstmals 1883 Schneeschuhe in Gebrauch gekommen sein.

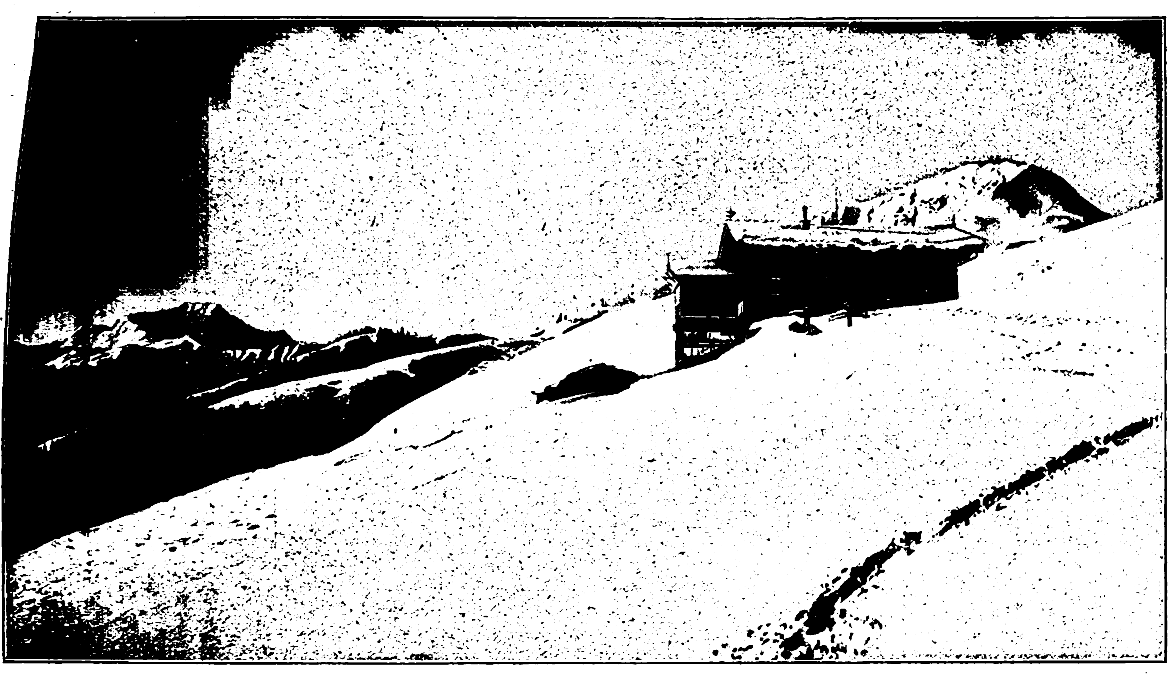
Das 1890 erschienene Werk Nansens „Auf Schneeschuhen durch Grönland" brachte dem Skilauf die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Wo sich an einem Orte oder in einer Gebirgsgegend etliche Beherrscher der langen Hölzer fanden, wurde, gut deutscher Sitte entsprechend, ein Verein gegründet. So entstand im Winter 1890/91 der Skiklub München als erster mitteleuropäischer Skiverein, dem 1893 der Schneeschuhverein München folgte. 1892 wurden der Skiklub Braunlage im Harz und der Skiklub Todtnau im Schwarzwald ins Leben



Die Zwillinge auf dem Rodelschlitten. Ein Momentbild aus Oberhof.

Lauritz Bergendahl im Fernlauf um die Meisterschaft von Oesterreich für 1912.

Der kleinste Schneeschuhläufer. Eine Momentaufnahme aus Oberhof.



Die Kobingerhütte, die erste Skihütte in den Kitzbüheler Bergen, die vor kurzem bei prächtigen Wetter- und Schneeverhältnissen eröffnet wurde. Sie ist von dem Alpinen Skiklub München eingerichtet und auf die Zeit von zehn Jahren für das Winterhalbjahr gepachtet. Diese neue 1532 m hoch gelegene Winterhütte am Harlasanger erschließt die Kette zwischen der Windau und dem Spertental, das von der Station Kirchberg der Giselabahn gegen Süden führt. Der Aufstieg zur Hütte ist markiert, die Abfahrt zur Straße Aschau-Kirchberg rot-blau-rot markiert. Die nächste Umgebung der Hütte bietet dem Skifahrer ein ganz vorzügliches Übungsgelände mit verschiedenen Schwierigkeitsgraden. Die Gipfeltouren sind nicht markiert und erfordern absolut alpine Erfahrungen. Phot. Nic. Aluf.

gerufen. Der erste österreichische Skiverein bildete sich 1891 unter dem Namen „Erster Wiener Skiklub". 1892 trat ihm schon der „Österreichische Skiverein" zur Seite. Diese Erstlingsvereine blieben nicht lange allein. Im Schwarzwald konnten sich eine Anzahl Ortsgruppen schon 1895 zum „Skiklub Schwarzwald" vereinigen. Von diesem aus ging der Gedanke, die deutschen Skiläufer zur Pflege gemeinsamer idealer Bestrebungen und Erreichung hoher sportlicher Ziele zusammenzuschließen.

Der damalige stellvertretende Vorsitzende des Skiklubs Schwarzwald, der Freiburger Professor Dr. W. Paulcke (Bildnis S. 586), ein begeisterter Anhänger des Skisports, dessen Namen durch die erste Durchquerung des Berner Oberlandes auf Skiern und seine trefflichen literarischen Werke über den Skilauf in der gesamten Wintersportwelt den besten Klang hatte, war der eifrigste Vertreter dieses Gedankens. Paulcke erblickte im Zusammenschluß aller deutschen, österreichischen und schweizerischen Vereine große Vorteile für die gesunde Entwicklung des Skilaufs. Auf sein Drängen beschloß die Hauptversammlung des S. C. S. 1903, den verschiedenen Schneeschuhvereinen die Anregung zu geben, in einen engeren Verband zueinander zu treten. Von allen Seiten trafen Zustimmungserklärungen ein. Am 20. November 1904 entstand zuerst der Schweizerische Skiverband. Am 4. November 1905 fand danach in München die Gründung des Deutschen und des Österreichischen Skiverbandes statt. Tags darauf errichteten beide mit dem Schweizerischen Skiverband den Mitteleuropäischen Skiverband.

Dem Deutschen Skiverband gehörten bei der Gründung an: Schneeschuhverein München von 1893 (88 Mitglieder), Skiklub Schwarzwald von 1895 (1550 Mitglieder), Skiklub-Vogesen von 1896 (201 Mitglieder), Schneeschuhklub Windsbraut Schreiberhau von 1900 (92 Mitglieder), Chemnitzer Skiklub von 1901 (100 Mitglieder), Akademischer Skiklub München von 1901 (54 Mitglieder), Alpiner Skiklub München von 1901 (66 Mitglieder), Skiverein Gebirgsbauden Brückenberg im Riesengebirge von 1905 (34 Mitglieder), Schneeschuhverein Hochvogesen von 1905 (104 Mitglieder), Wintersportverein Garmisch (70 Mitglieder), Rodel- und Skiklub Partenkirchen (100 Mitglieder), zusammen 11 Vereine mit 2459 Mitgliedern. Zum Ersten Vorsitzenden wurde Geheimer Regierungsrat Dr. W. Offermann in Straßburg im Elsaß gewählt.

Dem Deutschen Skiverband sollte die Aufgabe obliegen, die deutschen Skiläufervereinigungen zur Förderung des Skilaufs zu Sport- und Verkehrszwecken zusammenzufassen, das Mittel- und Hochgebirge im Winter zu erschließen, die körperliche Leistungsfähigkeit der Jugend zu heben und die Ausbildung von Skiläufern für das Heer zu pflegen, Aufgaben, die in glänzender Weise gelöst wurden.

Der Skilauf verbreitete sich — dank der unermüdlichen Tätigkeit ausgezeichneter norwegischer Lehrmeister — ungemein rasch. Zahlreiche Vereine entstanden, die sich dem Deutschen Verband anschlossen. Im Winter 1910/11 bestand dieser Verband bereits aus 10 Unterverbänden mit 220 Ortsgruppen und rund 20000 Mitgliedern, zu denen sich noch 32 selbständige Einzelvereine mit 2961 Mitgliedern gesellen. Im laufenden Jahr stieg die Zahl der Ortsgruppen auf 270, der Einzelvereine auf 51 und der Mitgliederstand auf 27913. Alljährlich wurde ein Hauptverbandswettlauf des D. S. V. abgehalten: 1907 zu Schreiberhau im Riesengebirge, 1908 zu Bad Kohlgrub in Oberammergau, 1909 zu Braunlage im Harz, 1910 auf dem Feldberg im Schwarzwald, 1911 in Oberwiesental. Die Meisterschaft von Deutschland erkämpften dabei: 1907 Johann Hollmann, Spindelmühle; 1908 Bruno Biehler vom A. S. C. München; 1909 Dr. Rud. Biehler vom A. S. C. in Freiburg i. Br.; 1910 Sv. Trönnes, Norwegen; 1911 K. Böhm-Hennes, Ernsttal.

Nachdem im Jahr 1908 Dr. Offermann, der große Verdienste erworben hatte, von seinem Amt aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat, wählte die Generalversammlung den Vorsitzenden des Skiklub Schwarzwald und Mitbegründer des Deutschen Skiverbandes Professor F. Kohlhepp (Bildnis S. 587), jetzt in Karlsruhe, zum Ersten Vorsitzenden des Verbandes. Rechtsanwalt Dr. Freund (Bildnis S. 586) in Mannheim wurde

Anton Tschon
Privatmann in Innsbruck, Ehrenmitglied und früherer Zweiter Vorsitzender des Oesterreichischen Skiverbandes.

Prof. Dr. Wilh. Paulcke
Begründer des Deutschen Skiverbandes sowie S. C. S., früher Vorsitzender des Mitteleuropäischen Skiverbandes.

L. Freund
Rechtsanwalt in Mannheim, Schriftführer des Deutschen Skiverbandes, Präsident des Internationalen Skikongresses 1912.

Schriftführer. Beide sind heute noch, unermüdlich und mit großem Erfolg arbeitend, im Amt.

Dem Österreichischen Skiverband, der nur deutsche Vereine aufnimmt, traten anläßlich der Gründung bei: Verband Steirischer Skiläufer Graz (143 Mitglieder), Verein Vorarlberger Skiläufer Bregenz (70 Mitglieder), Skiklub Arlberg St. Anton am Arlberg (138 Mitglieder), Wintersportverein Kitzbühel (92 Mitglieder), Verein Deutscher Skiläufer Hohenelbe (59 Mitglieder), Wintersportverein „Aupatal" Johannisbad (100 Mitglieder), Skiabteilung des Reichenberger Sportklub (26 Mitglieder), Schneeschuhläuferverein „Rübezahl" Rennerbauden (25 Mitglieder), Skiklub in Wurzeldorf (22 Mitglieder), Deutscher Schneeschuh- u. Rodelverein in Eisenstein (63 Mitglieder), Sportverein in Judenburg (10 Mitglieder), zusammen 11 Vereine mit 748 Mitgliedern. Die Stelle des Ersten Vorsitzenden erhielt Guido Rotter, Hohenelbe, dessen Bemühungen die Gründung des Ö. S. V. in erster Reihe zu danken ist. Rotter blieb bis 1907 an der Spitze. In dieser Zeit stieg die Zahl der Vereine auf 17, die Mitgliederzahl verdoppelte sich, der Verband faßte in vielen Kronländern Wurzel. 1907 bis 1908 leitete den Verband Karl Habig jr. in Wien, an dessen Stelle Ingenieur Rudolf Gomperz-St. Anton (Bildnis S. 587) trat. Sitz des Verbandes war Innsbruck. Gomperz wurde 1910 durch den bisherigen Zweiten Vorsitzenden Anton Tschon (Bildnis s. oben), Privatmann in Innsbruck, abgelöst. 1912 ging die Leitung des Verbandes an Salzburg über. Géza v. Wolfstein (Bildnis S. 587), k. u. k. Linienschiffsleutnant a. D. daselbst, führt nun den Vorsitz. Gomperz und Tschon erhielten anläßlich ihres Rücktritts die Würde eines Ehrenmitgliedes des Verbandes. Ende 1910 gehörten dem Ö. S. V. zwei Unterverbände mit 11 Vereinen und 37 Einzelvereinen an. Von diesen befinden sich in Niederösterreich 6, in Oberösterreich 4, im Salzburgischen 5, in Tirol 11, in Vorarlberg 1, in Steiermark 5, in Kärnten 4, in Böhmen 9, in Mähren und Schlesien 2, in Siebenbürgen 1. Inzwischen ist die Zahl der Vereine auf 70 gestiegen, deren gesamte Mitgliederzahl auf 8500. Hauptverbandswettläufe wurden veranstaltet: 1907 zu Kitzbühel in Tirol, 1908 in Zell am See (Salzburg), 1909 in Mürzzuschlag (Steiermark), 1910 in Spindelmühle (Riesengebirge), 1911 in Mitterndorf (Steirisches Salzkammergut), 1912 auf dem Bödele (Vorarlberg). Die Meisterschaft von Österreich erlangten: 1907 Rudolf Biehler aus Freiburg i. Br.; 1908 Fritz Miller, Innsbruck; 1909 derselbe; 1910 Franz Buchberger, Spindelmühle; 1911 Karl Böhm-Hennes, Ernsttal (Thüringen); 1912 Lauritz Bergendahl, Christiania.

Der Schweizerische Skiverband hatte bei der in Olten erfolgten Gründung 16 Vereine mit über 700 Mitgliedern, heute gehören ihm 78 Vereine mit 4150 Mitgliedern an. Als Gründer sind zu nennen: der Erste Verbandspräsident Weber in Bern, V. de Beauclair, Chr. Klucker, Professor J. Graf-Bern, Christoph Iselin-Glarus, Professor Dr. Paulcke-Karlsruhe, V. Sohm-Bregenz. In der Präsidentschaft folgten Weber der Reihe nach E. Thoma-St. Moritz, J. F. Voltz-Sprüngli, Industrieller in Kilchberg-Zürich (1908 bis 1911), C. Egger-Basel. (Bildnisse dieser verdienstvollen Männer waren leider nicht zu erhalten.) Hervorragenden Anteil an der Entwicklung des Skilaufs nahmen die in der Schweiz ansässigen Norweger Leif Berg, Th. Heyerdahl, Th. Björnstad, H. und T. Smith, Myklegard usf. Als hervorragende Läufer haben sich ausgezeichnet der Bergführer Steuri aus Grindelwald, der in den ersten Langlaufrennen in Glarus und Zweisimmen siegte, E. Capiti-St. Moritz, der mehrmals die Meisterschaft errang, dem auch bei einem Verbandsrennen in Engelberg der weiteste Sprung mit 31,5 Meter gelang, H. Klopfenstein, P. Simonsen.

Alle diese Vereinigungen zusammen bildeten den „Mitteleuropäischen Skiverband". Als dessen Erster Vorsitzender amtete bis Ende 1908 Viktor Sohm-Bregenz; dem sodann Professor Dr. W. Paulcke-Karlsruhe folgte. 1910 trat dieser an die Stelle des Zweiten Vorsitzenden. Erster Vorsitzender wurde Gomperz-St. Anton. Der M. E. S. V. gilt nach den Satzungen als ein „Arbeitsausschuß der Verbände, der die Aufgabe hat, Arbeiten zu erledigen, deren einheitliche Ausführung im Interesse der Verbände wie des Skilaufs liegen". 1908 schied der Schweizerische Skiverband vom M. E. S. V.

Dieser vereinigt 1912 in sich die 36 000 Mitglieder des D. S. V. und des Ö. S. V. Auf Anregung Paulckes gab

der M. E. S. V. erstmals 1909 die „Ski-Chronik", ein prächtiges, illustriertes Jahrbuch des Skilaufes, in vornehmer Ausstattung heraus, die seitdem alljährlich erschien und stets großen Beifall findet. 1912 begründete der Verband nach dem Gomperzschen Plan eine „Zentralversendestelle" für Drucksachen, auf Grundlage der „Brücke" beruhend, die unter dem Namen „Ski-Brücke" in München ihre Tätigkeit beginnt. Es würde zu weit führen, all die Erfolge und Einrichtungen aufzuzählen, die diese großen Verbände geschaffen haben. Jugendorganisation, Militärischer Skilauf, Propagandazeitschriften- und Bibliothekangelegenheiten, Hüttenwesen u. dergl. muß deshalb übergangen werden.

Außerhalb des M. E. S. V. stehen gegenwärtig noch einige Skiverbände und -vereine, unter anderen der Harzer Wintersportverband, Grafschaft Wernigerode, mit 5 Ortsgruppen und 1031 Mitgliedern im Jahre 1911, der Skiläuferverband für das Königreich Böhmen mit 44 Vereinen und 3200 Mitgliedern, ferner, wie schon erwähnt, der Schweizerische Skiverband.

Zur Regelung internationaler Angelegenheiten des Skisports mit den Skiverbänden und -vereinen außerhalb Mitteleuropas, z. B. dem Norges Skiforbund, Christiania, dem Föreningen för Skidlöpningens främjande i. Sverige, Stockholm, dem Club Alpin Français, dem Skiklub auf Great Britain usf., werden internationale Skikongresse abgehalten.

Als neueste Erscheinung auf dem Gebiete der skisportlichen Verbandsgründungen ist der Deutsche und Österreichische Skibund zu erwähnen; er stellt sich die Aufgabe, in jeder Beziehung eine vollkommene Einigkeit zwischen Skisport und Skitouristik zu pflegen. Mitglieder des Bundes sind unter anderen der Alpenski-Verein Wien, der Alpine Skiklub München, die Wintersportabteilung des Deutschen Touringklubs, eine Anzahl Skivereine aus dem Erzgebirge, der Skiklub Dresden, der Alpine Skiklub Dresden, der Skiklub Breslau und die Wintersportvereinigung Oberaudorf. Die Gesamtmitgliederzahl beträgt etwa 10000. Erster Vorsitzender ist Rechtsrat Schlicht-München. Während die Mitglieder des M. E. S. V. hauptsächlich Anhänger der Norweger Skilauftechnik sind, gehören dem Deutschen und Österreichischen Skibund, nach Dr. Lücke, vorwiegend Vereine mit Lilienfelder Tendenzen an.

Politik und Völkerleben.

Die Londoner Beratung. — Konferenz in Paris. — Unklare Haltung Österreichs. — Wechsel in den leitenden militärischen Stellen. — Türkische Hoffnungen. — Der Vierbund.

Nur langsam und allmählich gewinnt man Klarheit über den Charakter und die Art der in London stattfindenden Botschafterberatung. Weder das Wort „Kongreß" noch das bescheidenere „Konferenz" ist für diese Sechsmännertour anwendbar, denn je näher sie rückt, um so deutlicher wird, daß diese Beratung keinerlei beschließende Kraft, sondern nur orientierende, das Material sichtende Zwecke haben wird. Aufgabe dieser Beratung wird es sein, ein Verzeichnis der Fragen und Probleme aufzustellen, die am Balkan gelöst werden müssen. Die Beratungen finden statt, sobald den Botschaftern die Instruktionen ihrer Regierungen zugegangen sein werden. Diese ganze Art, die höchst verzwickte Sache anzufassen, zeugt entschieden von Unsicherheit. Man ist eben nicht völlig davon überzeugt, daß eine Lösung aller Schwierigkeiten sich wird erreichen lassen. Aus diesem Grunde spielt man erst die Londoner Ouvertüre, der dann in Paris erst die eigentliche Oper folgen soll. Denn Sir Edward Grey erklärte im Unterhause, daß die eigentliche Balkankonferenz in Paris statthaben solle und zwar deshalb, weil die Anregung zu der gesamten Aktion vom Ministerpräsidenten Poincaré stamme. Diese Rücksichtnahme auf französische Empfindlichkeit ist die Folge sehr deutlich geäußerter Pariser Verstimmungen, die es übel vermerkten, daß Paris bei der ganzen Sache sollte übergangen werden. Nun hat es ja an sich ein sehr optimistisches Gepräge, daß alle sechs Großmächte sich zur Teilnahme an der Londoner Beratung bereit erklärten. Aber die Sache hat ja doch noch einen beträchtlichen Haken: Österreich-Ungarn gab nämlich seine Zustimmung zu den Greyschen Vorschlägen nur unter einer bedenklichen Voraussetzung. Das Kaiserreich erklärte, daß es sich die Freiheit vorbehalte, sich von den Verhandlungen zurückzuziehen, „wenn gewisse Umstände eintreten". Damit soll gesagt sein, daß die habsburgische Monarchie sofort ihre Teilnahme an den Beratungen aufgeben wird, falls in bezug auf die serbisch-österreichische Streitfrage



Rudolf Gomperz
Ingenieur in St. Anton, seit 1910 Erster Vorsitzender des Mitteleuropäischen Ski-Verbandes.

Franz Kohlhepp
Professor in Karlsruhe, Vorsitzender des Deutschen Skiverbandes und des Skiklubs Schwarzwald.

Geza v. Wolffstein
k. und k. Linienschiffs-Leutnant a. D., Salzburg, Vorsitzender des Oesterreichischen Skiverbandes.

auf der Konferenz Anschauungen das Übergewicht erhalten, die mit den österreichischen Interessen unvereinbar sind. Der Adriahafen, den Serbien nach wie vor verlangt, bleibt der strittige Punkt. Er bleibt vorerst auch noch immer der dunkle Punkt in der Weltpolitik. Freilich hat die österreichische Regierung die Erklärung abgegeben, daß keine Veranlassung gegeben sei, kriegerische Zusammenstöße unter den Großmächten zu befürchten. Sie tat das einer amerikanischen Finanzgruppe gegenüber, die von Österreich 125 Millionen Kronen Schatzscheine übernahm. Trotzdem bleibt ein gewisser Druck auf den politischen Zuständen lasten; denn daß in Österreich-Ungarn fortgesetzt unter den erheblichsten Geldopfern gerüstet wird, das ist weltbekannt. In einer zu Wien stattgehabten Versammlung des österreichischen Industrierates sagte ein Mitglied dieses Kollegiums, der Zustand der Unklarheit der Lage, sowie die steten Opfer, die er verlangt, fangen an, unerträglich zu werden. Man beobachtet, wie Österreich täglich neue Reserven einberuft, ohne daß die Auseinandersetzung mit Serbien auch nur um einen Schritt vorwärts kommt. Alle Hoffnungen, die auf eine baldige Klärung dieser verfahrenen Dinge sich richten, begründen sich auf die in London angebahnte Verständigung der Großmächte untereinander. Und wenn auch Serbien mit dem festen Entschluß nach London geht, dort den Adriahafen zu verlangen, so glaubt und hofft man in Wien mit aller Zuversicht, Serbien werde sich dem übermächtigen Gesamtwillen Europas fügen und Durazzo räumen.

Eine weitere Verschärfung der Lage bedeutete den Politikern der plötzliche Wechsel in den leitenden Stellen der österreichischen Armee. Diese Maßregel nahm sich wie eine in letzter Stunde vor der Entscheidung getroffene Disposition aus. Man erinnert sich, daß vor längerer Zeit der verstorbene Graf Aehrenthal es beim Kaiser Franz Joseph durchzusetzen gewußt hat, den Baron Konrad v. Hötzendorf von seinem Amte als Chef des Generalstabes abzusetzen, weil er durch Inspektionsreisen an der italienischen Grenze in Rom starke Verstimmung hervorgerufen hatte. Damals behauptete Hötzendorf, er habe nur seine Pflicht als Haupt des Generalstabes getan. Da aber Aehrenthal dieses Opfer für die Diplomatie forderte, so wurde es gebracht. Hötzendorf fiel, freilich mit der bestimmten Zusicherung, so bald als möglich auf seinen Posten zurückberufen zu werden. Der Erzherzog-Thronfolger, zu dessen Vertrauten Konrad v. Hötzendorf von jeher gehört hat, nahm keinen Anstand, in der Öffentlichkeit zu erklären, daß er den Rücktritt des Chefs des Generalstabes sehr bedauere. Jetzt schien dem Thronfolger die Stunde gekommen, für jene Schlappe Genugtuung zu fordern. Franz Ferdinand gilt als das Oberhaupt der Armee. Als solches glaubte er Veranlassung zu haben, mit den militärischen Maßnahmen unzufrieden zu sein, die der Nachfolger Hötzendorfs, Feldmarschall-Leutnant Schemua, und der Kriegsminister Auffenberg gegenüber den politischen Verwicklungen der letzten Wochen getroffen hatten. Beide mußten zurücktreten, und Konrad v. Hötzendorf wurde wieder als Chef des Generalstabes eingesetzt. Da die Erneuerung des Dreibundes soeben erst der Öffentlichkeit bekanntgegeben worden ist, und in der Balkanpolitik Österreich-Ungarn und Italien Hand in Hand gehen, so konnte man in Wien die Wiedereinsetzung des früheren Generalstabschefs ruhig wagen, ohne fürchten zu müssen, damit in Rom von neuem zu verstimmen. Jedenfalls wirkt die Rückberufung Hötzendorfs, des Vertrauensmanns des Thronfolgers, des Mannes der schärferen politischen und militärischen Tonart, im Augenblicke nicht gerade beruhigend und nicht wie eine besonders friedliche Maßregel.

Im Saint-James-Palast zu London werden die fünf Balkanstaaten ihren Frieden abschließen. Da von den Großmächten ein selbständiges Albanien gewünscht wird, so könnte die serbische Forderung eines Hafens auf albanischem Gebiete schon damit zu Fall gebracht werden, daß im selbständigen albanischen Fürstentume für einen serbischen Hafen kein Platz vorhanden ist. Mit stark gehobenen Hoffnungen haben die türkischen Vertreter sich auf die Reise nach London begeben. Die Tatsache, daß die Bulgaren an der Tschataldscha-Linie das unbesiegbare Hindernis ihres Vordringens gefunden haben, stärkt das Kraftgefühl der Osmanen, wie das bereits die hurtige Entschlossenheit Bulgariens getan hatte, das nicht rasch genug zum Abschluß des Waffenstillstandes hatte gelangen können. Damit war die Tatsache erwiesen, daß der Türken gefährlichster und stärkster Feind bis zum äußersten geschwächt worden war und zu weiterem Vordringen gegen Konstantinopel keine Kraft mehr besaß. Auch die Tatsache, daß Adrianopel beim Abschluß des Waffenstillstandes noch nicht gefallen war, stärkte die türkischen Hoffnungen, die auf die Erhaltung Adrianopels in osmanischem Besitz zielten. Auf diese Stadt ist die Sehnsucht des ganzen türkischen Volkes gerichtet. Sein Selbstgefühl klammert sich an den brennenden Wunsch, diese Festung nicht zu verlieren und so in Europa außer Konstantinopel noch etwas Nennenswertes zu retten. Ob das gelingen kann, steht freilich dahin. Immerhin stützt diese Hoffnung der Umstand, daß Adrianopel trotz des Verbotes der Zufuhr auch während der Dauer des Waffenstillstandes sich hat halten können. Wenn man sich dann noch vergegenwärtigt, daß nach Ordnung und Klärung sämtlicher so sehr verwickelten Gebietsfragen noch die ganze Gruppe der finanziellen Probleme auf dem Balkan zu ordnen sein wird, so kann man einen entfernten Begriff und eine annähernde Vorstellung von der Titanenarbeit gewinnen, die im Saint-James-Palast geleistet werden soll. Tröstlich ist, daß sowohl die Vertreter der fünf Kriegführenden wie die der Großmächte endlich zur Aussprache und Beratung zusammengekommen sind, und daß diese Tatsache denn schließlich doch eine gewisse Gewähr für die Möglichkeit einer vollständigen Einigung über die Gesamtheit der zur Debatte stehenden Probleme zu bieten scheint. Europa lechzt nach Ruhe und bedarf ihrer nach so endlosen Störungen, um sich der Förderung der friedlichen Kulturarbeit endlich wieder einmal ohne fortwährende Ablenkungen und Einschüchterungen hingeben zu können.

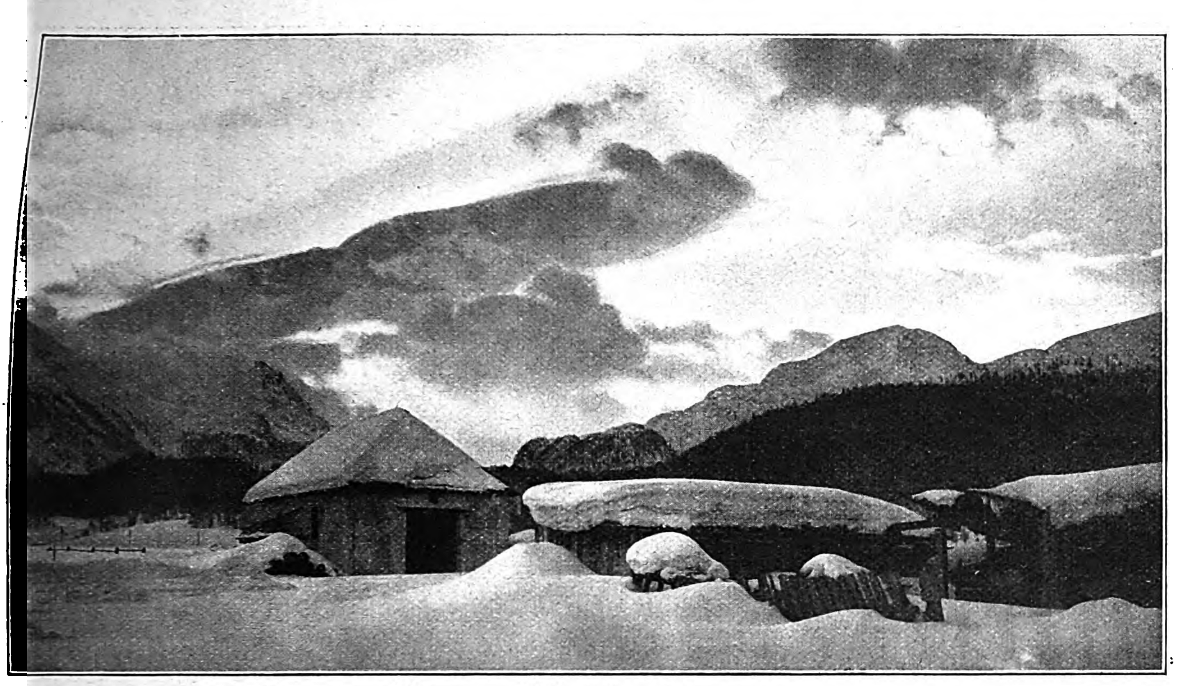
In Schweden hat der Staatswissenschaftler Pontus Erland Fahlbeck, Mitglied der Ersten Kammer des Reichstages und Professor an der Universität Lund, eine Broschüre veröffentlicht, die sich mit dem Anschluß der drei nordischen Reiche an den Dreibund befaßt. Es ist bekannt, daß der sogenannte pangermanische Gedanke schon längst die Gemüter des Nordens beschäftigt. Björnstjerne Björnson, der norwegische Dichter, ist nie müde geworden, diese Idee zu fördern und für sie zu arbeiten. Ihr Kern bedeutete eine Bündnisgruppierung Schwedens, Norwegens und Dänemarks mit Deutschland und Österreich, die also den Dreibund zu einem Vierbunde hätte umwandeln müssen. Professor Fahlbeck kommt heut in seiner Schrift auf diesen Vorschlag zurück und sagt, weder Frankreich noch Rußland dürfte es wagen, ohne England einen Krieg gegen Deutschland anzufangen, wenn dem Dreibunde Skandinavien hinzuträte. England aber könnte zwar auf Frankreich, nicht aber auf Rußland rechnen, da dieses an drei Grenzen, von Deutschland, Österreich und Schweden, angegriffen werden würde. Um die Bindung Rußlands handelt es sich, falls aus dem Dreibund ein Vierbund würde. Hierdurch würde England jede Lust zu einem Kriege verlieren. Denn eine Blockade Deutschlands wäre fast unmöglich, wenn Skandinavien mit Deutschland ginge. Schweden sucht in diesem Anschlusse vor allem Schutz gegen seinen gefährlichen russischen Nachbar, der an dem Beispiele Finnlands sehr deutlich zeigt, welches Schicksal er seinen Besiegten zuwendet. Diese Ideen sind recht naheliegend und bleiben es auch dann, wenn man dem Autor dieser Schrift, Professor Fahlbeck, die Alarmnachricht nicht glaubt, mit der er die Dringlichkeit seiner Vorschläge begründen will. Diese Kunde lautet so, daß Rußland für einige eisfreie Häfen, die es den Norwegern fortnehmen möchte, dem Deutschen Reiche — Jütland angeboten habe. Das klingt denn doch recht unglaubwürdig.

Spectator.

Schneeschuhläufer.

Nach einem Gemälde von H. B. Wieland.





Wintermorgen bei Pontresina. Phot. Aug. Rupp.

Irrende Seelen.

Roman von Paul Grabein.

(Fortsetzung.)

Eine Weile stand Keßler in Gedanken versunken, die Stirn zusammengezogen. Dann hob er die Hand mit dem Manuskript. Flüchtig begann er darin zu blättern, mit einem geringschätzigen Ausdruck. Doch nach und nach wurde seine Miene interessierter, und nun klappte er das Heft mit einem Ruck zusammen. Immerhin — lesen konnte man ja die Geschichte mal! Er ging zum Schreibtisch.

Die beginnende Wintersaison brachte dem Berliner Theaterpublikum eine große Überraschung: Heinz Keßler war in den Verband des Palasttheaters getreten, an die Stelle des dort so beliebt gewesenen Rolf Lattinger. In der neuen großen Revue sollte er zum erstenmal an dieser Stätte auftreten, in der führenden Rolle als Erbprinz Botho. Mit der Miezi Molnar als Partnerin.

Das war ein Staunen und Verwundern. Wie? Der Keßler im „Palast"? Zwischen all den bekannten Größen des lachenden, kecken Humors, der dieser Bühne neben dem glänzenden Ausstattungsapparat ja gerade das Gepräge gab? Aber schließlich — eben der Heinz Keßler! Bei dem mußte man ja immer auf eine Extraüberraschung gefaßt sein.

Auch die Presse beschäftigte sich mit diesem „neuesten, freilich etwas bizarren Impromptu des vielgenannten Künstlers". Aber eine von Larun lancierte, sehr geschickt redigierte Notiz gab bald Erklärung und Begründung und erhöhte noch die Spannung: man würde da eine ganz neue Note an diesem beliebten Künstler kennen lernen. Kurzum, das Debüt Heinz Keßlers im Palasttheater wurde zu einem Ereignis für die Berliner. Am Abend der Premiere war das große Haus unter den Linden zum Brechen voll.

Auch Gerda Keßler war im Theater. Der Entschluß war ihr hart angekommen. Aber sie hatte sich überwunden, Heinz zuliebe.

Diese letzten Wochen waren überhaupt ein unausgesetzter schwerer Kampf mit ihrer eigensten Natur gewesen. Sie hatte den Stolz in sich niederringen müssen, der sich aufbäumte gegen diese neueste Zumutung: ihr Mann auf jener Bühne, wo die leichtgeschürzte Miezi Molnar ihre Triumphe feierte.

Und das Schwerste: sie selber war in erster Linie die Veranlassung dazu geworden. Heinz hatte es ihr ja erklärt, in jener erregten Stunde, wo er ihr von seinem Engagementsabschluß mit Larun berichtet hatte. Gerade mit Rücksicht auf sie hatte er schließlich angenommen. Weil er sie nicht länger mehr jenem Wanderleben aussetzen wollte, dem ihre Nerven offenbar nicht gewachsen waren.

Das lähmte ihr jeden Widerstand, verschloß ihr einfach den Mund. Aber in ihrem Inneren brannte es um so bitterer: sie selber schuld an diesem Niedersinken ihres Mannes!

Denn das war es. Bisher war er, wenn er sich auch an ungewohntem Orte zeigte — zeigen mußte, wie ja alle Welt mußte — in der Sphäre ernster Kunst geblieben. Aber nun? Im „Palast", wo Tausende hingingen, nur um den Flitterkram der prunkvollen Kostüme, die schöngewachsenen Choristinnen im Trikot zu bewundern bei den großen Tableaus, mit denen jeder Akt abschloß!

War es nicht eine Selbstentweihung Heinzens, daß er sich auf dieser Bühne zeigte? Aber — um wen geschah es?

Auch Heinz mochte es anfänglich ernste Kämpfe gekostet haben. Er sprach zwar nie davon, aber sie merkte es ihm an. Er war wortkarg und reizbar. Dann wieder unvermittelt lebhaft. Mit Selbstironie und gewaltsamen Scherzen suchte er sich selber und sie darüber hinwegzubringen. Aber er täuschte Gerda damit doch nicht. Und zu dem eigenen Leid kam nun das Mitleid mit ihm, der ihretwegen das auf sich genommen hatte. Sie quälte sich im stillen mit Selbstvorwürfen, daß sie nicht stark genug gewesen war, jenes Wanderleben weiter mit ihm zu teilen. Das erschien ihr jetzt, wo es zu spät war, ja viel, viel leichter.

Aber auch sie schwieg von all dem. Das war so gekommen zwischen ihr und Heinz. Um sich gegenseitig zu schonen, trugen sie jeder allein mit sich herum, was sie drückte. Und verloren dabei langsam die innerste Fühlung miteinander. Als sie es endlich merkten, da war es zu spät: zu viel Unausgesprochenes stand bereits zwischen ihnen.

Nachher schien es Heinz auch überwunden zu haben. Dann, als die Proben zu dem neuen Stück begannen und ihn das Studium seiner Rolle beschäftigte. Nun schien ihn bloß eines noch auszufüllen: den Ehrgeiz, die Erwartungen nicht zu enttäuschen, ja wohl noch zu übertreffen, die man in ihn setzte.

So war dieser Abend herangekommen, und Gerda saß hier im Theater, auf dem Platz, den ihr Heinz besorgt hatte, in der Proszeniumsloge des Parketts, wo sie der Bühne ganz nahe war.

Gerda war diesmal allein. Petersens weilten ja noch in Ellerstedt. Erst nach Weihnachten, wenn die Saison „ganz auf der Höhe" war, wollte Astrid ihr „Hauptquartier wieder nach Berlin verlegen", wie sie neulich geschrieben hatte. Die Schwester mit ihrem unverwüstlichen Frohsinn, der über jede Situation hinwegkam, fehlte Gerda heute doppelt. So rückte sie denn ihren Sessel ganz in die Ecke, daß die Portiere der Loge sie den Blicken aus dem Zuschauerraum entzog, und im Halbdunkel ihres Verstecks erwartete sie den Anfang des Spiels.

Heinz trat gleich in der zweiten Szene auf und beherrschte dann eigentlich mit seiner Partnerin den ganzen weiteren Akt. Sie ernteten beide reichsten Beifall, der ihm wohl noch mehr galt als seiner Mitspielerin. Aber dieser allzu lärmende Applaus, diese unvermittelt losdröhnenden Lachsalven bedrückten Gerda jedesmal, daß sich ihr das Herz zusammenzog. Es tat ihr weh, Heinz da auf den Brettern zu sehen, ganz gewiß höchst elegant und distinguiert — „der Keßler ist ja einfach totschick! Zum Verlieben!" hörte sie es hinter sich aus Frauenmund flüstern — aber doch eine halbe Karikatur. Da schloß sie die Augen. Wenn sie auch nur ihren Ohren den Dienst hätte verbieten können. So schlugen unaufhörlich die Witze und Witzeleien an ihr Ohr, die jedesmal stürmische Heiterkeit entfesselten. Ihr unverständlich. So fade und abgeschmackt kam ihr dies alles vor. Daß andere nur so einen Gefallen daran finden konnten!

Gerda atmete ordentlich auf, als endlich der Akt zu Ende war. Natürlich auch jetzt wieder ein Applaus ohne Aufhören. Immer wieder mußte sich Heinz zeigen, die Molnar an der Hand, in ihrem keck hochgenommenen Flitterkleide, daß die raffiniert eleganten, luxuriösen Dessous bei ihren graziösen Soubrettenknixchen sehr reichlich sichtbar wurden. Es gab Gerda einen Stich ins Herz. Ihr Mann war das, dort neben der degagierten Person! Und sie wandte den Kopf ab.

Dann war endlich die Beifallsflut verebbt; es wurde still im Hause. Man vernahm das eifrige Schwatzen, Bruchstücke der schwirrenden Unterhaltungen flogen Gerda ans Ohr. Immer wieder der Name ihres Mannes, im Tone höchster Bewunderung und Schwärmerei. Aber nun plötzlich, ganz in ihrer Nähe, wohl in der durch die Portiere abgetrennten Nebenloge, eine ernste Mannesstimme mit geringschätzigem Ausdruck:

„Daß ihr soviel Aufsehens von dem Keßler macht! Schließlich nichts als bessere Possenreißerei. Schade um den Mann!"

Gerda zuckte zusammen, als hätte das ihr selber gegolten.

Schade um den Mann! Da hatte sie das Urteil der anderen, der Kreise, die die ihren waren. Und war das nicht auch ihr eigenes Urteil?

Sie fühlte, wie sich ihr die Wangen heiß übergossen. Tiefer noch verbarg sie sich im Dunkel ihrer Ecke, und doch quälte sie peinvoll das Gefühl: da unmittelbar neben ihr, nur durch den Vorhang von ihr getrennt, war der, der so geringschätzig von ihrem Manne dachte. Wenn er wüßte, wer hier saß, wer seine Worte gehört hatte! Und sie wagte kaum noch zu atmen.

Diese Qual ward so groß, daß sie ihr Herz krankhaft schlagen fühlte; wie eine Anwandlung von Ohnmacht wollte es über sie kommen. Frische Luft mußte sie haben! Da erhob sie sich schnell und trat hinaus in den Logengang. Aber auch hier überall Menschen,

ein blendend helles Licht und eine dumpfe Hitze. Hastig ging sie da zur Garderobe, ließ sich ihren Mantel umlegen und suchte den Ausgang. In einer offenen Droschke fuhr sie heim.

Sie verbrachte den Rest des Abends in ihrem Zimmer. Im Dunkeln lag sie hier bei weit geöffnetem Fenster, trotz der kalten Novemberluft, auf der Chaiselongue.

Schade um den Mann!

Die Worte gingen ihr nicht mehr aus dem Sinn. Schwer und unbarmherzig klang das in sie hinein. Wie ein Richtspruch, der über ihr ganzes ferneres Leben entschied.

Erst, als sie die große Standuhr drüben im Eßzimmer elf schlagen hörte, mit langsamen, dunkel hallenden Schlägen, richtete sie sich wieder auf. Nun war das Theater zu Ende. Jetzt würde ihr Mann bald da sein.

Ihr Mann — sie hätte sich freuen müssen auf seine Heimkehr, ihn froh empfangen, mit einem Glückwunsch zu seinem ersten, großen Erfolge auf dem neuen Wege — Und sie?

Da sank sie schwer wieder auf die Chaiselongue zurück und vergrub ihr Antlitz in die weichen Kissen, die die leisen Laute erstickten, die sich ihrer schmerzgequälten Brust entrangen.

So lag sie, bis das Anschlagen der Flurglocke ihr Heinzens Rückkehr meldete. Da sprang sie empor, kühlte eilends im Schlafzimmer ihre Augen und kam dann ins Eßzimmer zu ihm.

Heinz schien bester Laune zu sein.

„Na, wo steckst du denn, Bébé?" empfing er sie. „Bist wohl auch eben erst nach Haus gekommen?"

Sie schüttelte den Kopf, während sie am Tisch Platz nahm.

„Ich bin bereits eine ganze Weile hier. Ich war schon vorher gegangen."

„Wie? Nicht mal bis zu Ende geblieben?"

„Nein — mir war gar nicht gut im Theater. Es war fast wie eine Ohnmacht."

Sie sprach ja keine Unwahrheit, und doch neigte sie den Kopf tiefer über ihren Teller. Denn sie verheimlichte ihm ja etwas. Etwas, was sie ihm nie sagen durfte. Und das würde nun immer fortab zwischen ihnen stehen.

Heinz griff nach ihrer Hand.

„Na, na, Bébé — du wirst mir doch keine Geschichten machen?"

Er hob ihr mit der anderen Hand ein wenig das Kinn.

„Wirklich, du siehst ja jetzt noch schlecht aus. Soll ich zum Arzt schicken?"

Aber sie wehrte ab.

„Kein Gedanke! Es ist mir ja auch weiter gar nichts. Es war wohl nur sehr heiß im Theater."

Da beruhigte sich Heinz Keßler bald wieder und, während nun Jean eintrat und das Abendessen servierte, das sie während der Spielzeit ja immer so spät einnehmen mußten, berichtete er allerlei aus dem Theater. Es wäre ein riesiger Erfolg gewesen, und Larun hätte ihn vor dem gesamten Personal beglückwünscht. Auch die Presse, die im Hause war, sollte sich — wie man gehört — über ihn sehr anerkennend geäußert haben. Mit einem Wort, das Experiment wäre geglückt — glänzend geglückt.

„Darum wollen wir denn auch mal heut abend wieder ein bißchen lustig sein, gelt, Bébé?" Er dachte, von den Eindrücken des Abends wieder lebhaft animiert, schon gar nicht mehr an ihre Unpäßlichkeit, vorher im Theater. „Also, Jean — stellen Sie ein paar Bouteillen kalt! Ja, Pommery natürlich!"

Dann fuhr er, während er mit gutem Appetit speiste, fort zu plaudern:

„Die anderen sind heut abend auch alle fidel. Im Rüdesheimer. Larun hat die ganze Gesellschaft eingeladen, alle Solisten. Auch mich hat er riesig gequält. Und als ich ablehnte, ich wollte nach Hause zu meiner kleinen Frau, da meinte er, du müßtest mit in den Rüdesheimer, doch ganz selbstverständlich. Du in der Gesellschaft! Hat der Ahnungen! Was, Bébé?"

Und Heinz Keßler lachte laut vor sich hin, höchst belustigt von dem Gedanken. In so guter Laune plauderte er weiter. Schon seit langem war er nicht mehr so aufgeräumt gewesen.

In seiner Gesprächigkeit merkte er gar nicht, wie still Gerda dasaß. Kaum, daß sie einmal etwas erwiderte oder leise nickte, wie abwesend mit ihren Gedanken. In ihrem Inneren grübelte sie, selbstquälerisch, und fragte sich: Kann er denn wirklich so wenig tief sein, daß er nichts, gar nichts von dem empfindet, was dich heute abend zu Boden drückt? Daß er lachen und scherzen kann? Oder ist das alles vielleicht nur Selbstbetäubung, um nichts zu hören von jener anderen Stimme in ihm? Oder nur eine gemachte Lustigkeit, um sie selber solchen Gedanken zu entreißen, sie gar nicht erst darin versinken zu lassen?

Und je länger sie so sann unter seinem Geplauder, das nur äußerlich an ihr Ohr schlug und auf das sie gar nicht hörte, desto gewisser wurde ihr das: ja, es war nur das bei ihm, tapfere Selbstüberwindung, ihr zuliebe.

Da stieg es wieder weich und innig in ihr auf. Und ein ehrliches, festes Wollen. Freilich, manches war ja zerstört, was nie mehr ganz zu heilen ging. Aber sie wollte den Glauben an ihn darum nicht verlieren. Er war eben nur das Opfer seines Schicksals geworden, fügte sich mit zusammengebissenen Zähnen, weil er mußte; aber im Innersten brannte auch ihm heiß die Wunde. Nur daß sein Mannes-

stolz es verheimlichte, selbst vor ihr. Und so neigte sie sich zu ihm hin — Jean war gerade gegangen, um den Sekt zu holen —, indem sie mit festem Druck ihre Hand auf seine Rechte legte:

„Heinz, ich verstehe dich, und du findest mich an deiner Seite. Ich will dir nicht an Tapferkeit nachstehen und treu zu dir halten, was die Welt auch urteilen mag. Glaub' mir, ich bin nicht mehr kleinmütig und verzagt. Und darum bedarf es nicht solcher Gewaltmittel, Heinz, um uns über diese Stunde hinwegzubringen. Laß uns diesen Abend lieber anders beschließen, ohne erzwungene Fröhlichkeit — so wird er uns enger zusammenführen, trotz all' seines Unglücks!"

Ihr Auge suchte das seine mit einem tiefinnigen Geloben, aber es fand bei ihm nur ein grenzenloses Staunen. Und nun lachte er.

Da gab ihre Hand ihn frei. Ganz plötzlich, fast ein Zurückzucken. Unwillkürlich folgte seine Rechte ihrer entweichenden Hand nach und versuchte sie wieder zu erhaschen, aber noch immer halb tändelnd. Er begriff ja noch immer nicht, fragte vielmehr im Ton jenes selben Staunens:

„Ja, was meinst du denn nur, Bébé? Das klingt ja ganz pathetisch, klassisch! So Antigone. Oder Schiller! Das Unglück soll uns enger zusammenführen — heute? Aber," und wieder lachte er, ganz harmlos und vergnügt, „beste Bébé! Ich bin doch nichts weniger als unglücklich heute. Im Gegenteil: Sehr aufgedreht! Und warum denn auch nicht? Alles geht gut, ich bin wieder in festem Engagement, habe eine erstklassige Gage, Publikum und Kritik ist's auch recht — ergo! Soll ich da nicht pfeifen auf die paar Querköpfe, denen's vielleicht nicht paßt? — Also mach' dir um Gottes willen nicht solche Gedanken, Bébé. Nein, gerade woll'n wir lustig sein heute! Holla — da ist auch schon der Jean mit dem Lebenselixier."

Der Eintritt des Dieners enthob Gerda der Notwendigkeit, im Augenblick antworten zu müssen. Er zog auch Heinz Keßlers Aufmerksamkeit von seiner Frau ab. In all seiner Fröhlichkeit hätte er sonst merken müssen, daß Gerda wie erstarrt dasaß.

So ließ er denn Jean die Flasche öffnen, beide Kelche voll schenken, bedeutete ihm dann aber:

„Nun ist's gut. Wir brauchen Sie nicht mehr, Jean."

„Wie der gnädige Herr befehlen."

Der Diener zog sich zurück. Sie waren allein. Da erhob Heinz Keßler sein Glas zu dem seiner Frau hin, und sein Arm wollte sie umfangen.

„Also, prosit, Bébé. Das erste Glas auf dein Wohl!"

Doch sie erhob sich plötzlich.

„Danke — ich trinke nichts heute."

„Ja, aber — was hast du denn nur? Bébé —?"

„Bitte, laß mich. Und entschuldige mich. Ich — mir ist nicht wohl."

Und sie ging aus dem Zimmer. Mit einem seltsamen starren Ausdruck in den Zügen.

Heinz Keßler blickte ihr nach, erst ganz betroffen; dann wollte er ihr folgen, in einer Regung gutmütiger Besorgnis. Doch alsbald besann er sich wieder auf diese Miene eben bei ihr, und wie sie beim Hinausgehen starr an ihm vorbei gesehen hatte.

Da pfiff er leise durch die Zähne. Also Launen! Man beliebte zu schmollen.

Oho — da dürfte man sich arg verrechnet haben! Und er rückte sich den Sektkühler näher und zündete sich eine Zigarette an. So — es ging auch ohne sie.

Schweigend rauchte und trank er eine Weile. Dann stieß er plötzlich den Sektkelch zurück, so heftig, daß er umfiel, und sprang vom Sessel auf.

Wenn man das vorher gewußt hätte! Das hatte er nun davon, daß er die Einladung Laruns ausgeschlagen hatte. Die saßen da jetzt beisammen und er hier. —

Dummheit von ihm! Lächerliche Dummheit! Na — und er steckte sich eine neue Zigarette an — er würde sich ja schwer hüten ein andermal. Kam man ihm so, dann machte er es auch so. O, er konnte auch anders —!

Und Heinz Keßler sah nach der Uhr, erst halb eins — ja noch gar keine Zeit. Im Klub, von dem er sich seit seiner Verheiratung ganz zurückgezogen hatte, traf er jetzt noch eine Menge Bekannte. Also auf, dorthin! Eine Partie Poker würde ihm gerade heute gut tun.

So ging Heinz Keßler noch aus zu später Stunde.

Seit jenem Abend lag eine dumpfe Schwüle über der jungen Ehe.

Gerda fühlte sich einsam wie noch nie in ihrem Leben. Und gerade jetzt hatte sie niemanden, der ihr durch Freundschaft darüber hinweggeholfen hätte, und wenn auch nur für Stunden.

Astrid war ja noch immer in Ellerstedt, Heßfurths waren leider auch nicht mehr hier — der Oberleutnant war zum Regiment zurückgekommen — und auch Kyllburg ließ sich nicht mehr sehen. Es war, als ob er sich absichtlich von ihr fern hielte. Sie grübelte, wie es jetzt ihre Art war, auch hierüber, und schließlich ward es ihr zur Gewißheit: ja, Kyllburg mied ihr Haus, weil das eben kein Verkehr mehr für einen Offizier war — ein Schauspieler aus dem Palasttheater.

Gerda wurde in diesem Vermuten noch bekräftigt durch ein peinliches Erlebnis, das ihr nur allzusehr recht zu geben schien. Sie hatte, getrieben von dem

Verlangen, sich einmal selber zu entfliehen, eines Tages auch bei Loeweckes wieder vorgesprochen. Der Zufall hatte es gewollt, daß, während Gerda noch draußen vor der Wohnungstür stand, von drinnen aus dem Entree die Stimme Frau von Loeweckes herausscholl, die wohl mit einem ihrer Leute sprach. Als Gerda dann sich melden ließ, kam der Bursche wieder heraus mit dem Bescheide, er hätte leider nicht gewußt, die Frau Hauptmann wären doch fortgegangen. Auch wenn Gerda die Stimme Frau von Loeweckes vorher nicht so deutlich erkannt hätte, an dem etwas betretenen Wesen des noch unbeholfenen Menschen jetzt hätte sie dies Sich-verleugnen-lassen gemerkt.

Da ging sie stillschweigend, aber den Moment verwand sie nie wieder.

In dieser Vereinsamung voll tiefster Bitterkeit flog Gerda zum erstenmal ein Heimweh an. Nach Ellerstedt, nach dem Elternhause, aus dessen Enge sie einst geflohen war. Sie war seit ihrer Verheiratung nie wieder zu Haus gewesen.

So schrieb sie denn eines Tages an die Mutter, stellte ihren Besuch in Aussicht und fragte an — nur mehr der Form wegen — ob sie gerade jetzt auch recht käme.

Die Antwort Frau von Hennings ließ einige Tage auf sich warten, dann kam sie endlich und brachte eine Ablehnung. Natürlich in freundlicher Form und anscheinend auch motiviert. Tante Albertine werde gerade erwartet, das Fremdenzimmer sei also leider nicht frei, und überhaupt — man hätte auch mehr voneinander, wenn man allein sei, ganz unter sich. Ob sie daher ihren Besuch nicht lieber verschieben möchte?

Gerda lachte bitter auf, als sie den Brief las. Das Fremdenzimmer! Dies eine Wort fiel ihr immer wieder ins Auge. Als wäre es die Signatur des ganzen Briefes. Gewiß war es der Mutter beim Schreiben nur so in die Feder geglitten, ganz gedankenlos. Sie nannten ja auch das Logierzimmer bei sich zu Haus oft so. Aber dennoch war es Gerda, als habe das Wort für sie eine tiefere Bedeutung.

Und noch ganz unter dem ersten Eindruck dieses schmerzlich-bitteren Empfindens schrieb sie nach Haus: „Es hätte sich ja wohl schließlich ein Plätzchen wohl auch in meinem alten Mädchenstübchen oder bei Edith finden lassen, oder kommt denn für mich eben nur noch das ‚Fremdenzimmer' in Betracht? Wenn Ihr etwas gegen mich habt, wenn Ihr mich zu Hause nicht sehen wollt, so laßt es mich doch wenigstens offen wissen!"

Diesmal kam die Antwort umgehend, und zwar trug der Brief die Schriftzüge des Oberstleutnants. Der Vater schrieb ihr persönlich folgendes:

„Liebe Tochter! Der Ton Deines Briefes an uns war zwar nicht ganz der richtige, aber dennoch will ich Dir antworten.

Selbstverständlich hat es der Mutter völlig fern gelegen, Dich etwa kränken zu wollen mit der von Dir gerügten Bemerkung. Deine Mutter gerade hätte Dich vielmehr von Herzen gern hier gehabt, schon jetzt; wenn Dir ein Aufschub nahegelegt wurde, so geschah es vielmehr auf meine Veranlassung.

Wie Du gehört hast, trifft Tante Albertine dieser Tage hier ein, und Du kennst ja selber gut genug die Ansichten meiner Schwester. Ich wollte es in erster Linie Dir ersparen, vielleicht Bemerkungen über Deinen Mann mitanhören zu müssen, die Dich als seine Frau verletzen müssen.

Wie ich selber darüber denke, davon habe ich bisher geschwiegen. Aber da Du nun die Wahrheit von uns forderst, liebe Gerda, so will ich Dir nicht verhehlen, daß auch mich die Handlungsweise Deines

Rauhreif bei St. Moritz.

Mannes heftig erregt hat. Er durfte sich niemals so weit vergessen, daß es nun dahin mit ihm kommen konnte. Dafür ist man eben ein Mann und hat die Folgen seiner Handlungsweise vorher zu erwägen.

Ich will hier nicht von uns sprechen, obwohl Du Dir ja selber wirst sagen können, daß wir alle schwer unter diesen Dingen zu leiden haben, die ja leider in aller Leute Munde sind. Und Du kennst ja zur Genüge die Anschauungen in unseren Kreisen. An Dich denke ich, meine arme Tochter. Dein Los ist nicht leicht, und Du wirst anderes erwartet haben. Hättest Du doch auf mein Warnen gehört, als es noch Zeit war! Aber das ist nun zu spät. Es war Dein Wunsch und Wille so, und so mußt Du denn nun auch, meine Tochter, hinnehmen, was kommt. Ich habe das feste Vertrauen zu Dir, daß Du es an Mut und Standhaftigkeit nicht fehlen lassen wirst.

Was nun noch einmal Deinen Brief anlangt, liebe Gerda, so braucht es wohl keiner besonderen Versicherung, daß Du für Deine Person uns jederzeit herzlich willkommen bist. Willst Du schon jetzt kommen, noch während Tante Albertinens Anwesenheit, so komm. Aber rechne, wie gesagt, damit, daß Dir voraussichtlich dann peinliche Erörterungen nicht erspart bleiben dürften.

Herzlichst
Dein Vater."

Gerda saß lange vor dem Briefe. Dann schrieb sie ihre Antwort:

„Lieber Vater,
ich danke Dir herzlich für Deine Zeilen, aus denen ich noch vieles herauslese, was Du nicht aussprichst — Schmerzliches und Liebes.

Aber Du wirst es verstehen, Vater, daß auch ich darauf schweige. So laß mich Dir denn nur danken für Deine Versicherung, daß ich Euch willkommen wäre. Wenn ich aber trotzdem nicht komme, so hoffe ich, werdet Ihr das auch richtig auffassen. Du selbst, lieber Vater, erinnerst mich ja daran, daß mein Platz neben meinem Manne ist, trotz allem. Bei den Gesinnungen, die Ihr gegen Heinz hegt — ich beklage es tief, verzichte aber auf jeden Versuch, Euch zu anderen Ansichten zu bekehren, als aussichtslos — würde meine Reise zu Euch fast wie eine Feindseligkeit gegen meinen Mann aussehen. Zum mindesten wäre es taktlos. Ich glaube, Ihr stimmt mir daher nur bei, wenn ich unter diesen Umständen nicht zu Euch komme. Obwohl es mir nicht leicht wird. Ich hatte Sehnsucht nach Euch.

Und nun lebt wohl, alle daheim!

Eure Gerda."

So stand Gerda zu ihrem Manne, aber sie hatte keinen Halt mehr an ihm.

In jener Stunde neulich, wo sie sich noch einmal hatte an ihn anklammern wollen mit innerster Seele, da hatte er versagt. Der Glaube an ihn war zerstört.

Mit einem jähen Erschrecken hatte sie in jener dunklen Stunde die große Täuschung ihres Lebens erkannt. Wie hatte doch Walter Kyllburg damals von Heinz gesagt: „Er ist ein Blender, vielleicht sich selber unbewußt. Aber er ist es."

Und auch dieser Warner hatte recht behalten wie ihr Vater. Verloren der Boden, in dem sie wurzelte, und verloren der Halt an dem Manne, der ihr dafür eine Stütze hätte gewähren sollen. Was war nun noch an ihrem Leben?

Ein Zustand der Gleichgültigkeit war so über Gerda gekommen. Heinz Keßler war sehr zufrieden damit. Er fand das recht bequem und angenehm so. Er konnte gehen und kommen, wie er wollte; es war ihr alles recht. Und er machte ausgiebigen Gebrauch von dieser Freiheit.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Gedichte von Moritz Goldschmidt.

Winter.

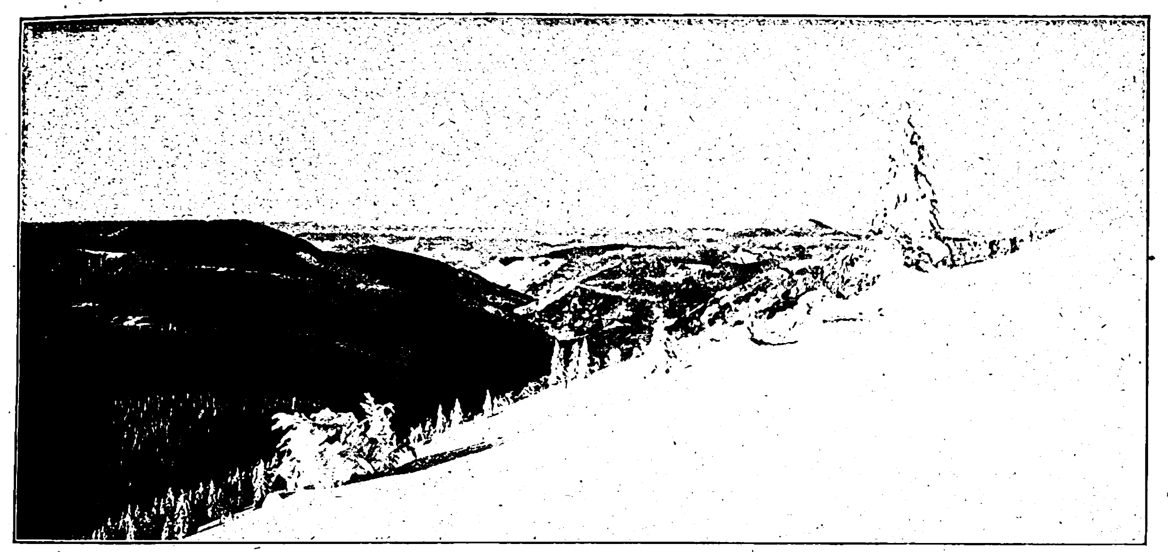
Wie schwächlich, wie charakterlos
Ist doch ein milder Wintertag!
Wer rauh von Art und rigoros,
Der wirkt nicht, wenn er zart und zag.

Wenn du nun einmal Winter bist,
Dann imponier' durch Schnee und Eis!
Wer wagt zu scheinen, was er ist,
Nur der wirbt seiner Art den Preis.

Wintersaat.

Wenn lang die Nächte, kurz der Tag,
Was all da auch erstarren mag,
Laß, laß! — Dein Bestes bleibt instand,
Bleibst rüstig du und bei der Hand.

Wo Regung ist, bald Wärme naht:
Drum laß erfrieren nie — die Tat,
Und streu ob deinem Ackerland,
Ob groß, ob klein, die Wintersaat.



Blick vom Feldberg über die Schwarzwaldberge.

Schwarzwald-Winter.

Von J. de Pellegrini, Triberg.

Mit sieben Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Wie sich die Zeiten und mit diesen die Meinungen ändern! Wem wäre es eingefallen, um die noch nicht lange hinter uns liegende Jahrhundertwende die Schönheiten und Reize des Schwarzwaldes im Winter zu rühmen und bekannt zu geben? Und wenn damals ein begeisterter Jünger des Schnees seine Stimme mit allen Künsten der Verlockung erhoben hätte, wer würde ihm geglaubt haben? Kein Mensch mochte in diese Gegend, den nicht gewichtige Gründe dahin zwangen.

Die Luftkurhotels, Heilanstalten, Berggasthäuser, Rasthütten schlossen ihre Pforten, nachdem der Herbstwind das Laub von den Bäumen geschüttelt hatte. Gäste waren doch erst wieder zu erwarten, wenn Veilchen und Partengelein auf frischgrünen Berghalden und Matten den Frühling ankündeten. In den zur Sommerszeit frohbewegten, lebhaften Fremdenverkehrsplätzen und Kurorten wurde es einsam und still, wie ausgestorben. Die von rühriger Werbetätigkeit ermüdeten Kur- und Ortsvorsteher, die Gastwirte und Pensionsinhaber gestatteten sich eine wohltätige Pause des Schweigens. Der Schwarzwald genoß einen langen, ungestörten Winterschlaf.

Unbemerkt von all den Schläfern aber spielte die Natur allwinterlich ein wunderbares Schaustück, an das die großartigste aller Feerien des luxusreichsten aller Theater nicht näher heranreicht, als das Summen der Mücke an den Gesang der Nachtigall.

Mit einer tollen Nacht setzte es ein. Donnernd fegte der Sturm durch das Hochtal. Mächtig rauschten die Tannen. Jämmerlich ächzten und stöhnten die Holzhäuser. Gegen Morgen, als dem Sturm der Atem ausgegangen, kam friedfertige, weihevolle Ruhe. Riesige Wolkenballen flohen noch rasch gegen Osten, und graue Töne überzogen des Himmelszeltes Wölbung. Die bewegungslose Luft füllte sich mit winzigen Flöckchen. Wie das wirbelte, tanzte, zuckte! Und dennoch war es gleichmäßiger Rhythmus, in dem die Flocken immer schwerer zur Erde fielen. Ein dichter, weißer, feingewobener Schleier verdeckte die Berge und den Himmel. In das Schwarz der Wälder, das Grün der Wiesen, das Braun der Äcker und Felswände kam ein starker, weißer Einschlag. Die dunklen Bergkuppen sahen aus, wie aus voller Tüte mit viel Zucker bestreut. Die vom dürren Laub der Buchen rostrot ausschauenden Hänge glichen in der Färbung bald den Muskatnüssen. Der Schnee fiel unaufhörlich, einen Tag und eine Nacht. Ein klarer, kalter Wintermorgen tagte. Da lag die Schneedecke halbmeterhoch in blendender Frische mollig über der Landschaft, deren Linien auf einmal eine unbeschreibliche Weichheit besaßen. Im tiefsten Blau flimmerte die Luft. Sonst waren Farbengegensätze fast verschwunden. Ein buntes, flottes Ölgemälde hatte sich in ein duftiges Pastell verwandelt.

Auf gebahnten Wegen knirschte der Schritt, auf stillen Waldpfaden aber versank der Fuß lautlos bis übers Knie. Die Luft roch herrlich frisch und rein, und der Atem flog als leichtes Wölkchen davon. Die Einsamkeit der Wälder war überwältigend. Nachts blies der Wind den alten Wetterfichten, den krüppeligen Legföhren, den Stechpalmen und Wacholderstauden so lange um die schlotterigen Glieder, bis

sie sich in die bizarrsten Schnee- und Eismäntel hüllten. Es schien, als ob die Berggeister sich ein Stelldichein gegeben hätten. Der Schnee war hart gefroren und bedeckt mit einer halbschuhhohen Schicht von sprühenden und raschelnden Sternlein. In seltener Klarheit lagen die aus weiter Ferne herangerückten Berge und Täler im herrlichen Sonnenglanz. Gegen Abend ging das flimmernde Blau des Himmels ins Meergrüne und Schwefelgelbe über. Und als die blaue Stunde übers Land zog, da war es, als ob die Königin der Nacht einen meerblauen Schleier über die Erde legte, der sie erhalten sollte in der unberührten Reinheit des kostbaren Wintergewandes.

Das war das Schaustück, das, immer und immer wiederholt, keine Beachtung finden konnte.

Auf einmal aber trat eine Wendung ein. Der nordische Ski eroberte siegreich neue Länder und drang auch ins Schwarzwaldgebiet vor.

Im Winter 1888 bekam der Todtnauer Doktor die ersten norwegischen Schneeschuhe, mit denen sich im März 1892 ein Todtnauer Bürger auf den hinter dem Örtchen hochaufragenden Feldberg wagte. Inzwischen hatte im Februar 1891 ein Konsul aus Heidelberg von Titisee her als Erster den Feldberg im Winter bestiegen.

1892 entstand in Todtnau der erste badische Skiklub; an anderen Orten folgten hintereinander gleiche Neugründungen. 1895 konnte die Bildung des Skiklub Schwarzwald erfolgen.

Die Skiläufer erzählten daheim und im Freundeskreise von der Großartigkeit der winterlichen Natur. Kraftstrotzendes, gesundes Aussehen der begeisterten Schilderer, deren blitzende Augen, aus denen Lebenslust und Lebensfreude strahlte, bestätigten die Wahrheit der märchenhaften Erzählungen. Aus Gläubigen wurden zahlreiche überzeugte Anhänger. Bald zogen durch die verlassenen schattigen Hochtäler, auf den schmalen Hölzern langsam bergauf schlürfend, lange Reihen fröhlicher Gesellen und lustiger Gesponsinnen dem Sonnenbrand der Bergkuppe zu. Dort kosteten die Wanderer die erhabenen Schönheiten des Winters, stählten Mut und Kraft und flogen, losgelöst von aller Erdenschwere, mit Windeseile an den steilen Hängen in die abenddämmernden Talsenkungen, zu den schützenden Dörfern hinab, wo in einfacher Wirtsstube der Tag mit Sang und Klang beschlossen wurde.

Im eifrigen Nachahmungstrieb schnitten die Schwarzwälder Buben Schneeschuhe zurecht. Den Maidle mußte das Christkindle „Brettle" bringen. In dem und jenem Dorf fingen Wagner und Schmied an, aus gutgewachsenen Eschenstämmen Skier für die Alten zu bauen, denen auf einmal das altgewohnte Schneestampfen gar beschwerlich schien.

Der Schwarzwald horchte auf, rieb die Augen und rüttelte sich los vom Winterschlaf. An allen Ecken und Enden regte es sich.

Der Schneeschuh war's, der das verzauberte Land zu neuem, ungeahntem Leben erweckte. Dem Ski sei gedankt vieltausendmal!

Der Skiklub Schwarzwald sorgte für Anlage von Skisprunghügeln, wies durch bunte Flaggen und Blechtafeln Skizugangswege zu den günstigsten Schnee-



Der Feldberg mit dem Bismarck-Denkmal. Phot. Aug. Rupp, Freiburg i. B.



Wintermorgen am Feldberg.





Blick von der Luisenruhe auf St. Blasien.

gerechte Rodelbahnen her. Städter belebten bald auch diese. An Samstagen, Sonntagen füllten sich die Gasthäuser mit Fremden, die zum Skilaufen, Schlitteln kamen. Manche blieben länger. Da erkannten die Wirte und Ortsvorsteher, welch große volkswirtschaftliche Vorteile der Wintersport im Gefolge haben mochte. Sie rechneten aus, wie das in Fremdenverkehrsunternehmungen steckende Kapital, das im Winter Zinsen fraß, reichlichen Gewinn abwerfen konnte. Die Berghotels blieben von nun an den Winter über geöffnet. Auch die Talgasthäuser richteten sich für die kalte Jahreszeit ein. Doppelfenster und Dampfheizung wurden beschafft, Skiablagen und Rodelkammern bereitgestellt. Der große gesundheitliche Wert der Winterkuren, die verblüffende Heilwirkung des Winteraufenthalts bei Nervenleiden, bei Krankheiten der Blutgefäße, des Gemüts, wurde von forschenden Ärzten entdeckt und von vielen Leidenden bestätigt. Jetzt gab es für die Heil- und Erholungsanstalten keine stille Zeit mehr. Die Kurverwaltungen hielten schöne Spazierwege schneefrei, legten Eisbahnen an, sorgten für Unterhaltung an den langen Abenden.

feldern und zeichnete Höhenwege über die Gebirgskämme an, veranstaltete Unterrichtskurse zur Erlernung des Skisports, hielt Wettläufe ab, die großen Zulauf hatten.

Die Freude am Schnee machte erfinderisch. Die Großen hatten herausgebracht, daß es ganz vergnüglich ist, mit dem „Rutscherle“ auf steilgewundenen Waldwegen herabzusausen. So kam das Schlitteln in Aufschwung. Wintersportvereine richteten sport-



Winter-Idylle bei St. Blasien.

Das Reisen im Winter galt jetzt als vornehm. Wintersport wurde Mode. In Scharen flohen die Städter aus den in Dunst und Nebel ein-

gehüllten Häusermassen, aus dem Hasten von Konzert zu Tanz, von Theater zu Vorträgen, hinauf in die köstliche Freiheit der winterlichen Berge.

So brach für den Schwarzwald eine neue, glückverheißende Zeit voller Umwandlungen auf mancherlei Gebieten des öffentlichen und privaten Erwerbslebens an. Heute zählt der Schwarzwald zu den ersten Wintersportländern der Welt.



Triberg im Schwarzwald.

Die höchste Gebirgserhebung, der Feldberg, gilt hauptsächlich wegen seines unübertrefflichen Skigeländes, seines Schneereichtums und seiner günstigen klimatischen Verhältnisse mit Recht als der hervorragendste deutsche Wintersportplatz. Von Freiburg im Breisgau, der einzig schönen Waldstadt, dem trefflichen Standquartier, führen besondere Skizüge die romantische Höllentalbahn hinauf zu den beliebten Wintersportplätzen Hinterzarten, Titisee, Neustadt. Von diesen aus ist der Feldberg zu Fuß, auf Schneeschuhen oder mit dem Schlitten in wenigen Stunden leicht zu besteigen. Mit lustigem Glöckchenspiel gleitet der Pferdeschlitten von Titisee hinüber zum eiserstarrten Schluchsee mit dem auf prächtigen Schneefeldern freundlich aufgebauten gleichnamigen Ort und weiter zu dem im stillen Waldhochtale verborgenen berühmten Winterkurort und Sportplatz St. Blasien. In etlichen Jahren wird eine bis hierher im Bau begriffene Eisenbahnlinie die großartige Gebirgsgegend erschließen und damit die kleineren Wintersportplätze Höchenschwand und Menzenschwand am Feldbergfuße dem Verkehr näher bringen.

Ähnliche Gelände- und Schneeverhältnisse wie der Feldberg haben das benachbarte Herzogenhorn, der in der Nähe Freiburgs gelegene Schauinsland mit



Freudenstadt.

der Halde, der gewaltige Kandel bei Waldkirch, der Belchen bei Schönau und der Blauen ob Badenweiler. Diese höchsten Erhebungen des südlichen Schwarzwaldes stellen breite, über einen Kranz von Wäldern sich erhebende, baumlose Höhenrücken dar, auf denen es an ausgezeichneten Unterkunftsstätten nicht mangelt. Von Basel her bringt die elektrische Wiesentalbahn über Lörrach, Schopfheim, Zell nach den unverfälschten alten Schwarzwaldorten Schönau, Todtnau und Todtnauberg, die treffliches Skigelände und gute Rodelbahnen im Gebiete des Belchen und an den Südwestabhängen des Feldberges besitzen. Ein schöner Skiweg über Bernau, den malerischen Geburtsort Hans Thomas, verbindet Todtnau mit St. Blasien. Am oberen Ende des bei Säckingen auf den Rhein stoßenden Werratales dehnt sich, langgestreckt, Todtmoos aus, bekannt durch seine ausgezeichneten Winterkuren. Von hier aus ist der Feldberg über Hochkopf, Blößling, Wacht, Herzogenhorn auf Skiern zu besteigen.

Im mittleren Schwarzwald, der eine Reihe von Wintersportplätzen aufweist, vermittelt die Schwarzwaldbahn, bekannt als die schönste Gebirgsbahn Deutschlands, den Verkehr vom nördlichen Baden bis Konstanz am Bodensee. Triberg, am Glanzpunkte dieser Bahn, seit vielen Jahren vom internationalen Fremdenstrom als Höhenluftkurort gern besucht, gewann nach wenigen Wintern einen großen Ruf als Wintersportplatz. Neben dem Skilauf ist hier das Schlitteln zu besonderer sportlicher Bedeutung gelangt. Auf der berühmten Hofwaldrodelbahn wird die Rodelmeisterschaft von Baden erworben.

Die vom Bobsleighklub Schwarzwald mit großem Kostenaufwand erbaute Kunstbobsleighbahn bei Triberg ist die einzige in ganz Süddeutschland. Oberhalb Triberg breitet sich ein abwechslungsreiches, prachtvolles Skigelände aus, in dem die von Triberg zugänglichen, vom Winterverkehr lebhaft berührten Orte Schonach und Schönwald liegen. Über den Kesselberg oder die Escheck gelangen Schneeschuhläufer und Schlittenfuhrwerke nach der in bester Schneeregion befindlichen Uhrmacherstadt Furtwangen. Von dort ziehen Skiwege hinüber nach dem auf freier Höhe thronenden Turnergasthaus, nach St. Märgen, nach Waldau, Neustadt, nach Vöhrenbach, Hammereisenbach, Schollach. Vom hohen Brend herab leitet die Rabenrodelbahn ins Städtchen Furtwangen hinein. Weitere Wintersportplätze und Winterkurorte an der Schwarzwaldbahn sind das vom Schloßberg stolz überragte Hornberg im Gutachtal, Sommerau, die höchste Station der Schwarzwaldbahn, das auf luftig-kahlem Hügel aufgebaute, von waldigen Höhen umsäumte St. Georgen, die anmutig-stille Herrnhutergemeinde Königsfeld, die alte Zähringerstadt Villingen mit ihrem mächtigen Waldreichtum, das auf höchster Höhe gelegene deutsche Solbad Dürrheim, dessen Winterkuren staunenswerte Erfolge zeitigen, und die schöne Residenz des Fürsten von Fürstenberg Donaueschingen, die gleichfalls Solbad ist. In den südöstlichen Teilen des Schwarzwaldes kommen für den Wintersport noch in Betracht: Löffingen und das aussichtsreiche Bonndorf.

Die Verbindung zwischen dem mittleren und nördlichen Schwarzwald bildet der Kniebis, der etliche gute Gasthäuser und Unterkunftshütten hat. Günstige Stützpunkte für Kniebistouren sind Wolfach im Kinzigtal, Bad Rippoldsau, Oppenau und die Renchtalbäder Peterstal und Griesbach.

Im nördlichen Schwarzwald genießt der höchste Gebirgsstock, die rauhe, kahle Hornisgrinde, den Vorzug, liebster Tummelplatz der Skiläufer zu sein. Als Zugang wird meistens das von Achern abzweigende, in Ottenhöfen endende Lokalbähnchen benutzt. Hauptstation im Hornisgrindegebiet ist das vielbesuchte Gasthaus Ruhstein. Zur Hornisgrinde treten nördlich Hochkopf, Mehliskopf, Badener Höhe, ausgezeichnete Schneelandschaften, in denen stundenweite Skiwanderungen unbeschreiblichen Genuß bieten. In diese Regionen gelangt der Wintersportfreund von Bühl aus mit dem Seitenbähnlein bis Bühlertal oder von Baden-Baden mit dem Schlittenfuhrwerk. Oben liegen die vorzüglichen Gasthäuser Unterstmatt, Hundseck, Sand, Plättig und der kleine Höhenluftkurort Herrenwies — alle wohleingerichtet für den Wintersport. Von Karlsruhe, Badens schmucker Residenz, von Mannheim, Heidelberg, Straßburg aus bringen zahlreiche Sportzüge Tausende und Abertausende an den Fuß dieser wunderbaren Gebirgswelt. Baden-Baden, im Sommer und Winter Weltbad, hat neben großen Eislaufplätzen am Merkurius- und Fremersberg Skiübungsfelder und Rodelbahnen. Die nächste Rodelgelegenheit haben die Karlsruher am Turmberg in Durlach und an der Schöllbrunner Steige in Ettlingen. Die elektrische Albtalbahn trägt zudem in kurzer Zeit zum württembergischen Kurort Herrenalb, in dem Gelegenheit zu jeder Art Wintersport geboten ist. Die nordöstliche Eingangspforte zum Schwarzwald, die Bijouteriestadt Pforzheim, huldigt dem Wintersport auf den umliegenden Anhöhen und am Dobel.

Wer die Wahl hat, hat die Qual. Quäle niemand sich zu lange. Schwarzwald im Winter ist überall schön. Das Rezept, volle Schönheit zu kosten, neue Lebensfreude, Arbeitskraft zu schöpfen, ist einfach. Es lautet: Offenes Herz, fröhlicher Sinn, sorgloses Genießen, gutes Wams, wasserdichte Stiefel, ein wackeres Paar Schneeschuhe oder einen leichtfüßigen Rodel und dann — heisa, hinein in den Schnee, hin zur Sonne, auf zum Märchenland dieser Erde.



Der Aussichtsturm und das Observatorium auf dem Brocken.

Wintersport im Harz.

Von Waldemar Müller-Eberhart.

Mit sechs Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Einmal dabei gewesen, und man macht immer wieder mit.

Nur riechen, dieses Herbfrische der Luft, wenn sie durch die winterschlaferstarrten Tannenberge fährt, den glitzernden Sternschnee unter den Füßen knirschen lassen, mit stechenden Kältenadeln im Gesicht die schlotternden Arme sich sechsmal um die bebende Brust schlagen, ein Austoben, bis man zum wohlig dampfenden Backofen wird — das ist was für uns Kenner. Wer sich aus der großen Nervenpleite, die manchem früh oder spät als unabwendliches Kulturgespenst droht, wenigstens eine letzte Energie zum Reiseentschluß gerettet hat, der ist schon so etwas wie saniert.

Wenn der Oberharzer Skiklub seit seiner Gründung auf dem Brocken vor noch nicht zwanzig Jahren 3000 Mitglieder gewonnen hat, muß am Skilauf im Harz wohl was dran sein. Im übrigen liegt dieser Harz den Ost-, Nord- und Mitteldeutschen so recht vor der Nase. Das hindert aber nicht, daß sich da von Jahr zu Jahr auch ein immer größeres internationales Völkchen: Nordländer, Amerikaner, Engländer und Holländer mit Bob, Rodel, Schlittschuh und Skeleton, einfindet.

Die bis in den Oberharz führenden Eisenbahnlinien Blankenburg — Tanne — Dreiannen; Wernigerode — Elend — Schierke; Goslar — Claustal; Herzberg — St. Andreasberg; Walkenried — Braunlage; Nordhausen — Ilfeld — Sorge — Elend und die Selkebahn geben dazu die beste Gelegenheit, will man sich nicht schon an einem der Eingangstore niederlassen oder mit Post, Schlitten, Wanderstab und Ski weiter in die Berge dringen. Es gibt kaum ein zweites in sich geschlossenes Waldgebirge wie der Harz, das so übersichtlich ist, in dem man sich bald heimisch fühlt.

„Wohl gibt es gewalt'gere Berge,
wo am Firne glänzt der Schnee,
ihr Harzer Berge seid Zwerge,
wenn ich euch dagegen seh'!
Und doch, ihr wißt, was ich brauche,
gießt Weihe über mich aus.
Ihr führt mich im Tannenduftthauche
durchs deutsche Vaterhaus." —

Allüberall schön. Gehe jeder, wohin er will.

Daß der Oberharz im Schnee bei dauerndem Aufenthalt bevorzugt wird, werden die lieblichen Randorte nicht weiter verübeln; dafür haben sie einen Frühling, den der Oberharzer missen muß. Der Hohe Harz ist den Einflüssen der Ebene entrückt, die Schneedecke liegt fest, auch wenn das Thermometer einmal über Null steigt. Die Strahlen der Wintersonne fallen durch blaue staubfreie Luft mit doppelter Kraft ein und werden von der blendenden Schneedecke



Hahnenklee im Oberharz.

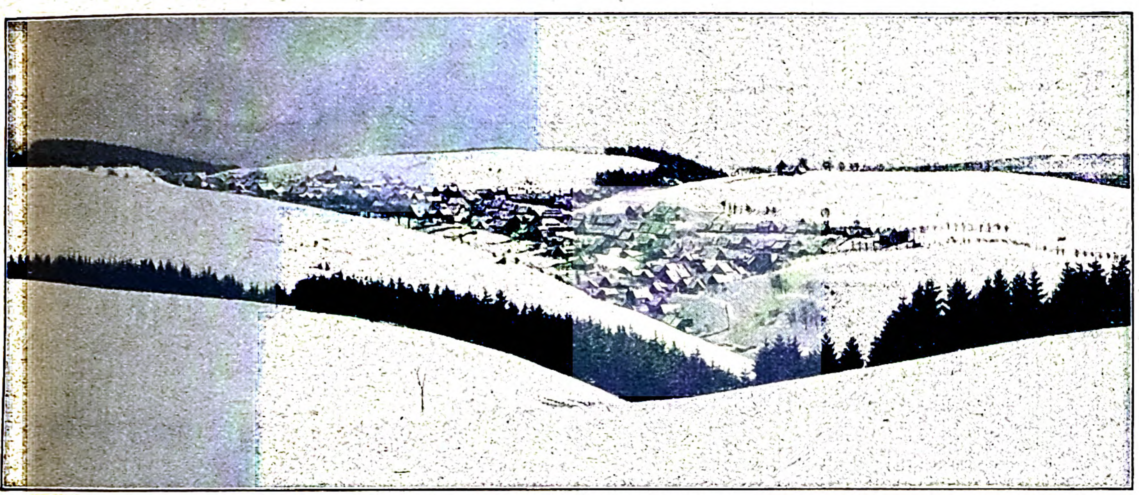
wirksam zurückgestrahlt. So werden hier im „rauhen Norden" wintertags Wärmegrade erreicht, wie man sie nicht glauben würde.

Wollen wir alles mitmachen, was die einzelnen Sportvereinigungen und Winterkurorte des Harzes auf ihr diesjähriges Programm gesetzt haben, so könnten wir von der zweiten Dezemberhälfte getrost acht Wochen unterwegs sein. Da ist zunächst die „Große Sportwoche der Kurverwaltung in Braunlage" vom 27.—31. Dezember. Von den Hängen des nicht ganz 1000 m hohen Wurmberges herab sausen auf einer 2000 m langen ausgezeichneten Bahn die Rodel in 2—3 Minuten zu Tal. Der Auslauf findet dicht unter dem Villenviertel des Hütteberges auf einer waldumschlossenen Wiese statt. Durch jungen Tannenbestand ziehen wir dann unsere „drei Bretter" auf einem Treckweg neben der Bahn so an die halbe Stunde gemächlich aufwärts und haben Zeit, uns über den drunten in weißen Daunen friedlich gebetteten Ort zu freuen. Verschneite Hänge und Haine, dazwischen dunkle Waldkuppen, soweit das Auge reicht, bis hin zum Kyffhäuser. Weiter gen Westen das höchste Harzdorf Hohegeis. Stöberhai, das einsame Hotel inmitten einer breiten Schneise, auf langgestrecktem Bergrücken. Der Königsberg, Acker und Rehberg, die Höhen bei St. Andreasberg, und mehr nach Norden zu Jermerstein und die Zuckerhutspitze des Achtermanns, sie schließen das schlichte und doch unvergeßliche Panorama ab. Wenn die Sonne feuerrot sich in den Scheiben des Rodelhauses spiegelt, die Tannen vergoldete Spitzen tragen, gibt es morgen wieder einen Sonnentag, der Lebenslust schaffen hilft.

Auch eine Bobbahn ist neuerdings vom Rodelhaus herab angelegt, die auf 1800 m in zwei eleganten Kurven 166 m überwindet, und nach dem Vorbilde des Solberg-Sprunghügels bei Christiania ist am Hange des Wurmberges eine technisch vollkommene Sprungschanze erbaut. Gelegentlich der im Jahre 1909 vom Deutschen Ski-Verbande veranstalteten



Die Rodelbahn in Schierke.



St. Andreasberg im Oberharz.

Sprungläufe wurden hier von einem Schweden 29 m Sprunglänge erreicht. Diese damals im Harz ungewöhnliche Leistung spornte an, so daß seitdem bereits Sprungweiten von 34 m bei guter Schneelage von heimischer Sprungmannschaft erzielt wurden. Man muß dazu wissen, welch Fieber die gesamte Harzer Jugend ergriffen hat. Knirpse von kaum drei Jahren haben schon die Bretter untergeschnallt und stapeln los, Stock und Hilfe verachtend, die Hände in den Hosentaschen. Ich sehe noch einen kleinen Kerl, wie er sich in ein lokales Wettspringen hineinmogelt, springt und im Sprunge sich überschlägt. Das Publikum bricht in schallendes Gelächter aus, er arbeitet sich langsam aus dem Schnee, setzt sich und droht nach allen Seiten, den Umstehenden deutlich machend, daß es bei diesem Sprunge wahrlich nichts zu lachen gab.

Es ist kaum verständlich, daß der Schneeschuh, der in Skandinavien seit Jahrhunderten benutzt wurde, im Hohen Harz, wo im Winter der Schnee ein ähnliches Kommunikationshemmnis darstellt wie dort, erst vor kaum dreißig Jahren Eingang finden konnte. Ulrichs erzählt: Die Forderung der Forstverwaltung, den Schaden nach Augenschein abzuschätzen, den der Dezember-Schneesturm 1883 in den tiefverschneiten Fichtenbeständen des Oberharzes angerichtet hatte, erforderte Selbsthilfe. Mit hohen Stiefeln und Schneereifen, Muster „Lederstrumpf", war kein Durchkommen. Da gab es Arbeit für Meister Schlösser, den Stellmacher. Nach einer Beschreibung norwegischer Skier hieß es Holz heraussuchen, Schuhe hobeln. Der erste Versuch gelang trotz aller Mängel. Nun brauchten Förster nicht mehr hinter dem Ofen sitzen und in Wirtschaften Skat spielen. Allmählich lernte Meister Stellmacher auch das Biegen, nachdem er an einem Paar echter Norweger hatte studieren können.

Die Bevölkerung lachte, bestritt dann die praktische Brauchbarkeit, bis schließlich selbst die Waldarbeiter dahinterkamen, daß mit dem wunderlichen Fortbewegungsmittel ihres Oberförsters denn doch



Der „Heilige See" mit der Bode auf dem Grundstück des Kurhaus Schierke.

„wat tau moke" wäre. Bis zum Volkssport hatte es noch gute Wege. Der mußte mit der gelehrigen Jugend heranwachsen und fand in dem 1892 gegründeten Skiklub Braunlage tatkräftige Förderung.

Jetzt gibt es an vielen Schulen im Harz Skilehrer, und wie im Vorjahre findet auch diesen Winter auf Anregung des Landrats von Lücken, des Ersten Vorsitzenden des Oberharzer Skiklubs, ein staatlicher Skikursus statt, an dem 200 Lehrer und Lehrerinnen der Kreise Zellerfeld, Ilfeld, Herzberg, Goslar teilnehmen. Er beginnt in Claustal und endet in St. Andreasberg. Das charakteristische Hochland mit seinen eingestreuten Teichen, mit Wellen und Hängen, wie denen des Bruchberges bei dem malerischen Städtchen Altenau, ist ein ideales Übungsgelände, und so konnte wohl Amundsen aussprechen: „Wenn ich nicht Norwegen hätte, würde ich nach dem Harze reisen, um Ski zu laufen."

In die Herren- und Damen- sowie Jugend-Volkswettläufe werden gewöhnlich von den Oberharzer Sportcentren noch internationale Brocken-Dauerläufe und Patrouillenläufe für Militär eingelegt. Durch das vor Jahren in Goslar garnisonierende 82. Infanterie-Regiment wurde nämlich der Schneeschuh zuerst in der deutschen Armee eingeführt, und jetzt werden bei den 10. Jägern und dem Blankenburger Bataillon Schneeschuhabteilungen feldmäßig ausgebildet, die ausgedehnte Übungstouren im Harz unternehmen. Sie finden ebenso wie die in Rudeln auftretenden Sport-Skiläufer überall nebelsicher bezeichnete Wege vor, die in dem sogenannten Weißen-Harzführer, der bei Stolle in Harzburg erscheint, unter den einzelnen Wintersportorten verzeichnet stehen. Es hat aber auch der Harzklub eine gute Winterkarte bei Huch in Quedlinburg herausgegeben, die nebst Kompaß, Laterne und Proviant der einsame Skiläufer stets bei sich führen sollte.

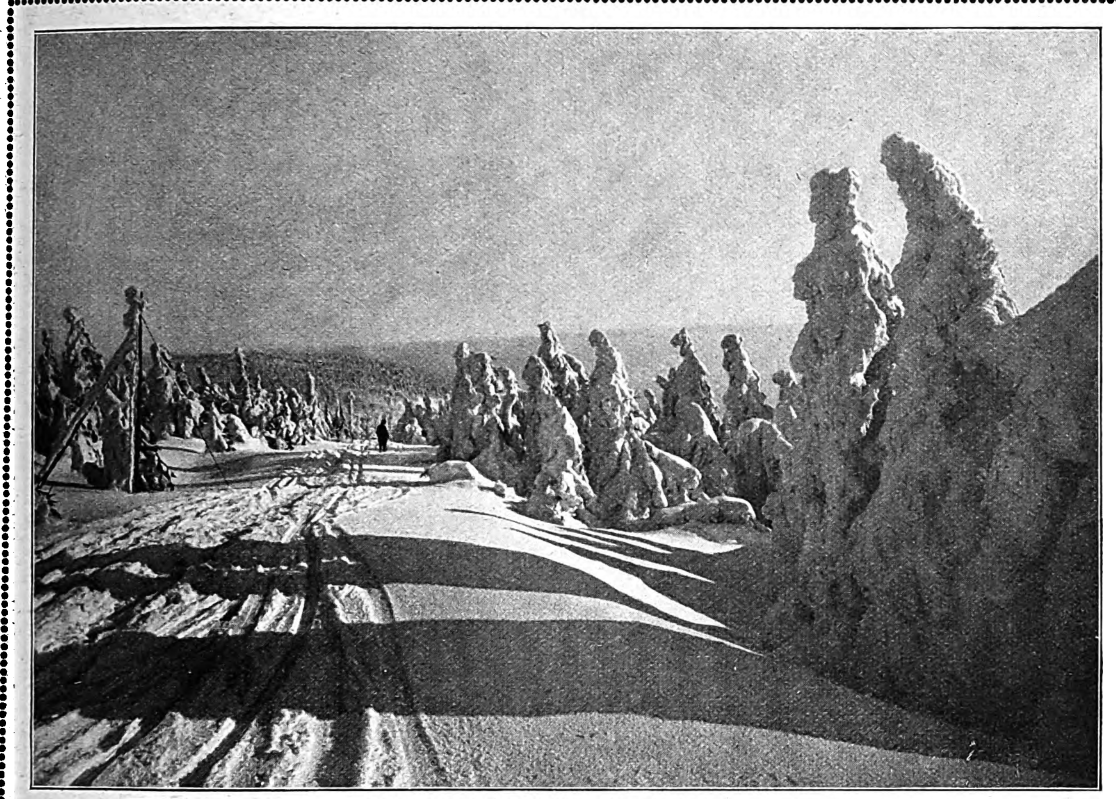
Wer bewundert nicht den Mut, die Kraft und Gewandtheit auf der Sprungschanze, wer kommt nicht mit außer Atem am Wettlauf-Start, wenn das Hornsignal oben von der Höhe her die Läufer avisiert. Jetzt ist ein Pünktchen auf der weißen Schneefläche gegen den lichtblauen Himmel sichtbar. Pfeilschnell nähert es sich. Ein zweites, ein drittes. Die Stöcke fliegen! Der letzte Hang — Sprung und weiter in rasendem Tempo die Höhe herab durchs Ziel. Ein eleganter Telemarkschwung, und die halsbrecherische Fahrt ist sieghaft im Stand oder mit einem Krach und Wälzen im Schnee beendet.

Das der Sport. Aber der erfaßt das Skiheil erst vollkommen, der sich mit den langen Brettern wie mit einem guten Freunde allein hinausstiehlt in die Winterherrlichkeit ohne viel Ehrgeiz, planlos, ungebunden an Weg und Spur, so er seinen Harz kennt.

Eine heilige Stille. Nur ein Ton — langgezogen, aber auch erstarrt im Winterhorn, wenn die Sturmorgel schweigt. Zusammengekauertes Buschwerk und Stümpfe halten sich noch die Ohren angstvoll zu und wagen mit uns kaum zu atmen. Phantastische Eisbären, Riesenungeheuer lauern, und der von der Sonne sommerwarm durchflutete Wald, die Fernblicke durch dieses unentwegte Schweigen lassen den großen Weltenodem ahnen, den eine Menschenbrust hier oben wach und warm halten muß, wenn es um sie herum schläft.



Schierke im Harz.



Der Weg von Schierke nach dem Brocken.

Solche Tage sind köstliche Perlen in der Lebenskette. Sie lohnen reichlich, was die Skiübungen Männlein und Weiblein an Mühe anfänglich kosten.

Wer sich dem Ski nicht anvertrauen will, bleibe beim Rodel, dem uralten Volkssportgerät der Harzer, ihrer Ruschel. Er findet überall gute Bahnen, so z. B. die am Schieferberg in Blankenburg, die abends elektrisch beleuchtet wird, die durch das Salzbergtal bei Wernigerode, die Bahn von der Hohne nach dem Hotel Dreiannen, die Thaler, Ilsenburger und Harzburger Bahn und die von dem bekannten Wintersportplatz Hahnenklee-Bockswiese ins Lautental herabführende starke Gefällbahn.

Hier kommt auf den Teichen und dem Kuttelbacher See auch der Eissport zu seinem Recht, der neuerdings auch auf Staugelände und Kunstbahn im Oberharz gepflegt wird. Die Jugend band sich früher einfach einen Tannenast mit natürlicher Kufe meist nur unter einen Fuß, und nahm so in der Schwebe die vereisten Wege.

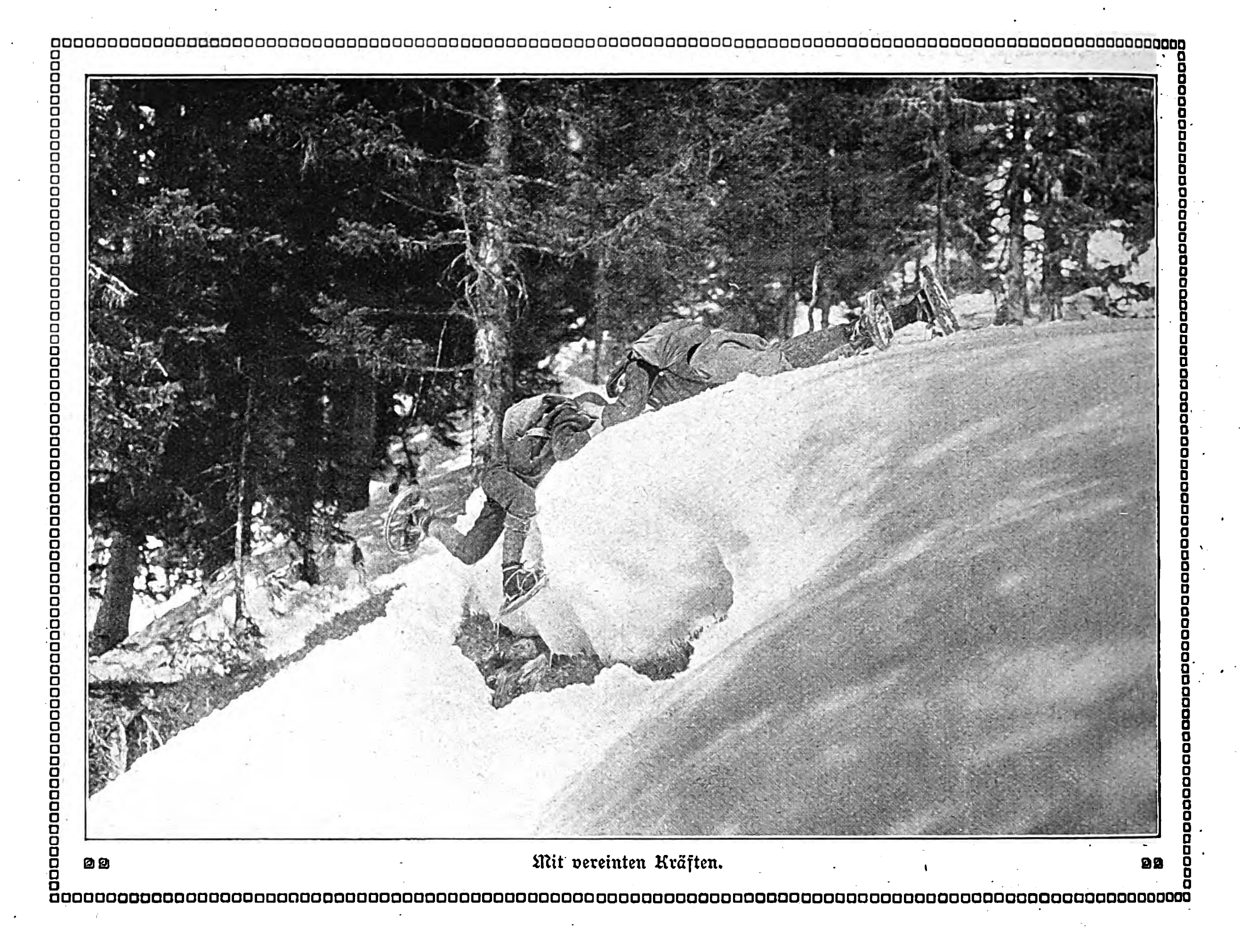
Das ist anders jetzt. Schierke ist internationaler Wintersportplatz, wo auch die verwöhntesten Damen ihre Toilettenpracht entfalten können. Die Schierker Bobsleighbahn, die vom Brockenbett herabführt, kann sich mit den berühmtesten Bahnen der Schweiz messen. Auf ihr wird auch dies Jahr die Meisterschaft des Harzes ausgefahren.

Der Hörnerschlitten, den wir aus dem Riesengebirge kennen, hat sich fast nur im Südharz eingebürgert. Mit ihm fährt man vom Hotel Stöberhai in sausender Fahrt hinab nach Wieda. Ferner geht es noch vom Ravensberg mit Hörnerschlitten, 300 m auf nicht ganz 5 km fallend, zu Tal nach Sachsa.

Ein charakteristisches Merkmal der Winterfeste, die in der alten Bergstadt St. Andreasberg 1896 ihren Anfang nahmen, sind die Schneebauten und Figuren. — Mit mehr oder weniger künstlerischem Geschick der Einheimischen hergestellt, lassen sie oft den urwüchsigen Humor des Oberharzers zum Durchbruch kommen. Hier reitet der alte Kaiser Wilhelm auf einem Schneezossen, dort zieht Lohengrin seinen kalten Schwanenweg oder Siegfried tötet den Hasselwurm.

Wer nur einen Sonntagnachmittag genießen kann, nehme sich von Harzburg einen Schlitten durch das Radautal und über das Molkenhaus zurück. Eine lohnende Tagestour: Von Elend die grade Tannenstraße nach Braunlage und weiter hinauf über Königskrug zum Torfhaus. Zurück geht der Weg dann über den Oderteich, Rehberger Graben nach Andreasberg.

Nun gut Schnee und Frost, damit der in Goslar als Zentralstelle eingerichtete zuverlässige Wettermeldedienst nur günstig berichten kann. Dann — auf Wiedersehen, Harz!



Mit vereinten Kräften.

Der Winter im Thüringer Walde.

Von Dr. med. Bieling, Friedrichroda in Thür.

Der Winter im Thüringer Walde: fünf Worte inhaltsschwer, die eine andere Welt von Gedanken, Bildern, Taten, Menschen in sich fassen, wenn wir um zehn Jahre zurückgreifen. Damals war noch der Winter hier, wie er in den Gedanken der Stadtmenschen lebte: Ruhe, eisiges Schweigen, Nacht, Tod. Die Walddörfer schliefen in ihrem kalten Bett von weißen Flocken, die Dörfer und Städte der Außenzonen saßen da wie die Nachtwächter der guten, alten Zeit, mit einer Zipfelmütze von weißem Schnee über den Ohren, und nickten und träumten auf ihrem Eckstein und kümmerten sich nicht viel um Gott und die Welt.

Nur einige wenige neuerungssüchtige Leute ließ es nicht mitschlafen. Sie hatten draußen die Welt gesehen, hatten ihre Augen dort aufgemacht und von dort etwas mitgebracht. Mit langen Hölzern zogen sie einher, schnallten sie an die Füße und fuhren damit auf den Bergen herum, so gut und so schlecht sie es konnten, den Dörflern oft ein Gegenstand des Spottes: die ersten Schneeschuhläufer im Thüringer Walde.

Und gerade zehn Jahre sind es her, da begann die Zahl derer allmählich zu wachsen, die Geschmack an dem Sport fanden; ihnen gesellten sich neue sonderbare Leute hinzu, die als Erwachsene das kindliche Spiel des Hinunterrutschens von den Bergen nachahmten. Und nun lag es in der Luft: auch von anderen Waldgebirgen kam die Kunde, daß man dort ähnlichen Sport treibe, und es dauerte nicht lange, da waren zu ungefähr gleicher Zeit in den drei Orten Friedrichroda, Ilmenau und Oberhof die ersten Wintersportvereine geboren.

Nun ging es schnell vorwärts: allerorten kam es zur Gründung von ähnlichen Vereinigungen, und schließlich schlossen sich diese alle 1905 im Thüringer Wintersportverband zusammen, dessen Protektorat Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha übernahm. Von diesem Moment an kann man wohl die Geschichte des Thüringer Wintersports datieren.

Seitdem hat sich das Bild des Winters in Thüringen gewaltig gewandelt. Der Sport herrscht allenthalben: der eingeborene Dörfler treibt ihn ebenso wie der dort seßhaft gewordene Eingewanderte, und von den um das Gebirge herum liegenden

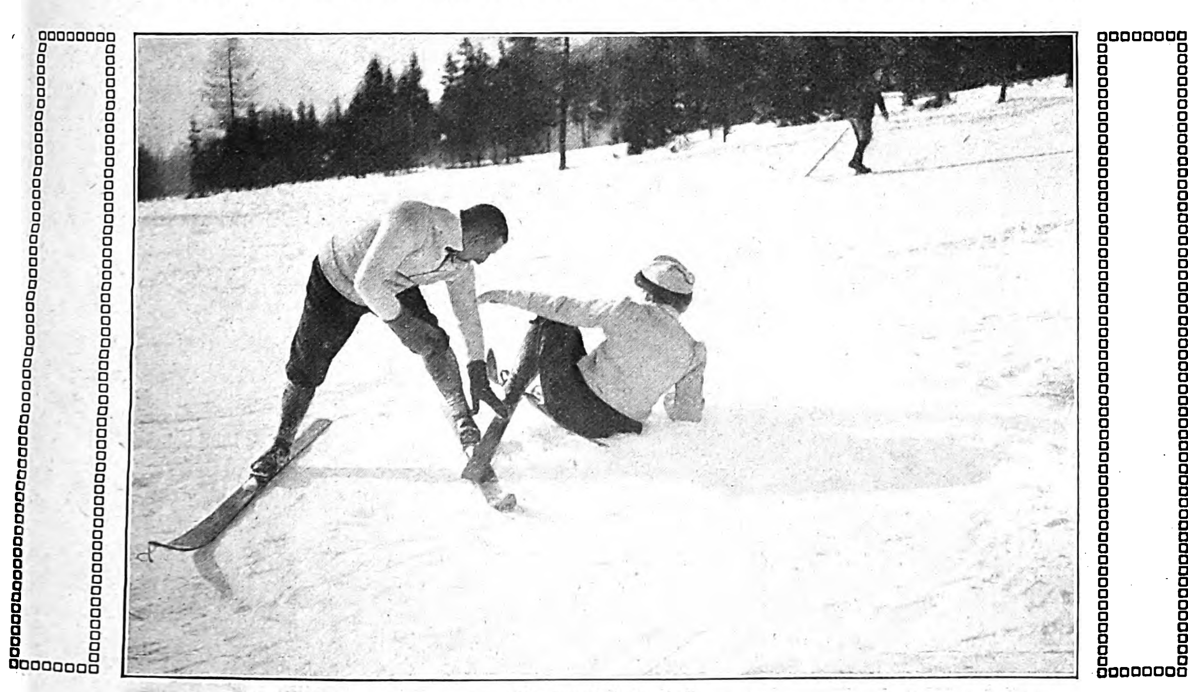
Städten strömt ebenso an schönen Wintertagen eine vieltausendköpfige Schar zu den Hauptsportbahnen, wie einige der größeren Wintersportplätze zu Verkehrszentren auch für fremde Besucher geworden sind, die oft von weither zu tage- oder wochenlangem Kur- und Sportaufenthalt dort eintreffen. Aber mehr noch als das: wir werden sehen, daß Thüringer auch draußen bis über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, ja im Mutterlande des Sports, in Norwegen, bereits die Palme des Sieges erlangt haben.

Daß der Wintersport in Thüringen so schnell Eingang gefunden hat, nimmt kein Wunder: seine klimatischen Verhältnisse und seine Höhenlage verbürgen — soweit das beim Wettergott möglich ist — für die Zeit von Dezember bis März, die ja im wesentlichen für den Wintersport in Frage kommt, eine gute Schneedecke, festes Eis, Frost und beständiges Wetter, ohne die gefahrdrohende Nebelbildung anderer deutschen Mittelgebirge.

Das Gelände selbst bietet Abwechslung in Berg und Tal, Kammwanderungen, Abfahrten, und läßt, ohne die Gefahren des Hochgebirges zu bieten, den Meister wie den Anfänger zu seinem Recht kommen. Es bietet aber auch günstige Bedingungen für die Anlage von Bobsleighbahnen, Rodelbahnen, Eislaufplätzen, Sprunghügeln, und so sehen wir denn auch so ziemlich alle Formen des Wintersports im Thüringer Wald betreiben, und zwar wie in den großen Wintersportplätzen Friedrichroda, Ilmenau und Oberhof zumeist auf kunst- und sportgerechten Bahnen. Nur dem Skeletonfahren hat man bisher noch nicht viel Eingang verschaffen können. Zwar hat man es in Friedrichroda wiederholt vorgeführt, die Erlaubnis aber, eine Skeletonbahn anzulegen, ist leider versagt geblieben. Hoffentlich wird auch das bald anders werden. Gerade das Skeletonfahren bietet großen Reiz, und je größer die Zahl der Formen ist, unter denen Wintersport getrieben werden kann, um so mehr wird man Anhänger werben und finden können.

Die Mitgliederzahl des Thüringer Wintersportverbandes (Th. W. Sp. V.) beträgt ca. 3000, die der angegliederten Jugendgruppen fast 2000. Ortsgruppen zählen wir 32.

Die Ortsgruppen des Th. W. Sp. V. verteilen sich teils auf den Wald selbst, teils auch auf die vor dem Walde liegenden Städte, wie Apolda, Erfurt und Gotha, die, um Sport zu treiben, den Wald aufsuchen müssen. Einige haben sich, durch ihre klimatische Lage und durch ihre Verkehrsmöglichkeit bevorzugt, bereits zu internationalen Wintersportplätzen resp. Winterkurorten entwickelt. In erster Linie ist hier Oberhof zu nennen. 800 m hoch in der Nähe des Rennstieges gelegen, ist es der Sitz des Thüringer Wintersportverbandes und einer Ortsgruppe desselben. Der Verband und die Ortsgruppe haben eine Reihe prächtiger Sportbahnen geschaffen: eine Bobbahn von ca. 1800 m, eine Rodelbahn von ca. 800 m Länge, einen elektrischen Aufzug, einen hervorragenden Sprunghügel, eine Eisbahn. Der neugegründete Herzogliche Bobklub (deren Protektor Se. Königl. Hoheit Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha ist) legt neuerdings eine zweite, be-



Ein komplizierter Fall.


Friedrichroda im Winter.


Die Jugendabteilung des Wintersportvereins Friedrichroda.


Vom Sportfest in Friedrichroda: Militärpatrouille am Ziel.

deutend längere Bobbahn an. Oberhof selbst hat sich gerade durch die Hebung des Winterverkehrs sehr herausgemausert; seine glänzenden Hotelpaläste haben internationalen Ruf, und namentlich zur Zeit des in jedem Jahre einmal stattfindenden großen Wintersportfestes des Wintersportverbandes herrscht in Oberhof ein gewaltiges Leben und Treiben, mit dem sich der Sommerverkehr keineswegs messen kann.

Nächst Oberhof ist Friedrichroda zu nennen, dessen Bahnen auf 700 Meter-Höhenlage ihren Anfang nehmen. Dort finden wir eine Ortsgruppe des Th. W. Sp. V., den Friedrichrodaer Bobklub, einen Eislauf- und Eishockeyklub. Diese unterhalten eine vorzüglich angelegte 2500 m lange Bobbahn, eine sehr gute 2500 m lange Rodelbahn, einen ebenfalls sehr guten Sprunghügel, eine Eisbahn für das allgemeine Publikum und eine zweite für das Hockeyspiel. Auch besitzt Friedrichroda eine große Anzahl von guten Hotels und Pensionshäusern. Große Wintersportfeste, Skikurse, Rodelpartien, Reunion des Bobklubs an allen Sonnabenden geben den äußeren Rahmen für ein lebhaftes Sportstreiben ab.

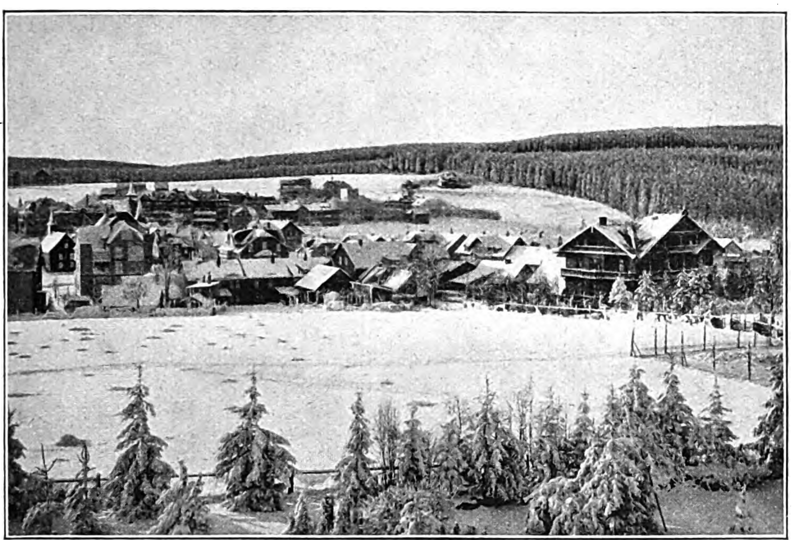
Als dritten großen Wintersportplatz nenne ich Ilmenau, das allerdings sportlich nicht dem allgemeinen Th.W.Sp.V. angegliedert ist, sondern einem die südthüringischen Sportplätze umfassenden Sonderverbande. Auch Ilmenau besitzt eine gute Rodelbahn und Bobbahn. Alle die anderen Ortsgruppen mit ihrem mehr oder weniger regen Sportsleben im einzelnen zu besprechen, fehlt der Raum; kurz gedenken will ich deren von Brotterode, Elgersburg, Gehlberg, Igelshieb, Manebach, Neuhaus am Rennstieg, Oberschönau,

Ruhla, Schmiedefeld, Suhl und Zella-Mehlis.

Besonders aber müssen noch zwei genannt werden: Ernsttal am Rennstieg und Schmalkalden. Die „Ernsttäler“ sind auf unseren Thüringer Schneeschuhläufen zu einer Klasse für sich geworden. Ein armseliges Glasbläserdorf hat in wenigen Jahren tüchtige Sportsleute gezeitigt und durch ernste Arbeit auf dem Ski die Thüringer Farben nicht nur im Deutschen Verbandslaufe zum Siege geführt, sondern selbst in Österreich und dem Mutterlande des Skilaufes Lorbeeren geerntet. Gewiß ein glänzender Erfolg in Anbetracht der Jugend des Sports im Thüringer Lande.

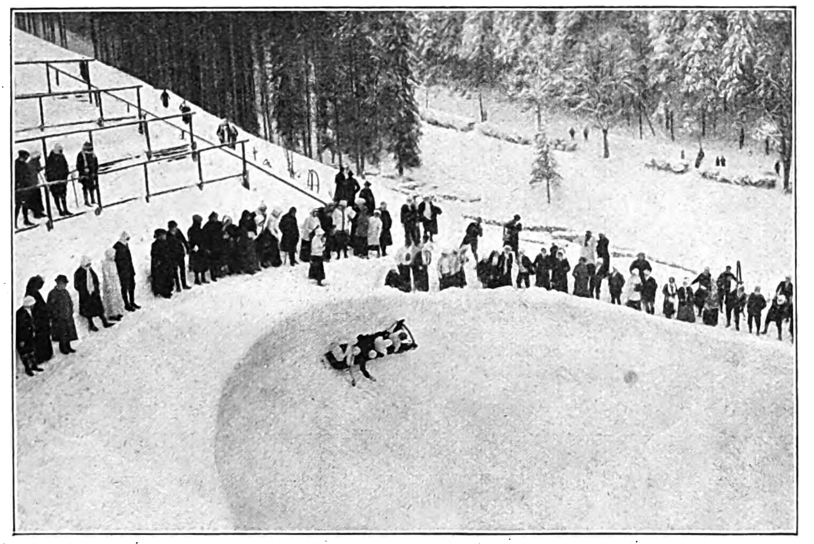
Schmalkalden bedarf deswegen besonderer Nennung, weil dort die lebhafte Tätigkeit des preußischen Landrats Geh. Reg.-Rats Dr. Hagen eine mustergültige Organisation unter der Jugend geschaffen hat. Durch persönliche rastlose Arbeit, durch reiche Geldmittel ist hier ein Werk geschaffen worden, das seinesgleichen wohl im deutschen Vaterlande nicht haben dürfte. Die Schmalkalder Jungens gehören zu den typischen Erscheinungen auf den großen Verbandsfesten und werden gewiß dabei nicht nur Schneeschuhlaufen und -springen gelernt haben, sondern an Geist und Körper vorwärts entwickelt worden sein. Sind diese Kinder erst einmal Eltern geworden, sieht es hoffentlich noch viel besser mit dem Sport bei uns aus.

In diesem Jahre richten sich nun die Augen der gesamten wintersportlichen Welt um so mehr hin nach Thüringen, als in Oberhof die große Revue des fast die gesamte Skiwelt Deutschlands umfassenden Deutschen Skiverbandes stattfindet. Da werden in den ersten Februartagen alle die tüchtigen Skiläufer aus den Gauen des Vaterlandes wie darüber hinaus am Sprung-

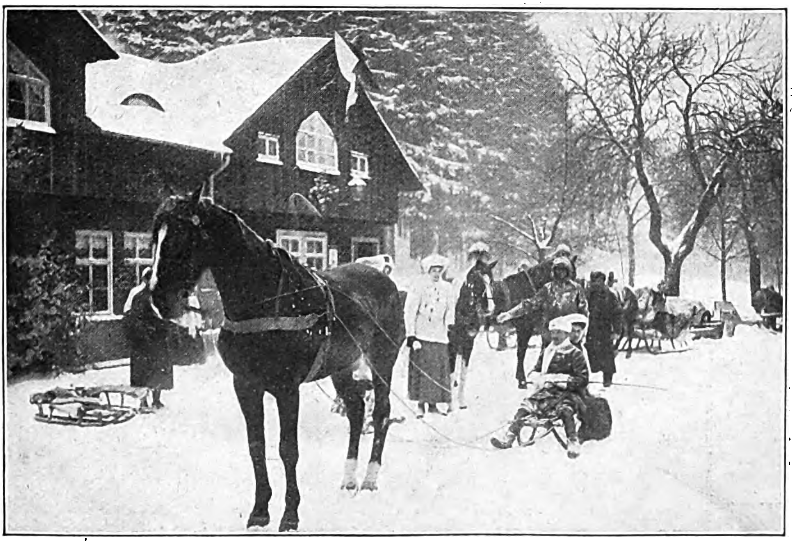


Oberhof im Winter.





Bobsleigh in der großen Kurve der Bobsleighbahn in Oberhof.



Kronprinzessin Cecilie und Herzog Karl Eduard in Oberhof.

hügel und auf der Rennstrecke zusammenströmen, der Süden und der Norden, die Alpentechnik und die Norweger und die Lilienfelder werden im gemeinsamen Kampfe sich messen, und an den Thüringern wird es liegen, im eigenen Lande zu zeigen, was sie können, und ihren Ruf zu wahren, der ihnen vorangeht, daß nur noch die Schwarzwälder ihnen ebenbürtig seien. Und schon zwei Wochen vorher finden wir als zweites großes Ereignis in Friedrichroda die Meisterschaft des Deutschen Bobsleighverbandes, die in diesem Jahre zum erstenmal ausgefahren und jedenfalls eine ganze Reihe von Bobsleighfahrern in die Thüringer Berge führen wird.

Übrigens bietet der Thüringer Wald ein dankbares Gelände für Skiwanderungen, mag man nun an einem Ort sich niederlassen und von da aus die Umgegend abstreifen, oder mag man die sehr empfehlenswerte Kammwanderung über den Rennstieg machen, die in Kürze dadurch noch besonders erleichtert werden wird, daß der Th. W. Sp. V. sowohl diesen selbst wie seine Zufahrtsstraßen mit einer sicheren und deutlichen Wintermarkierung versehen wird. Es steht zu erhoffen, daß nach Vollendung dieser Wegebezeichnung der alte, ehrwürdige Rennstieg im Winter ebenso zahlreiche Wanderer locken wird, die sagenumwobene Straße zu befahren, wie im Sommer, wo dem „Thüringer Wandersmann", unserem Trinius, der ihm eines seiner schönsten Bücher weihte (A. Trinius, „Der Rennstieg", Verlag Bruns in Minden, Westfalen) Tausende und aber Tausende nachgewandelt sind, mit ihm singend:

„Wen des Alltags Bann bedrücket,
Flüchte sich in deinen Schutz!
In dem Rauschen deiner Wipfel,
In dem Leuchten deiner Gipfel
Find' er Kraft, der Welt zum Trutz!"

Jetzt, da ich dies schreibe, leuchtet schon draußen im weißen Winterkleid Berg und Tal. In jungfräulicher Reinheit locken die Wiesen zu sausender Talfahrt, und droben winkt der Inselsberg mit all seiner köstlichen Rauhreifpracht. In den silberblinkenden Baumgipfeln raunt es und flüstert es: „Nicht mehr schlafen wir und träumen wir. Jahr um Jahr haben wir uns geschmückt, wie die Braut sich in weiße Schleier hüllt, des Geliebten wartend. Niemand sah uns. Und so wurden wir müde des Wartens und der Schlummer legte sich auf uns. Aber jetzt sind wir wach in unserem weiß- und silbergewobenen Festkleid! Euch zu grüßen, die ihr aus den Tälern rüstig emporsteigt! Die strahlende Herrlichkeit sollt ihr sehen, wir zeigen sie euch und singen euch das ewige Lied vom Werden und Vergehen, von Kämpfen und Siegen.

Thüringens Winterwald grüßt euch!

Und wenn ihr scheidet von uns, dem Alltag zu, nehmt als Geschenk mit: Kraft, so stählern hart, wie das Eis unserer Berge, und Frohsinn, so strahlend wie der Glanz unseres Rauhfrostes."

So raunen und flüstern die reifglänzenden Waldriesen am Rennstieg.



Schwarz und Weiß in Schnee und Eis.

Phot. A. Steiner, St. Moritz.

Blick von Ober-Alpina bei St. Moritz.





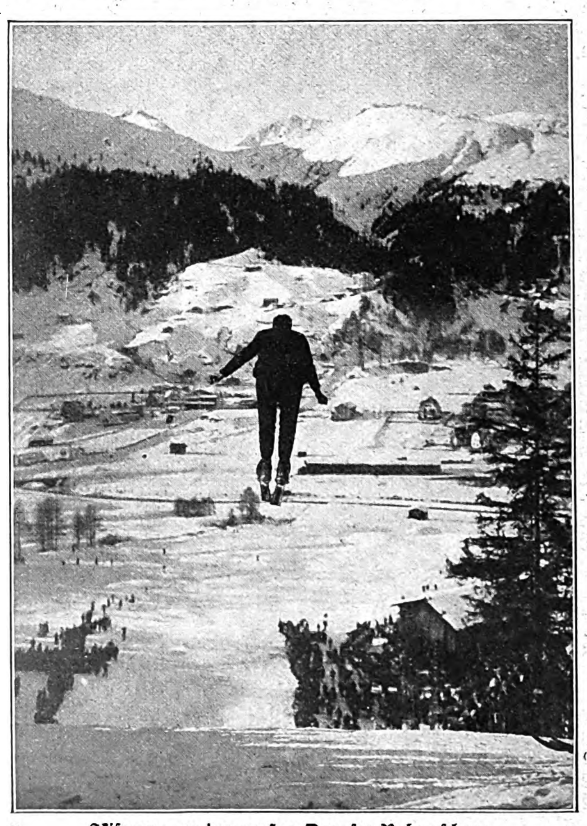
Blick vom Rigi.

Vom Schweizer Wintersport.

Von Karl J. Luther, München.

Die Schweiz ist die Hochburg des Wintersports, das Land, das in allererster Linie den Wintersport geschaffen hat. Schon in den achtziger Jahren fanden in Graubünden, speziell in St. Moritz, Davos und Klosters Schlittenrennen statt, der Bobsleigh und der Skeleton, in dem der winterliche Schnelligkeitssport seine höchsten Triumphe feiert, sind in St. Moritz zu Hause, wenn auch kanadische Schlittenformen die Anregungen gaben. Ein Häuflein Engländer war die erste Wintersportgemeinde der Schweiz.

Eigentlich ist der Schweizer Wintersport eine Schöpfung des Unterhaltungsbedürfnisses der Winterkurgäste von St. Moritz und Davos. Die Winterkuren in Eis und Schnee kamen nämlich schon auf zu einer Zeit, anfangs der achtziger Jahre, wo man in Mitteleuropa den Wintersport noch nicht kannte. Immerzu konnte man sich in den stillen Gebirgsorten nun doch nicht in der Liegehalle sonnen oder auf den wenigen ausgeschaufelten Wegen spazierengehen; irgendwo sauste vor einem der gelangweilten Halbkranken oder Halbgesunden ein Kinderschlitten vorbei, und da war flugs mit dem Gedanken „das machen wir auch" der Wintersport da.



Skisprung an der großen Davoser Bolgenschanze.

Wohl ist im allgemeinen der Skilauf der Pionier des Wintersports, doch liegen tatsächlich die ersten Anfänge des Wintersports auf dem Gebiet des schweizerischen Schlittensports. Allerdings geht der eigentliche Aufschwung des Wintersports, der Winterreisen und Winterkuren auch in der Schweiz auf das Aufkommen des Skilaufes zurück. Denn der erst erschloß das verschneite Gebirge, der erst machte uns unabhängig von Bahnen und Einrichtungen, wie sie Schlittensport und Eislauf erheischen, der erst gab uns die Möglichkeit, mit eigener Kraft, ohne die vorbereitende oder gar notwendige Mitarbeit anderer, die verborgensten Schönheiten des verschneiten Gebirges, die

nähere und weitere Umgebung unseres Standorts aufzusuchen.

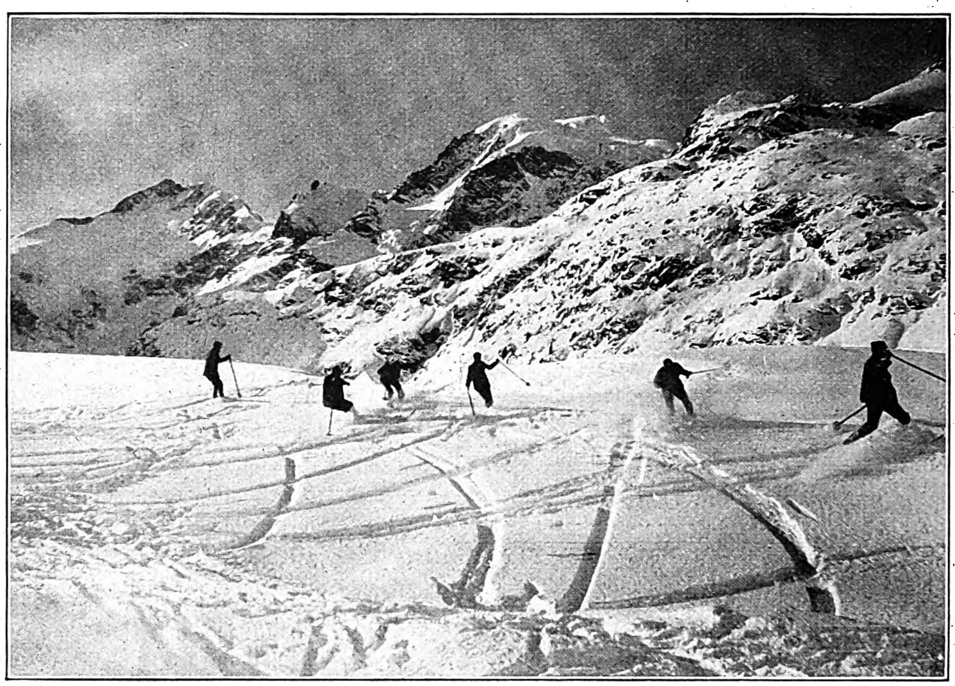
Daß der Wintersport in der Schweiz zu besonderer Blüte kam und kommen mußte, liegt vielleicht weniger an den allerdings sehr günstigen natürlichen Verhältnissen, an dem abwechslungsreichen Gelände und der starken Verschneiung des schweizerischen Berggebietes als an der durch jahrzehntelange Erfahrung und Arbeit in der sommerlichen Unterbringung von Fremden geschulten „Hotelerie“, wie ein schweizerischer Ausdruck für das Hotelwesen lautet. Der Sommerbesuch der Schweiz war von jeher stark und hatte in den allerverborgensten, entlegensten und höchsten Tälern des Landes gute Gaststätten und gute Verkehrsverbindungen ins Leben gerufen. Die Schweiz war also für den Wintersport an und für sich schon glänzend vorbereitet, sie hatte nur nötig, mit höflich einladender Gebärde die Türen zu öffnen, Willkomm zu sagen — und der Wintersport war da. Und gerade dort, wo die Verhältnisse für ihn am günstigsten, in den hochgelegenen Tälern, fand er auch die besten Unterkunftsvorbedingungen und die freundlichste Aufnahme. War man doch froh, in den sonst durch eine Art Winterschlaf verbrachten stillen Monaten, in der sogenannten toten Saison, nun auch schaffen und Einnahmequellen erschließen zu können.

Das Fehlen geeigneter Unterkunft an hochgelegenen Plätzen ist ja anderwärts, z. B. in Oberbayern und Tirol, die fast einzige Hemmung der freieren Entwicklung eines Wintersportbetriebes.

Die günstig-natürlichen Verhältnisse und die entsprechende Vorbereitung waren also gegeben. Nun kam helfend und fördernd der Einfluß der Winterkur hinzu. Die klimatischen Eigenheiten des winterlichen Hochgebirges wurden von Ärzten und Autoritäten als ungemein gesundheitfördernd und regenerierend erkannt. Mich über diese vortrefflichen Einflüsse des Winteraufenthaltes im Gebirge auszulassen, ist an dieser Stelle wohl nicht nötig. Tatsache ist, daß die Winterkur von allem Anfang an und auch heute noch auf den Wintersport in der Schweiz den entscheidendsten Einfluß ausübte. Allwinterlich suchen Tausende die hochgelegenen Winterkurorte auf, nicht um des Wintersports willen, dem sie allerdings nicht entgehen können, sondern um in der frischen, reinen, auf Schnee gefilterten Luft des Hochgebirges und im leuchtenden Sonnenschein Ruhe, Erholung und Gesundung zu finden. Es handelt sich da nicht um eigentlich Kranke, vielmehr zumeist um Menschen,



Gymkhanafest auf dem Eisrink des St. Moritz-Bandy-Club.



Ski-Uebungsplatz in Pontresina.

diejenigen, die nur die Rolle der Zuschauer spielen können. Ganz abgesehen von dem gesellschaftlichen Leben im Hotel. Gerade darin unterscheidet sich das wintersportliche Leben der Schweiz sehr stark von z. B. unserem Wintersport in Bayern und Österreich, daß in der Schweiz nämlich Abwechslung und Anregung allerwärts, an der Rodelbahn, am Eisrink und Curlingrink, am Skiübungsfeld und an den Bobsleigh- und Skeletonbahnen genug ist, um sich auch in der Rolle des Zuschauers und still Genießenden wohlzufühlen, indes man sich an unseren kleineren Wintersportplätzen nur mit der Ausübung des Wintersports selbst die Zeit totschlagen kann. Das letztere hat ja auch sein Gutes, ist dem ernsthaften Sportsmann selbstverständlich sogar lieber, kann aber nicht alle befriedigen, vor allem nicht diejenigen, deren Zeit nur einen kurzen Aufenthalt erlaubt, während dessen Dauer sie natürlich weder Zeit noch Kraft haben können, die Geheimnisse des Wintersports, z. B. des Skilaufes, so weit zu erlernen, um seine Vorteile auch als Genuß zu empfinden.

die Zeit und Geld haben, den trüben Nebeln der Niederungen und der feuchten dumpfen Luft der Städte zu entfliehen. In den schweizerischen Wintersportplätzen finden sie alles, was ihr Herz an Abwechslung und Bequemlichkeit begehrt, selbst dann, wenn sie gar nicht Wintersport treiben wollen oder können. Denn der Besuch dieser Plätze ist so stark, daß Leben und Treiben überall, wenn auch nur 30 Prozent der Anwesenden dem Wintersport huldigen, und also auch Schauspiel und Sensationen genug für

So etwa vergeht ein Tag an einem der großen Wintersportplätze der Schweiz: Wir, Mama, Papa, Schwester und Bruder, verabschieden uns nach dem bekannt guten Schweizer Frühstück und gehen in alle Winde aus-



Wintersport in den Vogesen: Am Weißen See.

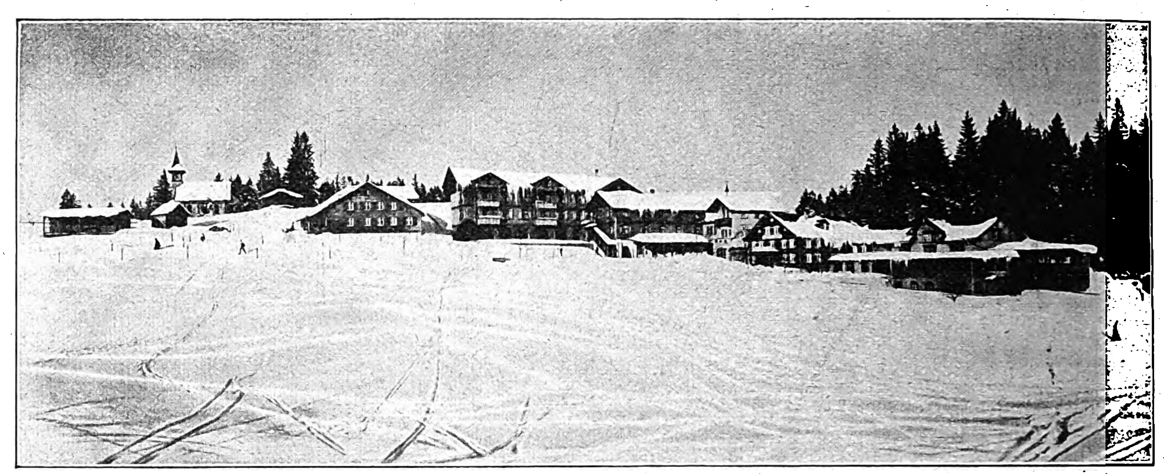
einander. Schwesterlein wird von Bekannten zum Eisrink abgeholt, Papa geht zum Curlingspielplatz, ich zum Training am Skeletonrun oder mit Skiern zum Sprunghügel, und Mama verspricht, uns alle aufzusuchen und beim Sport zuzuschauen. Die Wege sind ausgeschaufelt, schön festgetreten und führen nach allen Richtungen an die Sportanlagen. Treffen wir uns dann zu Mittag wieder, erzählt Papa in der fidelsten Stimmung, wie er mit seinen Spielkameraden Englisch geradebrecht und die Partie zugunsten seiner Gesellschaft mit einem schmetternden All round-ston entschieden hat; Schwesterlein bekennt, da Mama sie am Eisrink, wo die Kapelle so schmeichelnde Walzer gespielt, nicht gesehen hat, daß das Rodeln auf der Dorfbahn viel interessanter sei, und ich — na, ich war, meiner Absicht ungetreu, mit der hübschen Amerikanerin vom Palace-Hotel skikjöringfahrend im nächsten Dorf. Nachmittags ist Bobrennen, an dem Schwester und ich unbedingt mittun, indes der alte Herr mit Mama eine Schlittenfahrt unternehmen und uns später am Ziel abholen. Zum Fünfuhrtee gehen wir in ein anderes Hotel, abends ist Reunion im Kulm, wo wir nicht fehlen dürfen, erstklassige Musik, elegante Toiletten, in der Bar gewaltiges Hallo, weil ein Amerikaner einen neuen Bobpreis gestiftet, der noch diese Woche ausgetragen wird. Auf dem Weg nach Hause fährt uns ein bepaarter Rodel zwischen die Beine und fast über den Haufen, und, gehen wir morgen beim Frühstück wieder voneinander, dann sind wir allerlei Abenteuer und lustiger Erlebnisse, aber auch ernster Sporterfolge sicher. Nach acht Tagen ist Schwesterlein glückliche Braut, Mama hat ihren Husten weg und sieht rosig aus, Papa freut sich seiner Spielerfolge und hat einen Curlingpreis gestiftet, und ich habe meine Nervosität zu allen Teufeln gejagt, mich köstlich amüsiert und weiß: Im nächsten Winter komme ich wieder.



Wintersport in Oberbayern: Auf dem Hörnlegipfel.



Ein seltenes Ereignis: Der zugefrorene Bodensee im Jahre 1882.



Das Bödele bei Dornbirn.

Von besonderer Wichtigkeit für das gesellschaftliche Leben an den schweizerischen Wintersportplätzen ist die Existenz mehrerer Hotels. Man ist nicht auf eines angewiesen und kann sich die verhältnismäßig lange Zeit vom Eintritt der Dämmerung bis zur Nachtruhe angenehm bei allerlei gesellschaftlichen Anlässen, die im wintersportlichen Leben eine große Rolle spielen, im — anderen Hotel vertreiben.

Der Winteraufenthalt der Fremden in der Schweiz, unter denen die Deutschen immer zahlreicher werden und mancherorts sogar das anglikanische Element verdrängen, dreht sich immer etwas mehr um ein gewisses Amüsement als um ernsten Sport. Wer den betreiben will, muß ja auch mehr Zeit aufwenden, als sie ihm eine Woche oder 14 Tage bieten. Ernsthafte, ja sogar fanatische Sportsleute finden wir dennoch überall, besonders beim Schlittensport, beim Bobsport, dem sich z. B. in St. Moritz, Pontresina, Celerina, Samaden, Maloja, Bergün, Lenzerheide, Parpan, Davos, Arosa, Klosters viele Deutsche erfolgreich widmen. Deutschland ist an den graubündnerischen Plätzen überhaupt stark vertreten, in der Zentralschweiz, Engelberg, Andermatt und am Rigi; im Berner Oberland, Beatenberg, Grindelwald, Adelboden, Kandersteg, Zweisimmen, Chateau d'Oex überwiegen die Engländer und Amerikaner; in der Westschweiz, Leysin, Les Avants, Caux, St. Croix, St. Imier usw. gesellen sich zu ihnen auch viele Franzosen.

Nun darf man aber nicht annehmen, der Wintersport der Schweiz liege ganz in den Händen der Fremden. An dem Fremden-Wintersport, wenn der Ausdruck gestattet ist, nimmt der Schweizer selbst allerdings wenig Anteil, abgesehen von den an ihm direkt interessierten Kreisen, wohl aber interessiert er sich sehr für den sportlich wertvollsten Wintersport, den Skilauf. Im Skilauf sind die Schweizer sogar führend. Durch den Schweizer Ski-Verband sind Skiklubs über das ganze Land zerstreut, und die großen, alljährlich einmal stattfindenden Wettläufe des Verbandes, bei denen die Meisterschaft der Schweiz ausgetragen wird, versammeln die besten Skiläufer des Landes am Start und gelten in Skiläuferkreisen als die nächst den norwegischen besten Skiwettkämpfe Europas. Die schweizerischen Skiläufer betätigen sich auch in ganz besonderer Art und Weise als Skitouristen. Gerade für hochalpine Touren ist die Schweiz ja überaus geeignet. Hervorragend schöne Tourengebiete sind, um nur die wichtigsten zu nennen: das Toggenburg-, das Spitzmeilengebiet, die Umgebung von Davos, St. Moritz, Arosa und Lenzerheide, das Oberhalbsteingebiet, die Piz d'Err-Gruppe, die Bernina-Gruppe, das Gotthardtgebiet um Andermatt, das Tittlisgebiet bei Engelberg, die Berge des Entlebuch, die Umgebung von Zweisimmen, das Bruchpaßgebiet und schließlich die stolzen Gipfel der Berner Oberländer Alpen, die namentlich im Frühjahr, wo die Verhältnisse für hochalpine Touren am günstigsten sind, von vielen Skitouristen erstiegen werden. Auch der Monte Rosa wird alljährlich von schweizerischen Skiläufern auf Skiern „gemacht".

So charakterisiert sich denn der Wintersport in der Schweiz als eine eigentümliche Mischung von Winterkur, Gesellschaftsamüsement und strenges sportliches Streben, wobei das Interesse der Fremden und Einheimischen weniger miteinander arbeitet als aneinander vorbeigeht; d. h. die Schweizer selbst sind die Träger der ernsthafteren sportlichen Auffassung, soweit das den Skilauf betrifft (denn am Schlittensport und Eislauf nehmen sie weniger Anteil), sie bemühen sich auch, auf sportlichem Gebiet möglichst eigene Wege zu gehen, überlassen aber ihr Land gerne und mit einer gewissen Freude über die Anerkennung seiner Vorzüge den Fremden als Tummelplatz, als Playground of Europe, das die Schweiz im vollsten Sinne des Wortes ist, seit der Wintersport die Saison zu einer ganzjährigen gemacht hat.

Ein Wintertag.

Ein Wintertag — der Sonne heller Strahl
Liegt leuchtend auf dem tiefverschneiten Tal —
Soweit das Auge reicht ein Glänzen, Glühen,
Und Tausende von Edelsteinen sprühen
An jedem Zweig, an jedem Baumesast,
Der tiefgebeugt von seiner weißen Last.
Wohin der Blick geblendet nun auch gleitet,
Der Winter hat sein Zauberreich gebreitet,
Und märchenstill liegt rings das weite Land
In König Winters weißem Festgewand.

Der Wald steht leuchtend da in lichtem Schweigen,
Wie Silberglast liegt es auf seinen Zweigen,
In seinen Gründen schläft die tiefste Ruh' —
Ein weißes Wölkchen strebt der Sonne zu
Am blauen Himmel — dessen goldne Strahlen
Nur immer neue Schönheitswunder malen!
Kein Laut, kein Rufen gleitet durch das Land,
Die große Stille hebt die weiße Hand —
Und unter sonn'gen winterstillen Wegen
Träumt leis' die Welt dem neuen Lenz entgegen!

Eva v. Collani.

Ihr Wunsch.

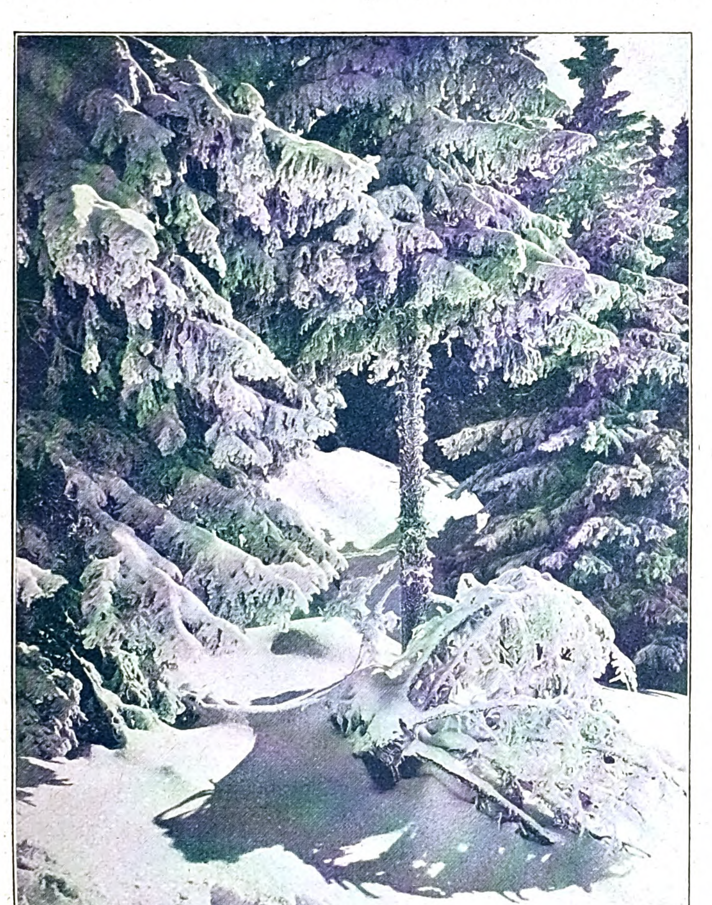
Eine Weihnachtsgeschichte von Marie Bernhard.

Keinen Weihnachtsbaum, Vati? Keinen Weihnachtsbaum?"

Es klang ungläubig — es klang enttäuscht und traurig aus dem Kindermund.

Ein schön und wohnlich ausgestattetes Zimmer — darin der Hausherr, ein stattlicher Mann in den besten Jahren, und die beiden Knaben, achtjährig und noch nicht sechs — bildhübsch, elegant gekleidet, wohlgepflegt. Geldmangel konnte es nicht sein, was der abschlägig beschiedenen Bitte zugrunde lag.

Es war auch gar keine Bitte gewesen — nur eine selbstverständliche Voraussetzung der beiden Bübchen, die darüber debattiert hatten, wie groß der Weihnachtsbaum sein müsse — wo er stehen werde — was alles dranhängen solle. Und nun hatte Vati eben gesagt, es gebe überhaupt diesmal keinen Weihnachtsbaum!



Der Winter als Künstler: Schweigen im Walde. Phot. Aug. Rupp.

Es war eine Stille nach Hansjürgens Frage eingetreten — nun kam wieder des Vaters Stimme . . . zögernd . . . bedrückt . . .

„Quält mich nicht länger, meine guten Jungens! Nein — es gibt keinen Weihnachtsbaum — und damit Punktum! Ihr dürft euch aber allerlei wünschen — Hansjürgen kann einen ellenlangen Wunschzettel schreiben, für sich selbst, auch für den Kleinen — und wenn ihr brav seid, sollt ihr alles haben!"

Keine Antwort — kein Dank — keine Freude. Endlich das beklommene Stimmchen des Kleinen — schon halb unter Tränen: „Ist es wegen Mutti, daß wir keinen Baum haben sollen? Weil Mutti weg ist?"

Hansjürgen stieß den Kleinen mah-

nend mit dem Ellbogen in die Seite: sie sollten doch nicht mit dem Vater von Mutti sprechen. Der Kleine war noch so dumm, der vergaß das immer wieder.

„Egal, weshalb!" Der Vater sprach kurz und gebieterisch und stand auf — eine hohe, imposante Gestalt. „Wenn ich es nicht wünsche, dann geschieht es eben nicht. Ich gehe jetzt — sagt nur Frau König, ich käme nicht zum Abendessen. Und seid hübsch artig! Hansjürgen wird seine Arbeiten machen —"

„Arbeiten? Sind ja schon Ferien! Ich hab' ja gestern schon mein Zeugnis gebracht!"

„Richtig — ja — das hatte ich vergessen. Dann spielt also oder nehmt etwas anderes vor. Willst du noch etwas, Kind?"

„Ja — bloß — bloß" — der Große zupfte an seinen Fingern, er atmete rasch — „weil ich dir sagen wollte, Vati — Frau König — die — die ist manchmal abends so — so — komisch!"

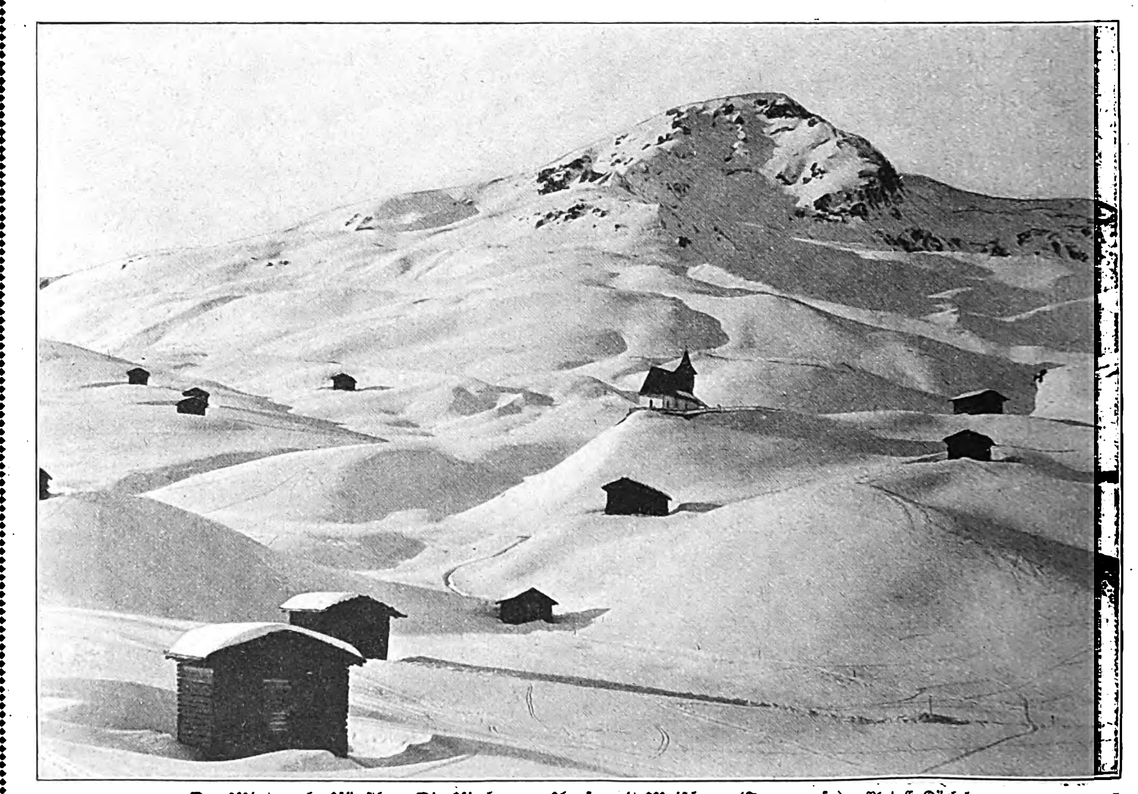
„Wie denn komisch?" Herr von Thévenar sah mit gerunzelten Brauen auf den kleinen Sprecher herab.

„Ja — Gott — zuerst redet sie und redet sie, aber nie so was, was wir verstehen — und hat so blanke Augen und so heiße Backen — und dann — dann mit einem Mal sagt sie gar nichts mehr, einer kann fragen, was er will — und bums! denn schläft sie auf'n Stuhl ein und ist nicht aufzuwecken — du kannst machen, was du willst. Zuletzt muß die Minna kommen und der Just — und die müssen sie wegführen!"

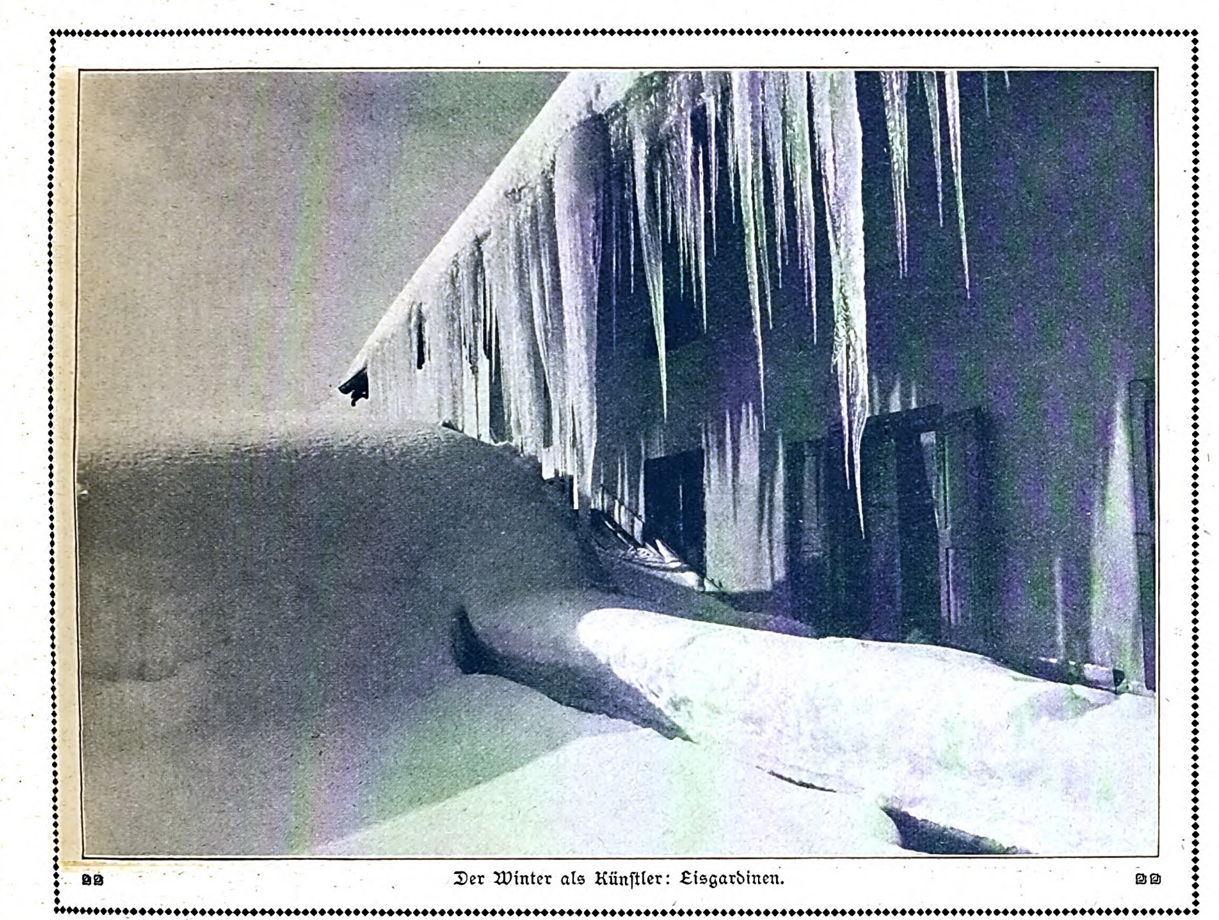
„So — hm!" Herr von Thévenar biß auf die Lippe und sah sorgenvoll aus. Neulich hatte ihm sein Hausarzt etwas von „möglicherweise morphiumsüchtig" gesagt. Herrgott, wäre das ein Unglück! Er hatte Frau König damals, vor einem halben Jahr, ganz rasch, Hals über Kopf, engagieren müssen und hatte sich gefreut, einen so guten Griff getan zu haben. Sie verstand sich vortrefflich auf die Führung des Haushalts, kam mit den Dienstboten gut zurecht, pflegte die Kinder körperlich auf das beste und verlangte von ihm, dem schwerverstimmten Hausherrn, keine Unterhaltung — was wollte man mehr?

Daß es bei den beiden geistig regsamen und besonders gemütvoll beanlagten Kindern mit sorgsamer Körperpflege allein nicht getan war, sah Herr von Thévenar nicht oder wollte es nicht sehen. Er liebte seine Söhne zärtlich — aber sein eigenes Geschick beschäftigte ihn zurzeit so völlig, daß er es sich nicht überlegte, wie die kleinen Seelen darbten und den Sonnenschein entbehrten, den seine reizende junge Gattin ihm selbst und den Kindern tagtäglich geschenkt hatte.

„Zerbrich dir nicht weiter den Kopf darüber, Hanni!" sagte der Vater jetzt und streichelte seines Ältesten intelligentes Gesicht und das dunkle geringelte



Der Winter als Künstler: Die Kirche von Arosa mit Weißhorn (Innerarosa). Phot. E. Dörbel.



Der Winter als Künstler: Eisgardinen.

Haar. „Ich werde mal mit dem Onkel Doktor darüber sprechen — dann werden wir ja sehen. Adieu, Jungens, und vergeßt euren Wunschzettel nicht!"

„Ich — ich — ich will schon lieber gar und gar nichts haben, wenn ich keinen — keinen Weihnachtsbaum bekomm'!" murmelte Wolfdietrich, und um sein weiches Mündchen zuckte es.

„Das findet sich alles! Sei mein guter, kleiner Kerl, nimm dir an Hansjürgen ein Beispiel, der ist so verständig. Komm, gib Vati einen schönen Kuß!"

Er nahm den entzückenden kleinen Blonden auf und küßte ihn herzhaft. Wie das Kind seiner schönen Mutter ähnlich war — Zug um Zug!

Herr von Thévenar war gegangen, die beiden Knaben blieben allein.

Hansjürgen fühlte sich verpflichtet, des Vaters Lob zu bestätigen und „verständig" zu sein. Es wurde ihm oft sehr schwer, er war ein temperamentvolles Kind mit sehr ausgeprägter Eigenart — und immer sollte er ein gutes Beispiel geben und dem Kleinen als Vorbild dienen.

„Na, Wölfchen, was tun wir? Was bauen? Was spielen? Was zusammensetzen?"

Ein schwerer Seufzer war die Antwort. „Keinen Weihnachtsbaum! O Gott, denn ist doch überhaupt kein Weihnachten!"

„Voriges Jahr — da hatten wir 'n schönen! Weißt noch?" fragte der Älteste nach einer kleinen Weile.

„Hm — ja! Ob! Bis oben an die Decke ging der — und all die Ketten — und Kugeln — und Silbersterne" —

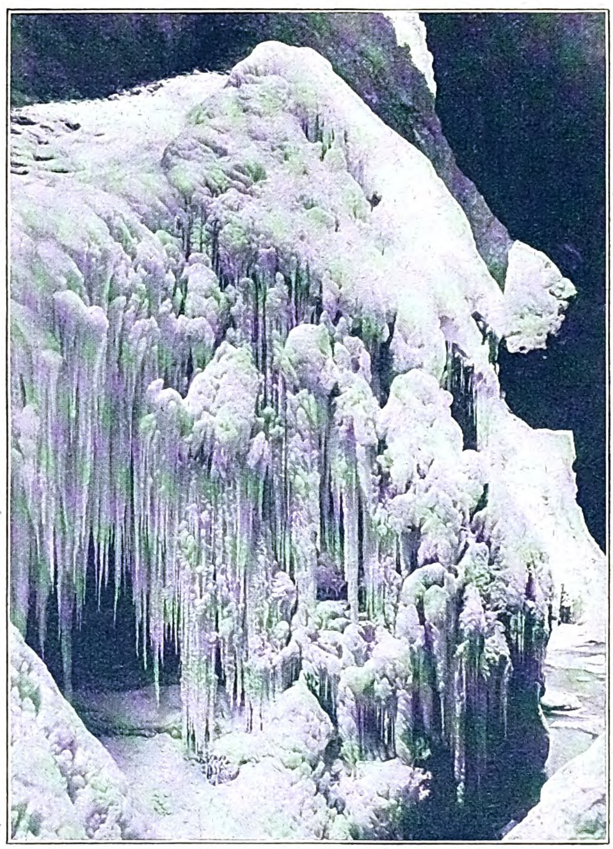
„Und Eiszapfen — und die reizenden Engelchen und gewiß hundert Lichtchen! Den hat aber auch Mutti ausgesucht und ausgeputzt gehabt!"

„Ja — die! Die konnte auch singen und Geschichten erzählen und Pferdchen spielen und alles!" Der Kleine kam dicht an den Großen heran, umfaßte ihn mit beiden Armen und flüsterte ihm ins Ohr: „Kommt sie nie mehr wieder, Hanni?"

Hansjürgens Schwarzkopf bewegte sich zweifelnd hin und her. „Weiß nicht!" meinte er bekümmert. „Einmal wurden wir doch zu Tante Elfriede gebracht — weißt noch? Im Herbst war es — und da haben wir Mutti gesehen —"

„Ja — aber immer bloß hat sie geweint und uns geküßt und kein einziges Wort von Wiederkommen gesagt. Und zu Vati soll einer auch nichts sagen — und immer bloß artig sein und spielen und nichts fragen — und kein Weihnachtsbaum — gleich totsterben möcht' ich!"

Die blonden Locken sanken vornüber auf den Tisch — Wolfdietrich schluchzte bitterlich.



Der Winter als Künstler: Eishöhle in der Partnachklamm.

Der große Bruder sah voller Mitleid auf den kleinen und trocknete ihm mit seinem Taschentuch die Tränen ab. Angestrengt sann er nach.

„I, Wölfchen, wer wird denn so weinen! Nicht doch! Wer 'n Mann werden will —"

„Wo bin ich 'n Mann? 'n Kind bin ich — werd' im März sechs!" schluchzte Wölfchen. „Kei— kei— keinen Weihnachtsbaum! Und Mutti hat — hat — hat Pfeffernüsse gebacken und — und — Marzipan — und Mandelkringelchen —"

„Das kriegen wir alles zu kaufen —"

„Das Gekaufte — das — das schmeckt mir nicht! Das will ich nicht! Mutti soll kommen und soll — soll backen . . . und 'n Weihnachtsbaum will ich!"

Hansjürgen sah ratlos drein — plötzlich hellte sich sein Gesicht auf.

„Du, Kleiner, ich weiß was! Wahrhaftig Gott, ich weiß was! Aber gleich hörst du auf zu brüllen!"

„Na?" machte Wolfdietrich ungläubig — aber er nahm sich doch zusammen, zog einen langen Seufzer, schluckte und putzte sich energisch die Nase.

„Wir schreiben 'n Wunschzettel — na, ich schreib' ihn natürlich, denn du kannst doch nicht — und wünschen uns, daß Mutti wiederkommt! Hast verstanden? Bloß Mutti! Die bringt dann schon alles mit — Weihnachtsbaum und Marzipan — und so was. Gleich, gleich schreib' ich zwei Zettel und leg' sie in Vati sein Schreibtischfach, ehe Frau König kommt und sieht das und sagt nein!"

„Aber — aber — ich will auch schreiben — von Mutti — und du führst mir die Hand — hm?"

„Na, denn man zu!" Der Große sah bedenklich aus, denn es war nicht leicht, dem Kleinen die Hand zu führen — das runde Pätschchen war gar zu unruhig und glitt immer aus.

Es dauerte eine Weile, ehe weißes Papier gefunden war und das große Werk zustande kam. Ein paar Bogen wurden verdorben und mußten zerrissen werden. Wölfchen weinte von neuem, weil Hansjürgen ihn anschrie. Endlich stand auf dem einen Bogen in großen, steilen Buchstaben zu lesen:

„Wunschzettel von Hansjürgen von Thévenar. Ich wünsche mir bloß Mutti. Weiter nichts."



Der Winter als Künstler: Eisblumen auf der Weichsel.

Auf dem zweiten Bogen war mit Riesenlettern gemalt: „Wolf will seine Mama."

Mit diesen beiden Schriftstücken sprang Hansjürgen davon und legte sie sorgsam in seines Vaters Schreibtischlade obenauf.

Dem Kleinen war inzwischen wieder bange geworden. „O Gott, Hanni, wenn das aber auch nichts hilft?"

Hanni setzte eine überlegene Miene auf.

„Denn — denn weiß ich noch was! Komm mal her — ganz dicht — in den großen Lehnstuhl!"

Der Lehnstuhl stand am Ofen und war ein beliebter Zufluchtsort. Wenn man sich „Geheimnisse" zu erzählen oder sich nach einem Streit zu „vertragen" hatte ... der riesige Ledersessel war der beste Platz dafür.

Eng aneinandergeschmiegt saßen die Brüder, der schwarze und der blonde.

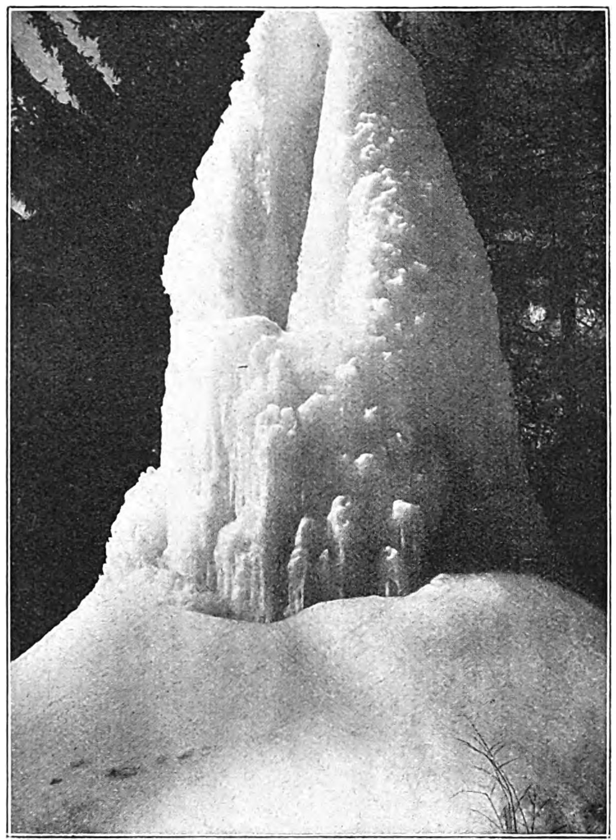
„Freitag, da hab' ich gehört," fing Hansjürgen an, „wie Frau König zu der fremden Dame, die auf Besuch kam, gesagt hat: sie sind ja gar nicht geschieden, und wenn sie möchte zurückkommen und ihm verzeihen ... er würd' glückselig sein!"

Wolfdietrich sah den klugen Bruder zwar mit ehrfurchtsvollem Staunen, aber völlig verständnislos an.

„Verzeihen? Was? Wem?"

„Na, Gott, das weiß ich doch auch nicht! Aber wenn Vati nicht will — denn — denn fahr' ich hin und hol' mir die Mutti! Ich weiß, wo sie jetzt ist! Sie schreibt doch immer an Frau König wegen uns, und die schreibt dann wieder — da hab' ich vorgestern, wie der Brief auf der Diele lag, und Frau König hatte sich noch was zu nähen, flink, flink die Adresse abgeschrieben — sind bloß zwei Stunden mit der Bahn zu fahren nach der Stadt, wo Mutti jetzt ist, und sie wohnt da bei Onkel Max von Leitner." —

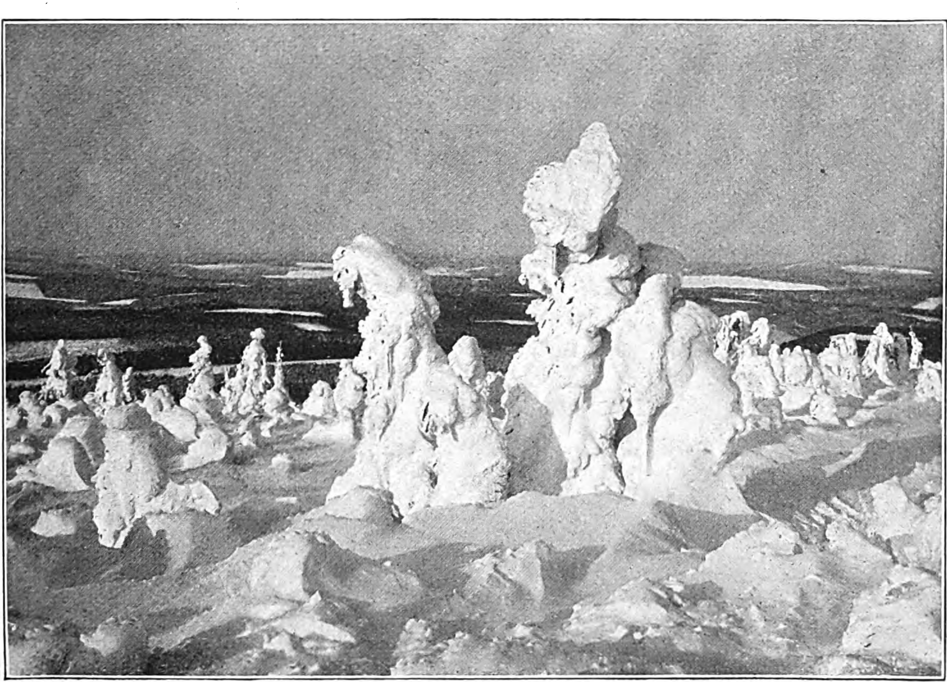
„Findst du — findst du denn da hin?" fragte der Kleine atemlos.



Der Winter als Künstler: Vereiste Fontäne.

„Pöh! Werd' ich nicht! Der Krämer sieht bloß in seinem Kursbuch nach, wenn der beste Zug geht — und ich gehe auf die Bahn und löf' mir ein Billett —"

„Aber Geld — hast du denn auch so viel Geld?"



Der Winter als Künstler: Die schlafenden Bäume.

„Ich weiß doch, wo unsere Sparbüchsen stehen — da ist viel drin — auch das Goldstück von Tante Grete —"

„Und mich — mich nimmst du nicht mit?"

Hanni schüttelte den Kopf. „Wird nicht gehen! Weiß nicht, ob das Geld reicht. Nun bloß nicht wieder heulen! Vielleicht langt es auch. Kannst ja für alle Fälle mit zur Bahn gehen!"

„Aber wir dürfen doch nie allein auf die Straße."

„Wenn der Just mit uns geht — den werden wir schon los!"

Wölfchen versank in ein andachtsvolles Schweigen. — — —

Die Tür tat sich auf — Frau König erschien. Eine große, hagere, gutgekleidete Dame. Sie war nicht häßlich, sie war nicht unfreundlich, aber sie traf den Ton mit den Kindern nicht, und es war ihr nicht gelungen, den Weg zu ihren Herzen zu finden; sie war so himmelweit verschieden von Mutti.

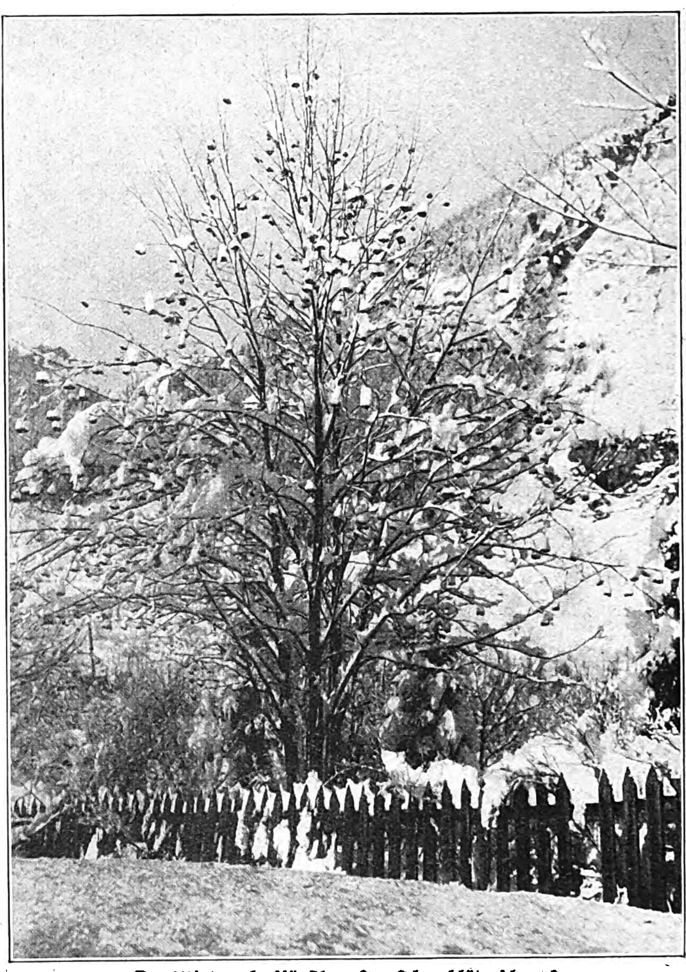
„Guten Abend, Kinder! Nun, da seid ihr ja!" Frau König setzte einen Korb mit schönen rotbackigen Äpfeln auf den Tisch. „Kommt her und eßt euer Obst. Wartet doch, ich schäle es euch!"

„Mutti hat Äpfel nie geschält!" sagte Hansjürgen seelenruhig, langte sich einen geflammten Apfel und biß mit seinen gesunden Jungenszähnen so herzhaft hinein, daß es knallte. Wolfdietrich tat es ihm sofort nach.

„Das ist nicht hübsch von euch, so ungehorsam zu sein! Was habt ihr denn inzwischen getrieben? Gelernt? Gespielt?"

„Wunschzettel geschrieben!" sagte Hansjürgen mit vollem Munde.

„So? Aber, meine lieben Kinder, wißt ihr — den Papa dürft ihr nicht quälen mit unvernünftigen Wünschen — zum Beispiel mit einem Weihnachtsbaum oder dergleichen."



Der Winter als Künstler: Im Schneeblütenschmuck.

„Na — 'n Weihnachtsbaum ist aber das einzige Vernünftige, was 'n Kind sich wünschen kann," warf Hansjürgen achselzuckend hin.

„Und wir werden schon auch einen kriegen!" rief Wölfchen triumphierend. „Au!"

Sein Bruder hatte ihn kräftig auf den Fuß getreten und machte ihm mit Händen und Augen drohende Zeichen, zu schweigen.

„Was willst du denn von dem Kleinen? Was habt ihr denn?" forschte Frau König.

„Nichts! Jungens treten sich doch immer auf die Füße," erklärte Hanni kaltblütig. „Bitte um noch einen Apfel, Frau König!"

„Hier! Und für Wölfchen auch noch einen. Aber ihr sollt doch Tante zu mir sagen und Du!"

„Kann ich nicht!" betonte Hansjürgen.

„Ich auch nicht!" echote der Kleine.

Frau König nahm ihren Roman vor und seufzte. Die Kinder waren nicht unartig, auch nicht schlecht erzogen, aber sie wurde nicht fertig mit ihnen. „Mutti tat das so!" und „Mutti war ganz anders!" das war ihr drittes Wort. Lieber Gott, ja, es war ihnen nicht zu verdenken. Frau König, die nie Kinder gehabt hatte, konnte sich mit ihren achtundvierzig Jahren nicht plötzlich in eine reizende junge Mutter, Ende der Zwanziger, verwandeln, die mit ihren Kindern getollt und gelacht, gelernt und gespielt hatte. Wenn sie doch nur zurückkommen und nicht länger die Unversöhnliche spielen wollte. Herr von Thévenar trug ja die Hauptschuld; er hatte sich ein wenig vom Pfade der Tugend verirrt und eine Dame der guten Gesellschaft gar zu reizend gefunden ... aber besagte Dame war ihm auch sehr, sehr entgegengekommen, und das hatte seiner Eitelkeit wohl sehr geschmeichelt. Seine Ehe sollte bis vor kurzem so überaus glücklich gewesen sein — und nun alles zerstört — seine flehent-

lichen Briefe alle uneröffnet zurückgeschickt . . . und Frau König mußte jede Woche an die junge Frau schreiben und über die Kinder berichten — das war auch keine leichte Aufgabe. — — — — — — — —

Herr von Thévenar stand am nächsten Morgen da und hielt die Wunschzettel seiner Kinder in der Hand. Die Augen wurden ihm feucht, und das Herz war ihm schwer. Aber das half alles nichts; er hatte das Menschenmögliche versucht, sich die Frau zurückzuerobern — sie hatte ihn nicht angehört, hatte nicht gewollt. — Mit starken Schritten, die Stirn in Falten, ging er ins Kinderzimmer hinüber. Es traf sich gut, Frau König rechnete gerade mit der Köchin.

„Hört mal, Jungens, das sind keine richtigen Wunschzettel, die ihr mir da geschrieben habt! Ihr habt etwas gewünscht, was ich euch nicht erfüllen kann — versteht ihr: nicht kann! Also, wenn ihr nichts anderes wißt —“

„'n Weihnachtsbaum!“ fiel ihm Wolfdietrich ins Wort.

„Den gibt es auch nicht! Ich kann in diesem Jahr keinen Weihnachtsbaum sehen — merkt euch das!“

„Na, wenn wir ihn nur zu sehen kriegen!“ beharrte Wölfchen.

„Das geht nicht an, das wißt ihr recht gut. Also ihr könnt euch alles wünschen: bewegliche Soldaten und Bilderbücher und Laterna magica und Baukasten und was ihr sonst wollt. Das — das — andere gibt es nicht!“ —

Herr von Thévenar beobachtete seine Jungen scharf, während er sprach.

Der Kleine sah betrübt und verlegen aus, seine langen Wimpern schlugen ängstlich auf und nieder. In Hansjürgens Gesicht wachte etwas wie eine plötzliche Entschlossenheit auf — die Augen funkelten ihm, die Lippen schürzten sich trotzig. Er hatte den reifen Ausdruck eines Zwölfjährigen. Keine Träne — keine Bitte mehr von beiden Kindern. — — — —

Als Herr von Thévenar mittags um ein Uhr heimkam, fand er Frau König in Tränen, die drei Dienstboten in ratloser Bestürzung. Just, der zuverlässige Bediente, war über die Maßen aufgeregt, er beteuerte immer wieder, er könne bei Gott nichts dafür.

Folgendes hatte sich zugetragen. Bald nach zehn Uhr morgens war Just mit den beiden Knaben beim schönsten Winterwetter spazierengegangen, zunächst zur Stadt; die Thévenarsche Villa lag in einem der Vororte. In der Nähe des Bahnhofes hatte man viel an Schaufenstern gestanden und die schönen, zum nahen Weihnachtsfeste ausgestellten Sachen bewundert. Hansjürgen hatte eine Peitschenschnur haben wollen,



Der Winter als Künstler: Goscheneralp-Reuß und Dammafirn. Phot. Wehrli A.-G. Kilchberg-Zürich.

eine ganz bestimmte Sorte — Just solle nur in den Laden gehen, sie zu kaufen, er mit Wölfchen werde noch weiter Schaufenster ansehen. Solche Aufträge waren schon des öftern dagewesen. Just hatte kein Arg dabei gefunden und war in den Laden getreten. Es waren viel Käufer darin und es hatte eine Weile gedauert, bis die richtige Peitschenschnur ermittelt und gekauft war. Als Just wieder auf die Straße kam, waren die Knaben fort. Er suchte zunächst in aller Ruhe, wandte sich hierhin und dorthin, spähte mit seinen scharfen Augen überall umher auf dem weiten Platz, auf den verschiedene Straßen strahlenförmig mündeten — von den Kindern war nichts zu entdecken. Nun packte den Diener die Angst — er lief hin und her, forschte und fragte, fuhr schließlich mit der elektrischen Bahn nach Hause und erfuhr hier zu seinem Schrecken, daß man von dem Verbleib der Knaben nichts wisse. Just und die beiden Dienstmädchen waren ratlos und Frau König nicht daheim gewesen, sie war vor einer kleinen halben Stunde erst gekommen, hatte bei der schlimmen Kunde total den Kopf verloren, saß da und weinte. — Was nun tun ... ob man die Polizei benachrichtigen solle ...

„Natürlich! Und zwar hätte das sofort geschehen müssen!" Herr von Thévenar war blaß und erregt, er rührte kein Essen an und fuhr sofort zur Stadt zurück.

Innerhalb zweier Stunden erfuhr man, daß zwei Knaben, auf die die Beschreibung genau paßte, ein größerer dunkelhaariger, ein kleiner mit blonden Locken, auf dem Hauptbahnhof am Schalter zwei Billette nach D. gelöst hatten — das war kurz vor elf Uhr vormittags gewesen.

Und wieder um zwei Stunden später traf in der Villa Thévenar ein Telegramm ein: „Kinder gut hier angelangt — kommen morgen nachmittags vier Uhr unter sicherem Schutz zu dir zurück. Max."

Die Hand des Hausherrn, welche die Depesche hielt, zitterte stark. „Unter sicherem Schutz" — immer wieder las der Mann die Worte: „unter sicherem Schutz!" — Würde Max von Leitner die Kinder selbst heimbringen — oder — oder — würde — — Herr von Thévenar ließ sich wenig sehen an diesem Abend — auch am nächsten Tage, dem 23. Dezember.

Auf seinem Zimmer saß er, die beiden Wunschzettel seiner Kinder in der Hand: „Ich wünsche mir bloß Mutti — weiter nichts" und „Wolf will seine Mama!" — Oder er ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab und sagte mit halber Stimme vor sich hin: „Diese Jungen! — Diese Kinder!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war schon finster, als ein Wagen in scharfem Trabe bei der Villa vorfuhr. Frau König war allein zur Bahn gefahren — der Hausherr wußte ja nicht, wer der „sichere Schutz" sein würde! — Jetzt stand er in seinem Zimmer, drehte alle Flammen des elektrischen Lichtes auf — das Herz klopfte ihm so stark, daß er seinen Schlag bis in den Hals hinauf spürte. Es gingen Türen — es kamen Schritte — er hörte Stimmen — jetzt ...

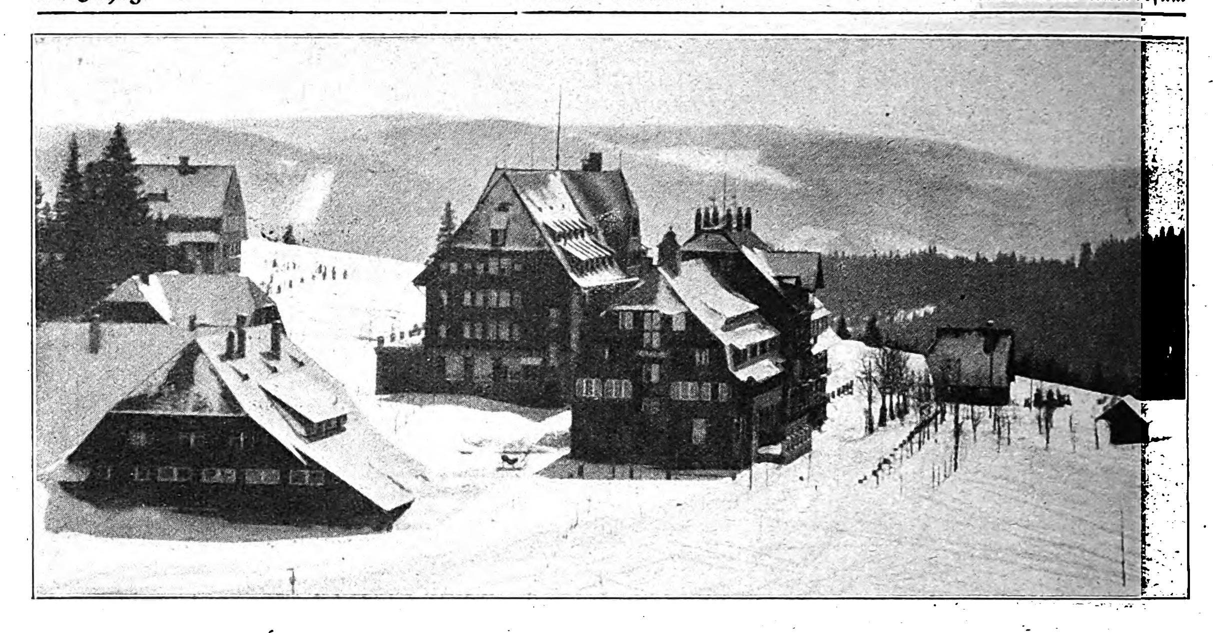
Ein zögerndes Tasten am Türgriff — langsam wich die Tür —

„Adele!" schrie der Mann auf — und noch einmal: „Adele!" und hielt seine schöne blonde Frau in den Armen und ließ sie nicht mehr los und stammelte: „Verzeih!" und „Dank!" und „Gottlob!" und beachtete nicht die kleinen Hände, die an seinem Rock zupften — bis endlich Hansjürgens Stimme ihn in die Wirklichkeit zurückrief: „Haben wir uns das nicht schön ausgedacht, Vati?" und gleich darauf Wolfdietrichs triumphierendes Stimmchen: „Jetzt — jetzt haben wir alles! Mutti — und 'n Weihnachtsbaum haben wir auch!"

Unsere Bilder und Kunstbeilagen.

Dem Wintersport neue Freunde zu werben und der Schönheit des Winters in Worten und Bildern ein Loblied zu singen, ist der Zweck dieses Heftes, zumal allen denen die Augen zu öffnen, die immer noch irrtümlich glauben, es sei nirgends schöner als hinter dem Ofen, wenn draußen die Flocken ihr Wirbelspiel treiben und zierliche Eisblumen glitzernd am Fenster erblühen. Gerade die Dichter, die sonst als Apostel des Schönen sich fühlen, sind schuld an dem Aberglauben; denn niemand als sie hat das „Bahrtuch" erfunden, das alles Lebendige deckt, wenn der Winter in Wald und Feld seinen Einzug gehalten, das entsetzliche „Leichentuch der Natur", das in Wahrheit ein prunkvoller Teppich ist, den der Winter dem Wanderer unter die Füße breitet. Gewiß: es herrscht Schweigen im Weihnachtswald, denn das Leben ist schlafen gegangen, ist fortgewandert zum sonnigen Süden. Aber die Landschaft ist deshalb nicht weniger herrlich und zauberhaft als die Landschaft im Frühling, ja, man darf kühnlich behaupten: die Stimmungskraft, die der Winter als Künstler entfaltet, ist trotz seiner wenigen Farben viel größer als die der erwachenden Lenznatur, und die Zahl der Effekte ist direkt verblüffend. Das Beste an ihm aber ist, daß man all seine Schönheit nicht suchen braucht, weil sie ganz wie von selbst dem Beschauer sich aufdrängt. Es ist nichts Versonnenes in dieser Winterkunst, nichts was sich schamhaft verbirgt und erst mühsam entdeckt werden muß. Augenfällige Schwarzweißkunst ist es, für jeden verständlich und jeden bezaubernd, Märchenkunst, wenn man will, in der zierliche Feen und bärtige Wichtelmännchen, prunkende Edelsteinschlösser und schillernde Grotten die Hauptrolle spielen. Wer die Bilder und Kunstbeilagen des vorliegenden Heftes an seinen Augen vorbeiziehen läßt — insbesondere die auf den Seiten 293 bis 299 —, der begreift die Begeisterung aller Wintersportfreunde für die verschneite Natur in den Bergen, und wenn er auch nicht gleich mit Schneeschuh und Schlitten hinausziehen kann in die Winterpracht — hinterm Ofen wird es ihn fürder nicht leiden, wenn draußen die Flocken vom Himmel wirbeln und König Winter sein Jubelfest feiert.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

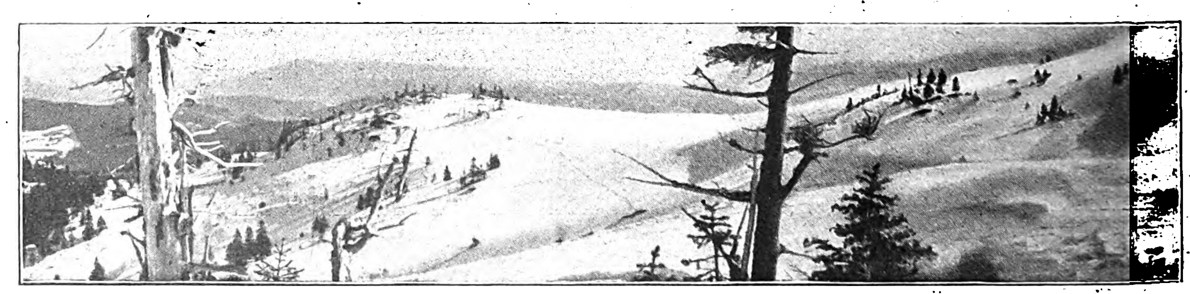


Der Feldberg und der „Feldberger Hof“.

Deutschlands erster Wintersportplatz (1500 m ü. d. M.).

Vor kaum einem Dutzend Jahren glaubten wir noch, den Zauber der Bergwelt restlos erschaut zu haben, und keiner hätte geahnt, daß in den Bergen noch ein großes unentdecktes Reich verborgen liege voll nie gesehener Schönheit. Dieses Reich war der Winter. Der Winter in den Bergen. Uralte Lesebuchweisheit ließ den garstigen Winter als den rauhen Mörder der lebendigen Natur erscheinen. Bis eines Tages der Bergwinter entdeckt wurde. Wo und von wem weiß keiner, aber Bergfahrer waren es, das ist gewiß.“ So schreibt ein bedeutender Arzt und Verehrer des Wintersports. Und mit dem Siegeszuge, mit dem sich Ski und Rodel die Herzen aller Naturfreunde eroberte, begann auch für den Feldberg eine neue Ära, dessen weites Gelände wie kein zweites in Deutschland sich in hervorragendstem Maße zur Ausübung des Wintersports eignet. Unbestritten ist denn auch der Skisport auf dem Feldberge zu einer nirgends sonst in deutschen Landen erreichten Blüte gelangt.

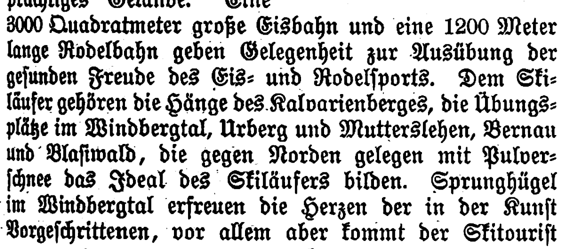
Auf dem Feldberg ist der Winter zu Hause, hier regiert er am längsten. Das mächtige Feldberggebiet bietet dem Auge prächtige Winterlandschaften, wunderbare Szenerien, so das Alpenpanorama vom bayrischen Hochgebirge bis zum Montblanc in seiner ganzen Großartigkeit. Und welch herrliche Touren nach allen Himmelsrichtungen bietet der Feldberg dem Sporttreibenden, welch schöne Waldspaziergänge dem Erholungsuchenden im Winter wie im Sommer. Zu jeder Jahreszeit zieht es zahlreiche Familien zur Höhenluftkur dort oben hinauf. Und die Unterkunfts- und Pensionsverhältnisse des Feldbergs? Da ist zunächst der reich besonnte und geschützt am Waldesrand gelegene Feldberger Hof, ein die Gastlichkeit dieses zu internationaler Bedeutung gelangten Winterplatzes in der vornehmsten Form repräsentierendes Kurhotel, mit seiner prachtvollen Aussicht, seinen langen Terrassen und urgemütlichen Restaurationsräumen, seinen vielen anderen, dem großen Verkehr und der Unterhaltung dienenden freundlichen, modernen Räumen, seinen einfach aber vornehm und ansprechend ausgestatteten 200 Fremdenzimmern, die keine Bequemlichkeit der modernsten Großstadthotels vermissen lassen, 20 Minuten vom wildromantischen Feldsee und dem Seebugg (Bismarckdenkmal) entfernt. Zu diesem weitbekannten vornehmen Hause gehören ferner, alles unter der bewährten Regie der Herren Mayer und Schladerer stehend, das Gasthaus zur Jägermatte, idyllisch mitten im Walde gelegen, 8 Minuten entfernt, sowie das Gasthaus zum Feldbergturm, an der Spitze des Feldberges, mit entzückender Rundsicht über den Schwarzwald, Rauhe Alb, Jura, Alpenkette, Vogesen und Rheintal. Der im Winter besonders starke Verkehr auf dem Feldberg gebietet denjenigen frühzeitig Quartier zu machen, die längeren Aufenthalt dort zu nehmen gedenken. Zu empfehlen ist ein längerer Aufenthalt in der Zeit von **Januar** bis **März**, denn in der Weihnachtszeit sind Zimmer dort schwer zu erhalten. Die Pensionspreise des Feldberger Hof bewegen sich in mäßigen Grenzen. Anfragen sind an den „Feldberger Hof“ zu richten, von dem auch Prospekte zu beziehen sind.



St. Blasien.

Weltberühmter Winterkurort und bekannter Wintersportplatz im Schwarzwald 800 m ü. d. M.

In einem der lieblichsten Täler des südlichen Schwarzwaldes, dem oberen Albtale, liegt, tannenumrauscht, die Perle des Schwarzwaldes — St. Blasien. In wenigen Dezennien hat sich St. Blasien zu einem großen internationalen Kurort von Weltruf entwickelt. Als solcher schon weit und breit über alle Grenzen des Reiches bekannt, nimmt es aber seit einigen Jahren auch als Winterkurort und Wintersportplatz eine hervorragende Stellung ein. In der klaren, reinen Winterluft, inmitten der herrlichen Natur, unter den Strahlen der wärmenden Sonne haben viele Tausende schon Erholung und Gesundung erfahren. Dem Wintersportfreund bietet die nähere und weitere Umgebung ein prächtiges Gelände. Eine 3000 Quadratmeter große Eisbahn und eine 1200 Meter lange Rodelbahn geben Gelegenheit zur Ausübung der gesunden Freude des Eis- und Rodelsports. Dem Skiläufer gehören die Hänge des Kalvarienberges, die Übungsplätze im Windbergtal, Urberg und Mutterslehen, Bernau und Blasiwald, die gegen Norden gelegen mit Pulverschnee das Ideal des Skiläufers bilden. Sprunghügel im Windbergtal erfreuen die Herzen der in der Kunst Vorgeschrittenen, vor allem aber kommt der Skitourist voll und ganz auf seine Rechnung. Zu den beliebtesten Touren zählen der Lehenkopf, Spieshorn, Herzogenhorn und der zirka zwei Stunden von St. Blasien entfernte Feldberg. Von diesen Bergen genießt man eine umfassende Aussicht auf die Alpen, vom Säntis bis zum Montblanc, an klaren Tagen von der Sonne hell beschienen, dehnt sich die endlose Reihe traumhaft silberner Gestalten. Wer aber nicht Sportsmann ist, dem bieten die herrlichen Schlittenfahrten in die Umgebung einen eigenartigen Genuß. Durch weiten Winterwald klingt melodisch das Schellengeläut, unter den gleitenden Kufen knirscht und singt der Schnee, Bild auf Bild eilt panoramaartig am entzückten Auge vorüber. — O Winterpracht im tiefinnersten Schwarzwald, wie schön bist du!



Schwarzwaldhäuser im Schnee aus der Umgebung von St. Blasien.

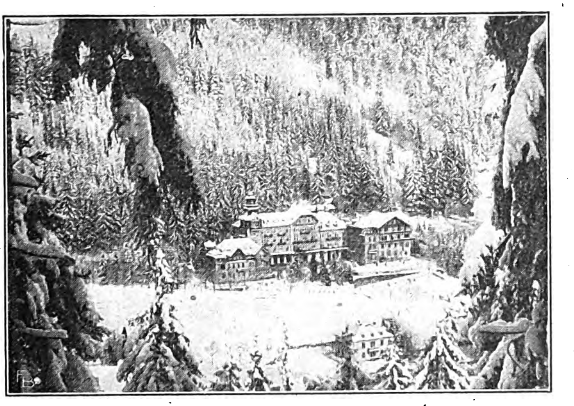
Die Unterkunftsverhältnisse in St. Blasien sind die denkbar günstigsten. Gutgeleitete Hotels, Sanatorien, Pensionen und zahlreiche Privatwohnungen bieten Gewähr für gute und preiswerte Unterkunft. Die Automobilverbindung mit der Schnellzugsstation Titisee wird auch im Winter, solange es die Schneeverhältnisse irgend gestatten, aufrechterhalten. — Prospekte versendet und jede nähere Auskunft erteilt gerne die Kurverwaltung.

Winterkuren für Lungenkranke im Sanatorium St. Blasien.

Der schönste Winterkurort im südlichen Schwarzwalde ist St. Blasien. Es ist erstaunlich, wie kräftig dort in nahezu 800 Meter Höhe die Sonne wärmt, und wie wenig man in der stillen, trockenen Luft die Kälte empfindet. Und was die Hauptsache ist: man hat dort wirklich Sonne! Meist über den Wolken thronend, erfreut man sich noch an den Licht und Wärme gewährenden Strahlen, wenn ringsumher in der Ebene längst alles im Schatten liegt; denn selbst am kürzesten Tage scheint die Sonne noch sieben Stunden lang in das nur nach Südwesten hin offene Hochtal hinein, das weder rauhe Winde noch Nebel kennt, und in dem man es wagen darf, selbst bei Lufttemperaturen unter Null Grad ohne besonders schwere Kleidung im Freien zu liegen.

Die größte Heilanstalt am Platze, das Sanatorium St. Blasien, ist während des ganzen Winters geöffnet. Das Sanatorium ist Deutschlands bekannteste Lungenheilanstalt. Bei Errichtung dieser 1900 und 1908 neuerbauten Anstalt spielte die Rücksicht auf die Hygiene die Hauptrolle. Selbstverständlich sind alle Wandflächen und Möbel abwaschbar, alle Ecken zum Zweck leichterer Reinigung abgerundet. Aber mit feinem Takt und großem Geschick ist alles vermieden, was den Bewohner daran erinnern könnte, daß er sich in einer Heilanstalt befindet.

Ganz besonders zweckmäßig und anheimelnd sind in diesem Sanatorium die Einrichtungen für die Freiluftkur. Außer der großen, völlig geschützten, sonnigen Liegehalle, die in einer Länge von 50 Meter vor der Hauptfront des riesigen Gebäudes angeordnet ist, befinden sich auch hinter der Anstalt noch mehrere Liegehallen mitten im prächtigsten Tannenhochwalde am Fuße des Bötzberges, den Viktor Scheffel so oft besang. Selbst im Winter können die Kranken hier bis in die späten Abendstunden im Freien bleiben. Plaudernd oder lesend ruhen sie im Schein zahlreicher elektrischer Kerzen auf ihren bequemen Liegestühlen und genießen die milde, erfrischende Waldluft, die ihnen sicherlich besser bekommt als alle Medikamente. Und welch eine wundervolle Aussicht man dort hat! Drüben liegen die Berge, zum Teil mit dunkelgrünen Schwarzwaldtannen bedeckt, zum Teil in die Schneedecke gehüllt, deren weiße Flächen so hell in der Sonne leuchten. Zu ihren Füßen das friedliche Städtchen mit seinen freundlichen Häusern, die sich um die gigantische Kuppel der alten Klosterkirche schmiegen, dem großartigen Denkmal einstiger mönchischer Macht.



Sanatorium St. Blasien für Lungenkranke.

Neues von den Wintersportplätzen.

„Vernünftig“ leben, das heißt jedes unserer Organe nach Gebühr und Leistungsvermögen in Anspruch nehmen, ist die ständige Mahnung der Ärzte. Unser Kulturleben bringt jedoch zumeist eine einseitige Inanspruchnahme mit sich. Kaufleute und Gelehrte sind fast ausschließlich geistig, dagegen zu wenig körperlich beschäftigt. Diesen Ständen wird daher mit Recht körperliche Ausarbeitung empfohlen. Turnen, Bewegungsspiele, Laufen, Rudern, Segeln, Reiten, Radfahren, und für solche, die sogar an der Selbstbetätigung verhindert sind, bildet bekanntlich die Massage einen gewissen Ersatz für fehlende Muskelarbeit. Alle diese Bewegungsarten, oder wie die Ärzte sie nennen: „Körperkultur“, dienen dazu, das Lebensgetriebe im normalen Gang zu erhalten. Jede sportliche Betätigung, welche den Zweck hat, die Muskeln und Glieder auf der Höhe ihres Leistungsvermögens zu erhalten, ist daher gleichfalls Körperkultur und als solche ein wichtiges Glied der naturgemäßen Gesundheitspflege. Wer jemals Wintersport betrieben hat, weiß, wie überaus wohltuend gerade die an sich harmlosen Wintervergnügungen auf den Körper wirken, wenn sie selbstverständlich mit Maß und Ziel betrieben werden. Es muß noch dahin kommen, daß jung und alt sich jeweils auf den herannahenden Winter freut, um mit jugendlicher Begeisterung dem belebenden Wintersport zu huldigen. Wie kaum ein anderer Sport bietet der Wintersport alles das, wonach der gesunde Mensch heutzutage förmlich hungert: Naturgenuß, körperliche Ausarbeitung, Gefahr und eine völlig hygienische Form der Geselligkeit.



Schierke am Brocken. Kurhaus-Rodelbahn. (Phot. Fr. Vesterling, Schierke.)

Die Natur offenbart im Winter ihre größte Schönheit, und die Lust, auf Ski, Rodel oder Eisschuh wie ein Vogel dahin zu schweben, ist höchstens mit einem Ritt auf einem feurigen Pferd zu vergleichen, übertroffen wird sie nicht. Der Winter ist darum auch heute ein bedeutender Heilfaktor geworden, dessen sich jeder moderne Arzt bedient, wenn es gilt, überreizten Nerven neue Spannkraft zu geben. Die Zeiten, in denen man sich in der warmen Stube verschloß und es der Jugend überließ, sich auf Schnee und Eisbahn zu tummeln, sind vorüber. Unsere Stubenhocker berufen sich gern darauf, daß die alten Germanen

Triberg im Schwarzwald.

Triberg steht in der vordersten Reihe der Wintersportplätze Deutschlands. Am Glanzpunkte der berühmten Schwarzwaldbahn gelegen, hat das als Sommerkurort weltbekannte Städtchen vortreffliche Schnellzugsverbindungen. Die Triberger Gasthäuser besitzen einen ausgezeichneten Ruf. Zwei Grundbedingungen: leichte Erreichbarkeit und treffliche, für den Winterbetrieb eingerichtete Unterkunftsstätten sind also gegeben. Die Höhenlage, 700 bis 1000 Meter über dem Meere, gewährleistet ausreichend Schnee und Kälte. Auf den im Kranz um den Ort gelagerten Höhenzügen breiten sich herrliche, stundenweite Skifelder aus. Eine mächtige Sprunghügelanlage lehnt am Nordhang des Hofwaldes. Durch den prachtvollen Wasserfallwald führt die schönste Schlittenbahn des Schwarzwaldes, die 1800 Meter lange Hofwaldrodelbahn von aussichtsreicher Bergeshöhe ins freundliche Städtchen hinab. Zu ihrer Seite liegt für Sportsleute und Spaziergänger ein bequemer Aufgangsweg, von dem aus das interessante Leben und Treiben auf der Bahn gefahrlos überschaut werden kann.

Um die Kuppe des Sterenbergs schlingt sich, einer geringelten Schlange gleich, die an Kurven mit riesigen Erdüberhöhungen reiche Kunstbobsleighbahn des Bobsleighklubs Schwarzwald. Dieser hat das bedeutsame Werk im verflossenen Jahre mit einem Aufwand von 15 000 Mark herstellen lassen. — Große Sport-Wettkämpfe spielen sich allwinterlich ab. Hier wird die Rodelmeisterschaft von Baden heiß umstritten, zu den Bobsleighrennen um den „Pokal von Triberg“ und den „Pokal vom Schwarzwald“ kommen Mannschaftsschlitten aus weiter Ferne. An solchen Hauptsporttagen wimmelt's im Städtlein und an den Sportplätzen von eifrigen Teilnehmern und neugierigen Zuschauern. Wer zum Vergnügen Skilaufen, Rodeln, Schlittschuhlaufen will, findet reichlich Gelegenheit. Und wer die wunderbare, sonnige, blendende Winterpracht des Scharzwaldes mit allen Vorzügen genießen möchte, der darf getrost Triberg zum Aufenthalt wählen, denn er findet dort nicht nur einen hervorragenden Wintersportplatz, sondern auch einen mit ausgezeichneten Eigenschaften beglückten Winterkurort.



Triberger Skifelder.

im Winter auf Bärenhäuten ausruhten. Wohl: aber vorher hatten sie diese Bären erlegt und in schwerer Arbeit rangen sie einem rauhen Klima ihr kärgliches Leben ab. Das machte ihre Körper stählern, das zerbrach Rom, und wir Nachkommen zehren noch heute von diesen Kräften.

Eis und Schnee! früher gleichbedeutend mit Erstarrung und Tod — in ihnen finden wir heute Leben und Gesundheit! Das Wort „Wintersport" ist zum Zauberwort für Hunderttausende geworden. Darum hinaus in des Winters Pracht, hinauf in die Berge und tiefverschneiten Wälder, hinunter von den Höhen auf den flinken Hölzern, den Weg gebahnt in der weißen Schneeflut, ob Sturm, ob Sonnenschein!

Friedrichroda. Waldeinsamkeit. (Nach Aufn. von Dr. Lotz, Friedrichroda.)

Wintersport wird heute in allen Gebirgen Mitteleuropas betrieben. Besonders lebhaft gestaltet er sich in den schneller erreichbaren deutschen Mittelgebirgen.

Die nachstehenden Zeilen sollen allen Sport- und Reiselustigen als Wegweiser dienen und ihnen ein Bild von den vielfachen wintersportlichen Veranstaltungen und Wintervergnügungen in den größeren und, besonders beliebten Winterkurorten geben, in denen man dem Wintersport eine sachgemäße Pflege angedeihen läßt und den Wintergästen gewohnterweise ein gastliches Willkommen bereitet. Soweit uns fertige Winterprogramme noch nicht haben vorgelegt werden können, verweisen wir auf die Winterprospekte der betreffenden Sportplätze und Kurorte, die diese an Interessenten gern kostenfrei versenden. Das gilt sowohl von den deutschen als ausländischen Plätzen.

Beginnen wir mit dem Herzen Deutschlands, mit

Thüringen und dem Harz:

Da ist im Harz das romantische Brockennest **Schierke** zu nennen, das seine Vorbereitungen für den Winter frühzeitig getroffen hat. Die Skikurse haben dort längst begonnen, währen den ganzen Winter, Rodel und Bob fliegen zu Tale, und die Termine für die in Sportkreisen Deutschlands und des Auslandes große Beachtung findenden Wintersportfeste sind wie folgt festgesetzt: Von Sonnabend den 11. bis Montag den 13. Januar das I., von Sonnabend den 25. bis Montag den 27. Januar das II. Sport-

Eine vornehme Stätte des Behagens im Winter.

Das Grand Hotel Kurhaus in Oberhof.

In der ernsten Pflege des Wintersports geht das von allen Großstädten Deutschlands aus schnell und leicht durch D-Züge zu erreichende Oberhof allen anderen deutschen Sportplätzen voran. Seine erhabene und doch windgeschützte Lage, hoch oben auf dem Kamme des Thüringer Waldes, 825 m ü. d. M., nahe dem sagenumwobenen Rennstieg und inmitten einer geradezu wunderbaren Natur, seine günstigen, durch seine Lage über der Nebelzone bedingten Sonnen- und beständigen Witterungs- und Schneeverhältnisse, ferner seine durch den großen Waldreichtum geschaffenen vorzüglichen klimatischen Verhältnisse bringen es allen internationalen Wintersportplätzen gegenüber in Vorzug; dies um so mehr, als es den bedeutendsten dieser Plätze in bezug auf Großzügigkeit der wintersportlichen Anlagen, wie Eislauf-, Rodel- und Bobsleighbahnen, zur Ausübung jeglicher Art Wintersports mindestens ebenbürtig geworden ist.



Das Grand Hotel Kurhaus in Oberhof.

An erhabenster Stelle dieses idyllischen Ortes, angeschmiegt an den Hochwald und rings umgeben und windgeschützt von herrlichstem eigenen Waldpark, liegt Oberhofs vornehmstes Hotel, das Grand Hotel Kurhaus. Es ist unbestritten das führende Haus am Platze und verfügt über 180 Zimmer und Salons, die keinen Komfort der modernsten Großstadthotels vermissen lassen. Langjährige Erfahrungen und Weltkenntnis haben dieser vornehmen Stätte des Behagens eine geradezu mustergültige Gestalt gegeben. Grand Hotel Kurhaus, das seit langen Jahren hohe Fürstlichkeiten und die Träger unserer Aristokratie und Hochfinanz zu seinen ständigen Wintergästen zählt, repräsentiert heute die Gastlichkeit des berühmten deutschen Winterkurortes Oberhof in der dezentesten Form, mit einem Worte: es gilt unseren vornehmsten Gesellschaftskreisen als eine beliebte Stätte wohligen Behagens und vornehmer Ruhe. Und „vornehm und behaglich, praktisch und hygienisch" war für den Besitzer immer die Losung bei Ausstattung der Gemächer. Auch in dieser Beziehung dürfte das Hotel von keinem anderen Winterkurhause übertroffen werden.

Wir möchten an dieser Stelle noch auf den von der Leitung des Grand Hotel Kurhaus Oberhof gratis erhältlichen illustrierten Prospekt, der alles Nähere enthält, aufmerksam machen und besonders die frühzeitige Anmeldung bei einem beabsichtigten Winteraufenthalt in diesem Hotel Kurhaus anempfehlen, da bekanntlich in der Hochsaison, dem Weihnachts- und Neujahrsmonat, die Frequenz dort eine sehr starke zu sein pflegt.

fest. Ein III. Winterfest, speziell Klubfest des internationalen Eishockey- und Skeletonklubs Schierke findet vom 15.—17. Februar statt. Schierke, das dem Wintersport von jeher eine energische Pflege angedeihen ließ und unübertroffene Einrichtungen dazu geschaffen hat, verdankt seinen Vorzug seitens der Ärzte und des Publikums in erster Linie seiner günstigen Lage. Inmitten meilenweiter Bergwälder eingebettet, von allen Seiten trotz seiner Höhenlage vor rauhen Ost- und Nordwinden geschützt, nach Süden hin frei und offen, so daß Sonnenlicht und Sonnenwärme, diese wichtigsten Heilfaktoren, in reichstem Maße Zutritt haben, besitzt Schierke ein außerordentlich mildes Klima, das selbst an kältesten Tagen ausgedehnten Aufenthalt in der reinen und sauerstoffreichen Luft erlaubt. Weil die Luftfeuchtigkeit hier äußerst gering ist, daher die zuverlässige Schneelage in Schierke. **St. Andreasberg**, die Wiege des Harzer Wintersports, bleibt nach wie vor die Freude der Schneeschuhläufer, ihm bleibt der Vorzug, in seiner nächsten Umgebung das beste Gelände für



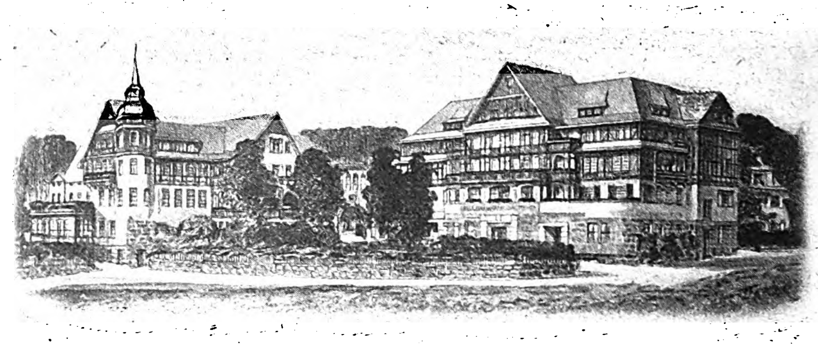
Friedrichroda. Thüringer Wald. Bobsleigh in Kurve 4.

Das Hotel Thüringer Wald.

Oberhofs bekanntestes, ältestes Gasthaus.

Das Zauberwort „Wintersport" lockt heute Tausende und Abertausende hinaus in den Wald, hinauf in die allezeit lebende Welt von Eis und Schnee. Alles was Unnatur und Krankheit im Menschen ist, muß diesem reinen Quell der Freude und des frischen Lebensgenusses weichen, neue Kräfte, neue Gesundheit werden geweckt. Oberhof! Noch vor etlichen Jahren ein wenig gekanntes kleines Bergnest, heute in der ganzen Kulturwelt bekannt. Wie ist das doch gekommen? Es sei kurz gesagt. Wahl- und planlos gingen Kranke und Erholungsbedürftige früher im Winter über die Alpen. Statt der erhofften Wärme fanden sie dort allzu häufig wechselndes Wetter ohne Schutzmittel der nordischen Heimat. Zum Frühjahr heiße erschlaffende Sonne, die sie, heimgekommen, für Erkältungen empfänglich machte. Heute hat der größte Teil der Leidenden und Kranken den Heilwert der anregenden, herzerquickenden Winterkälte der deutschen Heimat und die nervenstärkende Wirkung des Freiluftwintersports gegenüber dem erschlaffenden Wohlleben des Südens würdigen gelernt. Und der Gesunde, der im Winter reisen wollte und die Ablenkung und das Vergnügen nur im Süden zu finden glaubte, er sucht und findet es jetzt mehr und mehr in der Schönheit des Winterwaldes, in dem lustigen Treiben des Wintersports. „Dem Deutschen der deutsche Wald!" Daß einem Höhenkurorte wie Oberhof mit seiner reinsten Luft in 825 Meter Höhe, seiner wunderbaren Natur, seinen beständigen Witterungsverhältnissen und seiner zuverlässigen Schneelage, als Wintersportplatz der Vorzug gebührt, versteht sich von selbst. Man hat sich aber auch dort oben mit der Pflege des Wintersports gewaltig gerührt, hat mit schweren Geldopfern erstklassige sportliche Anlagen für jegliche Art modernsten Wintersports geschaffen, die Oberhof mit an die Spitze der bedeutendsten internationalen Wintersportplätze gestellt haben. Und die Unterkunftsverhältnisse Oberhofs? Sie haben mit jener Entwicklung tapfer gleichen Schritt gehalten und sich in den größten Verkehrszeiten der Saison ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt. Auch in dieser Richtung sind im Interesse des Fremdenpublikums große Aufwendungen gemacht worden, was durchaus anerkannt werden muß.

Eins der beliebtesten Oberhofer Hotels ist das **Hotel Thüringer Wald**, das sich durch Neu- und Erweiterungsbauten in den letzten Jahren zu einem stattlichen erstklassigen Gasthaus mit über 150 vorzüglich eingerichteten Fremdenzimmern aufgeschwungen hat. Die hoteltechnische Durchbildung dieses vielfrequentierten Hauses nach den Begriffen der Ästhetik und der Hygiene, des Komforts und der Verkehrserleichterung ist mit einem Aufgebot zahlreicher bewährter Neuerungen bewerkstelligt, so daß auch verwöhnten Ansprüchen Genüge geleistet wird. Als Beweis dafür mag dienen, daß im „Thüringer Wald" sehr hohe Gäste, z. B. Prinz Sizzo von Schwarzburg, Aufenthalt zu nehmen pflegen. Ebenso muß es um Küche und Keller dieses Hauses gut bestellt sein, wenn, wie wir hören, die im Oberhofer Schlosse weilenden hohen und höchsten Herrschaften seit Jahren die Küche des „Thüringer Wald" mit ihrer Verpflegung betrauen. Jedenfalls gehört dieses Hotel heute zu den ersten Gasthäusern vornehmen Stils des ganzen Thüringer Waldes, und ihm muß vor allem nachgerühmt werden, daß es seine Preise im Verhältnis zu dem von ihm Gebotenen in mäßigen Grenzen zu halten verstanden hat. Seine bequeme, zentrale Lage in der Nähe der Bobsleighbahnen und aller anderen sportlichen Anlagen Oberhofs kommen ihm wesentlich zustatten.

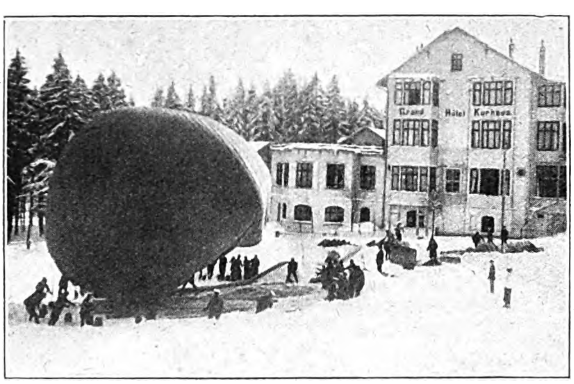


Das Hotel Thüringer Wald in Oberhof.

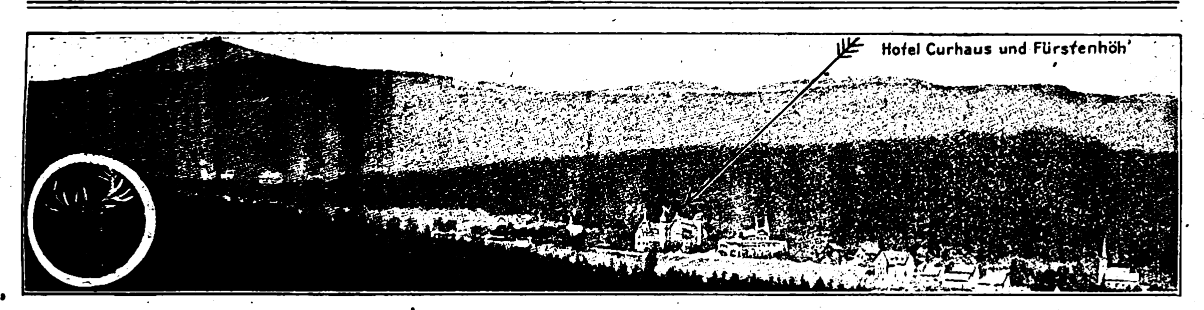
Skisport zu besitzen. Zwischen Weihnachten und Neujahr findet ein Skitouren-Kursus der Ortsgruppe „Northeimer Skihütte" statt. Vom 2.—7. Januar veranstaltet der akademische Skiklub Göttingen und die Ortsgruppe des Oberharzer Skiklubs einen Skikursus für Anfänger und Geübtere unter Leitung bekannter Skilehrer. Der staatliche Skilehrkursus wird hauptsächlich in Andreasberg abgehalten. Skiwettläufe finden Ende Januar statt. Das von Goslar aus mittels Postschlittens täglich dreimal zu erreichende **Hahnenklee** im Oberharz ist als moderner Winterkurort und -sportplatz in den letzten Jahren sehr in Aufnahme gekommen. Es hat zwei schöne bis vier Kilometer lange Rodelbahnen, prächtiges Skigelände, gutgepflegte Eisbahnen. Sportausrüstungen sind am Platze zu haben. — Der Südharz findet durch das schmucke Bergstädtchen **Bad Sachsa** in wintersportlicher Beziehung die würdigste Vertretung. Hier macht man seit Jahren mit Sachkenntnis Anstrengungen, die überaus günstigen Gelände der Umgebung dem modernen Wintersport dienstbar zu machen. Mit überraschendem Erfolge. Das I. Wintersportfest ist für 11. und 12. Januar vorgesehen. Wie im Vorjahre enthält das Programm Skilanglauf-, Sprunglauf- und Rodelkonkurrenzen. Auch ein Eisfest auf dem am Kurpark gelegenen Schmelzteich ist in Aussicht genommen.



Oberhof. Hohe Gäste vor dem „Thüringer Wald".
(Phot. Oscar Streich-Berlin.)



Oberhof. Ballonaufstieg vor dem Grand Hotel Kurhaus.
(Phot. Löhn & Streich-Berlin.)



Das Grand Hotel Kurhaus Schierke und Fürstenhöh.

Wintersportplatz Schierke am Brocken.

In der glänzenden Reihe landschaftlich reizvoller Punkte unserer deutschen Mittelgebirge, deren Gebiet sich für den Wintersport und für Erholungsbedürftige zur Winterkur vornehmlich eignet, nimmt das liebliche Schierke im Oberharz den ersten Platz ein. Dem vornehmen Harzer Höhenkurort dürfte dieser Rang nicht streitig gemacht werden können. Von den größten Harzer Bergriesen ringsum wie ein Juwel geschützt, den prächtigen Südabhang des Tals der Kalten Bode allein einnehmend, gehen alle Nord- und Nordostwinde über Schierke hinweg, während die wohltuenden Süd- und Südwestwinde ungehindert das Tal durchstreichen und die ganze Kraft der Sonnenstrahlen den Ort direkt treffen. Daher hat Schierkes Winter reichlich sonnige und nebelfreie Tage mit mäßigen Kältegraden, die Luft ist dank der vorzüglichen Höhenwaldlage gesund, rein und kräftigend.

An dem landschaftlich schönsten und aussichtsreichsten Punkte Schierkes, die Hauptfronten der Sonne zugewandt, liegen die altrenommierten vornehmen Gasthäuser: **Grand Hotel Kurhaus Schierke und Fürstenhöh.** Sie bilden für Schierke das Zentrum des Wintersports und gesellschaftlichen Lebens. In ihnen finden wir die Klubräume der internationalen Bobsleigh-, Eishockey- und Skeletonklubs. Hier befinden sich auch auf dem 29 Morgen großen Hotelgrundstück die Eis- und Skeleton- sowie die Kurhaus-Rodelbahn und in unmittelbarer Nähe die in der ganzen Sportwelt berühmt gewordene Schierker Bobsleighbahn. Hier hat der in Schierke bekanntlich zu höchster Blüte gelangte Wintersport eine allezeit energische, sachgemäße Pflege erfahren. Heute besitzt Schierke nach dem Urteil der maßgebenden sportlichen Kreise alle Grundlagen und Einrichtungen eines erstrangigen internationalen Wintersportplatzes, nachdem man auch den Eissport in großzügige Pflege genommen und diesem eine vorzüglich geeignete Fläche auf dem Grundstück des Grand Hotel Kurhaus zur Verfügung gestellt hat. So fanden bereits in voriger Saison auf dieser Eisbahn die vom Internationalen Sportklub Schierke veranstalteten internationalen Eis-Kunst- und -Schnellauf-Konkurrenzen statt, die sich nunmehr in regelmäßigen Intervallen wiederholen sollen.

Es sei im übrigen aufmerksam gemacht auf die sportlichen Mitteilungen unter „Neues von den Wintersportplätzen" des redaktionellen Teils dieser Nummer.

Im Thüringer Wald

hat **Friedrichroda** ein reiches Wintersportprogramm aufgestellt, das der Wintersportverein daselbst kostenfrei versendet. Es finden die gewohnten, sich oft wiederholenden Skiausflüge in die herrliche Umgebung statt, nicht zu vergessen die für 26. Dezember geplante gemeinsame Ski- und Schlittenfahrt nach dem großen Inselsberg. Internationale Damen-Skiwettläufe, die stets eine große Beteiligung erfahren, Reunions des Bobklubs, Eisfeste und Eishockey-Wettspiele, Bobsleigh- und Rodelrennen auf der berühmten Bobsleighbahn, Skilehrkurse, Skiwettläufe u. v. a. wechseln in bunter Reihe und legen dadurch beredtes Zeugnis ab von der Rührigkeit des dortigen Sportvereins und dessen sachgemäßer Pflege aller modernen Wintersportarten. —



Bad Finkenmühle in Thüringen.

Das hoch oben auf dem waldreichsten Thüringer Gebirgskamm, nahe dem Rennstieg, in einem Hochtalkessel reizend gelegene

Oberhof hat bereits im November sein großzügiges Programm für den heurigen Winter en masse in die Welt hinausgehen lassen und übermittelt jedem Interessenten auf Wunsch ein Gratisexemplar davon. Durch seine Höhenlage (825—900 m) vermag Oberhof den Aufenthalt in einem alpinen Höhenkurort vollständig zu ersetzen. In dem Sportprogramm ist bis 2. März 1913 fast jeder Tag besetzt. Die großen Bobsleigh- und Rodel-Rennen finden Ende Dezember, Januar und Februar, die Skiwettläufe zwischen 1.—12. Februar, das große Wintersportfest am 25., 26. und 27. Januar statt, dem ein I. Winterfest vom 11.—13. Januar vorausgeht. Besondere Skilehrkurse finden täglich von speziell dazu angestellten Fachlehrern statt. —

Ein emporstrebender, wenn auch bescheidener Winterkur- und Sportplatz ist das nahe dem Schwarzatale gelegene **Bad Finkenmühle**, dessen Wintersaison bereits Anfang Dezember begonnen hat. Dort wird vornehmlich Rodel- und Schneeschuhsport gepflegt, und die Finkenmühler Freiluftliegekuren des dortigen Erholungsheims haben viele Freunde gewonnen. —

In wintersportlicher Beziehung steht in dem lieblichen

Schwarzwald

der **Feldberg** obenan. Seine weiten aussichtsreichen Höhen, die mannigfachen Touren in die schöne Umgebung, sind die Lust aller Schneeschuhläufer. Hier finden die

---

Ein modernes Harzer Kur- und Wintersporthotel

Barenberger Hof (bisher Kurhotel Waldpark)

Villenkolonie Barenberg unmittelbar bei Schierke im Brockengebiet (Post Schierke).

Der herrlich gelegenen Villenkolonie Barenberg, die sich dicht an Schierke anschließt, ist an schönster und erhabenster Stätte des Bodetales eine neue Zierde entstanden. Trifft man auf dem Bahnhof Schierke ein, so fällt der Blick zuerst auf einen großen Prachtbau von imposanter architektonischer Schönheit inmitten der gegenüberliegenden waldbedeckten Höhe, und jeder Beschauer wird beim Anblick dieser eigenartigen, stilvollen Baulichkeiten, die sich in völliger Harmonie der sie umgebenden malerischen Landschaft anpassen, freudig überrascht sein. Wir meinen das am Südostfuße des Brokkens gelegene, erst vor etlichen Jahren neuerbaute Kurhotel Waldpark, jetzt benannt Barenberger Hof.



Barenberger Hof im Harz.

Allseitig vor rauhen Winden geschützt, bietet dieses elegante Hotel von seinen Terrassen und Fenstern aus ein unvergleichlich schönes Panorama über das Bodetal und die reizvollen Ansiedlungen von Unter- und Ober-Schierke. Langjährige Erfahrungen und Weltkenntnis haben dieser vornehmen Stätte der Erholung und des Behagens, den Geboten der Kunst und Technik, und vor allem auch der völkerbeglückenden Hygiene folgend, eine geradezu mustergültige Gestalt gegeben. Alle Bequemlichkeiten eines vornehmen, erstklassigen Großstadthotels sind hier vorhanden, und für die Pflege des Körpers sind die vollendetsten Einrichtungen geschaffen worden. Die stilgerechte Innenausstattung des Hotels erregt allenthalben Bewunderung; das eigene Heim, vom Künstler geschaffen, kann kaum vollkommener und bequemer sein.

Als Wintersporthotel wird dem Barenberger Hof von seinem vornehmen Kundenkreis eine glänzende Beurteilung zuteil. Die massive Bauart des Hauses, die mollige Wärme und anheimelnde Behaglichkeit all seiner Räume im Verein mit den sportlichen und geselligen Darbietungen haben den Barenberger Hof zum Lieblingshotel der Wintersportfreunde gemacht. — In diesem Jahre hat sich Barenberg auch eine eigene Rodelbahn — wohl die beste und technisch vollkommenste der Umgegend — zugelegt. Die Bahn liegt dicht beim Barenberger Hof und bietet so den Gästen des Hotels die größtmögliche Bequemlichkeit zur Ausübung jeglichen Schneesports. — Alles Nähere ist durch die Direktion des „Barenberger Hof“ zu erfahren.

bedeutendsten internationalen Schneeschuhwettläufe statt, und Lehrkurse für diesen Sport werden die ganze Saison hindurch abgehalten.

Der **Feldbergerhof** ist ein für den Wintersport vorzüglich eingerichtetes modernes Haus, das sämtliche Sportausrüstungsgegenstände, Schneeschuhe und Rodel käuflich und leihweise abgibt. Die Besucher des Feldbergs, die sich am Sport beteiligen wollen, haben es also bequem. — Das Winterprogramm von

Triberg, des von den Schwarzwälder Winterkurorten am meisten besuchten Winterplatzes, ist heuer wieder ein vielseitiges. In Triberg rührt man sich und zeigt allzeit frisches Leben. Das beweist allein schon die Zahl der Veranstalter der verschiedenen sportlichen Wettkämpfe. Der Triberger Wintersportverein hat für 26. Dezember bis 6. Januar 1913 zwei Skikurse für Anfänger und Erwachsene angesetzt, der Bobsleighklub Schwarzwald für 29. Dezember Eröffnungsrennen und allgemeines Rennen um den „Pokal vom Schwarzwald". Die vereinigten Ortsgruppen Furtwangen, Schönwald, Schonach, Triberg des Skiklubs Schwarzwald für 5. Januar Skiwettläufe und Sprunglauf auf dem hohen Schwarzwald und Schonach. Es folgen dann am 22., 26. Januar und 2. Februar (Fastnachtssonntag) Schülerwettläufe, bezw. kostümierter Rodelkorso, am 9. und 10. Februar Wettrodeln und Austrag der Rodlermeisterschaft von Baden, am 16. Februar das Internationale Bobsleighrennen um den „Ehrenpreis des Prinzen Wilhelm von Sachsen-Weimar" und den „Pokal vom Schwarzwald". Das ausführliche Programm versendet kostenlos der Wintersportverein Triberg.

Betreffs der meist reichhaltigen, zum Teil auch sehr interessanten Wintersportprogramme der Winterplätze Karlsruhe, Freiburg, Baden-Baden, St. Blasien, Schluchsee, Titisee, Todtmoos, Schönwald, sowie der günstigsten D-Zugverbindungen nach diesen einzelnen Plätzen verweisen wir auf die bezüglichen Bekanntmachungen des Badischen Landesverbandes für Fremdenverkehr in Karlsruhe im Anzeigenteil. — Im württembergischen Schwarzwald ist es das an landschaftlichen Reizen reiche

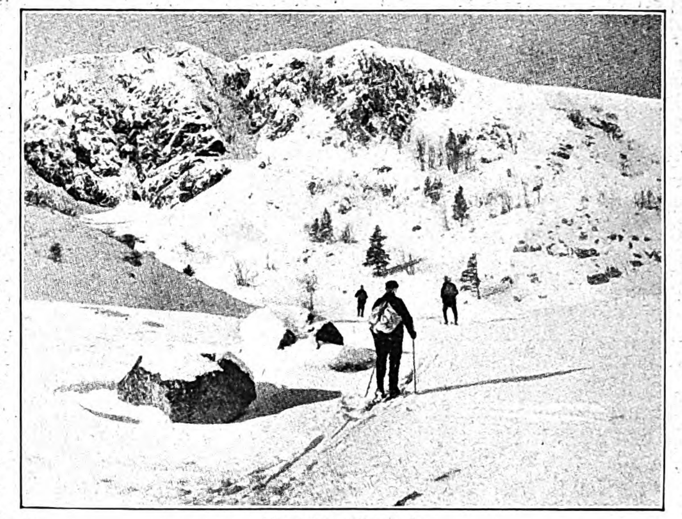
Freudenstadt, das auch im Winter einen internationalen Verkehr auf sich lenkt, weil es von Ärzten wegen seines Klimas als Winterkurort besonders empfohlen wird und in wintersportlicher Beziehung gut geeignetes Gelände in der näheren Umgebung (Kniebis usw.) bietet. Das Winterprogramm weist für 1.—7. und 15.—22. Januar große Schneeschuhkurse für Anfänger auf. Jeden Samstag und Sonntag finden Eislauffeste vor „Waldlust" statt.

Wintersport in den Vogesen.

Seit einem Jahrzehnt hat sich hier in immer größerem Maße der Wintersport, zunächst der Schneeschuh-, im letzten Jahre aber auch der Rodelsport entwickelt. Kein Gebirge außerhalb der Alpen bietet nach den Urteilen der Kenner solche landschaftliche Schönheiten, wie das Grenzgebirge zwischen dem Elsaß, Lothringen und Frankreich. Fast noch mehr als in den übrigen Jahreszeiten treten diese landschaftlichen Vorzüge der Vogesen im Winter hervor, wenn Schnee, oft bis zu 3 m Stärke, den freien Hochkamm und den Wald deckt, die Sonne warm auf

*

den Höhen scheint, während im Rheintal und in den scharf eingeschnittenen Seitentälern des Gebirges ein unendliches von oben sonnenbeglänztes Nebelmeer prangt, über dem im fernen Süden die Firnhäupter der Hochalpen, insbesondere des von den Vogesen am schönsten sich aufbauenden Berner Oberlandes in voller Klarheit den Horizont begrenzen. Dr. Lücke-München hebt in einer Fachzeitschrift die Abwechslung hervor, die aus der Vereinigung des Voralpinen- und des Mittelgebirgstypus in den Vogesen hervorgeht, welche die Freude am Sport erhöht und die Ausbildung der physischen und intellektuellen Kräfte begünstigt. Mehr als in anderen deutschen Mittelgebirgen bietet sich die Möglichkeit zu ausgedehnten Touren, auf denen man aller Genüsse der Winterwelt ohne besondere Anstrengung teilhaftig wird. Eine auf die Hochvogesen beschränkte Erscheinung, die geschlossene Kammbildung, bietet Gelegenheit, stunden-, ja tagelang in abwechselndem An- und Absteigen ohne bedeutende Höhenunterschiede dahinzugleiten, ein Umstand, der jeden, der im Skilauf nicht nur den Sport, sondern auch die Vermittlung winterlicher Schönheit sucht, veranlassen sollte, diesem Gebiete deutscher Natur sein Augenmerk zuzuwenden. Die Fahrt bietet Bilder, die an Erhabenheit ihresgleichen suchen. Wer das einmal gesehen, vergißt es nie.



Vogesen. Tanneck.

Für die Anforderung des Skisports tragen die bestehenden Wintersportvereine in umfassender Weise Sorge, namentlich durch gute Markierung der zu befahrenden Strecken. Der Schnee bietet auf dem Hauptkamme oft bis in den Mai hinein noch weite, gut fahrbare Bahnen. Prachtvoll ist auch die Beleuchtung der alpenartigen Hochlandschaften in der klaren Wintersonne, wenn Schnee oder Rauhreif Bäume und andere Gegenstände in die seltsamsten Gestalten mit kristallenem Behang umformen.

Auch der Rodelsport hat durch Anlage von sachgemäß ausgeführten Bahnen in neuerer Zeit wirksame Förderung gefunden. Besondere Wintersportzüge vermitteln den gesteigerten Bahnverkehr nach den Schneegebieten im Winter. Die

Unterkunftverhältnisse in den Hochvogesen sind durch Anlage von Gasthäusern, die auch im Winter geöffnet bleiben und zum Teil Zentralheizung besitzen, auf mehreren Höhenpunkten der Vogesen wesentlich behoben. Schneeschuhe und Rodeln sind in ihnen meist leihweise zu haben.

Für den Schlittschuhsport werden in den Städten, besonders in Straßburg, alljährlich gute Eisbahnen von Vereinen angelegt und unterhalten.

(Siehe das bezügl. Inserat „Wintersportgebiet in den Vogesen“ im Anzeigenteile.)

* * *

Der Wintersport in Österreich-Ungarn

gibt so zahlreiche Anregungen und Gelegenheiten zur Betätigung, daß es uns direkt unmöglich ist, die zum Teil sehr reichhaltigen und hochinteressanten Programme der einzelnen Sportplätze hier wiederzugeben. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Bekanntmachung im Anzeigenteil, wollen hier aber ergänzend noch die bedeutenderen sportlichen Veranstaltungen anführen, wobei wir allen Sportinteressenten die Einforderung von Programmen und Auskünften **von dem Landesverband für Fremdenverkehr in Wien-Eisenplatz 3–4** anempfehlen.

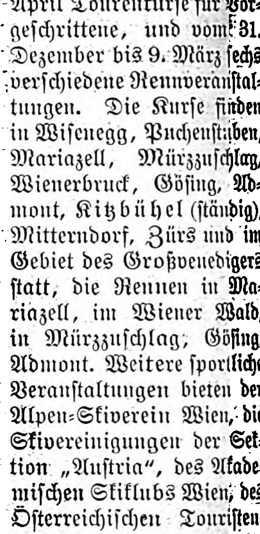

Niederösterreich. Raxalpe. (Phot. J. Linhart-Wien.)

In Wien selbst dominiert der Eissport, dem man dort eine Pflege angedeihen läßt, wie nirgends an anderen Plätzen Europas. Demselben dienen die berühmten Eislaufplätze des Wiener

Eislaufvereins, Cottage-Eislaufvereins, des Sportplatzes Engelmann, Augartens, des Arsenal-Eisklubs, ferner Pole-Nord in Hietzing, Laxenburg usw. In den im Wiener Gemeindegebiete gelegenen Wintersportplätzen Kahlenberg, Hermanns Kogel, Cobenzl, Pötzleinsdorf, Dreimarkstein, Hameau, Sophien-Alpe, Hütteldorf Hacking, findet der Ski- und Rodelsport, in Baden bei Wien der Schlittenrennsport beste Pflege.

Auf der Kunsteisbahn am Sportplatz Engelmann sind für Januar internationale Meetings im Kunstlaufen des Wiener Eislaufvereins, des Training-Eisklubs und des Wiener Akademischen Sportvereins vorgesehen, dem sich Weltmeisterschaftsmeetings anschließen.

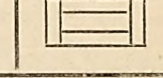
Niederösterr. Lilienfeld. (Prof. Willy Wagner, Lilienfeld.)



Skikurse des Österreich. Wintersportklubs finden statt von Weihnachten bis 27. April am Semmering, in Mürzzuschlag, Mönichkirchen, auf der Rax, im Wiener Wald, Mitterndorf. Desgleichen hat der Österreichische Skiverein vom Dezember bis 12. Februar Ski-Unterrichtskurse für Anfänger angesetzt, sowie von Weihnachten bis Mitte April Tourenkurse für Vorgeschrittene, und vom 31. Dezember bis 9. März sechs verschiedene Rennveranstaltungen. Die Kurse finden in Wisenegg, Puchenstuben, Mariazell, Mürzzuschlag, Wienerbruck, Gösing, Admont, Kitzbühel (ständig), Mitterndorf, Zürs und im Gebiet des Großvenedigers statt, die Rennen in Mariazell, im Wiener Wald, in Mürzzuschlag, Gösing, Admont. Weitere sportliche Veranstaltungen bieten der Alpen-Skiverein Wien, die Skivereinigungen der Sektion „Austria", des Akademischen Skiklubs Wien, des Österreichischen Touristenklubs und anderer Vereinigungen Wiens, die teils an den bereits genannten Winterplätzen, teils in Lilienfeld, Annaberg, Payerbach,

(Fortsetzung auf der drittnächsten Seite.)

Die besten D-Zugverbindungen nach den Wintersportplätzen im badischen Schwarzwald



Von Berlin (Leipzig, Dresden) über Frankfurt

Berlin (Anh. Bhf.)	ab	8^{00}	9^{05}	3^{35}	$8^{\underline{50}}$	$10^{\underline{15}}$
Magdeburg	„	7^{52}	9^{10}	3^{00}	$9^{\underline{45}}$	$9^{\underline{06}}$
Halle	„	9^{54}	11^{09}	5^{39}	$10^{\underline{54}}$	$12^{\underline{19}}$
Dresden	„	7^{15}	8^{00}	1^{18}	$7^{\underline{10}}$	$8^{\underline{06}}$
Leipzig	„	9^{15}	10^{25}	5^{05}	$9^{\underline{45}}$	$11^{\underline{50}}$
Erfurt	„	11^{29}	12^{44}	$7^{\underline{20}}$	.	$2^{\underline{16}}$
Frankfurt a. Main	an	3^{46}	4^{57}	$11^{\underline{40}}$	6^{10}	6^{53}
	ab	4^{10}	5^{10}	$11^{\underline{45}}$	6^{38}	7^{12}
Darmstadt	„	.	5^{40}	$12^{\underline{15}}$	7^{08}	7^{45}
Karlsruhe	an	$6^{\underline{09}}$	$7^{\underline{16}}$	$2^{\underline{11}}$	8^{58}	9^{37}
Baden-Baden	„	$6^{\underline{52}}$	$8^{\underline{04}}$	$3^{\underline{06}}$	9^{46}	10^{24}
Obertal (Hundseck)	„	$8^{\underline{38}}$	$10^{\underline{30}}$	6^{57}	11^{03}	11^{03}
Ottenhöfen (Ruhstein)	„	$8^{\underline{31}}$	$10^{\underline{18}}$	7^{22}	11^{28}	11^{28}
Triberg (Schwarzwald)	„	$8^{\underline{38}}$	$10^{\underline{17}}$	6^{42}	12^{59}	12^{59}
Freiburg (Breisgau)	„	$8^{\underline{02}}$	$9^{\underline{25}}$	$4^{\underline{37}}$	11^{19}	11^{46}
Titisee (Feldberg)	„	$11^{\underline{09}}$	$11^{\underline{09}}$	6^{22}	12^{52}	2^{19}

Von Berlin (Leipzig, Dresden) über Würzburg

Berlin (Anh. Bhf.)	ab	8^{30}	$8^{\underline{25}}$		$10^{\underline{40}}$
Halle	„	10^{41}	$10^{\underline{36}}$		.
Dresden	„	7^{15}	$7^{\underline{10}}$		$10^{\underline{45}}$
Leipzig	„	9^{35}	$9^{\underline{45}}$		$1^{\underline{10}}$
Erfurt	„	12^{26}	$12^{\underline{21}}$		-Hof-
Meiningen	„	2^{36}	$2^{\underline{17}}$		
Würzburg	an	4^{57}	$4^{\underline{24}}$		8^{52}
Heidelberg	ab	8^{30}	7^{55}	8^{11}	12^{12}
Karlsruhe	an	$9^{\underline{55}}$	8^{44}	8^{58}	12^{57}
Baden-Baden	„	$11^{\underline{33}}$	9^{31}	9^{46}	3^{15}
Obertal (Hundseck)	„	.	11^{03}	11^{03}	4^{50}
Ottenhöfen (Ruhstein)	„	.	11^{28}	11^{28}	4^{43}
Offenburg	„	$11^{\underline{52}}$	9^{54}	10^{15}	3^{57}
Triberg (Schwarzw.)	„	.	11^{10}	12^{59}	5^{42}
Freiburg (Breisgau)	„	$1^{\underline{03}}$	.	11^{19}	4^{46}
Titisee (Feldberg)	„	6^{22}	.	12^{52}	$8^{\underline{06}}$

Vom Rheinland und von Brüssel über Köln

Düsseldorf	ab	$1^{\underline{07}}$	8^{38}	10^{40}	$7^{\underline{20}}$
Brüssel	„	$6^{\underline{28}}$	.	$5^{\underline{45}}$	1^{32}
Aachen	„	$10^{\underline{45}}$	7^{31}	10^{07}	$6^{\underline{26}}$
Köln	„	$1^{\underline{51}}$	9^{32}	11^{20}	$8^{\underline{02}}$
Koblenz	„	$3^{\underline{28}}$	11^{09}	12^{51}	$9^{\underline{50}}$
Wiesbaden	„	$5^{\underline{20}}$	12^{18}	1^{53}	$10^{\underline{54}}$
Mainz	„	$5^{\underline{38}}$	12^{52}	2^{30}	$11^{\underline{25}}$
Karlsruhe	an	8^{18}	2^{52}	4^{39}	$2^{\underline{11}}$
Baden-Baden	„	9^{05}	3^{38}	5^{31}	$3^{\underline{06}}$
Obertal (Hundseck)	„	11^{03}	4^{50}	$7^{\underline{30}}$	6^{57}
Ottenhöfen (Ruhstein)	„	11^{28}	5^{10}	$7^{\underline{49}}$	7^{22}
Offenburg	„	9^{29}	3^{57}	5^{58}	3^{35}
Triberg (Schwarzw.)	„	11^{10}	5^{42}	$8^{\underline{38}}$	6^{42}
Freiburg (Breisgau)	„	10^{22}	4^{46}	$6^{\underline{59}}$	$4^{\underline{57}}$
Titisee (Feldberg)	„	12^{52}	$8^{\underline{03}}$	$11^{\underline{09}}$	6^{22}

Von Hamburg (Bremen, Hannover)

Altona	ab	7^{00}	12^{19}	$9^{\underline{06}}$
Hamburg	„	7^{18}	12^{36}	$9^{\underline{27}}$
Bremen	„	8^{07}	1^{01}	$10^{\underline{07}}$
Hannover	„	10^{24}	3^{45}	$12^{\underline{06}}$
Kassel	„	.	$7^{\underline{00}}$	.
Frankfurt a. Main	„	4^{10}	$11^{\underline{45}}$	$5^{\underline{52}}$
Darmstadt	„	.	$12^{\underline{15}}$	.
Karlsruhe	an	$6^{\underline{09}}$	$2^{\underline{11}}$	8^{18}
Baden-Baden	„	$6^{\underline{52}}$	$3^{\underline{06}}$	9^{05}
Obertal (Hundseck)	„	$8^{\underline{38}}$	6^{57}	11^{03}
Ottenhöfen (Ruhstein)	„	$10^{\underline{18}}$	7^{22}	11^{28}
Offenburg	„	$7^{\underline{21}}$	$3^{\underline{35}}$	9^{29}
Triberg (Schwarzw.)	„	$8^{\underline{38}}$	6^{42}	11^{10}
Freiburg (Breisgau)	„	$8^{\underline{02}}$	$4^{\underline{37}}$	10^{22}
Titisee (Feldberg)	„	$11^{\underline{09}}$	6^{22}	12^{52}

Von Paris über Straßburg

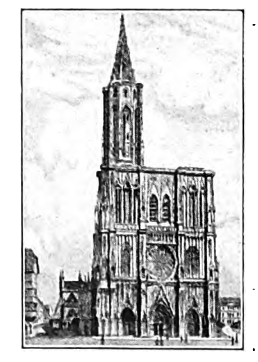
Paris	ab	5^{15}	$7^{\underline{13}}$		$9^{\underline{05}}$		$10^{\underline{15}}$	8^{00}	9^{00}
Epernay	„	.	$9^{\underline{17}}$		$10^{\underline{49}}$		$12^{\underline{22}}$	9^{39}	.
Chalons-M.	„	$7^{\underline{17}}$	$9^{\underline{46}}$		$11^{\underline{21}}$		$12^{\underline{57}}$	10^{09}	10^{59}
Nancy	„	$9^{\underline{51}}$	$12^{\underline{13}}$		$1^{\underline{56}}$		$4^{\underline{19}}$	12^{55}	1^{19}
Saarburg	„	$12^{\underline{41}}$	.		$4^{\underline{52}}$		7^{39}	3^{44}	.
Zabern	„	$1^{\underline{04}}$	.		$5^{\underline{15}}$		8^{05}	4^{07}	.
Straßburg	„	$1^{\underline{45}}$	$3^{\underline{44}}$	$3^{\underline{58}}$	$5^{\underline{56}}$	6^{23}	9^{00}	5^{22}	4^{57}
Appenweier	an	$4^{\underline{27}}$	.	$4^{\underline{27}}$	.	6^{57}	9^{23}	5^{44}	5^{44}
Ottenhöfen (Ruhstein)	„	.	.	7^{22}	.	8^{47}	11^{28}	$6^{\underline{51}}$	.
Obertal (Hundseck)	„	.	.	6^{57}	.	8^{45}	11^{03}	$7^{\underline{30}}$	$7^{\underline{30}}$
Baden-Baden	„	$2^{\underline{43}}$	$4^{\underline{42}}$	$5^{\underline{44}}$	6^{56}	8^{14}	10^{13}	$6^{\underline{23}}$	5^{55}
Offenburg	„	$4^{\underline{43}}$	4^{43}		7^{14}		9^{54}	5^{58}	5^{58}
Triberg (Schwzw.)	„	6^{42}	6^{42}		10^{01}		11^{10}	$8^{\underline{38}}$	$8^{\underline{38}}$
Freiburg (Breisgau)	„	7^{05}	7^{05}		8^{41}		11^{19}	$6^{\underline{59}}$	$6^{\underline{59}}$
Titisee (Feldberg)	„	8^{42}	8^{42}		10^{31}		12^{52}	$11^{\underline{09}}$	$11^{\underline{09}}$

Von Brüssel über Luxemburg

Brüssel	ab	$6^{\underline{35}}$	$11^{\underline{28}}$	6^{08}	7^{49}	10^{20}
Luxemburg	„	$12^{\underline{11}}$	$5^{\underline{03}}$	11^{41}	1^{28}	4^{12}
Metz	„	$1^{\underline{09}}$	6^{11}	12^{50}	2^{25}	5^{16}
Saarburg	„	$2^{\underline{29}}$	7^{39}	2^{19}	3^{44}	$6^{\underline{42}}$
Straßburg	an	$3^{\underline{29}}$	8^{44}	3^{19}	4^{41}	$7^{\underline{42}}$
	ab	$3^{\underline{58}}$	9^{00}	3^{45}	5^{22}	$8^{\underline{20}}$
Appenweier	an	$4^{\underline{27}}$	9^{23}	4^{10}	5^{44}	$8^{\underline{56}}$
Ottenh. (Ruhstein)	„	7^{22}	11^{28}	$6^{\underline{51}}$	$6^{\underline{51}}$	$10^{\underline{18}}$
Obertal (Hundseck)	„	6^{57}	11^{03}	$7^{\underline{30}}$	$7^{\underline{30}}$	$10^{\underline{30}}$
Baden-Baden	„	$4^{\underline{42}}$ / $5^{\underline{44}}$	10^{13}	5^{14}	5^{55}	$9^{\underline{51}}$
Offenburg	„	$4^{\underline{43}}$	9^{54}	4^{26}	5^{58}	$9^{\underline{24}}$
Triberg (Schw.)	„	6^{42}	11^{10}	5^{42}	$8^{\underline{38}}$	$12^{\underline{12}}$
Freiburg (Breisg.)	„	7^{05}	11^{19}	$6^{\underline{43}}$	$6^{\underline{59}}$	$10^{\underline{27}}$
Titisee (Feldbg.)	„	8^{42}	12^{52}	$11^{\underline{09}}$	$11^{\underline{09}}$	$12^{\underline{16}}$

Wintersportgebiet in den Vogesen und im Elsässischen Jura.

A. Skibahnen. Breuschtal, Donan über Noll—Großmann (Hütte des Akad. Touristenklubs Straßburg) —Hengst—Schneeberg gegen Wangenburg und Dagsburg (bis 1000 m). Hochfeld und Vorberge gegen Schirmeck—Rothau—Hohwald (1000 m). Leberthal. Markirch und Umgebung gegen den Granzkamm und Brézouard (1200 m). Münstertal. Drei-Ähren, Münster, Metzeral (500 bis 1000 m). Hochvogesen. Weißer See und Umgebung mit dem Granzkamm (Internationales Skirennen des Skiklubs „Vogesen"). Schlucht (Rennen des Skiklubs „Hochvogesen"). Granzkamm Schlucht—Hohneck—Rainkopf, weiter über Rothenbacher Kopf—Breitfirst (Hütten des Skiklubs „Vogesen", Straßburg); Metzeral—Heerenberg—Kamm; Breitfirst—Kahler Wasen (Rennen der Vosges Trotters Colmar) oder Markstein—Großer Belchen (Vosges Trotters Mülhausen). Großer Belchen gegen Gebweiler—St. Anna, St. Amarin, Lauchensee und Umgebung. Roßberg gegen Thann—St. Amarin und Wesserling. Grenzkamm Welscher Be chen—Bärenkopf-Masmünster (800—1400 m).


Straßburger Münster.

B. Rodelbahnen. Nordvogesen. Bad Niede bronn, Bitsch, Zabern und Umgebung (300—400 m Bei Schirmeck—Rothau: Rodelbahnen bis 860 Höhe des Rodelklubs Straßburg. Südvogese Markirch, große Rodelbahn des Rodelklubs Markir Münster, Drei-Ähren, am Weißen See und St. Anna. Im Elsässischen Jura bei Altkirch (Klost wald) und Pfirt. — **Eisenbahnverbindungen:** V Württemberg, Baden über Appenweier, Straßbu Ferner über Höllental, Freiburg, Colmar. V Frankfurt a. M. und Norddeutschland über Man heim, Lauterburg oder Weißenburg, Straßburg. V der Rheinprovinz und Pfalz über Ludwigshafen, Le terburg, Weißenburg, Saarbrücken, Straßburg. V Metz und Lothringen über Saarburg, Alberschwei oder Straßburg.

Josefsberg—Wienerbruck, Wölzer Tauern, am Dachstein, Hallerhaus am Weichsel, Aspang, Kaumberg, Schnabelberg, Spitz a. d. Donau, am Hackenberg usw. abgehalten werden. Auch für Schlittensport und Gleitflug hat der rührige Österreichische Wintersportklub vom 29. Dezember bis 2. März dreizehn verschiedene Rodel-, Bobsleigh- und Boby-Skeleton-Rennen zum Teil internationalen Charakters, um Ehren- und hohe Wanderpreise, ferner Ski-Gymkhanas, Gleitflugkonkurrenzen usw. am Semmering anberaumt. Rodelrennen sind im Januar



Kärnten (Oesterreich). Wörthersee. Spiegeleis.

und Februar auch vom Anninger Rodelverein in Mödling, vom Sportklub Cobenzl, Sportverein Payerbach, von der Ortsgruppe Berndorf des Österreichischen Gebirgsvereins in Kaumberg und dem Wintersportausschuß der Sektion Waidhofen a. d. Ybbs des Deutsch-Österreichischen Alpen-Vereins vom Sonntagsberge festgesetzt.

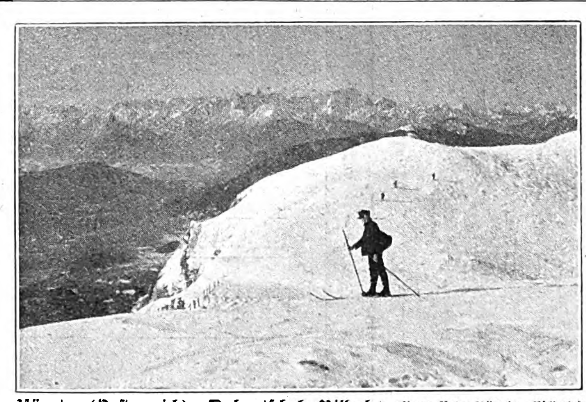
Das große Wiener Wintersportfest findet am 12. Februar im Sophiensaale statt. Sonst sind an Wintersportunternehmungen zu verzeichnen die des Wiener Parkklubs, des Wintersportklubs Klosterneuburg, der Ver-

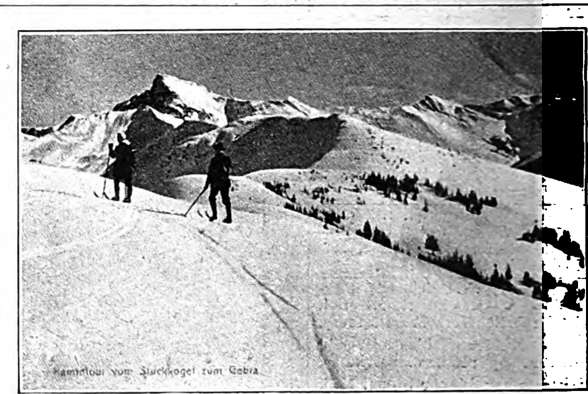
schönerungsvereine Purkersdorf, Pfalzau — Preßbaum, Perchtoldsdorf, der Kurkommissionen Baden bei Wien, Vöslau und Reichenau. Weiter sei bezüglich des bereits genannten Tiroler Wintersportplatzes Kitzbühel bemerkt, daß die dortigen Skikurse sich auf den Unterricht in allen Fahrarten für alpines Gelände und Bergskitouren erstrecken, und daß dort in diesem Winter drei internationale Bobsleighrennen, zwei große Schlittenrennen und mehrere Skiwettläufe, Skispringen, Rodelrennen und Eislaufmeetings abgehalten werden. Auch Kufstein hat ein reiches Sportprogramm aufgestellt, das vom städtischen Verkehrsbureau oder Wintersportklub daselbst erhältlich ist.


(Oesterreich). Steiermark. Aufstieg zur Gemeindealpe. (Phot. J. Kuß, Mariazell.)

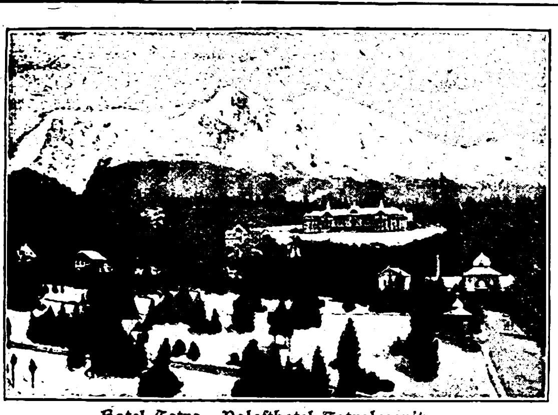
In **Kärnten** ist die Landeshauptstadt Klagenfurt der unbestrittene Vorort für den Eislaufsport. Ebenso ist der Skisport in Villach zu einer nirgends sonst im Lande erreichten Blüte gelangt. Klagenfurt und Villach haben hervorragend günstige Skiübungsplätze mit Sprungschanzen, Villach hat kleinere und größere Seen, auf denen der Eissport blüht, wenn auch anderseits die unvergleichlichen Reize der „Kärntner Nocken“ (durchweg prächtige leicht zu ersteigende Aussichtsberge mit idealen Abfahrten), den Eislauf mehr und mehr zurückzudrängen drohen.

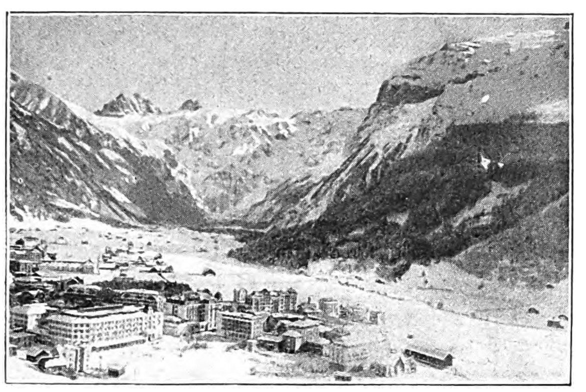
Klagenfurt ist stolz auf seinen Wörthersee, der ihm die zu internationaler Bedeutung gelangte Rieseneisbahn beschert, die mitten in der Stadt beginnt und bis Velden nicht weniger als 22 Kilometer lang ist. Der Eissport ist daher in


Kärnten (Oesterreich). Dobratsch b. Villach. (Phot. Peter Rüff jr., Villach.)


Kitzbühel (Tirol). Kammtour Stuckkogel. (Phot. Verlag Jos. Herold, Kitzbühel.)

Klagenfurt vorherrschend. Rodeln und Eisschießen wird im ganzen Lande betrieben. Hauptplatz für den Rodelsport ist Unterbergen in den Karawanken unweit Klagenfurt (Bahnstation), seine 15 Kilometer lange prächtige Rodelbahn hat 900 m Gefälle und ist die besuchteste der Saison.


Hotel Tatra. Palasthotel Tatralomnitz.


Zentralschweiz. Das Engelberger Tal.

In Vorarlberg auf dem beliebten „Bödele" (bekanntlich das größte Skigebiet der Bodenseegegend) sind auch in diesem Winter ständige Skikurse eingerichtet.

In Ungarns Hoher Tatra steht von den Winterkurorten und -sportplätzen Tatralomnitz mit seinem wunderbar gelegenen Palace-Hotel obenan. Dort wird jede Art Wintersport betrieben. Die internationalen Bobsleigh- und Schlittenrennen finden im Februar statt.

Der Wintersport in der Schweiz.

Europas erstes und abwechslungsreichstes Wintersportgebiet ist unbestritten Graubünden.

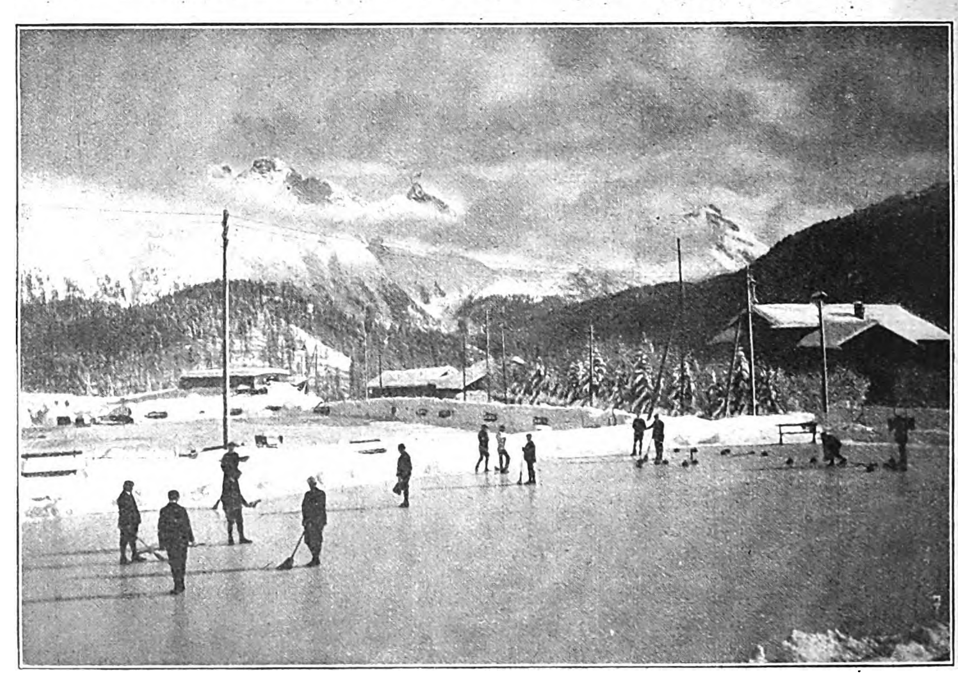
Zuverlässig vier Monate hält in diesem wunderbaren Gebirge ein sonniger Winter Rast. Reinste Luft, wie sie zur Stärkung der Nerven nirgends besser zu finden ist und die nie durch schädliche Nebel getrübt wird, tadellose Schneeverhältnisse, und für jede erdenkliche Wintersportart bestgeeignete Gelände in Höhen von 900—1900 m, allen Wintersportplätzen der Welt als Muster dienende Sporteinrichtungen und zahlreiche, den höchsten Anforderungen der Hygiene und des Komforts entsprechende Kurhotels vornehmsten Stils haben Graubünden den verdienten Weltruf verschafft. Namen wie St. Moritz, Davos, Pontresina, Arosa, Maloja, Flims, Bergün, Silvaplana haben einen vorzüglichen Klang, ihrem Höhenklima verdanken unzählige Menschenkinder ihre Genesung.

Die Wintersportsaison dauert in den genannten Orten von Anfang Dezember bis Ende März. Auf die vielen ins Auge gefaßten wintersportlichen Veranstaltungen der einzelnen Plätze können wir des großen Umfanges wegen nicht eingehen, weshalb wir hier nur die wichtigsten Programmpunkte, die den

alpinen Sportfreund besonders interessieren, anführen können, dabei auf die ausführlichen Programme hinweisend, die sowohl direkt von den Verkehrsbureaus der einzelnen Sportplätze als **von dem offiziellen Verkehrsbureau in Chur** gratis erhältlich sind.

St. Moritz hat bereits mit der Öffnung des großen Kurvereins-Eisrinks begonnen. Der Dezember bringt ferner Wettfahrten auf dem Village-Run mit Skeletons, amerikanischen sowie Schweizer Schlitten; ferner das I. Hauptrennen des Westend-Bobsleigh-Runs. Öffnung der berühmten Eisschlittel-Bahn Cresta Run, Sprungkonkurrenzen auf der Julierschanze, Skikurse u. v. a. Der Januar u. a. Große Gymkhana-Eisfeste, Eiskarneval, Bandy-, Curling-Wettkämpfe, Skeleton-, Ski-, Rodel-Wettfahrten; Gymkhana-, Preiskostüm-Rennen; Eröffnung der Cresta-Bobbahn. Gemäldeausstellung. Große Amateur- und Berufsphotographen-Preiskonkurrenz, Tailing parties. Februar: Die großen Pferderennen, Kunsteislauf-Konkurrenzen, große Skirennen, Bobsleigh-Derby, Skijöring usw. — fast jeder Tag ist besetzt. März: Cresta-Run. Preiswettfahren. Lawn-Tennis. Tontauben- usw. Schießen. In **Davos** ist die Eröffnung der großen und andern Eisbahnen ebenfalls bereits erfolgt. Dezember: I. Große Skisprungkonkurrenz. Januar: Guthrie-Cup für Herren und Damen. Skeletonrennen. Klub-Handikap-Rennen für Bobs. Großes internationales Eiswettlaufen. Internationaler Viersitzer-Bobrennen-Wanderpreis „Kaiser Wilhelm II. Becher". Februar: II. Große Ski-Sprungkonkurrenz; Bobrennen um verschiedene namhafte Wanderpreise. März: Allgemeines Skiwettrennen, Bob- und Schlittenrennen. Tontaubenschießen des Gunklubs ständig bis März. **Pontresina:** Dezember: Schlittschuhsport auf sämtlichen Eisplätzen. Schlittelsport, Skikurse und Skitouren. Weihnachten Eröffnung der großen Bobsleighbahn „Punt Ota". Januar: Eröffnung des neuen Curlingplatzes. Eislauf-Konkurrenzen, Tailingpartien, Skijöring, Bobsleighrennen, Curling- und Hockeyspiele. Februar: Mond-

St. Moritz, Bobsleighbahn.



scheinschlittenfahrten, Eis-Gymkhana, Wettschlitteln, Eiskarneval usw. **März:** Hockeywettspiel, II. Curlingmatch, Skitouren, Schlittschuhkonkurrenzen. Winterpromenaden. **Arosa:** Ski- und Schlittelsport, Eissport. Dezember: Eröffnung der Bobbahnen. Einweihung der neuen Ferdinands-Skihütte am Brüggerhorn durch den Skiklub Arosa. Januar: Schlittelklub Plessur: Internationales Becherrennen (für Gäste), mehrere Bobrennen. Eiskunstlaufen. Februar: Ski-Chilbi, Sprungkonkurrenzen. Bobrennen, Schlittel-Gymkhanaspiele. März: Skitouren. Tontaubenschießen usw.

Von den Winterplätzen des Berner Oberlandes und der Zentralschweiz leuchtet das schöne

Engelberger Tal hervor, das in bezug auf malerische landschaftliche Reize keinem andern Schweizer Kurort nachsteht. Der von einem ausschließlich vornehmen internationalen Publikum als Winteraufenthalt bevorzugte schmucke Kurort hat hervorragende wintersportliche Einrichtungen, und alle modernen Wintersportarten sind dort vertreten. Das offizielle Verkehrsbureau Engelberg gibt alles Nähere kund. —

Hotel Pontresina, das landschaftlich am schönsten gelegene, vornehme Kur- und Sporthotel Pontresinas, hält den ganzen Winter hindurch offen und ist dementsprechend vorzüglich eingerichtet. In ihm finden auch diejenigen Wintergäste, die sich nicht besonders am Sport beteiligen wollen, ein prächtiges, gemütliches Heim. Das Hotel versendet Prospekte. —

Eine Neuerung im Eisenbahnverkehr nach Graubünden und dem Engadin. Dem von Lindau nach St. Moritz, Davos, Pontresina usw. reisenden Publikum ist in diesem Winter eine neue, sehr schöne Morgenverbindung durch die Eisenbahnbehörde geschaffen worden, durch die es den Reisenden ermöglicht wird, die ganze herrliche Fahrt speziell auf der Albulabahn bei Tag zu machen. Die Verbindung gestaltet sich wie folgt: Lindau ab morgens 8.05 Uhr via Rorschach, Chur, Ankunft in St. Moritz nachmittags 3.35 Uhr. —

Aus dem Schwarzwald. Die Überzeugung, daß ein Winteraufenthalt im deutschen Mittelgebirge für den heilbaren Lungenkranken vorzügliche Erfolge hat, hat in den letzten Jahren im Ärzte- und Laienpublikum immer mehr zugenommen. Unter den deutschen Winterkurorten nimmt **St. Blasien** im südlichen Schwarzwalde, sowohl was klimatische Vorzüge als landschaftliche Schönheit anbelangt, einen hervorragenden Platz ein. Das dortige 800 m hoch gelegene Sanatorium für Lungenkranke ist, wie wir hören, auch zurzeit sehr stark besucht. Das Vestibül und die Gesellschaftsräume des Sanatoriums sind nach modern hygienischen Prinzipien völlig neu eingerichtet und machen einen anheimelnden, gemütlichen Eindruck. Die bekannten Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München haben hier Mustergültiges geschaffen. Die Ausführung geschah nach den Entwürfen des Münchener Kunstmalers Otto Blümel. Strengste Hygiene und moderne Innendekoration sind bei der Einrichtung dieser Räume in vorbildlicher Weise vereinigt. —

Schweiz **WINTER** Schweiz

IN

GRAUBÜNDEN

GRAUBÜNDEN ist das **bedeutendste** und **abwechslungsreichste Wintersportgebiet** der **Schweiz** und vereinigt als solches die Vorzüge eines sonnigen Winterklimas, tadelloser Schnee-Verhältnisse und erstklassiger Sport-Einrichtungen. Die **WINTER-SAISON** dauert von Anfang Dezember bis Ende März. Zahlreiche **SPORT-FESTE,** als Wettschlitteln, Skirennen und Springkonkurrenzen, internationale Eiswettlaufen, Pferderennen auf dem Eise etc.



WINTER-KUREN.

RHÄTISCHE BAHN. Direkte Verbindungen mit den Hauptstädten des Kontinents. Engadin-Expreß Paris- u. Calais-Chur-Engadin. In Landquart Anschluß nach Davos. Direkte Verbindungslinie Davos-Engadin über Filisur. Elektr. **Berninabahn** St. Moritz-Pontresina-Berninapaß-Tirano

Auskunft und Broschüre **‚Winter in Graubünden'** kostenlos durch das **Offizielle Verkehrsbureau für Graubünden in Chur.**

AROSA **Höhenkurort** 1800 Meter über Meer **Prächtige Skifelder** **Sämtliche Wintersporte.** 50 Hotels, Sanatorien, Pensionen Privatvillen. — 1500 Fremdenbetten.
Auskunft u. Prospekte d. d. Kurverwaltung.

DAVOS SPORTPLATZ I. RANGES :::: Man verlange PROSPEKTS beim Verkehrsverein Davos.

PONTRESINA 1830 m über Meer. Ausgangspunkt ins Bernina-Massiv. Sämtliche Arten von **Wintersport.**
Kur- und Sportplatz I. Ranges (Sommer und Winter)
Broschüren und Auskunft gratis durch das VERKEHRSBUREAU.

MALOJA PALACE HOTEL 400 Zimm. u. Salons, – 60 Privatbäder. – Modernst. Komf. Eislaufplätze. Rodel- u. Bobsleighbahnen. Denkbar günstigstes Skiterrain. Direktion: **H. Schlangenhauff.**

ST. MORITZ PROSPEKTE durch das Bureau des Kur- u. Verkehrsvereins.

BERGÜN Hotel Kurhaus I. Ranges. Zentralheizung. Mäßige Preise. Beste Übergangsstation zum Engadin. Nähe von St. Moritz und Davos. Ski- u. Eissport. Berühmte Bob- und Schlittelbahn Preda-Bergün.

FLIMS-Waldhaus Dorf Fidaz **FLIMS** Herrlicher Winteraufenthalt. Skisport etc. Auskunft durch den – Winterkurverein. –

SILVAPLANA 1/2 Stunde von **ST. MORITZ.** = Schönste, sonnigste Lage. = Bequeme Wintersportgelegenheit. Prospekte durch den Kurverein.

Rätsel und Aufgaben.

Weihnachts-Bilderrätsel.



Gleichklangrätsel.

er Wetterdienst mich prophezeite,
id es traf ein: zur heil'gen Nacht
endlich einmal tüchtig schneite;
un lag die Welt in lichter Pracht.

cht säumt der Frost, sich einzustellen,
itgrimmem Hauch schlug er in Bann,
' man's gedacht, des Flusses Wellen.
itzchen zieht seine Schlittschuh an.

Die neuen, die vor wenig Tagen
Manchem beschert, in mich gehüllt:
War das ein Jubel, nicht zu sagen,
Als so sein liebster Wunsch erfüllt.

Doch war nur kurz das Eisvergnügen,
Heut wurde ich dem armen Kind
Verordnet, das zu Bett muß liegen,
Erkältet von dem rauhen Wind.

Geographisches Umstellrätsel.

a	a	a	b	b	k	l	m	n	t	w
a	a	a	a	e	e	h	h	i	n	u
b	c	i	i	m	n	n	r	r	x	y

Die Buchstaben in den wagerechten Reihen sind so zu ordnen, daß die senkrechten Reihen folgende geographische Eigennamen ergeben: 1. türkisches Wilajet, 2. Schweizer Badeort, 3. asiatische Ruinenstadt, 4. Nebenfluß des Rheins, 5. Nebenfluß der Donau, 6. persische Stadt, 7. französische Stadt, 8. chinesische Stadt, 9. schottischen Fluß, 10. französische Stadt, 11. Nebenfluß der Rhone. Die Buchstaben in den stark umrahmten Feldern nennen ein Fest. C.

Dreisilbige Scharade.

Ein leis Geflüster hört' ich einst im Traum;
Ich lauschte, daß kein Wörtchen mir entginge,
Und da vernahm ich sonderbare Dinge,
Ich traute meinen eignen Ohren kaum.

Mein eigner 1 2 führte da Beschwerde:
„Ich armer Tropf! wie bin ich zu beklagen!
Tagtäglich muß ich meinen Herren tragen
Und krieche dabei sklavisch auf der Erde.

Erschein' ich morgens vor des Herren Tür'
In einem nicht ganz einwandfreien Kleide,
Gleich heißt es: ‚Fort mit dir!' Und dabei leide
Ich ohne Schuld, denn ich kann nichts dafür.

Und abends nach des Tages Müh' und Plage
Greift mich der 1 2 3 mit scharfem Zahn.
Als 3 durchlauf' ich meine Lebensbahn;
Was Wunder also, wenn ich mich beklage!"

Doch als der neue Tag nun angebrochen,
Und ich begann, mich eiligst anzukleiden,
Da stand der 1 2 dort, still und bescheiden,
Als hätt' er nie ein Sterbenswort gesprochen.

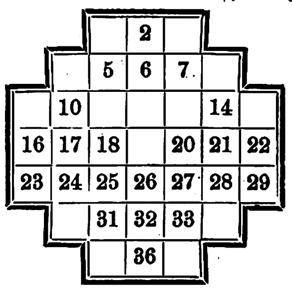
Visitenkartenrätsel.

Gerwin Roland v. Sorrek
Tsingtau

Was ist der Mann?

Rätsel und Aufgaben.

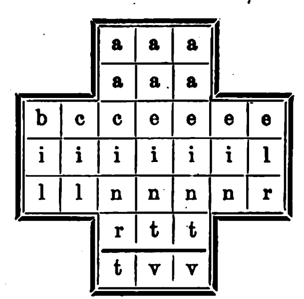
Aufgabe zum Einsiedlerspiel.



Auf einem Spielbrett von der angegebenen Form stelle man 23 Steine auf die durch Zahlen angedeuteten Felder und schlage 22 davon in 9 Zügen, so daß Stein 17, der erst im letzten Zuge benutzt werden darf, 9 Steine schlägt und auf Feld 19 Einsiedler wird. Es wird nur in senkrechter und wagerechter Richtung geschlagen, wenn das Feld hinter dem Nachbarstein leer ist; es dürfen mehrere Steine in einem Zuge geschlagen werden. So darf Stein 29 die Steine 22, 14, 7, 2, 5, 10 schlagen. C.

Logogriph.

Mit einem Ort verbunden,
In Frankreich wird's gefunden.
Mit einem Ast daran
Gehört es Irland an. R. A.-R.



Kreuzrätsel.

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß die senkrechten sowie die wagerechten Reihen drei Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. den Namen eines Dampfers, 2. ein Land in Asien, 3. ein ausländisches Gewürz.

Scherzrätsel.

Das Weib kann es nicht lassen,
Doch fehlt's dem Mägdelein;
Nicht Männer können's fassen,
Doch Buben, groß und klein.

Getragen von der Liebe,
Dient's nicht der Heuchelei,
Es mangelt nicht dem Diebe,
Jedoch der Polizei. P. S.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 1

Bilderrätsel: Setzt man statt der Striche auf dem Steine imm einen Buchstaben des Schildes, so ergibt sich als Text: Nur der Wechsel beständig.

Homonym: Strauß. — Scharade: Panama.

Pikettaufgabe:
K: eK, eO, gD, gO, rD, rK, rO, sD, sK, sO, s10, s7.
K sagt an: 1. 5 Blatt (mit 48 Augen) . . . = 5
2. zweimal Terz major . . . . . = 6
3. 14 Ober, 3 Däuser, 3 Könige = 20
91

Hätte V e8 statt e7, dann steht der Rommel; V sagt eine Quart u eine Terz an = 7 und K meldet nur 14 Ober, 3 Däuser und 3 Könige = 2

Rätsel: Der Schmetterling (Spinner).

Geographische Gleichung: a Abensberg, b Bensberg, c Dribu d Burg, e Nogent, f Gent, g Peitz, h Itz, i Lahr, k Ahr; x Adri nopel.

Rösselsprung:

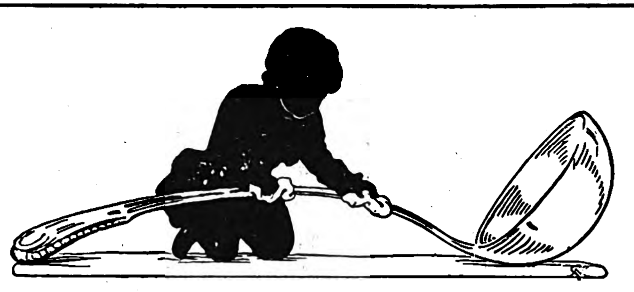
Es duftet so süß vom Lindenbaum,
Und rings das blühende Feld;
Das regt sich leise und atmet kaum
Und ferne verzittert die Welt.

Das leise Atmen, das Duften so
In dieser Sommerruh',
Das hat eine wundersame Macht
Es drückt uns die Wimpern zu.

Albert Geiger, Heimliche Gewal

Logogriph: Anagramm — Anna, Gramm.

Wer die führenden, dem Humor und der Satire gewidmeten Blätter Deutschlands aufmerksam verfolgt und dieselben mit ähnlichen Publikationen des Auslandes vergleicht, wird mit patriotischer Befriedigung erkennen, daß unsere Nation auch auf diesem Gebiete von keiner anderen übertroffen wird. Ein allgemein anerkannter Beleg hierfür sind die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gegründeten und heute noch in ursprünglicher Frische erscheinenden „Münchner Fliegenden Blätter“. Durch und durch deutsch, hat dieses älteste humoristische Blatt Deutschlands die Quelle seines nie versiegenden Humors im Volke selbst; wo Deutsche wohnen, finden sich Mitarbeiter der „Fliegenden“; überall, auch in den entlegensten Gegenden des Auslandes sind sie verbreitet und beliebt. Frei von jeder zweifelhaften Tendenz, pflegen sie nur den gemütvollen Humor, und neben diesem klingen uns auch ernste Weisen entgegen. Die allbekannten Künstler der „Fliegenden Blätter“: W. Caspari, Th. Grätz, Prof. Ad. Hengeler, E. Kirchner, Prof. C. v. Marr, Prof. A. Oberländer, E. Reinicke, Prof. R. Reinicke, A. Rößeler, H. Schlittgen, Prof. F. Simm, Prof. Herm. Vogel und wie sie alle heißen, sind die würdigen Nachfolger all der deutschen Meister, die seit der Begründung des Blattes ihren Stift in den Dienst desselben gestellt haben. Wer in unserer nervenaufreibenden, hastenden Zeit herzlich lachen, sowie heitere und ernste Kunst genießen will, der sollte nicht versäumen, den „Fliegenden Blättern“ einen Platz am häuslichen Herde einzuräumen. Die Verlagshandlung Braun & Schneider, München, die unserem heutigen Hefte einen Prospekt über die „Münchener Fliegenden Blätter“ beifügen ließ, stellt zum neuen Abonnement Probenummern gerne gratis zur Verfügung.









Höflichst bitten
wir Sie, sich bei Aufträgen an die inserierenden Firmen auf das „Universum“ zu beziehen.



Illustrierter Humor.



Wie sich die Dackel des Försters Grünrock zu helfen wußten, als ihre Beine zu erfrieren drohten.

Wir dürfen
Sie wohl bitten, sich bei den Bestellungen, die Sie den inserierenden Firmen auftragen, auf das „Universum" zu beziehen.

Nachrichten vom Büchertisch.

Jugendbücher. Das im Verlag von Stephan Geibel in Altenburg erschienene Buch „Wider die Fremdherrschaft" von Professor Dr. J. W. Otto Richter (Preis geh. 3 Mark, geb. 3,60 Mark) gibt ein interessantes Bild der Zeiten und Kämpfe von 1813, der führenden Männer jener großen Zeit und der nationalen Erhebung. — Die Erlebnisse eines jungen Deutschen während seiner Fahrten in der Inselwelt Ozeaniens erzählt Otto Altmann in seinem Buche „Unter Segelpyramiden und Tropensonne". (Stephan Geibels Verlag, Altenburg. Preis geh. 3,40 Mark, geb. 4 Mark.) Zahlreiche Bilder geben einen Begriff von der Schönheit jener Länder und erhöhen das Interesse an dem spannenden Buche. — Die Bekanntschaft mit zwei alten „Seebären", die die Weltmeere bereist haben und doch dabei den Humor nicht verloren, ermittelt das Buch „Salzwasserrauschen" von C. F. Sperling (Stephan Geibel in Altenburg. Preis geh. 2,40 Mark, geb. 3 Mark.) Seemanns Leid und Freud, Dichtung und Wahrheit ist es, was da in bunter Reihe spannend geschildert wird.

Entwicklungsgeschichte der Stilarten. Ein Handbuch von B. Haendcke. Mit 12 farbigen Einschaltbildern und 348 Textabbildungen. (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. Preis geh. 12,50 Mk., geb. 15 Mark.) Das Haendckesche Werk will als entwicklungsgeschichtliche Darstellung der Stilarten neben die vorhandenen Kunstgeschichten treten, die mehr oder weniger ausführlich den Bestand an wichtigen Denkmälern beschreibend vorführen; es will eine Analyse der Kunstformen der einzelnen Zeitalter im Zusammenhange der ganzen, weitverzweigten Kunstbetätigung und im Flusse des Werdens und der Übergänge geben, so daß umfassende Bilder der einzelnen Stile und letzten Endes ein geschlossenes Bild der Gesamtentwicklung der abendländischen Kunst entsteht. Der Verfasser, der bekannte Königsberger Kunsthistoriker, hat diese schwierige Aufgabe aufs beste gelöst. Er stellt die Architektur, in der sich die Stilentwicklung am klarsten spiegelt, in den Mittelpunkt seiner Darstellung und läßt von hier aus die Betrachtung der übrigen Künste bis in ihre letzten Ausläufer in Hausrat und Mode ausstrahlen. Seine Art zu charakterisieren, ist ungemein anschaulich und treffsicher, und wie es die Weitschichtigkeit des Gegenstandes nahelegte, läßt er in seiner Darstellung an vielen Stellen Spezialforscher zu Worte kommen, auf deren Arbeiten in einer Literaturzusammenstellung am Schlusse des Bandes im einzelnen hingewiesen wird. Der Leser ist somit in der Lage, wenn er sich über ein Gebiet eingehender zu unterrichten wünscht, als es ein sechshundertseitiges Buch zu leisten vermag, in die Fachliteratur zur Weiterarbeit einzutreten. Daß das Werk illustrativ reich ausgestattet ist, bedarf bei den bekannten Verdiensten des Verlages in dieser Richtung kaum hervorgehoben zu werden.

Herr Henning oder Die Tönniesfresser von Hildesheim. Geschichtliche Erzählung von Gustav Falke, Bilder von Benno Eggert. (Alfred Hahns Verlag in Leipzig. Preis geb. 3 Mark.) Die sehr gut geschriebene Erzählung versetzt den Leser zur Zeit des Mittelalters nach Hildesheim mit seinen berühmten Fachwerkbauten, seinen Wällen und Toren, den hohen Giebeln und Dächern, den kunstvollen Kirchen und seinem weitbekannten Rosenstock an der Außenseite des Domes; wir blicken hinein in die engen Gassen, wo frei umherlaufende Schweine große Löcher wühlen und die Bürger bei Regenwetter im Schmutz stecken bleiben; wir nehmen Anteil an dem Leben und Treiben der städtischen Bewohner, ihren eigentümlichen Sitten und Gebräuchen, an den Sorgen der hohen städtischen Obrigkeit, an den Zänkereien und gewohnten Fehden. In der Pfarrkirche zu St. Lamberti steht der Altar des heiligen Antonius. Jedes Jahr sind von der Stadt zwei Schweine aufzuziehen und gut zu mästen, damit der Erlös für die Borstentiere, die das Volk Tönniesschweine (Antoniusschweine) nennt, auf den Altar des Heiligen niedergelegt werden kann. Diese Tönniesschweine sind es, die den ehrenfesten Ratsherren und Junggesellen Henning Bernheide in Versuchung führen und ihn und seine Kumpane, denen von Amts wegen die Obhut über die Tönniesschweine anvertraut ist, um Amt und Würden und guten Namen bringen. Das alles ist mit feinem Humor erzählt.

Wilhelm II., König von Preußen und Deutscher Kaiser. Wenn eine so eigenartige Persönlichkeit wie Kaiser Wilhelm II. auf eine 25jährige Regierungszeit zurückblickt, so ist der Zeitpunkt gekommen, um eine Würdigung seines Lebens und seines Wirkens zu vollziehen. Dies bezweckt das reichillustrierte Buch von Prof. Dr. Paul Meinhold: Wilhelm II. 25 Jahre Kaiser und König. (Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin W 35. Preis geh. 4 Mark.) Durch das Buch zieht warme Liebe und starkes psychologisches Interesse für die Person des Kaisers.

Gesundheitspflege.

Ozetbäder.

Von Sanitätsrat Dr. Kraner.

Als im Jahre 1904 der Berliner Arzt und Chemiker Dr. L. Sarason in einer kurzen Mitteilung an die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ über seine von ihm „Ozetbäder“ genannten und in ihrer Art ganz vorbildlosen, moussierenden Sauerstoffbäder berichtete, konnte niemand ahnen, daß bereits wenige Jahre darauf die Sarasonschen Bäder so ziemlich über die ganze Erde verbreitet und geradezu ein Gegenstand der Mode sein würden.

Ein derartig tiefgreifender Erfolg eines neuen Kurmittels kann nicht künstlich geschaffen sein und muß, wie erst neuerdings auch in einer Abhandlung des Stabsarztes Dr. Scholz hervorgehoben wurde, innere, in der Güte der Sache selbst begründete Ursachen haben. Und so dürfte eine Aufklärung über Wesen und Bedeutung des dem Arzte längst vertrauten Ozetbades gewiß auch das Interesse eines weiteren Leserkreises in Anspruch nehmen.

Ozetbäder sind nicht Sauerstoffbäder im gewöhnlichen Sinne. Es ist nicht der in Badeform so gut wie wirkungslose und auch sonst nur träg reagierende allbekannte atmosphärische Sauerstoff, sondern der stark aktive Sauerstoff im sogenannten Entstehungszustande, kurz „Ozetgas“ genannt, eine Zwischenstufe zwischen dem gemeinen Sauerstoff und dem Ozon, wovon zirka 22 Liter im Ozetbade zur Entwicklung gelangen. Dieses Ozetgas, das in einer Anzahl von zirka 50 Milliarden moussierender, äußerst kleiner Bläschen das Wasser durchperlt, legt sich zum Teil als eine glitzernde, vibrierende Decke an die Haut an und dringt tief in ihre feinsten Poren ein, wo sich die Endverzweigungen der Empfindungsnerven verästeln, zum Teil entweicht es aus dem Wasser nach oben und wird vom Badenden eingeatmet. Von besonderer Bedeutung ist dabei der Umstand, daß das heilsame Ozetgas sich innerhalb einer — an der hellbraunen Farbe erkennbaren — Mangansuperoxydlösung befindet, die, einen eigenartigen Zellreiz ausübend, an dem charakteristischen Einfluß des Ozetbades auf den Organismus ohne Zweifel mitbeteiligt ist. Das Ozetbad bewirkt zunächst — nach den Forschungsergebnissen des Altmeisters der Bäderbehandlung, Professor Winternitz in Wien — eine taktmäßige Zusammenziehung der feinsten Blutgefäße, eine Art Hautgymnastik, eine intensivere Sauerstoffversorgung der in der Haut liegenden Nervenzellen und eine reichlichere Zufuhr von aktivem Sauerstoff zu den Lungen. Als weitere bedeutsame physiologische Wirkungen des Ozetbades wurden entdeckt an der Universitäts-Nervenklinik des Professors Ziehen in Berlin eine Steigerung der Muskelenergie, an der Charitéklinik des Professors Senator in Berlin eine Herabminderung des bei manchen Leiden (Arterienverkalkung, chronischer Nierenentzündung) krankhaft gesteigerten Blutdrucks, an der Budapester Universitätsklinik des Professors Kétly eine Vermehrung der bei Herz- und Nierenleiden verminderten Harnmenge sowie eine allgemeine Blutverbesserung, am Berliner Universitätsinstitut für Hydrotherapie des Professors Brieger eine Verminderung der Zahl und Verbesserung der Qualität des Pulses sowie eine frappante Verkleinerung des krankhaft vergrößerten Herzens, was nur durch eine innere Energievermehrung seiner Muskelmasse erklärt werden kann. Ganz besonders aber wird von allen Forschern übereinstimmend der eigenartige nervenberuhigende und schlafbefördernde Einfluß des Ozetbades hervorgehoben, der so regelmäßig eintrat, daß chemische Schlaf- und Beruhigungsmittel, jene traurigen, aber oft nicht vermeidbaren Notbehelfe, beim Gebrauche von Ozetbädern fortgelassen werden konnten.

Herz, Adern, Lungen, Haut, Blut, Nieren, Nerven — also die Hauptwerke des Lebens sind es, durch die das Ozetbad Zugang zum inneren Körperbetriebe findet. Und so wird man auch verstehen, warum die Ärzte bei so verschiedenartigen Leiden Badekuren mit Ozetbädern anordnen. Unentbehrlich sind sie bereits bei der Behandlung von Herzaffektionen, Nierenleiden und jener verhängnisvollen Zeitkrankheit, der Arterienverkalkung, geworden, weil die Ozetbäder durch Erleichterung der Herzarbeit das Herz selbst schonen, so daß es sich zu erholen vermag, weil sie die bei der Arterienverkalkung zu schwach gewordenen Adern durch rhythmische Zusammenziehung üben, weil sie die schädliche Hochspannung in den Adern, den zu hohen Blutdruck, erniedrigen, die Ausscheidungen der Haut und Nieren anregen, das Blut dünnflüssiger, also leichter durch die Adern gleitend machen und, nicht zuletzt, weil sie beruhigend, erfrischend, umstimmend, im besten Sinne „belebend“ auf das gesamte Nervensystem einwirken. So sind denn auch die Erkrankungen der Nerven, von der Neurasthenie und ihren zahllosen Erscheinungen angefangen bis zu den Lähmungen, Krampfzuständen, Entzündungen der Nervensubstanz und den zentralen Organerkrankungen, das zweite große Hauptanwendungsgebiet der Ozetbäder. Daran schließen sich die Erkrankungen der Atmungsorgane, insbesondere chronische Katarrhe, Asthma, Keuchhusten, des weiteren Erkrankungen des Blutes und Stoffwechsels, wie Blutarmut, Bleichsucht, Basedowsche Krankheit, Diabetes, Fettleibigkeit. Schöne Erfolge sah man ferner bei rheumatischen Affektionen, wie bei Gicht, chronischem Rheumatismus, Ischias, Neuralgie, sowie bei den allgemeinen Beschwerden, die die Schwangerschaft und die Störungen der weiblichen Sexualsphäre begleiten.

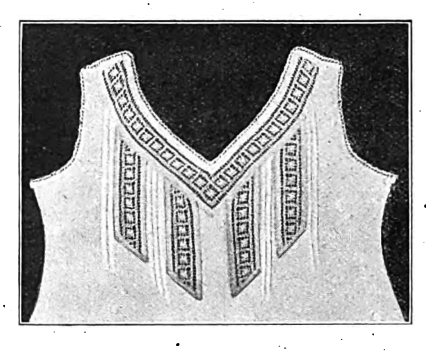
Vergessen darf auch nicht werden, daß die Ozetbäder sich als ein überaus wertvolles Hilfsmittel zur Stärkung der Muskel- und Nervenenergie im Sportbetriebe, beim systematischen Training sowie zur naturgemäßen Erholung nach maximalen Leistungen, sei es körperlichen, intellektuellen oder solchen des Gemüts, bewährt haben. Das moderne Leben verlangt leider bisweilen eine derart volle Hingabe der Körper- und Geisteskräfte, die bis zur Opferung der letzten Reserven führen kann, daß ein ruinöser Zusammenbruch des Organismus droht oder gar eintritt. Wir nennen das wohl einen „Klaps“ und reden von „Nervenklaps“ oder „Herzklaps“. In Amerika, wo derartige Opfer des ruhelosen Daseinskampfes am häufigsten sind, namentlich bei Geschäftsleuten und geistigen Arbeitern, spricht man von „nervous prostration“. Es ist nun in der Tat eine wahre Freude, zu sehen, wie gerade solche Menschen durch systematischen Gebrauch der Ozetbäder sich vor dem gefürchteten Zusammenbruch bewahren oder seine Folgen wieder ausgleichen. Die Erschöpfungszustände des Nervensystems sind ja, wie erst neuere Forschungen feststellen konnten, vorwiegend durch einen Aufbrauch des aktiven Sauerstoffes, eben des Ozets, verursacht, und so ist vielleicht die an sich überraschende Wirkung der Ozetbäder bei derartigen Erscheinungen zu erklären.

Ganz neuerdings kommt noch eine Mitteilung aus der Professor Kleinhansschen geburtshilflichen Universitätsklinik in Prag an die „Münch. Medizinische Wochenschrift“ Nr. 34, die von allergrößter sozial-hygienischer Bedeutung ist und meines Erachtens den Ozetbädern Eingang in jede Familie, wo ein Neugeborenes ist, verschaffen müßte. Es wurde nämlich beobachtet, daß Ozetbäder bei frühgeborenen und lebensschwachen Kindern, in der ersten und zweiten Woche nach der Geburt angewendet, eine erstaunliche Wirkung auf das Wohlbefinden und die Entwicklung der Kinder ausüben. Der Autor schreibt: „Es ist ganz merkwürdig, zu sehen, wie diese kleinen, elend aussehenden, schwächlichen Geschöpfe sich im Ozetbade frisch und munter bewegen, wie sie ordentlich an der Brust trinken, während man solche Frühgeburten sonst in der Regel mit dem Löffel füttern muß, und wie sie weiterhin gut gedeihen.“ Und diese gewiß beachtenswerten Resultate wurden ohne andere Hilfsmittel (Couveusen usw.) allein durch Ozetbäder, die übrigens für Kinder absolut unschädlich sind, erzielt! Sie verdienen daher im Interesse des Allgemeinwohls bei Ärzten, Hebammen und beim Publikum möglichst weitgehend bekannt zu werden, da selbstverständlich die Ozetbäder nicht nur für frühgeborene, sondern auch für normale Kinder anstatt der einfachen Wasserbäder als naturgemäßes Unterstützungsmittel einer besseren Entwicklung in Betracht kommen. Es bietet sich hier für sozial denkende Menschen ein dankbares Feld, auch ärmeren Müttern die Wohltat von Ozetbädern für ihre Neugeborenen zu verschaffen. Die Fabrik hat diesen Verhältnissen bereits in anerkennenswerter Weise Rechnung getragen, indem sie neuerdings ihre Ozetbäder auch in ganz kleiner Aufmachung, in sogenannter Baby-Packung, für nur 25 Pfennig pro Bad (abgepackt zu je 10 Stück) in den Handel bringt.

So scheint sich denn auch in der Gestalt des Ozetbades der Sauerstoff abermals, wie schon so oft, als wirklicher Wohltäter der Menschheit erweisen zu sollen.*)

*) Zu einer Kur gehören 10 bis 30 Ozetbäder, die in jeder Badewanne durch Hineinschütten der fertigen Bestandteile ins Badewasser zubereitet werden können. Ausführliche Anweisungen nebst einer Broschüre versendet, wie man uns mitteilt, die Firma L. Elkan Erben, Berlin-Westend II/Z, kostenfrei.

Gestrickte Spitzen.



Stricken war noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Privilegium der deutschen Frau, und namentlich die älteren Damen sah man selten anders als mit einem Strickstrumpf in der Hand, den sie in Konzerten, Theatern, Kaffeegesellschaften, wohin sie auch immer gehen mochten, getreulich bei sich führten, ja, der sie sogar oft auf ihren Spaziergängen begleitete. Der einzige Ort, wo sie dieses unvermeidliche Dokument ihres Fleißes nicht bei sich haben konnten, war die Kirche.

Mit der Zeit jedoch verschwand diese bequeme Handarbeit immer mehr, nahm doch die Maschine das Stricken den Frauen derart ab, daß es sich kaum noch der Mühe lohnte, dafür eigene Hand anzulegen. Höchstens auf dem Lande, wo die eigen gesponnene Wolle, namentlich von den „kleinen Leuten“, verwertet werden mußte, strickte man die groben Strümpfe nach wie vor.

In unseren Tagen aber, in denen handgestrickte Sportjacken, ja ganze selbstgestrickte Sportanzüge in Aufnahme kamen, und in denen das ganze Modefach in das Gebiet des Kunstgewerbes hinüberschwenkte, wurde nun auch das als hausbacken verrufene Stricken zur Kunst erhoben, und wir können jetzt von Kunststrickerei so gut sprechen, wie von einer Klöppel- und Webekunst.

Alte kunstvolle Strickmuster, wie wir sie zur Biedermeierzeit an Tischdecken, Kinderhäubchen, durchbrochenen weißen Strümpfen, von denen derzeit in einigen Familien die Großmütter 80 Paar selbstgestrickter Strümpfe hinterlassen hatten, fanden, sind jetzt wieder neu erstanden, und zwar in so verbesserter Auflage, daß die kunstvoll zusammengesetzten Muster von jedem Laien nachgearbeitet werden können und an Schönheit und Feinheit den echten Points wenig nachgeben.

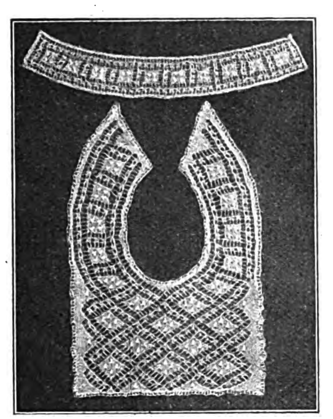
Es ist Christine Duchrow in Berlin, die uns eine „neue deutsche Spitzenstrickkunst“ bringt, die sie in 35 Heften im Verlag „Europäische

Gestrickte Spitzen.

(Fortsetzung.)

Modenakademie", Dresden, Nordstraße 29/31, herausgegeben hat, von denen jedes einzelne für 40 Pfennig käuflich ist. Durch diese „neue Erfindung" ist aber jedes mühselige Abstricken unnötig geworden, denn die Strickmuster sind in Art der Kreuzstichstickereien dargestellt, bei denen die Typen so deutlich hervortreten und die Beschreibungen so klar gegeben sind, daß selbst Kinder, die Rechts- und Linksstricken und Abnehmen gelernt haben, imstande sind, sie nachzustricken.

Die auf diese Weise hergestellten spinnwebfeinen Decken, Kragen, Taschen, Blusen, Spitzen, Einsätze u. a. sind oft von echten Klöppelspitzen kaum zu unterscheiden. Reizend wirken elegante aus Metallfäden gearbeitete Handtaschen, die täuschend wirklichen Metalltaschen gleichsehen. Hauchzarte Jabots und Schals, aus merzerisiertem Häkelgarn oder gelblichweißer Strickseide gearbeitet, aus feinem Spitzenzwirn



gestrickte Jäckchen und Häubchen, aus Perlgarn hergestellte Blusen bilden eine neue Note in unserer modernen Damengarderobe, für die Handarbeit neuerdings unerläßlich scheint.

Je nach Art des verwendeten Garns benutzen wir zu den angeführten Arbeiten Holz-, Horn-, Zelluloid- oder feine Stahlnadeln, so daß das Material recht billig zu beschaffen ist. Außerdem ist die neue Erfindung auch sehr dazu geeignet, unbeschäftigten Frauen Gelegenheit zum Selbsterwerb zu geben. Wir sind ja, Gott sei Dank, durch bestimmte Lohnregelungen jetzt fast überall so weit gekommen, daß derartige Handarbeiten, namentlich wenn sie von Privatdamen in Arbeit gegeben, gut entlohnt werden und die früheren Hungerlöhne immer mehr abkommen. Folglich ist es mit Freuden zu begrüßen, daß durch die neue Erfindung auch wieder neue Arbeitskräfte verlangt werden.

H. G.

Für Küche und Haus.

Weihnachtsnüsse. Zu Weihnachtsbäckereien werden wohl ziemlich allgemein die Haselnüsse vorgezogen, aber als eigentliche Weihnachtsnuß galt von altersher die Walnuß. Schon in vorchristlicher Zeit beschenkten sich die Römer damit zum neuen Jahre, anfangs waren es wirkliche Nüsse, später solche von edlem Metall. Nachdem das Christentum die Weihnachtsfeier eingeführt hatte, welche eine Zeitlang zugleich der Jahresanfang war, spielten die Nüsse auch dort eine Rolle, und als später der Weihnachtsbaum in Aufnahme kam, hing man vergoldete und versilberte Nüsse an seine Zweige. Die Walnußspiele der Kinder waren einst sehr zahlreich und während der Saturnalien (17.—23. Dezember) besonders beliebt. Sie gingen dann naturgemäß auf das Weihnachtsfest über und werden in manchen Gegenden noch heute betrieben, in Deutschland zum Beispiel im Taunus. Im Erzgebirge wird, wenn der Christbaum zum letzten Male brennt, meist in der Neujahrsnacht, das Nußorakel befragt. Die Reste der Weihnachtskerzchen klebt man in halbe Nußschalen, so daß nach den Farben die Eigentümer zu erkennen sind, und setzt die Schalen in eine wassergefüllte Schüssel. Wird nun das Wasser mit einem Stäbchen sanft bewegt, so stoßen die Schifflein zusammen, und wenn sich zwei berühren, die einem Burschen und einem Mädchen zugehören, so werden diese beiden im Laufe des Jahres Brautleute. In der nordischen Mythologie erscheinen Nüsse auf der Tafel der Götter, und die litauische Sage erzählt, daß einer der Himmlischen gerade Nüsse knackte, als die Sintflut hereinbrach. Voll Mitleid warf er eine Nußschale auf die Erde, und diese wurde alsbald so groß, daß Menschen und Tiere sich darin vom Untergange retten konnten. Nüsse sind äußerst nahrhaft und ihr Gehalt an Eiweiß, Fett und Kohlehydraten stellt sie dem Fleisch an Nährwert mindestens gleich. Die Walnuß enthält 15,37 Proz. Eiweiß, 62,86 Fett und 7,89 Kohlehydrate, daneben noch 2,03 Nährsalze. Als besonders zuträglich schätzt man seit langem die Verbindung von Nüssen mit Honig. Die fein verriebene Mischung streicht man einfach auf Brot, doch dient sie auch als schmackhafte Füllung für Strudel und Krapfen. Um Walnüsse längere Zeit frisch zu erhalten, lege man sie mit der grünen, äußern Schale in den Keller in trockenen Sand, der sie ganz bedecken muß. Ohne die grüne Schale kann man sie gleich nach der Ernte in Blumentöpfe füllen, deren Abzugsloch verstopft ist, oben werden sie mit einem Schiefer bedeckt. Nun legt man auf den Boden einer Kiste etwa handhoch Erde, stellt die Töpfe darauf und schaufelt 40 cm hoch Erde darüber. Die Kiste muß im Keller stehen. Lassen schon ältere Nüsse sich nicht mehr gut abziehen, so lege man sie mit der harten, holzigen Schale 24 Stunden lang in ganz schwaches Salzwasser, dann löst das Häutchen sich besser. B. A.

Dies und Jenes.

Das deutsche Hausgerät nennt sich das soeben erschienene Musterbuch der Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst G. m. b. H. Das Buch ist eine künstlerische Gabe höchsten Ranges. Der geschmackvolle Einband, der auch, was die Buchbinderei anbelangt, für einen vornehmen Kunstsinn Zeugnis ablegt, deutet auf den Geist des Buches. Wer das Werk durchblättert, wird (durch feinsinnige Aufsätze und etwa 250 Abbildungen auf Kunstdruckpapier) auf den gewaltigen Aufschwung aufmerksam, den unsere Möbelkunst in den letzten fünfzehn Jahren gewonnen hat. D. Friedrich Naumann nennt in seiner gleichnamigen Schrift, die ebenfalls bei den Deutschen Werkstätten erschienen ist, mit Recht das Ergebnis dieser bedeutsamen Entwicklungszeit den deutschen Stil. Daß wir davon reden können, ist unsere Hoffnung dafür, daß allmählich mit dem Kitschkram einer verflossenen Periode endgültig aufgeräumt ist. Der innere Geist eines Landes wächst am Stil des äußeren Lebens. Wir empfehlen allen Lesern, die Vergnügen an schönem Hausgerät haben, den Bezug des 124 Seiten starken Werkes für den Betrag von 1,80 M. Naumanns Broschüre „Der deutsche Stil" kostet 50 Pfg. Diese Bücherpreise werden bei Erteilung eines Auftrags vergütet.

„Was wünschest du dir zu Weihnachten?" „. . . Ein gutes schwarzes Kleid, das ich zu allem tragen kann und das ich je nach dem ausschmücke, sei es mit einem hellen Spitzenkragen, einem wertvollen Schmuckstück, einer abstechenden Gürtelschnalle! Aber der Stoff muß sehr gut sein, der Schnitt tadellos und die Garnierung ganz modern. Ich sah solche Kleider in den verschiedensten Ausführungen in der Ausstellung von Otto Weber's Trauermagazin, Berlin W 8, Mohrenstraße 45, wo in liebenswürdigster Weise, ohne Kaufzwang, alle neuen Formen gezeigt und niedrige Preise genannt wurden. Ich fand dort auch Modelle, die bescheidene Wünsche übersteigen, die aber wegen ihrer vornehmen Zusammenstellung von Seide, Sammet und feinen Phantasiestoffen, verziert mit Spitzen, Stickereien, Seidenbändern, kostbaren Knöpfen zc. neidlose Bewunderung erregen . . ."

Echte Brillanten sind eine gute Kapitalanlage. Die Diamantenpreise sind in stetem Steigen begriffen. Besonders bei den schönen und reinen Steinen trifft dies zu. Mit Verarbeitung und dem Handel mit feinsten Edelsteinen befaßt sich das seit 1854 bestehende Haus F. Todt, Kgl. Großh. u. Fürstl. Hofl. in Pforzheim. Weil der Kauf echter Steine, Perlen, Brillanten usw. eine reine Vertrauenssache ist, wendet man sich vorsichtigerweise an diese Firma, die durch Grundsätze und Ruf eine Garantie für den Käufer bietet. Der neue Katalog Nr. 30 enthält ungefähr 3000 Abbildungen von Juwelen, Gold- und Silberwaren, Bestecken, Tafelgeräten, Uhren usw. vom billigsten Artikel bis zum feinsten Brillantschmuck.

Ratschläge für die Familie.

Ein reizendes Geschenk ist ein Gummischwamm. Er ist angenehm und sauber im Gebrauch und besitzt die größte Haltbarkeit; er ist den Naturschwämmen entschieden vorzuziehen. Der „Gloria“-Gummischwamm aus bestem Para-Gummi hat sich durch seine Qualität das Vertrauen des Publikums erworben. „Gloria“-Gummischwämme sind in gelber, grauer, roter und blauer Farbe in den einschlägigen Geschäften zu haben. Da es minderwertige Nachahmungen gibt, verlange man ausdrücklich „Gloria“-Gummischwämme! Man achte auf die Schutzmarke: in punktiertem Kreis eine Krone mit dem Wort „Gloria“.

Das Kurbad im Hause. Neben dem Reinigungsbad ist das Kurbad im Hause Bedürfnis geworden zur Beseitigung verschiedener Leiden und zur Erhaltung der Gesundheit. Ein Schwitzbad im „Hausarzt“ D. R.-G.-M. für Dampf- und Heißluftbäder ist bei sofortiger Anwendung nach einer Erkältung von unübertroffener Wirkung. Die durch Mohosan-Apparate mit reinem Sauerstoff oder Kohlensäure hergestellten Bäder haben die Wirkung der Bäder von Kissingen, St. Moritz u. a. Sie sind erheblich billiger als die durch Chemikalien hergestellten, so daß sich die Kosten für Anschaffung des Apparates bald bezahlt machen. In dem Freikatalog von Moosdorf & Hochhäusler Sanitätswerke, Berlin SO.33, Moosdorfstraße 50, Stadtgeschäft Bülowstraße 22 (Goldene Staatsmedaille) sind neben Badeapparaten und -Einrichtungen alle Apparate für Kurbäder im Hause verzeichnet.

Zehn Gebote für den Kauf einer Waschmaschine. 1. Das Arbeiten mit der Maschine muß so leicht sein, daß ein Kind dabei helfen kann. 2. Das Waschen muß weniger Zeit in Anspruch nehmen, als man früher mit der Handarbeit oder den älteren Maschinensystemen gebraucht hat. 3. Die Maschine darf die Wäsche nicht an Riffelflächen reiben. 4. Die Maschine muß die Wäsche gleichzeitig mit dem Waschen kochen, damit die besondere Zeitaufwendung des Kochens der Wäsche vor- und nachher gespart wird. (Man koche die Wäsche stets, um die Krankheitskeime zu vernichten!) 5. Die Maschine muß in der Waschküche und auch in der Kochküche (auf dem Herd) gebraucht werden können. 6. Die Maschine darf nicht zuviel Dampf abgeben, damit die Räume nicht naß werden. 7. Die Maschine muß in ihre einzelnen Teile leicht zerlegbar und womöglich in ihren einzelnen Teilen auch noch zu anderen Haushaltszwecken verwendet werden können. 8. Die Maschine muß so gebaut sein, daß die Gewalt des Armes keinen Einfluß auf die Wäsche haben kann. 9. Die Maschine muß für Kraftbetrieb eingerichtet werden können. 10. Die Maschine darf, wenn sie in feuchter Luft aufbewahrt wird, nicht faulen, und wenn sie in trockener Luft aufbewahrt wird, nicht zerfallen. — Alle diese Anforderungen werden bei der Johnschen „Volldampf“-Waschmaschine erfüllt; sie ist ohne Ofen auf dem Herd (für kleine Wäschemengen) und mit Ofen in der Waschküche und im Freien verwendbar. Für den kleinsten wie größten Bedarf (Kraftbetrieb) wird eine passende Type geliefert. Verlangen Sie Broschüre W 399 von J. A. John, A.-G., Erfurt-Ilversgehofen.

Berndorfer

Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Niederlage Berlin W., Leipziger Strasse 6, Berndorfer Haus





Schutzmarke f. Alpacca-Silber I



Schutzmarke für Rein-Nickel



Schutzmarke f. Alpacca-Silber I



Schutzmarke für Rein-Nickel

Bestecke und Tafelgeräte

aus Alpacca-Silber

Rein-Nickel-Kochgeschirre

Einzelverkauf in den einschlägigen Geschäften

PREISLISTEN KOSTENLOS



Gegen bequeme **Monatsraten** liefern wir massiv goldene Uhren, Original-Schweizer und Glashütter Fabrikate z. **Original-Verkaufspreisen.** Brillantschmuck in jeder Preislage unter Angabe des Gewichtes in Karat. Hauptkatalog kostenfr. zu Diensten.

Jonass & Co.
Berlin PW 315, Belle-Alliance-Strasse 3.

Briefmarken billigst

1000 bill. Sätze u. Sortimente. Tauschoffert. m. Preis erbet. Erste deutsche Briefmarkenhandlung Alwin Zschiesche, Naumburg a/S.

Helen Keller
Eine Auswahl aus ihren Werken

Mit einer Einleitung herausgegeben von W. Lennemann. Mit Bildnis Helen Kellers.
Inhalt: Helen Keller. — Aus »Geschichte meines Lebens«. — Wind und Regen. — Gerüche am Wege. — Die sehende Hand. — Praktischer Optimismus. — Dunkelheit.

Universal-Bibliothek Nr. 5430. Geheftet 20 Pf., in Leinen gebunden 60 Pf., in hochelegantem Lederband mit Goldschnitt 1.25 M. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.



Versenden gratis **neuesten Katalog** über

alte Violinen

m. Original-Illustrationen berühmter italienischer Meister. Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise. **Tausch. Gutachten. Atelier für Reparaturen.** „Broschüre mit Farbendruck über die berühmte **Greffuhle Stradivarius**, höchst interessant f. Geigenliebhaber, M. 1.50 fr. Nachn."

Hamma & Co.
— Grösste Handlung — alter Meister-Instrumente
Stuttgart.

Ein Hinweis
das „Universum" ist bei Bestellungen an inserierende Firmen erwünscht. Wir bitten darum!

Neueste Scherze

Wein. Kind, Vexierschere, knall. Bieruntersatz, musik. Stuhlsitz je 30 Pf., *Essigbonbons* Dzd. 70 Pf. kriech. Ungeheuer 50 Pf., Zauberteller, Geisterwatte, blutige Wunde Russkarten, 7 Sort. amtl. Ulkbriefe ..Pf. Sortimente 3-100 M. *Riesenaus-wahl* in Scherzen, Vereins-Carnevalbedarf, ...artikel. Jllustr. Liste gr. u. fr. *A. Maas*, ...fabrik, *Berlin 49*, Markgrafenstr. 101

ILLUSTR. PREISLISTE — ILLUSTR. PREISLISTE

LEIPZIGER PELZWAREN-MANUFAKTUR
MAX BARTHEL
HOFLIEFERANT LEIPZIG REICHSSTR. 12

Erstklassiges Spezialhaus feiner Pelzwaren

Nervenschwäche,

deren Ursachen und Verhütung in gemeinverständlicher Darstellung. Preisgekröntes Werk in vielfach verbesserter, nach modernsten Gesichtspunkten und Erfahrungen neu umgearbeiteter Auflage. Wirklich brauchbarer, äußerst lehrreicher Ratgeber und bester Wegweiser zur Verhütung von Gehirn- und Rückenmarkserschöpfung, örtlicher, einzelne Organe konzentrierter Nervenzerrüttung, Folgen nervenruinierender Leidenschaften und Exzesse usw. Für jeden Mann ist das Lesen dieses Buches nach fachmännischen Urteilen von geradezu unschätzbarem Nutzen. Für Mk. 1.20 in Briefmarken zu beziehen von **Dr. med. Rumler's Nachf., Genf-Svt. 57 (Schweiz).**

Eine vorzügliche, in Anlage und Betrieb billige
Heizung für das Einfamilienhaus
ist die Frischluft-Ventilations-Heizung
Jn jedes auch alte Haus leicht einzubauen. — Man verlange Prospekt. C
Schwarzhaupt, Spiecker & Co. Nachf. G. m. b. H. Frankfurt a. M.

Für Oesterreich und Ungarn Lieferung ab Wien.



Wollen Sie eine wirklich gute **Straußfeder** oder Boa kaufen, so schreiben Sie an

Hesse, Dresden,

Scheffelstraße 21/23 nach einer Auswahl. Geben Sie ungefähr an, ob **10, 20, 50, 100 Mark**, ob weiß, schwarz. Wenn Ihnen die Ausw. nicht zusagt, bitten wir um Rücksendung, weiter **verlangen wir nichts.** Letztes Jahr 33000 Sendungen expediert. — **Geschäftsgr. 1893.**

Bedeutende Vorteile durch direkten Bezug. Man verlange Katalog. **Germania-Kinderwagen-Industrie Fr. Barmeier, Bielefeld 20.**

Schlanke Figur

erhalten Sie durch **Dr. Richters Frühstückskräutertee.** Garant. unschädlich, von angenehmen Geschmack und glänzendem Erfolge 1 Paket Mk. 2.—, 3 Pakete Mk. 5.—. **Institut „Hermes" München 56,** Baaderstr. 8.

Zeugnisse. **Dr. med. Qu.:** Konstatierte 5 bis 6, ja sogar 9½ kg Abnahme in ca. 21 Tagen. **Hauptlehrer T.:** Schon nach dem ersten Versuch mit Ihr. Tee habe ich 11 Pfd. abgenommen, trotzdem viele andere Mittel wertlos waren. **Frau M. in D.:** Habe zu meiner groß. Freude ca. 40 Pfd. abgenommen.

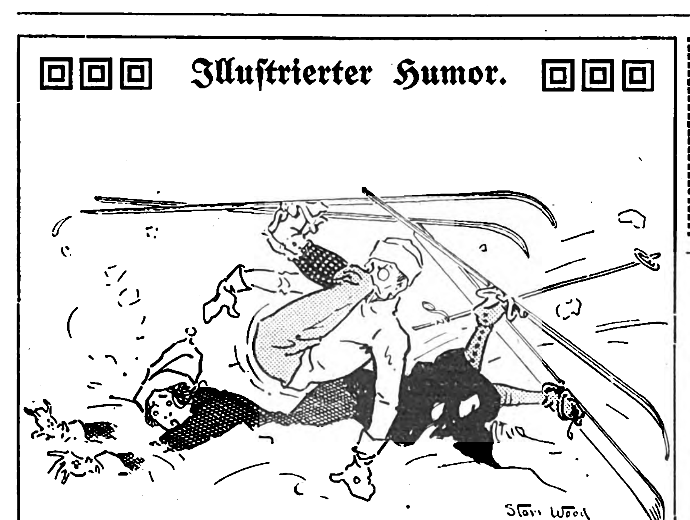


Illustrierter Humor.



1. Skifahrers Freud und Leid: Der Sprung ins Ungewisse.

Illustrierter Humor.



2. Skifahrers Freud und Leid: Die Landung.

PE-BE-CO.

„Dein Mund ist wirklich wie eine Blume, bei dir ist es keine Phrase," murmelte er. Sie nickte und lachte. „Denke dir, das ist er auch für mich — er ist mir heilig." Dann ernster werdend schmiegte sie sich fester in den Arm des Gatten. „Du weißt aber auch nicht, wie schrecklich mir der Gedanke ist, etwas an meine Lippen zu bringen, das aus unreinen Quellen kommt. Wenn ich mir zum Beispiel ein neues Zahnpulver oder Mundwasser kaufen soll, schüttelt es mich bei dem Gedanken an all den Ruß der Industrie, in der solche Mittel erzeugt werden."

Er lächelte. „Du bist sehr altmodisch, Kind. Ich kann dir einen handgreiflichen Beweis liefern, wie falsch dein Verdacht ist. Kennst du Pebeco?" — „Die Zahnpasta in Tuben? Freilich, die wird nicht anders gemacht werden wie die anderen, so erfrischend sie für Mund und Zähne auch ist." — „Du sollst dich morgen davon überzeugen, wie diese Pasta hergestellt wird. Ich kenne die Besitzer der Fabrik, hier in Hamburg, sie werden dir gern einen Rundgang durch ihre Räume gestatten, bevor wir uns nach Japan einschiffen."

Das Auto hielt vor einem großen Tor. „Nun will ich dich zuerst zu dem schlagenden Herzen dieses Riesenbaues, zu dem Dampfkessel und der Dampfmaschine, führen, die alle Arbeitsmaschinen unmittelbar oder mittelbar in Bewegung setzen. Auch er ist nicht mehr der rußige Zyklop von einst. Aus seinem frischgewaschenen Kachelrahmen in Blau und Weiß sieht er so gebändigt, so blank poliert und freudig heraus, wie ein Soldat, der zur Parade geht." — „Ja, ich hätte fast Lust, ihn zu streicheln, so freundlich nimmt er sich aus." Vor dem wirbelnden Sausen der Maschinenriesen freilich wurde der kleinen Frau bange. Und als nun gar die großen Kessel an die Reihe kamen, in denen sie die weiße, seidenglänzende Masse des Pebeco durch die großen Walzen fließen sah, die den Brei viel besser und reinlicher durchtrieben, als ihre Köchin zu Hause den Kartoffelbrei, da lachte ihr Hausfrauenherz.

„Hier kann man ja vom Fußboden essen, so eine Küche möchte ich haben," jubelte sie. Und die arbeitenden Frauen und Mädchen in ihren appetitlichen blauen und weißen Kleidern und Schürzen, den „Holländischen Weberinnen" von Liebermann vergleichbar, lächelten ihr beistimmend zu. Ihr Herz schlug noch höher in der Abteilung, wo die Tuben für die Zahnpasta aus markgroßen Zinnstücken durch einen Druck der Maschine in die Welt gesetzt wurden. Das Einschneiden der feinen Gewinde am Hals der Tube und am Stöpsel, das Einpressen der Pasta in die glänzende Hülle, das machte ihr Vergnügen.

„Wenn mein Mund eine Blume ist, muß er in Pebeco seinen Tau haben," flüsterte sie ihrem Gatten zu. — — —

Erno.

Belehrende Notizen.

Kriegsverluste. Der Balkankrieg fordert Hekatomben von Menschenleben. Wie hoch die Verlustziffer im Verhältnis zur Gesamtzahl der Kämpfer ist, wird erst nach Beendigung des Krieges festgestellt werden können. Mit annähernd gleich hohen Verlustziffern wird wohl in einem künftigen europäischen Kriege gerechnet werden müssen. Im Hinblick hierauf haben die Lebensversicherungsgesellschaften — diese würden durch einen Krieg in erster Linie in Mitleidenschaft gezogen werden — bereits Vorsorge getroffen und, zur Beruhigung aller Versicherten kann das von den deutschen Instituten gesagt werden, genügend Reserven angesammelt, um eintretende Kriegsverluste decken zu können. Von der Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter) ist bekannt, daß die bei ihr vorhandenen Deckungsmittel ausreichen würden, einen Kriegsverlust voll zu begleichen, der verhältnismäßig 14 mal so groß wäre als der von 1870/71; es könnte bei der „Alten Stuttgarter" ein Kriegsverlust von rund 37 % eintreten, d. h. von allen unter Kriegsrisiko stehenden Personen dürfte jeder dritte Mann fallen, ein Verlust, an den im Ernstfalle kaum zu denken ist.

Der zeitgemäße Kamm ist der Galalith-Kamm. Was ist Galalith? Es sieht hornartig aus, variierend in den verschiedensten Unifarben, Marmorierungen, Imitationen von Schildpatt, Bernstein, Koralle usw., die den echten Naturprodukten so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Aber was Galalith eigentlich ist, das weiß mancher noch nicht, und vor Verwunderung schlägt er die Hände über den Kopf zusammen, wenn er es hört. Aus entbutterter Kuhmilch wird Galalith erzeugt, und zwar ohne Zusatz fremder Substanzen unter Anwendung eines gewissen Härteverfahrens! Wenn man aber bedenkt, daß aus der Milch gewisser Pflanzenarten schon seit langer Zeit sehr wertvolle plastische Massen, darunter das jedermann bekannte Hartgummi gewonnen werden, so leuchtet es ein, daß auch tierische Milch, wie die Kuhmilch, einen ähnlichen, überaus wertvollen Körper — das Galalith — in sich birgt. Eine Fülle großer Vorzüge vereinigt dieses wunderbare Material in sich. Die schönsten leuchtenden Farben werden erzeugt, es nimmt eine hochglänzende dauerhafte Politur an, es ist geruchlos, nicht feuergefährlich und recht billig. Die Kämme Marke Galalith haben auch noch die wertvolle Eigenschaft, beim Kämmen nicht elektrisch zu werden. Daher läßt sich selbst langes trockenes Haar mit Kämmen aus Galalith spielend leicht ordnen. Jeder Galalith-Kamm ist mit Formaldehyd durch und durch desinfiziert. Für die hygienische Haarpflege ist der Galalith-Kamm das Beste, was existiert.

Deutsche Dialekt-Literatur aus Reclams Universal-Bibliothek

Arnold, J. G. D., Der Pfingstmontag. Lustspiel in Straßburger Mundart. Nr. 2154/55.

Auerbach, Alfr., Schwobastreich'. Zwei ländl. Komödien: D' Erbschaft. — D'r Weltontergang. Nr. 4656.

Bandlow, H., Ernst Spillbom. Erzählung. Nr. 4415.

—, Köster Hemp. Lose Geschichten von en lütten Mann. Nr. 4029.

—, Lustig Tügs. Humoresken. Nr. 4538. 4909. 5038. 5278.

—, Naturdokter Stremel. Erzähl. Nr. 3920.

—, Stratenfegels. Hum. Nr. 3580. 3648. 3705. 4098. 4276. In Leinen geb. M. 1.50.

Brinckman, J., Kasper-Ohm un ick. Humoreske. Nr. 4189/90. In Leinen geb. 80 Pf., in Leder mit Goldschnitt M. 1.50.

Hebel, J. P., Allemannische Gedichte. Nr. 24. In Lein. geb. 60 Pf.

Holtei, K. v., Schlesische Gedichte. Nr. 5367-70.

Lennig, Fr., Etwas zum Lachen. (Mainzer Mundart.) Nr. 3255. In Leinen geb. 60 Pf.

Nadler, Karl Gottfried, Fröhlich Palz, Gott erhalt's! Gedichte in Pfälzer Mundart. Nr. 3369/70. In Leinen geb. 80 Pf.

Plattdüdsche Leeder un Döntjes. Herausg. v. W. Schröder. Nr. 928.

Plattdüdsche Sprüchwörders van A—Z. Herausgegeben von W. Schröder. Nr. 493.

Reuter, Fritz, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz.

—, Dörchläuchting. Nr. 4659/60. In Leinen geb. 80 Pf.

—, Hanne Nüte un de lütte Pudel. Nr. 4639/40. In Leinen geb. 80 Pf.

—, Julklapp! Polterabendgedichte. Nr. 4780. In Leinen geb. 60 Pf.

—, Kein Hüsung. Nr. 4661/62. In Leinen geb. 80 Pf.

—, Läuschen un Rimels. Nr. 4703-5. In Leinen geb. M. 1.—.

—, De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti. Nr. 4722—24. In Leinen geb. M. 1.—.

—, De Reis' nah Belligen. Nr. 4915/16. In Leinen geb. 80 Pf.

—, Ut mine Festungstid. Nr. 4674/75. In Leinen geb. 80 Pf.

—, Ut de Franzosentid. Nr. 4641/42. In Leinen geb. 80 Pf.

Reuter, Fritz, Ut mine Stromtid. Teil 1—3. Nr. 4631—36. In Leinen geb. M. 1.75.

Sailer, Seb., Ausgewählte Possen in schwäbisch. Mundart. Nr. 4231.

Schnadahüpfln, Tausend. Mit erklärendem Wörterverzeichnis und 8 Singweisen. Nr. 3101/2. In Leinen geb. 80 Pf.

Stell, B., Lustigi Thurgauer G'schichte. Humoresken in Thurgauer Mundart. Nr. 2490.

Stelzhamer, Frz., Ausgewählte Dichtungen in oberöst. Mundart. Nr. 4644/45. In Leinen geb. 80 Pf.

Usteri, Joh. Martin, De Vikari. Ländl. Idylle in Züricher Mundart Nr. 609/10. In Leinen geb. 80 Pf.

Zinck, Aug., Jed' Pott findt sien Deckel. — De Schoolinspecktschon. Zwei Lustspiele. Nr. 2090.

Preis jeder Nummer 20 Pfennige ◆ Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.

Wintersport im bayerischen Hochland.

Es gibt keine Stadt weit und breit, die als Wintersportzentrum auch nur annähernd so gut liegt wie München. Von hier aus sind die schönsten Wintersportplätze des bayerischen Hochlandes in kurzer Eisenbahnfahrt zu erreichen. Liegt doch das Gebirge vor den Toren Münchens, auf das an klaren Tagen die firnenglänzenden Gipfel greifbar nahe herniederschauen. — Für gute Unterkunft in den Wintersportorten der bayerischen Berge ist wohl gesorgt, und was den Sport selbst betrifft, so beweisen die von München aus ins Gebirge gehenden, stets vollbesetzten Wintersportzüge, daß der Sportfreund draußen auf seine Rechnung kommt.

Wenn wir nur die hauptsächlichsten Wintersportstationen des bayerischen Hochlandes nennen, so müssen wir ebensoviel Orte aufzählen, die den vielen Tausenden, die im Sommer das schöne Bayerland heimsuchen, als seine berühmtesten landschaftlichen Perlen wohl bekannt und liebgeworden sind.

Da ist vor allem Tegernsee. Rodel- und Skisport teilen sich hier friedlich in das ungemein abwechslungsreiche Terrain. Vom bewirtschafteten Unterkunftshaus auf dem Wallberg geht eine Rodelbahn zu Tal, die zu den schönsten im bayerischen Gebirge gehört. Auch von der benachbarten Neureut und dem aussichtsreichen Hirschberg führen schöne Rodelbahnen zu Tal. Ein anderes prächtiges Wintersportgebiet ist die Landschaft um den lieblichen Schliersee. Hier wird besonders der Skisport fleißig gepflegt.

Von diesem Gebiet aus lassen sich nach allen Richtungen hin Touren unternehmen. An den Hügelhängen in der Nähe des Sees ist ein vorzügliches Übungsgelände. Der See selbst bietet eine schöne Eisbahn. Garmisch-Partenkirchen bietet dem Sportsman ein geradezu ideales Bewegungsfeld. Skitouren und Rodelfahrten können hier nach allen Richtungen hin unternommen werden. — Rodelbahnen befinden sich am Sportplatz Hausberg und Sportplatz Gudiberg, sowie am Riessersee. Hier besteht auch eine vortreffliche 1800 m lange Bobsleighbahn.

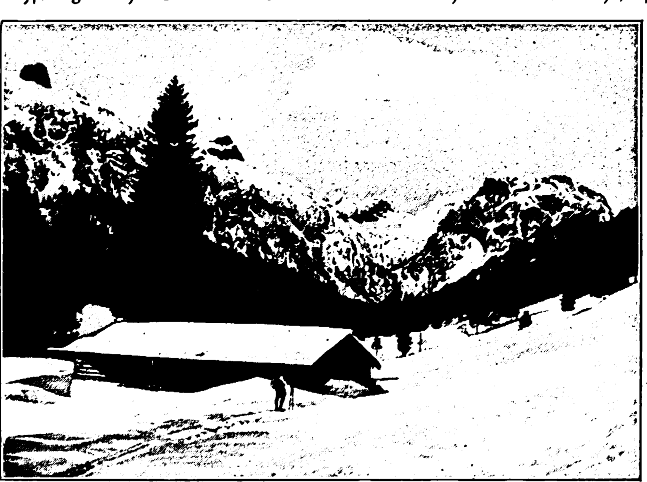
Wohl die berühmtesten Rodelbahnen des bayerischen Gebirges neben jener am Wallberg sind die vom Hochgern bei Marquartstein und vom Brünstein bei Oberaudorf im Unterinntal. Auch der Nachbarort Brannenburg gewinnt jetzt durch die Wendelsteinbahn, der ersten Alpenbahn Deutschlands, erhöhte Bedeutung für den Wintersport. Die Wendelsteinbahn, die auch während des Winters in Betrieb ist, führt den Sportsman in ihren eleganten Wagen aufs bequemste zur Station Mitteralm empor, wo er ein geradezu ideales Gelände findet. Die Rodelbahn von der Schlipfgrubalm wird durch die Eröffnung der Wendelsteinbahn ebenfalls wesentlich gewinnen. Die Rodelbahn vom Hochgern bei Marquartstein ist 8,5 km lang. Neu angelegt ist die schöne Rodelbahn am Blomberg bei Bad Tölz.

Ein Sportzentrum für sich ist Bad Kohlgrub (zwischen Murnau und Oberammergau). Es hat eine famose Rodelbahn vom aussichtsreichen Hörnle und ein geradezu ideales Skigelände.

Weiter ab von den gewöhnlichen Heerstraßen der Wintersportler bringt uns eine Fahrt über Bad Reichenhall hinein in die Eiswildnis und Bergschönheit des Berchtesgadener Landes. Alle Arten von Wintersport werden hier gepflegt. Auf der Fläche des herrlichen Königsees entfaltet sich der Schlittschuhsport. Vom Vorderbrand und von Vorderbrand aus ziehen sich wundervolle Rodelbahnen zu Tal. — Damit ist aber die Reihe der von München aus rasch zu erreichenden Wintersportplätze noch lange nicht erschöpft. Allüberall fast im ganzen bayerischen Hochland gibt es gute Gelegenheiten. Der Sportsman ist nicht gebunden, wochenlang an einem einzigen Ort zu verweilen. Immer wieder nach München zurückkehrend, kann er von da aus sein Programm abwechslungsreich gestalten. Auch in allernächster Nähe Münchens, im romantischen Isartal, sind treffliche Rodel- und Skibahnen, in Ebenhausen und Icking, bei Mühltal, Wolfratshausen, am Herzogstand und auf der alten Kesselbergstraße am Kochelsee, der selbst eine großartige Schlittschuhbahn bietet, dann in Deisenhofen, Fürstenfeldbruck, am Taubenberg und Stadelberg bei Miesbach, in Murnau usw. Ein sehr besuchenswertes Sportgebiet ist der Hohe-Peißenberg; von Bad Hohensulz führt dort eine gute Rodelbahn hinab, und das Skigelände ist vortrefflich.

Ein Sportgebiet für sich ist das Allgäu. Hier ist Oberstdorf wohl der bedeutendste Wintersportplatz. Der Skilauf findet günstiges Terrain in Oberstdorf, Immenstadt, Sonthofen, Oberstaufen, Mittelberg usw. Noch einer besonderen Sehenswürdigkeit des bayerischen Winters muß hier gedacht werden: das sind die großartigen Wildfütterungen, die an zahlreichen Gebirgsorten stattfinden.

So leicht man all' die Wintersportplätze im bayerischen Hochland von München aus erreicht, so schnell ist man, wenn draußen schlechtes Wetter einfällt, wieder in der bayerischen Residenz und kann sich an der reichen Tafel ihrer winterlichen Genüsse schadlos halten. Das ist ein Vorzug, den das bayerische Hochland vor allen anderen Wintersportgebieten voraus hat. München im Winter hat seine ganz besonderen Reize. Den Höhepunkt des geselligen Lebens im winterlichen München stellt der Fasching dar. Die glänzenden Karnevalsfeste, die München feiert, stehen im Zeichen der Kunst. Veranstaltungen wie eine Künstlerhausredoute in dem grandiosen Prunksaale des Künstlerhauses, die Faschingsfeste der Geselligen Vereinigung, des Künstlersängervereins, des Orchestervereins, des Kaufmannskasinos, dann der Presseball, der Bühnenball rc. sind das Schönste.



Bayerisches Hochland: Im Längental.

Winterthur,

unweit Zürich (450 m ü. d. M.), ist Knotenpunkt von sieben Eisenbahnlinien und hat 25000 (mit Vororten 40000) Einwohner. Sie ist nächst Zürich die bedeutendste Stadt des Kantons. Uralten Ursprungs, stammt ihr Name von einer keltischen, später römischen Niederlassung: Vitodurum. Die neuen Stadtteile sind schön angelegt, mit breiten Straßen, weiten Plätzen und Promenaden, vielen Villen und prächtigen Gärten.

Herrliche öffentliche und private Gebäude, voran das im griechischen Stil erbaute imposante Stadthaus (von Professor Semper, dem bekannten Schöpfer u. a. des Dresdener Königl. Theaters) schmücken diese von reizenden Wein- und Waldhügeln eingerahmte schön moderne Stadt, in deren nächster Umgebung die einstige Stammburg des großen und mächtigen Dynastengeschlechtes der Grafen von Kyburg liegt. Bekanntlich ging später eine großer Teil dieser Besitzungen an Rudolf von Habsburg und das Haus Österreich über, das sich heute noch „Habsburg-Kyburg" nennt; auch wurden hier einst unter dem Habsburger und seinem Sohne Albrecht die deutschen Reichsinsignien aufbewahrt. Als Industrie- und Handelsstadt mit an der Spitze aller schweizerischen Städte stehend, ist Winterthur der Sitz bedeutender Maschinenfabriken, Etablissements der Textilindustrie und Bankinstitute.

Die hochangesehene Schweizerische Unfallversicherungs-Aktiengesellschaft Winterthur hat dort ihren Hauptsitz. Die bekanntlich auch im Deutschen Reich seit zirka 35 Jahren vorzüglich eingeführte Gesellschaft gehört heute zu den bedeutendsten Unfallversicherungsgesellschaften des Kontinents, ihr gewaltiger Geschäftsbetrieb dehnt sich auf die meisten Länder Europas aus. Ihr Aktienkapital beträgt 8000000 Mk., wovon 4400000 Mk. bar eingezahlt sind, die jährliche Prämien- und Zinseneinnahme über 27000000 Mk. Seit ihrem Bestehen hat sie 1716000 Schadenfälle reguliert und dafür im ganzen über 182000000 Mk. Entschädigung gezahlt.



Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Jul. Arthur Fischer in Leipzig.

Reclams Universum

Moderne Illustrierte Wochenschrift



Druck und
Philipp Reclam

Gesundheits- und Körperpflege.

Die Badekur im eigenen Hause läßt sich in idealer Weise mit den so rasch berühmt gewordenen Ozetbädern ausführen. Es gehört nur eine Badewanne dazu, in die zwei Pulver — das Ozetsalz und der Ozetator — hineingeschüttet werden. Dadurch entwickeln sich etwa 22 Liter „Ozetgas", eine Zwischenstufe zwischen dem gewöhnlichen Sauerstoff der Luft und dem Ozon in Milliarden von Bläschen. Dies Ozetgas im Verein mit der zugleich entstehenden und wahrscheinlich elektrisch wirksamen Braunsteinlösung üben den bekannten günstigen Einfluß auf den Organismus aus. Es ist eine große Reihe chronischer Leiden, bei denen die ärztliche Wissenschaft Ozetkuren als heilend befunden hat. Versuche in der Prager geburtshilflichen Universitätsklinik, Ozetbäder an Stelle der gewöhnlichen Bäder bei Neugeborenen anzuwenden, haben den besten Erfolg gehabt. Eine erstaunliche Steigerung der Lebensenergie wurde selbst bei sehr lebensschwachen Säuglingen beobachtet. Für die Kinderhygiene ist also das Ozetbad von großer Bedeutung, und man kann mit Recht sagen: „Das erste Bad des Neugeborenen sei ein Ozetbad!" Ozetbäder werden auch in Baby-Packung zu dem Preis von 25 Pf. für das einzelne Bad (in Päckchen zu je 10 Baby-Bädern) in den Handel gebracht. Näheres über Ozetbäder in der Broschüre „Das Ozetbad" der Firma L. Elkan Erben, G. m. b. H., Berlin-Westend II/Z, die an Universumleser gratis verschickt wird.

Das gegen Rheumatismus und die ihm verwandten Krankheiten (Gicht und Nervenentzündungen) wirksame Salizyl hat jetzt so in eine Salbenform untergebracht werden können, daß es, in die Haut der erkrankten Körperteile verrieben, seine heilende Kraft ohne jede schädliche Nebenwirkung ausüben kann. „Rheumasan" heißt diese gegen Rheumatismus, Gicht, Neuralgie und auch gegen die Brustschmerzen bei verschiedenen Herzleiden gern angewendete Salbe, die in zahlreichen Fällen in Krankenhäusern benutzt und von vielen Ärzten zur Anwendung empfohlen wird. Die Rheumasan G. m. b. H., Berlin W. 35, Genthinerstraße 15, sendet an die Leser, die sich auf das Universum beziehen, kostenfrei Literatur über „Rheumasan".

Über „Gehörleiden und ihre Behandlung nach den heutigen wissenschaftlichen Grundsätzen" plaudert Sanitätsrat Dr. Scherbel in einem im Verlag „Expugnator" G. m. b. H. in Göttingen erschienenen Buche. Sanitätsrat Dr. Scherbel hat eine gemeinverständliche, klare Darstellung der Gehörleiden gegeben, die Behandlung derselben nach den modernen Grundsätzen auseinandergesetzt. Von hervorragendem Interesse ist namentlich das Kapitel über die Behandlung von Gehörleiden durch Vibrationsmassage, eine von dem bekannten Ohrenarzt Professor Breitung eingeführte pneumatische Behandlung, die in kurzer Zeit wegen ihrer überraschenden Heilerfolge Eingang bei den Ohrenärzten und Anerkennung bei ihnen und im Publikum gefunden hat. Jedoch finden sich in dem Buche auch sonst viele gute Winke und Ratschläge zur Verhütung von Gehörleiden und wie Schwerhörige und Taube sich Abhilfe und Erleichterung in ihrem Unglück schaffen können. Das schön ausgestattete, mit vielen Abbildungen versehene Buch ist warm zu empfehlen.

In Reinerz bleiben den ganzen Winter hindurch die natürlichen Kohlensäure-Sprudel- und die Fichtennadelbäder, ferner die elektrischen und Sauerstoffbäder, sowie die Inhalationen und die Quellen für Trinkkuren geöffnet. Die Preise sind herabgesetzt, obwohl die Unkosten im Winter höhere sind als im Sommer.



Neuerscheinungen aus Reclams Universal-Bibliothek.

Nr. 5481. 5482. **Harem.** Bilder aus dem türkischen Frauenleben von Demetra Vaka (Mrs. Kenneth Brown). Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Marie Pils. Geb. 80 Pf.

Inhalt: Bemerkung. — Die Heimkehr. — Mihirmah. — Djimlah, die Denkerin, Selim Paschas vierte Gemahlin. — Validé Hanoum, die abgedankte erste Gemahlin. — Die Gattin aus des Sultans Palast. Houlmé Hanoum, die Unzufriedene. — Souffragetten des Harems. Nor=Sembahs und Hakif Beys Liebe. — Eine Tagesunterhaltung im Harem. — Eine Flucht aus dem Harem.

Die Verfasserin, eine in der Türkei geborene Griechin, die nach längerem Aufenthalt in Amerika gegenwärtig in der Schweiz lebt, schildert mit großer Liebe und feinem Verständnis für die Schönheiten ihres Geburtslandes das Leben türkischer Frauen. Sie führt uns in die Welt der orientalischen Frau ein und zerstreut manche irrtümliche Ansicht, die über die türkische Ehe gehegt wird. Treffend wird dabei in höchst interessantem, objektiv gehaltenem Gedankenaustausch mit verschiedenen Türkinnen der Unterschied zwischen morgen= und abendländischer, griechischer und türkischer Weltanschauung charakterisiert. Demetra Vaka hat die seltene Gabe, sich so vollkommen in die Gefühlswelt der geschilderten Personen zu versenken, daß der Leser die schönen Geschöpfe, die sie zeichnet, zu sehen und sprechen zu hören vermeint; sie ist aber auch eine so feine Künstlerin, daß eine poetische, duftige Stimmung wie ein Zaubermantel über ihren Schilderungen liegt, die in dieser reizvollen Form viel Neues, Ungekanntes berichten.

Nr. 5483. **Die Ahnengalerie.** Lustspiel in drei Aufzügen von Leo Walther Stein und Ludwig Heller. Mit zwei Dekorationsplänen.

Das neue erfolgreiche Lustspiel des Verfassers von „Die von Hochsattel" (Univ.=Bibl. Nr. 4933) führt uns wieder in die Kreise des Hochadels und stellt das degenerierte Geschlecht der Krey=Itzbach dem gesunden Volkstum gegenüber. Mit beißender Satire sind die verblödeten Vertreter der Aristokratie gezeichnet, aus deren Reihe sich Graf Wolf und seine Tochter sympathisch abheben, die durch Heirat mit Bürgerlichen, einer schönen Krankenschwester und einem drolligen Doktorsmann, ihre Zukunft retten. Der eigentlich ernste Grundgedanke ist aber in ein überaus heiteres Gewand gekleidet, und sowohl die im feudalen Grafenschlosse als die in einer Thüringer Sommerfrische sich abspielenden Szenen sind von echtem Humor gesättigt, der seine Wirkung bei den zahlreichen Aufführungen des Stückes nirgends verfehlt hat.

Nr. 5484. **Prinzeß Bummelchen und andere Humoresken** von Teo von Torn.

Inhalt: Prinzeß Bummelchen. — Die Reisebegleiterin. — Der tote Punkt. — Die rosa Stiefelchen. — Das neue Geschoß. — Der Dorfprinz. — Budenzauber. — Francesco. — Der Enzian=Professor. Die Honigkur. — Kubas Rache. — Major Taps. — Die Panne.

Die in der Universal=Bibliothek erschienene prächtige Humoreskenfolge „Offiziersgeschichten" brachte Teo v. Torn seinerzeit einen außerordentlichen Erfolg und schuf ihm eine treue Lesergemeinde. Mit dem Bändchen „Der Entouteas und andere Humoresken" (Nr. 4589) bewies er dann, daß sein Talent nicht auf eine Spezialität eingeengt ist, was er noch weit nachdrücklicher durch den Roman „Stille Wasser" dartun konnte, eine humorvolle Kleinstadtgeschichte, die illustriert zunächst im Universum abgedruckt wurde, dann im Reclamschen Romanverlag in Buchform herauskam. Nach längerer Pause erscheint nun wieder eine Sammlung von Humoresken verschiedenen Genres, die den beliebten Erzähler noch ganz in aller Frische und Schaffenskraft zeigt.

Nr. 5485. **Der Bürger als Edelmann.** Lustspiel in fünf Aufzügen von Molière. Übersetzt von Auguste Cornelius.

Molières „Bourgeois gentilhomme", eine der für den französischen Hof geschriebenen Ballettkomödien des Dichters, ist gegenwärtig, da Strauß=Hofmannsthal das Lustspiel für ihre „Ariadne auf Naxos" herangezogen haben, stark in den Vordergrund des Interesses getreten, und so wird es vielen erwünscht sein, das Molièresche Originalwerk neben den übrigen Lustspielen des Dichters in der Universal=Bibliothek zu finden. Wert und Wirkung des Stückes ruhen ganz auf der Hauptfigur, der Gestalt des Pariser Bürgers Jourdain, der den vornehmen Mann spielen möchte; diese Figur ist eine der gelungensten Schöpfungen Molières.

Bemerkt sei noch, daß die Übersetzerin Auguste Cornelius die Schwester des in der Universal=Bibliothek mehrfach vertretenen Dichter=Komponisten Peter Cornelius ist, von der auch die Lustspiele „König und Dichter" (Univ.=Bibl. Nr. 59), „Platen in Venedig" (Univ.=Bibl. Nr. 103) und „Die verhängnisvolle Perücke" (Univ.=Bibl. Nr. 126) stammen.

Nr. 5486. **Erläuterungen zu Meisterwerken der Tonkunst. 26. Band:** Ruggiero Leoncavallo, Bajazzo (Pagliacci). Drama in zwei Aufzügen und einem Prolog. Geschichtlich, szenisch und musikalisch analysiert, mit zahlreichen Notenbeispielen von Max Chop.

Wie die beiden, den Ausgangspunkt des modernen romanischen Verismus im Bühnendrama bildenden Werke, „Cavalleria rusticana" von Mascagni und „Pagliacci" von Leoncavallo, zu gleicher Zeit an den Opernhäusern auftauchten und die Öffentlichkeit aufs lebhafteste beschäftigten, wie beide heute an großen Bühnen mit Vorliebe zusammen gegeben werden, so sind sie auch in den „Erläuterungen" unmittelbar nebeneinandergestellt worden. Das neue Leoncavallo=Bändchen vereinigt alle Vorzüge seiner Vorgänger in sich. Die musikalische Analyse ist wieder mit großer Ausführlichkeit und unter dem Aufgebot eines sehr reichhaltigen Notenbeispielmaterials behandelt.

Nr. 5487. 5488. **Schatten des Schlachtfeldes.** Roman von Hermann Jensen. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Friedrich v. Känel. Geb. 80 Pf.

Dieser ungemein spannend geschriebene Roman spielt während des russisch=japanischen Krieges teils in Petersburg, teils auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz. Er ist eine Art Psychologie des modernen Krieges, und als solche naturgemäß gerade gegenwärtig von hohem Interesse. In packender Darstellung wird die Geschichte eines zur Fahne einberufenen Ingenieurs erzählt, werden dessen Erlebnisse und Beobachtungen im Felde und die grauenhafte Rückwirkung des Krieges auf das Familienleben der Soldaten daheim geschildert — die Schatten des Schlachtfeldes.

Nr. 5489. 5490. **Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand** von David Hume. Übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Rudolf Eisler. Geb. 80 Pf.

Inhalt: Einleitung des Übersetzers. — Vorwort. — Über die verschiedenen Arten der Philosophie. — Über den Ursprung der Vorstellungen. — Über die Assoziation der Vorstellungen. — Skeptische Zweifel betreffs der Verstandestätigkeiten. — Skeptische Lösung dieser Zweifel. — Über die Wahrscheinlichkeit. — Über den Begriff der notwendigen Verknüpfung. — Über Freiheit und Notwendigkeit. — Über die Vernunft der Tiere. — Über Wunder. — Über eine besondere Vorsehung und ein zukünftiges Leben. — Über die akademische oder skeptische Philosophie.

Die Gruppe der philosophischen Ausgaben der Universal=Bibliothek wird mit der vorliegenden Neuerscheinung um ein Werk bereichert, das in der Entwicklung der Philosophie einen bedeutsamen Platz einnimmt. Die 1748 erschienene Abhandlung durfte in der Universal=Bibliothek als Weiterführung von Lockes „Über den menschlichen Verstand" (Nr. 3816—25) nicht fehlen, dazu kommt der gegenwärtig wieder wachsende Einfluß Humes, der in letzter Zeit, nachdem er lange durch das Ansehen Kants zurückgedrängt war, erneute Beachtung gefunden hat, da die Bestrebungen von Positivisten wie Comte, Mill, E. Laas, E. Mach u. a. sich stark mit denen Humes berühren. Übersetzung und Herausgabe lagen in der bewährten Hand Rudolf Eislers.

Nachrichten vom Büchertisch.

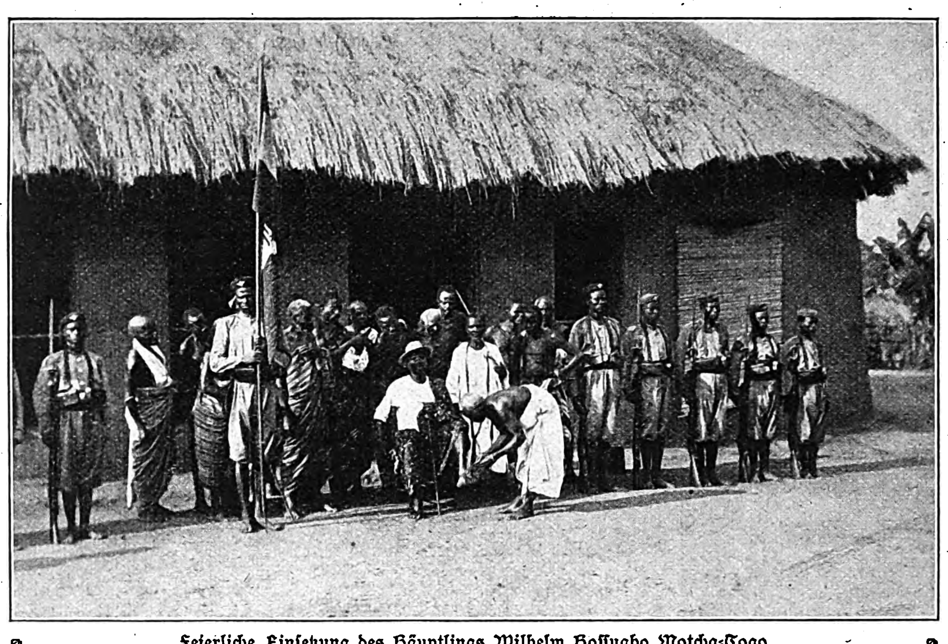
Heimgärtners Tagebuch. Von Peter Rosegger. (Verlag von L. Staackmann in Leipzig.) Ein prachtvolles Buch für beschauliche Menschen ist dieses Tagebuch, das Roseggers Gedanken, Meinungen und Einfälle aus den letzten sechs Jahren bietet, eine unerschöpfliche Fülle von allerlei Klugem und Gemütvollem. Und doch geht ganz leise und leicht durch alle diese losen und wahllos hingeworfenen Blätter der Gedanke an die letzten Dinge, an Krankheit, Alter und Tod. Da klingt es oft schwermütig aus aller Lustigkeit, und die temperamentvolle Bewegung der Hand erstarrt in nachdenklicher Zaghaftigkeit, als wäre so viel Lebhaftigkeit und Mitteilungsdrang dem würdevollen Alter gar nicht mehr angemessen. So steht da eine Betrachtung am Totenbett, die unmittelbar ans Herz greift, in ihrer ehrlichen Schlichtheit. Außerordentlich fein und treffend sind auch die Bemerkungen, die der Dichter über die nationalen Nöte und Kämpfe in Österreich macht, humorvoll und satirisch, ob er nun von dem allzeit strammen deutschen Lahmbacher erzählt, der durch Faulheit und Wirtshaushockerei Tochter und Geschäft an den Tschechen verliert, oder ob er der geringen Kinderanzahl und den allzu hohen Ansprüchen auf behagliches Leben die Schuld am Rückgang der deutschen Bevölkerung gibt. Markige Zornesworte findet er hier wider alles Faule und Laue. So spricht aus in diesen Blättern eine Weltanschauung, die weder rechts noch links nach Beifall fragt und die eben darum so herzerfrischend und natürlich wirkt.

Gertraud Sonnweber. Roman von Rudolf Greinz. (Verlag von L. Staackmann in Leipzig. Preis brosch. 4 Mark, geb. 5 Mark.) „Gertraud Sonnweber" erscheint nach zweijähriger Pause als der vierte große Roman aus Greinz' Feder, wie die früheren ein Stück Tiroler Heimatkunst, mit einer ergreifenden Frauengestalt als Heldin. Es ist, nach des Verfassers eigenen Worten, wohl sein reifstes und stärkstes Werk, das zweifellos durch seinen Stoff wie durch das Problem, das es behandelt, einen großen Leserkreis fesseln wird.

Aus Deutschlands großer Zeit. Von Deutschlands großer Zeit, deren Hundertjahrfeier im kommenden Jahr bevorsteht, von den schweren Prüfungen, denen unser Volk unterworfen war, und von der glühenden Begeisterung, mit der es die Fesseln der Fremdherrschaft sprengte, erzählen eine Anzahl Bücher, die sich als Geschenke trefflich eignen. So hat der Verlag Jos. Scholz in Mainz eine Anzahl „Vaterländische Bilderbücher" unter Mitwirkung erster Künstler herausgegeben, von denen folgende vorliegen: 1. „Zehn Jahre großer Not" (1803—1812) von Prof. Angelo Jank; 2. „Frühling und Freiheit" (1813) von Prof. Angelo Jank; 3. „Nach Frankreich hinein" (1814—1815) von Prof. Angelo Jank; 5. „Friedrich der Große", I. Bd., von Franz Müller-Münster; 6. „Friedrich der Große", II. Bd., von Franz Müller-Münster. Jeder dieser Einzelbände enthält 8 farbige Vollbilder und zahlreiche Textzeichnungen. (Preis geb. 1 Mk.) Was hier von dem Herausgeber Wilhelm Kotzde in Verbindung mit ersten Künstlern, wie Prof. Angelo Jank, Karl Bauer, Franz Staffen und Franz Müller-Münster, geschaffen wurde, bietet Schülern jeden Alters reiche, in das Gewand der Kunst gekleidete Belehrung. Auch der Erwachsene wird Freude an dem Kunstwert der Bilder haben. — „Napoleon Bonaparte" ist der Titel eines Lebensbildes des großen Korsen, das G. Gramberg für die deutsche Jugend geschrieben hat. Das Buch ist mit 12 Vollbildern geschmückt und in Loewes Verlag, Ferdinand Carl in Stuttgart erschienen (Preis geb. 3 Mark). Die Geschichte Napoleons, unter dessen Faust die Völker Europas erzitterten und unter dessen Herrschaft, die auf des Schwertes Schneide und den Spitzen der Bajonette aufgebaut war, alles sich beugen mußte, ist von dem Verfasser höchst anschaulich geschildert. Napoleons Lebensweise und Rücksichtslosigkeit, sein Weitblick und seine Sitten, sie dürften die Jugend nach hundertjährigem Wiedererinnern ebenso interessieren wie die Schilderung jener Tage, da unsere Vorfahren mit starker Hand mithalfen, das drückende Joch der napoleonischen Herrschaft abschütteln zu helfen. — „Im Kampf um die Heimat" ist der Titel einer Erzählung von Paul Knötel, die ebenfalls die Geschichte jener schweren Zeit zum Hintergrund hat. Das Buch ist geschmackvoll ausgestattet und gut illustriert. (Phönix-Verlag, F. & C. Siwinna in Kattowitz.) — Sehr gut und zugleich unterhaltsam geschrieben ist das Lebensbild „Theodor Körner" von Karl Berger, das im Verlag von Velhagen & Klasing erschienen ist; 8 Kunstbeilagen, 2 Autogramme und zahlreiche Textbilder schmücken das Werk.

Jugendbücher. Von Eugenie Rosenberger ist im Verlag von Dietrich Reimer in Berlin SW. das Reisewerk „Auf großer Fahrt" (Preis geb. 4 Mark) erschienen. Die Verfasserin erzählt in einer anregenden Form von den Reisen, die sie mit ihrem Gatten, dem Kapitän eines Segelschiffs, nach Südamerika und Asien machte. — In der Sammlung der Ullstein-Jugend-Bücher (Verlag Ullstein & Co. in Berlin und Wien. Preis pro Band 1 Mk.) sind zwei neue Bände erschienen. Das eine der Bücher „Kapitän Spieker und sein Schiffsjunge" ist eine Knabengeschichte von Georg Engel. In dem zweiten Band „Der Sohn des Soldatenkönigs" hat Paul Oskar Höcker die historische Heldengestalt des „großen Friedrich" zum Gegenstand seiner Darstellung gewählt.

Aus aller Welt.



Feierliche Einsetzung des Häuptlings Wilhelm Hoffugbo Motcha-Togo.

Ein Baumwollhäuptling in Togo. Der Mittelpunkt und die Hauptgegend des Baumwollbaus von Togo ist die Landschaft Atakpame, ein ebener, von vielen Wasserläufen durchzogener Bezirk, der mit dem Küstenland durch eine gute Straße und mit Lome durch eine Eisenbahn verbunden ist. In dem Atakpameland ist der Baumwollbau zur Volkskultur geworden. In Nuatjä, der Hauptstadt des Baumwollbezirks, herrscht der Häuptling Wilhelm, dessen Palazzo und Leibwache unsere Abbildung zeigt. Das Gouvernement von Togo hat dort eine Ackerbauschule eingerichtet, um den fleißigen Eingeborenen, den Atakpame- und Ewheleuten, die verbesserten Pflanzungs- und Arbeitsmethoden beizubringen, und der Erfolg dieser landwirtschaftlichen Schule äußert sich in einer erheblichen jährlichen Steigerung des Ertrags, die im ersten Jahr 6 Prozent betrug. An den Markttagen bringen die Eingeborenen ihre Baumwolle zu den Ankaufsstellen, und die Eingeborenen kommen langsam zu der Erkenntnis des Wertes einer zielbewußten Arbeit. In Nuatjä unterhalten auch zwei europäische Firmen Läden, von denen die Schwarzen ihre Einkäufe besorgen können.



Reclams Universum

29. Jahrgang **Heft 13** 26. Dez. 1912

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

Für unsere Frauen.

Romanbeilage.

Man abonniert Reclams Universum bei Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte à 35 Pfg. = 45 Heller = 50 Cts. = 21 Kop. — Im Quartalsabonnement (ohne Zustellungsgebühr) 13 Hefte 4 Mk. = 5 Kronen = 5.35 Franken = 2.40 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 8 Mark einschließlich Porto.

Luxus-Ausgabe:

Jährlich 52 Hefte à 60 Pfg. = 75 Heller = 80 Cts. = 35 Kop. — Pro Quartal (ohne Zustellungsgebühr) 6 Mark = 7.20 Kronen = 8 Franken = 3.60 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 11.50 Mark einschließlich Porto.

W. R.

Russel Alfred Wallace.





Wochenkalender.

Sonntag, 15. Dezember.

Die Revierkonferenz des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter beschloß in Saarbrücken einstimmig, unter Einhaltung der Kündigungsfrist am 2. Januar in den Ausstand zu treten. — In Budapest starb der frühere Kultusminister und Präsident des Magnatenhauses Graf Albin Csaky. — Im Aermelkanal, an der belgischen Küste, ging das mit zehn Mann besetzte Leuchtschiff „Westhinder" im Sturm verloren. — Bei Wembley, in der Grafschaft Middlesex, stürzte der englische Flieger Marineleutnant Parker mit seinem Passagier ab; beide fanden den Tod. — Im Newyorker Sechstage-Rennen siegte der deutsche Rennfahrer Walter Rütt mit dem Amerikaner Fogler als Partner.

Montag, 16. Dezember.

Der Streik im sächsisch-thüringischen Färbereigewerbe ist beendet; die Arbeit wurde in allen Betrieben wieder aufgenommen. — Bei Mangano auf Sizilien stieß ein Schnellzug mit einem Güterzug zusammen; 25 Personen fanden den Tod und viele erlitten Verletzungen. — In London wurden die Botschafterkonferenz und die Friedenskonferenz eröffnet, jedoch wurde die letztere bald darauf bis Donnerstag wieder vertagt. — Ein amtliches Wiener Communiqué stellte fest, daß Konsul Prochaska unversehrt ist. — Amundsen, der Entdecker des Südpols, wurde zum Großoffizier der französischen Ehrenlegion ernannt. — Von der im Bau begriffenen Bagdadbahn wurde eine weitere Strecke von 200 km dem Verkehr übergeben.

Dienstag, 17. Dezember.

Prinzregent Ludwig von Bayern kündigte aus Anlaß der Regierungsübernahme die Begnadigung zahlreicher Verurteilter an. — In der Einfahrt zu den Dardanellen fand ein Gefecht zwischen der griechischen und der türkischen Flotte statt. — In Berlin wurde der mit einer großen Ausstellung verbundene erste deutsche Kino-Kongreß eröffnet. — Bei Petersburg platzte auf seiner ersten Fahrt der erst vor kurzem erbaute russische Militärlenkballon „Albatros"; das englische Armeeluftschiff „Beta" wurde bei einem Fluge von Aldershott nach London völlig zerstört.

Mittwoch, 18. Dezember.

Auf der Zeche Minister Achenbach bei Solingen ereignete sich auf der dritten Sohle eine schwere Schlagwetterexplosion. 46 Tote und 12 Verletzte wurden geborgen. — Die spanische Deputiertenkammer nahm den französisch-spanischen Marokkovertrag mit 216 gegen 22 Stimmen an.

Donnerstag, 19. Dezember.

In München fand vormittags 11 Uhr die feierliche Beisetzung des Prinzregenten Luitpold statt. — Im Ruhrtal, im Vogesengebiet, sowie an der Weser bei Minden richteten Hochwasser große Verwüstungen an.

Ein Besuch bei Russel Alfred Wallace.

Zu seinem 90. Geburtstage, den 8. Januar 1913.

(Hierzu eine Kunstbeilage.)

Die Lehre Darwins von der langsamen Entwicklung der Lebewesen ist heute nichts Neues mehr. Sie hat sich längst durchgesetzt. Kaum ein Wissensgebiet, das nicht ihren Einfluß verrät. Im gelehrtesten Buch wie im kleinsten Leitfaden der Naturkunde finden wir ihre Spur. Daß sie aber doch noch so jung ist, daß einer ihrer Begründer in unsere Zeit hineinreicht, wird manch einer nicht glauben wollen.



Cosima Wagner, die Witwe Richard Wagners und Tochter Franz Liszts, begeht am 26. Dezember in Baireuth die Feier ihres 65. Geburtstages.
Hofphot. Ramme & Ulrich.

Es ist kurz vor Weihnachten 1911. Nach einem kurzen Aufenthalt in London habe ich mich in dem milden Bournemouth an der Südküste Englands niedergelassen. Oft kommt das Gespräch auf die Geisteshelden Englands; denn noch immer stehe ich unter dem Eindruck jener Reihe schlichter Steinplatten in der Westminster-Abtei, die das bedecken, was von einem Newton, Herschel und Darwin sterblich war. Da wird auch der Name Wallace genannt, und ich erfahre, daß er noch lebt, und zwar ganz nahe, in dem Dörfchen Broadstone. Wirklich, es ist derselbe Wallace, dessen Namen auch die deutsche Naturwissenschaft so respektvoll nennt. Er hatte als junger Mann Brasilien und den Indischen Archipel wissenschaftlich durchforscht. Dabei hat er die sogenannte Wallace-Linie entdeckt, die diese Inselwelt floristisch, zoologisch und geologisch in einen asiatischen und einen australischen Teil trennt. Was ihn aber vor allem berühmt machte, war seine Arbeit „Über die Tendenz der Varietäten, vom Originaltypus abzuweichen",

die er 1858 von Borneo aus an Darwin sandte, der sie in London veröffentlichen sollte. Damals aber hatte Darwin sein Buch „Über die Entstehung der Arten“ fast abgeschlossen, in dem er seit 20 Jahren fast dieselben Ansichten, die Wallace jetzt aussprach, mit der größten Vorsicht zu begründen sich bemühte. Als Darwins Freunde Wallace davon benachrichtigten, gestattete er, daß ein Auszug von Darwins Werk mit dem seinigen zugleich publiziert würde, und überließ somit edelmütig die Urheberschaft für die neuen, weltbewegenden Gedanken einem anderen Manne, den er für kompetenter hielt als sich. Das ist ein Zug von Selbstlosigkeit, den ihm die Wissenschaft nie vergessen wird.

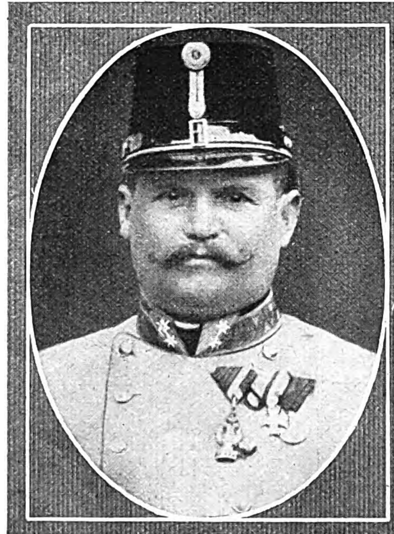
„O, Sie können an ihn schreiben und ihn besuchen. Er ist ein freundlicher alter Herr,“ sagte mein Wirt. Gesagt, getan. Und bald habe ich auch schon zusagenden Bescheid.

Mit ein paar Pflanzen in der Mappe, die ich in England gesammelt habe, und deren Bestimmung mich nicht befriedigt, treffe ich an einem Nachmittag in Broadstone ein. Das Dorf besteht nur aus wenigen Häusern, die malerisch in einem Tale verstreut sind, zwischen Hügeln mit Kiefern und Heide. Auf die Frage nach der Villa „Alter Obstgarten“ lautet die Antwort: „Nehmen Sie die zweite Biegung links, gehen Sie gerade herunter über einen Hügel, dann rechts, und dann werden Sie an einem Gartentor links den Namen finden.“ Ich habe Zeit, um meinen Weg in Ruhe zu suchen. Es ist ein klarer frischer Nachmittag. Dicke, weiße Wolken hängen an einem tiefblauen Himmel. Und die Sonne, die in dieser Jahreszeit auf niedrige Kreise beschränkt ist, schickt mit letzter Kraft ihre Strahlen über die Wälder und Hügel. Hier blüht ein Berberisstrauch mit sattgelben Trauben, dort eine Rose, ein Chrysanthemum und prächtige karminfarbene Saxifragen. Nur die Stechpalmenbüsche mit ihren glänzendgrünen, stacheligen Blättern und den leuchtenden Scharlachbeeren erinnern an das nahe Christfest. Dann führt der Weg hinaus in wilde Natur. Heide, Brombeeren, Gaspeldorn mit vereinzelten Birken, Eichen und Kiefern. Drunten etwas bebautes Land; dann die moorigen Ausläufer vom Poole-Hafen, die wieder durch bewaldete Hügel begrenzt werden. Gewiß ist das der rechte Ort, den Mann zu suchen, der aus Liebe zur Natur jahrelang sein Heim in einer verlassenen Kalkgrube aufgeschlagen hatte. Da entdecke ich denn auch auf einer Anhöhe, von Bäumen und Gebüsch halb verdeckt, das Haus. Es ist mit Türmchen, Vorbauten und Lauben reichlich geziert.

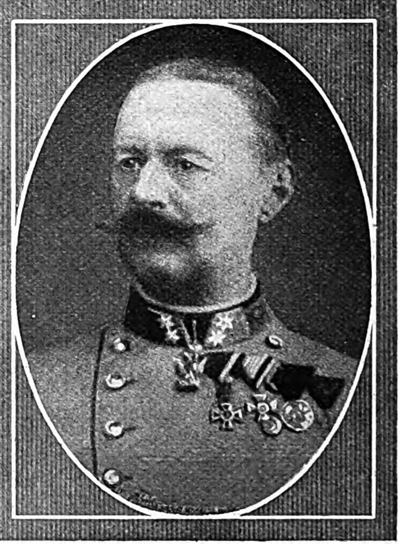
An der Tür, die hinter einem rotbeerigen Zwergmistelstrauch versteckt ist, erscheint das Mädchen und bald darauf eine sehr einfache alte Dame. Sie führt mich einstweilen ins Wohnzimmer. Wallace fühlte sich nicht ganz wohl, und ich möchte mich ein paar Minuten gedulden, teilt sie mir mit. Doch ein bißchen Unterhaltung wird ihm gut tun. Es ist die Frau des Forschers. Sie schürt das Kaminfeuer und scheucht dabei eine langhaarige Katze auf, die dort geschlafen hat und jetzt erschreckt davonrennt. Im Zimmer stehen bequeme Sessel und Diwane, und Blumen auf den Tischen. Da blüht eine zarte Iris, die im Garten gewachsen ist. Dort arbeitet Wallace mit Vorliebe, wenn das Wetter es irgend gestattet. Und im Sommer gehen sie gemeinsam nach den Kalkhügeln, die vom Fenster aus zu sehen sind, um zu botanisieren. Lieber würde Wallace ja die Alpen aufsuchen, aber die Reise ist zu weit.

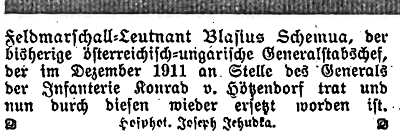
Nun ist er bereit, und ich werde in sein Zimmer geleitet. Ein großer Mann, doch etwas gebeugt unter dem Gewicht von 89 Jahren, mit dicken Stiefeln und einer groben blauen Jacke, kommt vom Kamin auf mich zu und reicht mir seine lange, dünne Hand mit der üblichen Frage nach meinem Ergehen. Sein Unwohlsein ist wieder behoben. Es war nur eine leichte Indigestion, die Nationalkrankheit der Engländer. Wir nehmen in Armsesseln beim Feuer Platz. Mit Bezug auf meine Pflanzen bekennt er offen, daß er kein guter Kenner der englischen Flora ist. Seine Beschäftigung war die Erforschung der indischen Pflanzenwelt und Studien über Pflanzengeographie. Aber er bemüht sich, nach Banthams dickleibiger Flora die Fragen zu beantworten, verweist mich jedoch endlich an einen Spezialisten in Bournemouth. Er besteht aber darauf, daß ich die einfachen Zeichnungen des Buches betrachte, die wegen ihrer Genauigkeit und Schönheit seine Bewunderung erregen.

Als ich erwähne, daß das Studium der Spielarten erst nach der Aufstellung der von ihm und Darwin begründeten Theorie interessant geworden sei, erzählt er, daß man ihm im Jahr 1908 ein großes Fest bereitet habe bei der fünfzigsten Wiederkehr des Tages, an dem Darwins und sein Manuskript in der Linné-Gesellschaft zu London gelesen worden sind; denn dieser Tag gilt als der Geburtstag der Zuchtwahllehre. Nun ist aber vor einigen Tagen der Botaniker Hooker gestorben,









Feldmarschall-Leutnant Blasius Schemua, der bisherige österreichisch-ungarische Generalstabschef, der im Dezember 1911 an Stelle des Generals der Infanterie Konrad v. Hötzendorf trat und nun durch diesen wieder ersetzt worden ist. Hofphot. Joseph Jehudka.

General der Infanterie Konrad v. Hötzendorf, dessen Wiederernennung zum österreichisch-ungarischen Generalstabschef großes Aufsehen erregte, weil sie gleichzeitig mit einem Wechsel im Kriegsministerium erfolgte (vgl. Politik und Völkerleben, Heft 12, Seite 588).

Feldzeugmeister Ritter v. Krobatin, der neue österreichisch-ungarische Kriegsminister und Nachfolger des Generals der Infanterie Moritz Ritter v. Auffenberg. Ritter v. Krobatin, der im 63. Lebensjahre steht, gilt als einer der tüchtigsten und erfahrensten Offiziere der Armee.



Das neue Kaiserin-Elisabeth-Denkmal in Triest. In Anwesenheit des Erzherzogs Franz Salvator als Vertreter Kaiser Franz Josephs fand am 15. Dezember in Triest die feierliche Enthüllung eines Denkmals für die im Jahre 1898 verstorbene Kaiserin Elisabeth statt. Das Monument, eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Franz Seifert, stellt ein Plateau dar, in dessen Mitte sich, vor einem Throne stehend, die Bronzefigur der Kaiserin erhebt. Hinter dem Throne steht ein mächtiger Steinblock, an den sich zu beiden Seiten Hochreliefs anschließen; das linksseitige versinnbildlicht die Beziehungen der Kaiserin zum Volke, das andere ihre Beziehungen zur Natur und zur Kunst.

und er ist allein nur noch übrig von den Freunden Darwins. Dann erkundige ich mich nach seinem Geburtsjahr, da die Angaben der Bücher zwischen 1822 und 1823 schwanken. Er hat selbst, sagt er, lange Zeit darüber im Irrtum gelebt. Erst spät sei er durch ein Schriftstück zu der Überzeugung gekommen, daß 1823 richtig ist. „Aber das ist auch gerade alt genug," fügt er hinzu.

Nun will ich mich verabschieden; aber er sagt: „Vielleicht interessiert es Sie noch zu sehen, womit ich mir die Zeit vertreibe. Den Blick vom Fenster und meinen Obstgarten kennen Sie wohl schon. Jetzt im Winter ist das Gewächshaus mein Hauptvergnügen." Dorthin leitet er mich und freut sich über seine reichhaltigen Primelkulturen. Ein 1,5 m hoher Lippenblütler, den er als eine Salbeiart anspricht und aus Samen von Uganda gezüchtet hat, steht in amethystblauer Blütenpracht. Damit kontrastieren die brennendroten Hochblätter einer neuimportierten Euphorbia. Ein mächtiger Blätterbusch eines Liliengewächses fesselt seine Aufmerksamkeit. Die jungen Blätter tragen an den Spitzen eine Haube, die bald verwelkt, herunterhängt und — was das Schlimmste ist — deren Zweck der Naturforscher nicht ergründen kann.

Wir gehen noch einmal zum gemütlichen Feuer zurück, sprechen über die Beziehungen der englischen zur mediterranen Flora, über seine Schriften und über meinen Aufenthalt in England. Dann will er mir die Adresse des erwähnten Botanikers aufschreiben, wozu ich ihm mein Notizbuch und einen kurzen Bleistift reiche. Aber er weist beides zurück mit der scherzhaften Bemerkung: „Ich habe es besser." Und er begibt sich an den Schreibtisch und nimmt die Feder und einen Bogen Papier zur Hand. Während er schreibt, habe ich Gelegenheit, noch einen Blick rundherum zu werfen auf all die Bücher an den Wänden und vor allem auf das ehrbare, weiße Gesicht mit seinen hundert Falten, mit seinen tiefen Augen, die von buschigen Brauen und einer blauen Brille verdunkelt werden, mit der langen, schmalen Nase, dem breiten Mund, dem großen weißen Bart und mit dem struppigen weißen Haar, das sich zu sträuben scheint, die Wildheit der Gedanken eines wagenden Forschungsreisenden, eines exakten Naturgelehrten, eines aufrührerischen Philosophen, eines brennenden Sozialisten und eines phantastischen Spiritisten zu bedecken.

Mit Dank und guten Wünschen für seine Gesundheit verabschiede ich mich. Er begleitet mich noch zur Haustür und reicht mir die Hand. Als ich hinter der Gartentür verschwinde, sehe ich ihn noch ein Lebewohl mit der Hand winken.

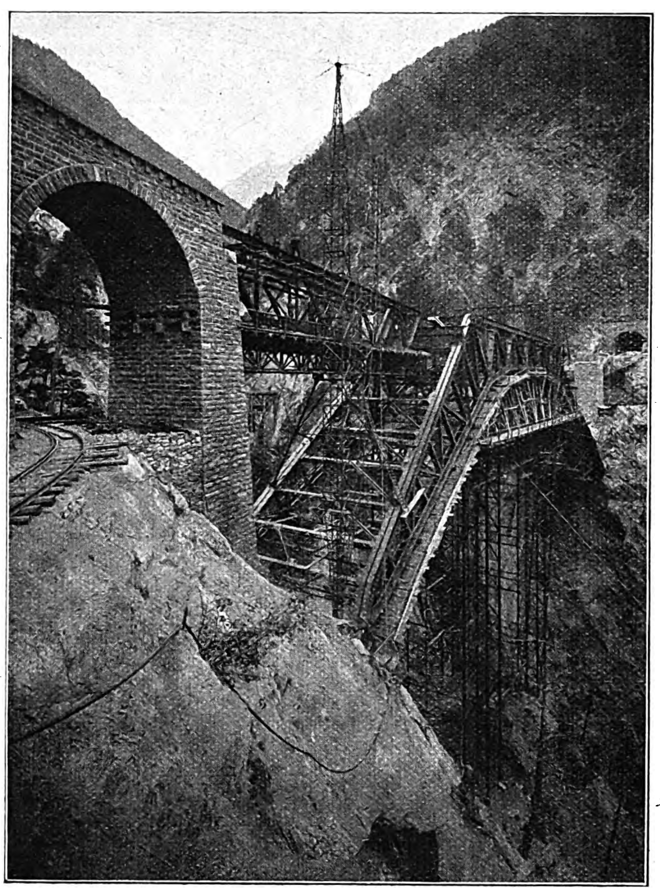
Möchte dem alten freundlichen Herrn, dem Idealisten, dessen ganzes Leben nur der Ergründung des Wahren und des der Mitwelt Nützlichen gewidmet war, noch mancher Sonnenstrahl im Lebenswinter beschieden sein!

Gerhard Müller, Forst i. L.

Die neueste Alpenbahn.

(Hierzu vier Abbildungen nach Aufnahmen des Artistischen Instituts Orell Füßli in Zürich.)

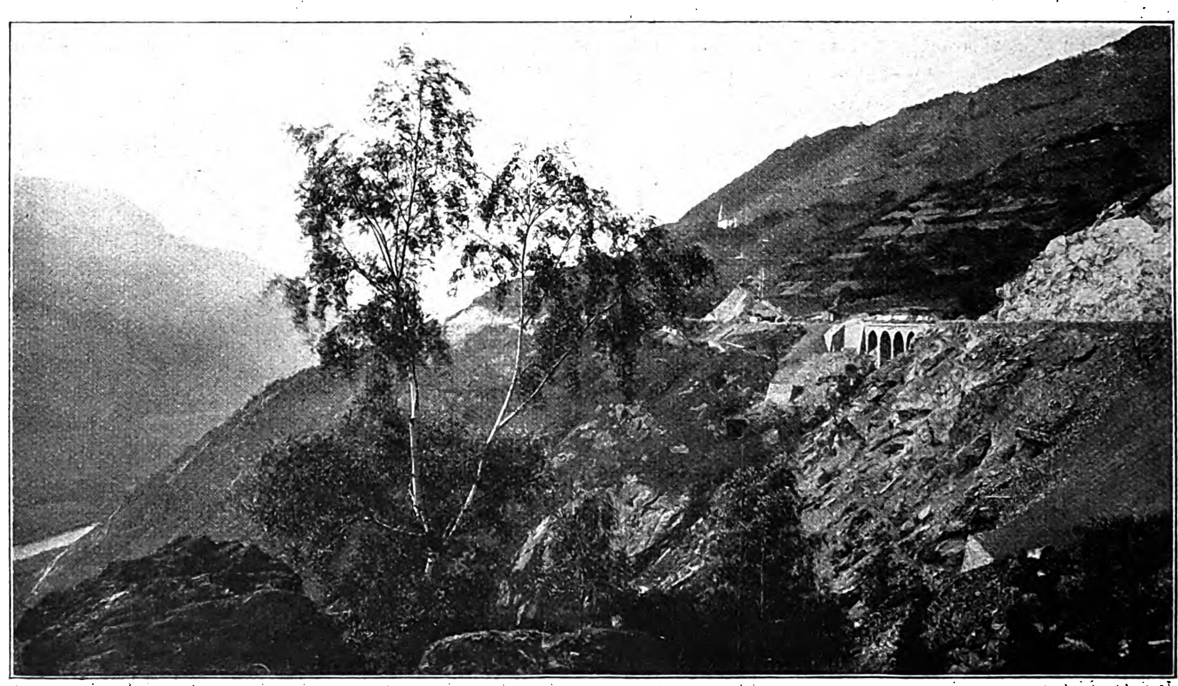
Seitdem vor 30 Jahren (1883) zum erstenmal der granitene Alpenwald durchbohrt wurde, um durch das Gotthardmassiv einen Schienenstrang zu legen, auf dem wir so bequem das Land der Sehnsucht so vieler Tausende erreichen können, sind zahllose Bahn- und Tunnelbauten entstanden, die von der Kunst und der Kühnheit der Ingenieure lebhaftes Zeugnis ablegen. Der 14 km lange Gotthardtunnel ist durch den Simplontunnel an Länge überholt worden, und die großartigsten Projekte für Brücken und Viadukte haben bei der neuen Bahn Bern—Lötschberg—Simplon, die im nächsten Frühjahr zur Eröffnung gelangt, ihre Verwirklichung gefunden. Diese Berner Alpenbahn vereinigt mit den großartigsten technischen Bauten eine Fülle wunderbar schöner Landschaftsbilder in einem Maße, wie dies bisher keine Bahn auch nur annähernd vermochte. Die neue durch die Berner Alpen von Frutigen nach Brig im Rhonetal gelegte Bahn verbindet zunächst das Berner Oberland mit dem Oberwallis, dem oberen Rhonetal, speziell auch mit den großartigen Gebirgs- und Touristenzentren Zermatt



Von der neuen Lötschbergbahn: Die gewaltige Bietschtalbrücke. Erbaut von der A.-G. Alb. Buß & Co. in Basel.

und Saas-Fee, dann aber durch den direkt anschließenden Simplontunnel auch mit dem herrlichen Lago Maggiore, den Borromäischen Inseln und den Industrie- und Verkehrszentren Oberitaliens: Mailand, Turin und Genua. Sie bietet für Reisen aus Deutschland nach Italien eine der Gotthardlinie in jeder Hinsicht ebenbürtige Reiseroute, die noch den Vorteil hat, infolge des elektrischen Betriebes eine völlig rauchfreie Fahrt zu ermöglichen, denn neben der Linie Spiez—Brig mit dem Lötschbergtunnel wird auch der seit 1906 bestehende Simplontunnel elektrisch betrieben. Die Berner Alpenbahn Bern—Lötschberg—Simplon umfaßt die Bahnlinien Thun—Spiez—Frutigen—Kandersteg—Brig und Spiez—Interlaken—Bönigen, sie besitzt auch die Dampfschiffe auf dem Thuner und Brienzer See.

Die neue Linie Frutigen—Brig steigt nach Überschreitung der Kander auf hohem Viadukt langsam am Bergeshang empor und macht bei Blausee eine große doppelte Schleife zum Teil im Kehrtunnel. Wie an der Gotthardroute die Kirche von Wasen, so hat hier der Reisende die romantische Ruine der Felsenburg zunächst über, dann neben und zuletzt unter sich. Vor Kandersteg fährt die Bahn an den Kanderfällen entlang. Auf der ganzen Fahrt fesseln den Blick die eisgepanzerten Bergriesen, Altels, und Balmhorn, Rinderhorn, die Doldenhörner, die Spitzen der Blümlisalp, die trotzigen Felskolosse der Birre und des Fisistockes, die alle den lieblichen Kurort Kandersteg umrahmen. Der 14605 m lange Haupttunnel durchbricht den Fisistock und unterfährt das Gasterntal und den Lötschenpaß, um bei Goppenstein im Lötschental (Wallis) wieder an das Tageslicht zu treten. Oberhalb Goppenstein öffnet sich das Lötschental, beherrscht vom gewaltigen Bietschhorn, zu einem breiten wunderbaren und urwüchsigen Alpental, das bisher vom Fremdenverkehr noch fast völlig unberührt war. Bei Hothen tritt die Bahn ins Rhonetal ein, 400 m hoch über der Talsohle. Es bietet sich da dem staunenden Beschauer ein unvergleichlich und unvergeßlich schöner Ausblick auf das tief zu Füßen liegende Rhonetal, die herrlichen Berggestalten auf der Südseite des Tales und die zahllosen braunen Dörfer und Hütten mit den weißen Kirchen. Ganz allmählich sinkt die Bahnlinie bis gegen Brig hin, auf zahlreichen großartigen Viadukten



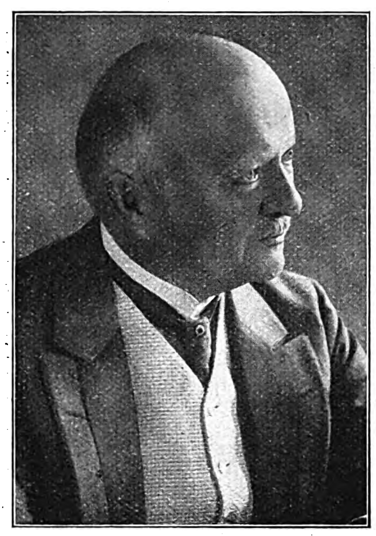
Die neue Lötschbergbahn bei Außerberg (siehe den obenstehenden Artikel).



Blick von der Lötschbergbahn auf Visp und Baltschieder. 



Von der neuen Lötschbergbahn: Blick ins Rhonetal und auf das Dorf Gampel. (Siehe den Artikel auf S. 591.)



Justizrat Dr. Erich Sello, einer der bekanntesten Kriminalanwälte und erfolgreichsten Verteidiger, starb in Berlin im Alter von 60 Jahren. Der Verstorbene, der der Sohn eines Potsdamer Gärtners war, hat während eines Menschenalters in der Mehrzahl der großen Sensationsprozesse als Anwalt gewirkt.



Prof. Adolf Echtler, bekannter Genremaler, begeht am 5. Januar seinen 70. Geburtstag. Ein geborener Danziger, erhielt er seine Ausbildung in Venedig, Wien und München, lebte von 1877—88 in Paris und ließ sich dann dauernd in München nieder. Das farbige Kunstblatt in diesem Heft ist eine Probe seiner trefflichen Kunst.



Professor Dr. Fritz Regel, bekannter Geograph und Forschungsreisender, vollendet am 17. Januar sein 60. Lebensjahr. Er wurde 1853 auf Schloß Lenneberg bei Waltershausen in Thüringen geboren und wirkt seit dem Jahre 1899 als ordentlicher Professor der Geographie an der Universität Würzburg.

die nördlichen Zuflüsse der Rhone übersetzend und in 21 Tunnels die vorstehenden Felsrippen der Berge durchbrechend. Schön ist namentlich der Ausblick in der Gegend von Außerberg auf das tiefer untenliegende Visp und die Berge des Nikolaitales, Madelhorn und Täschhorn. Von Brig führen uns die Bundesbahnzüge in wenigen Minuten nach Visp, wo die Wagen der Visp-Zermatt-Bahn nach den herrlichen Gletscher- und Gipfelregionen von Zermatt und Saas-Fee bereit stehen, während in nordöstlicher Richtung die Poststraße das Goms und die eigenartigen Oberwalliser Dörfer durchzieht, um bei Gletsch am Rhonegletscher den Anschluß an Grimsel- und Furkapaß zu vermitteln. Geradeaus in südöstlicher Richtung aber führt uns die elektrische Lokomotive durch den längsten Tunnel der Welt, den 19803 m langen Simplontunnel, nach Domodossola und in die herrlichen Gefilde am Langensee, nach den blühenden Städten Oberitaliens: Mailand, Turin, Genua. Die neue Alpenbahn erschließt ganze Täler neu dem Verkehr und bringt uns Juwelen der Alpenwelt näher. E. Akert.

Musik.

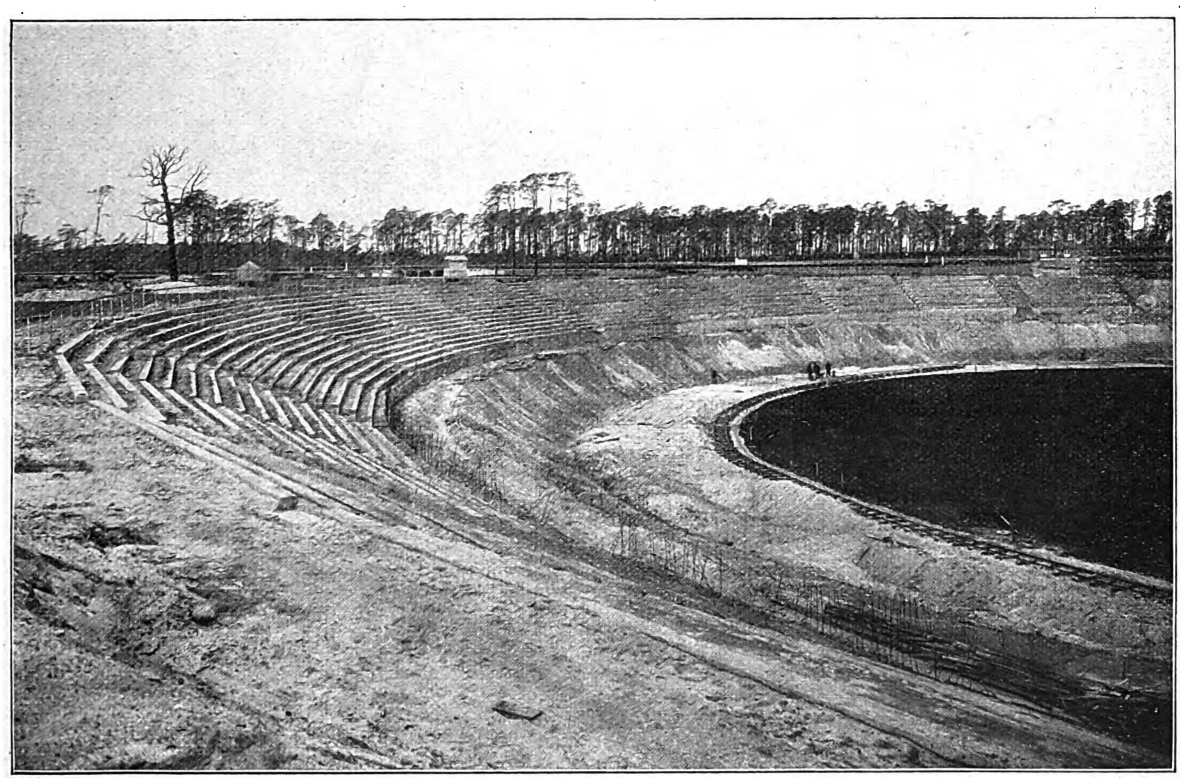
Rückblick auf das Jahr 1912.

Auf den ersten Blick könnte es den Anschein gewinnen, als wenn das letzte Jahr verhältnismäßig eindruckslos an unserer musikalischen Entwicklung vorübergegangen wäre und an dem Statusquo, den wir Ende 1911 feststellten, wenig geändert hätte. Das ist natürlich nur eine Täuschung — unmöglich schon nach dem urewigen Naturgesetze der Bewegung und des Strömens, des immerwährenden Erstehens und Vergehens. Stillstand ist Tod — auch in künstlerischen Dingen! Und stillgestanden sind wir ganz und gar nicht — aber auch nicht so rapid und sprunghaft nach vorwärts gedrungen, wie in den Jahren vorher. Der Fortschritt hat sich im wesentlichen auf dem Gebiete eines inneren Ausgleichs vollzogen, so daß das Fazit des immerhin beträchtlichen Zeitraums quantitativ nicht so in die Augen springt. Was Kenner unserer Kultur seit längerer Zeit vorausgesagt haben, ist damit eingetreten: das Irreguläre in den Zeiten einer gewissen Ratlosigkeit, die mehr durch eruptive Erscheinungen beschäftigen und experimentelle Probleme aufstellen, weicht langsam aber mit der Entschiedenheit des inneren Gesundungsprozesses an einem starken und kräftigen Körper der normalen Gestaltung. Was ernste Leute, die es mit den heiligsten Gütern der Menschheit treu und ehrlich meinten, sorgenvollen Herzens heranziehen sahen als düstere Wolke, die verheerende Blitze und tobende Orkane mit sich führte, das hat sich an der Wetterscheide einer gesunden Ästhetik zerstreut, dabei doch der drückenden Schwüle eine erquickliche Kühle folgen lassen. In der Hauptsache freilich ist auch eine Feststellung zu verzeichnen, die nicht allzu erfreulich anmutet: daß bei einem großen Teile des Schaffens innerhalb des letzten Jahrzehnts die nüchterne Spekulation über jenen heißen inneren Drang hinweggewachsen ist, aus dem heraus unsere Großen einst Heiliges und Unvergängliches boten. Es liegt das in der ganzen Zeit mit ihren Zielen, in der bedenklichen Verschiebung des Standpunktes, der Interessen, der Meinungen über Erstrebenswertes. Der Idealismus hat vielfach dem Realismus mit seinen nüchternen und praktischen Maximen Platz machen müssen — vor allem dort, wohin die Entwicklung in kapriziöser Laune die Schwerpunkte verschoben hatte, mithin in den Kreisen der Tonangebenden und des momentan entscheidenden Einflusses. Auch in dieser Beziehung lassen sich mitunter wunderbare Hergänge beobachten, die fast extrem und unnatürlich berühren, gleichwohl aber ihre Regelung in dem Augenblick erfahren, der den Beweis für ihre Aussichtslosigkeit erbringt. Bei extremen, einander diametral gegenüberstehenden Äußerungen wird das Richtige fast immer in der Mitte zwischen beiden Polen zu finden sein. Dort, wo unsere öffentliche Judikatur ihren sachlichen Beurteilerstandpunkt verlassen hat und selbst Partei geworden ist (eine leider in der Gegenwart immer mehr grassierende Krankheitserscheinung), da sorgt das im Grunde trotz aller schädlichen oder widereinander streitenden Einflüsse gesund gebliebene Empfinden der Allgemeinheit dafür, daß eine Richtigstellung erfolge. Ein positives Beispiel aus der Literatur bietet die Kontroverse in Wagners „Meistersinger von Nürnberg" mit ihrer endgültigen Entscheidung durch den Richterspruch des Volks beim Johannisfest auf der Pegnitzwiese; ein negatives der augenblickliche Zerfall all jener parteigefärbten Ästhetik, die im Verlaufe der letzten Entwicklungsphasen mehr oder minder prätentiös auftrat, das Wort vom kommenden Messias stets auf den Lippen hatte,

zu einer starken Verbitterung führte und fast durchweg enttäuschte, mit ihrem Versagen das Mißtrauen gegen sich selbst und das Vertrauen zu selbständiger, freier Urteilsbildung im Gefolge hatte.

Nach dem Gesagten wird man die Psychologie gewisser Wandlungen verstehen, die sich langsam, aber mit jener Sicherheit einer inneren Notwendigkeit vollzogen. Nach dem Grundsatze, daß der Prophet zum Berge schreitet, wenn der Berg nicht zu ihm kommt, finden wir gerade bei den Vertretern einer ganz extremen und ultraradikalen Kunstanschauung ein entschiedenes Einlenken in gangbarere Bahnen, die nicht die entgegengesetzte Richtung von dem einschlagen, was als großes, unantastbares Ideal gilt. Das typische Beispiel hierfür bietet Richard Strauß, der in seinem „Rosenkavalier" bereits eine höchst bemerkenswerte Seitwärtsschwenkung vollzog, in seiner „Ariadne auf Naxos" noch weiter ging, nicht nur im klingenden Inhalte, auch im wesentlich eingeschränkten Aufgebote der Mittel, so daß es fast den Anschein gewinnt, als wenn dieser kühne, selbstherrliche Neuerer doch schließlich zu der den Tempel des Klassizismus schmückenden Weisheit gelangte: daß die höchste Kunst in der höchsten Einfachheit zu finden sei. Ob solche Erkenntnis aus innerer Überzeugung oder aus spekulativen Mißerfahrungen gewonnen ward, ändert an der Tatsache nichts. Und wie bei ihm, so spiegelt sich auch mit Rücksicht auf die musikalische Bühnenliteratur der „Zug der Zeit" recht deutlich in den Repertoiren wider. Vor vierzig Jahren war es dem Eklektizismus unmöglich, sich zu behaupten; heute steht er hoch im Kurse, weil es uns an wirklich bedeutendem Neuen von Schönheits- und damit Dauerwerten fehlt. Auf diese Weise macht die Gegenwart ein Unrecht wieder gut, das ihre Vorgängerin, die jüngste Vergangenheit, mit ihrer Hast nach „Unerhörtem", mit ihrem Überbieten in der Produktion, verschuldete. Vor der Devise des „Epochemachertums" mußte mancher zurücktreten, der ohne solch übertriebene Selbsteinschätzung weit Besseres geliefert hatte, mußten sogar Meister von ganz außergewöhnlicher Bedeutung unverdiente Vernachlässigung erfahren, weil man die Forderung, daß den Lebenden das erste Anrecht auf Geltendmachung zustehe, in recht rücksichtsloser Weise in die Tat umsetzte. Neben den Eklektikern schritt der romanische Verismus, vor dem selbst eine so zarte und feinsinnige Musikernatur wie Wolf-Ferrari („Schmuck der Madonna") kapitulierte, siegreich seinen Weg. Daß die Dramen des großen Baireuthers immer noch den Mittelpunkt allgemeiner Begeisterung bilden, ist ein hocherfreuliches Symptom. Daneben trat die Oper der klassischen und romantischen Zeit wieder mit größerer Entschiedenheit in den Vordergrund, und Werke, die in den Theaterarchiven jahrelang unter Staub und Spinnweb ein beschauliches Dasein gefristet hatten, erschienen in lebensfrischer Darstellung und zwingender Kraft auf den Brettern, als hätten sie eben erst die Gußform des Meisters verlassen.

Die gleiche Wahrnehmung vermochte man auf dem Gebiete der chorischen, der Gesangs- und Instrumentalmusik zu machen. Hier rückte das verflossene Jahr neben Neuem, mehr oder minder Bedeutendem auch das Schaffen von Großen, die sich bislang der Allgemeinheit gegenüber mimosenhaft verhalten hatten, in helle Beleuchtung und wandelte die Achtung in Liebe und Verehrung um. Zu ihnen zählen wir in erster Reihe Franz Liszt, Johannes Brahms und Anton Bruckner. Hier quillt ein Born reiner und schöner Kunst überreich; und es gewährt einen eigenartigen Reiz zu beobachten, wie das freudige Verstehen weite Kreise erfaßt und zum Miterleben poetischer Stimmungen hinreißt. Von den Zeitgenossen ist es auch hier Richard Strauß, der sich als Symphoniker langsam mit den eingänglichsten seiner Dichtungen erschließt. Neben ihm stehen Hugo Kaun, Frederics Delius u. a., die sich in den Konzertsälen einbürgern. Ganz besondere Genugtuung gewährt es dem Musiker, einen Mann von universellem Können, wie ihn Max Reger repräsentiert, zu einer Beachtung erhoben zu sehen,



Das neue Stadion auf der Rennbahn im Grunewald. Die Längsachse des riesigen im Bau befindlichen Stadions beträgt von Osten nach Westen 350 m, die Querachse von Nord nach Süd über 200 m. 9000 m Sitzreihen und über 400 m Stufen für Stehplätze aus Eisenbeton umsäumen die Arena. Gegenüber dem Tunnelzugang liegt die besondere Bauanlage für den Schwimmsport. Die offene Schwimmfläche wird genau 100 qm messen, die Sprungtiefe $4^1/_2$ m. Die große Mittelfläche dient dem Rasensport; daran schließt sich die Bahn für Leichtathletik und zuletzt die Radrennbahn mit 5 m hohen Kurven aus Eisenbeton.

die sich nicht bloß auf die Kreise Auserlesener und Fachleute beschränkt. Im Grunde genommen findet man bei Reger die tiefe künstlerische Eigenart am ausgeprägtesten vor; daß sie infolge ihrer gedanklichen und darstellenden Mittel (Harmonik, Chromatik) sowie ihrer stets das Monumentale anstrebenden Formung für ihr Verständnis ein gänzliches Sichvertiefen in die schöpferische Individualität voraussetzt, ist eine Erfahrung, die bei jedem Neuerer wiederkehrt. — Auf dem Gebiete chorischer Kunst hat uns das scheidende Jahr noch eine köstliche Gabe unter den Weihnachtsbaum gelegt: Georg Schumanns „Tränenkrüglein" (nach Grimms ergreifendem Märchen). Warmblütige, unmittelbar aus tiefem Fühlen quellende Musik, die dem ernsten Stoffe restlos beikommt und das Empfindungsleben auf Stimmungen und Momente konzentriert, die weitab vom hastenden Alltage liegen. Max Chop.

Aus der Theaterwelt.

Ein Rückblick auf das Theaterjahr 1912.

Im Theaterjahre 1912 hat der Tod unter den Bühnenleitern scharfe Musterung gehalten. Er hat das Burgtheater in Wien, die Münchener Hoftheater und das Berliner Lessing-Theater ihrer Häupter beraubt. Baron Berger, Baron Speidel und Otto Brahm starben in diesem Jahre. Bergers Nachfolger wurde der Hofburgschauspieler Thiemig, der sein Provisorium so geschickt führte, daß ihm die Leitung des Hofburgtheaters dauernd anvertraut werden wird. Speidels Nachfolge in München trat Klemens v. Frankenstein an, der bis dahin an der Berliner Hofoper das bescheidene Amt eines Korrepetitors versehen hatte. Brahm wird keinen Nachfolger haben, da er noch bei Lebzeiten so disponiert hatte, daß er nur noch bis zum Herbst 1914 das Lessing-Theater geleitet hätte; von da ab war der Direktor des Kleinen Theaters, Viktor Barnowsky, zum Leiter dieser Bühne bestellt worden. Die Erben Otto Brahms haben nun für den Rest ihrer Pachtperiode Rudolf Rittner und Willy Grunwald als Leiter des verwaisten Lessing-Theaters bestellt. Da aber die Besitzer des Lessing-Theaters den Erben Brahms das Haus nur noch für eine Spielzeit überlassen wollen, so wird wahrscheinlich schon zu diesem Termin Barnowsky in das Haus einziehen. Es ist bekannt, daß Brahms bewährtes Ensemble sich gesträubt hat, dem neuen Herrn des Lessing-Theaters dienstbar zu sein. Unter Führung Grunwalds und Gerhart Hauptmanns hat sich die Truppe vielmehr zum Societätstheater konstituiert und wird als solches das Haus der Kurfürstenoper beziehen. Wahrscheinlich schon im Herbst 1913. Die Traditionen der Otto Brahmschen Bühne werden also fortan auf das Societätstheater übergehen, so daß Barnowsky, dessen Kleines Theater Direktor Altman übernimmt, vor das Problem sich gestellt sieht, in dem mit Theatern überfütterten Berlin noch eine neue Bühne mit einer erst noch zu entdeckenden Eigenart ins Leben zu rufen. Die Berliner Theaterzusammenbrüche der Direktoren Halm, Robert, Zickel und Lothar haben gezeigt, welche Schicksale in der Reichshauptstadt den Bühnen drohen, die keine ausgesprochene künstlerische Sendung und Zweckbestimmung haben. Von der Leitung des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg muß Baron Bergers Nachfolger, Direktor Hagemann, weichen, weil er durch literarische Experimente, die an sich nur zu loben waren, den konservativen Sinn der Hamburger verletzte. Von der Leitung des Mannheimer Hof- und Nationaltheaters trat Ferdinand Gregori zurück. Beiden tüchtigen Theatermännern wird ein würdiger Wirkungskreis auch in Zukunft sicher sein.

In der ganzen Theaterwelt wurde Gerhart Hauptmanns 50. Geburtstag festlich begangen. Allenthalben spielte man Dramen dieses Dichters, den seine Berliner Gemeinde am 15. November durch ein Bankett, und die Stockholmer Akademie durch Verleihung des Literaturpreises der Nobel-Stiftung ehrte. Ein Empfang beim schwedischen König schloß die Stockholmer Hauptmann-Ehrung ab, der eine Huldigung der Leipziger Studenten bei der Aufführung des „Florian Geyer" vorausgegangen und eine Festaufführung des „Biberpelz" seitens der Berliner Studentenschaft gefolgt war.

Der Delegiertentag der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehörigen in Berlin führte zu sehr erregten Szenen. Man registrierte Wutanfälle, Ohnmachten, Schluchzkrämpfe, und all das galt lediglich der Entthronung Hermann Nissens, des Präsidenten der Genossenschaft, dessen persönliche Feinde sich unter Erich Ziegels Führung zu einem Protestbund zusammengeschlossen hatten. Aber die Gesamtheit der Beweise für Nissens Versündigungen erwies sich als zu schwach, um den Präsidenten zu stürzen. Der Protestbund erklärte sich für überwunden und schied in corpore aus der Genossenschaft aus. Hermann Nissen blieb Sieger auf der ganzen Linie, und das bedeutet wahrscheinlich die Andauer des Kriegszustandes zwischen der Genossenschaft und dem Bühnenvereine, dem Organ und der Gruppe der Bühnenleiter.

Von rein künstlerischen Ereignissen, die das Theaterjahr 1912 gebracht hat, ist leider nicht viel zu berichten. Hauptmann brachte „Gabriel Schillings Flucht" auf die Bühne, ein psychologisches Drama, das bei den nächsten kritischen Freunden des Dichters keine enthusiastische Würdigung fand, obgleich es große und spezifische Hauptmann-Vorzüge besonders in der scharfen Plastik seiner Gestalten aufweist. Der Hauptvorwurf, der dem Werke gemacht wird, beruht darin, daß der Held des Stückes als eine gar zu passive und haltlose Natur in die Erscheinung tritt.

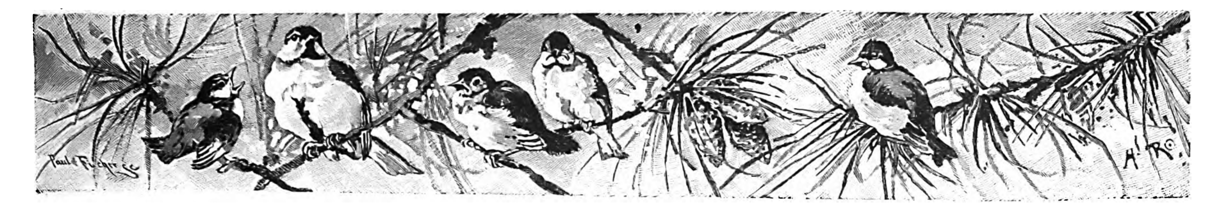
Herbert Eulenberg erhielt als Aufmunterung den Volks-Schillerpreis für seine „Belinde", ein humorloses Werk, das mir wegen seiner vielen Verrenkungen und Gewaltsamkeiten wenig geraten erscheint, und das nicht einmal in guten Versen geschrieben ist. Immerhin hat Eulenberg allein schon mit seinen herrlichen „Schattenbildern" jede Anerkennung und Förderung verdient, zumal er auf dem Theater bis heute eigentlich einen starken und anhaltenden Erfolg noch immer nicht errungen hat. Die neugegründete Kleist-Stiftung verlieh einem Anfänger, Reinhard Sorge, für sein Drama „Der Bettler" die Hälfte des diesjährigen Preises. Die andere Hälfte erhielt der Romandichter Burte für seinen „Wiltfeber". Sorges „Bettler" hat unstreitig Stellen von hoher dichterischer Schönheit, ist aber als Ganzes nichts weniger als ein geschlossenes Kunstwerk. Als eine Ruhmestat Reinhardts ist seine Inszenierung des „Totentanzes" von August Strindberg zu vermerken, eine unvergeßliche, im höchsten Sinne vollendete Hochleistung. Als literarisches Ereignis ist die Münchener Uraufführung von Wedekinds „Franziska" zu erwähnen, die Eugen Robert in seinen Kammerspielen bewirkte. Im Mittelpunkte dieses Dramas steht eine Art weiblichen Faustes, eine Feuerseele von Frau, deren gieriger Lebensdrang sie den Mann spielen und eine andere Frau heiraten läßt. Das Werk ist voller psychischer Gewagtheiten, aber ein genialer Wurf Wedekindscher Gestaltungskraft. Die „Franziska" riß das Münchener Publikum unwiderstehlich hin. Als eine bedeutsame Wendung im Theaterbereich muß registriert werden, daß der Verband deutscher Dramatiker, der bis dahin die Kinotheater durch gemeinsamen Beschluß boykottiert hatte, diese Maßregel nunmehr aufgehoben und den Geschäftsverkehr zwischen Dramatikern und Kinotheatern angebahnt hat. Gerhart Hauptmann eröffnete den Reigen und gab einer Filmfirma gegen ein Honorar von 20000 Mark die Genehmigung zur Filmbearbeitung seines Romans „Atlantis", in dem ein Schiffsuntergang die Hauptszene bildet. Mit diesem Übergang der Dramatiker ins Lager der Lichtbühnen wird den ständigen Theatern ein weiterer schwerer Schaden zugefügt, da die Lichtbühnen nunmehr in die Lage kommen, durch die Namen erster Bühnendichter ihren enormen Zulauf weiter zu steigern, während ein Theater nach dem anderen infolge schlechten Geschäftsganges zugrunde gehen muß. Hans Land.

Die beiden Waisen.

Nach dem Gemälde von Adolf Echtler.



GERMANIA



Irrende Seelen.

Roman von Paul Grabein.

(Fortsetzung.)

Auch in anderer Weise machte sie ihm keine Schwierigkeiten mehr. Sie hatte sogar Einladungen aus jenem alten Freundeskreise von ihm angenommen, gegen den sie sich einst so ablehnend verhalten hatte.

Warum auch sich länger sträuben? Es hatte ja gar keinen Sinn. Sie gehörte doch nicht mehr in jenen anderen Lebenskreis. Aber ihre persönlichen Anschauungen, ihre Grundsätze?

Grundsätze! Gerda dachte es voll Selbstverachtung. War nicht ihr ganzes Leben, ihre ganze Ehe ein einziges großes Verleugnen ihrer Grundsätze? Wozu da noch ankämpfen gegen solche Nebensächlichkeiten!

So sagte sie ja zu allen Vorschlägen ihres Mannes — müde und gleichgültig. Und folgte ihm so auch zu Laruns, die zu einer großen Gesellschaft im Esplanade-Hotel eingeladen hatten.

Gerda kam auch zu diesem Fest mit jener gleichgültigen Stimmung, die nichts erwartet. Aber diese Indifferenz verkehrte sich allmählich in eine innere Auflehnung.

Schon allein die ungewöhnliche Stunde dieser Veranstaltung. Auf zehn Uhr war geladen. Aber die meisten Gäste, und so auch sie mit Heinz, erschienen viel später, da sie als Künstler im Theater zu tun hatten. Gegen Mitternacht etwa setzte man sich erst zu Tisch.

Und dann dieses Mahl! Laruns hatten sich nicht genug tun können. Das war kein exquisites Diner mehr, nein — eine ordinäre Schlemmerei. Eine sinnlose Anhäufung aller Leckerbissen der Saison.

Von derselben Geschmacklosigkeit und Überladung waren die Toiletten der meisten Damen. Und ein Überfluß an Juwelen dazu. Gerda mußte der Gesellschaften zu Hause gedenken, der fast gesuchten Einfachheit der Offiziersdamen in Kleidung und Schmuck. Wenn die hier hätten hineinsehen können!

Aber weit schlimmer als das alles fand Gerda den Ton der Gesellschaft. Sie war gewiß nicht prüde. Sie kannte kein Thema, das, kam einmal der Anlaß dazu, zwischen Mann und Frau nicht hätte angeschlagen werden können. Nur eben mit dem nötigen Ernst, der erst gar kein peinliches Empfinden dabei aufkommen ließ. Hier jedoch? Eine Unterhaltung, die, sobald der Theaterklatsch erschöpft war, eigentlich nur noch auf „Pikanterien“ gestimmt war. Scherze von einer Gewagtheit, und dazu ein wissendes Lächeln in den Augenwinkeln — Gerda schämte sich für die Frauen rings um sie her, die sich das ruhig bieten ließen und bloß ein Lachen darauf hatten, das die Herren nur noch kühner machte.

Gerdas Miene bekam unter diesen Wahrnehmungen etwas Unnahbares. Die Herren fanden sie so zwar blendendschön, aber furchtbar uninteressant. Eine völlig temperamentlose Frau. Man verstand den guten Kerl, den Keßler, nicht. Immerhin aber erreichte es Gerda auf diese Weise, daß sich keiner so recht herauswagte bei ihr.

So war das Diner glücklich an ihr vorübergegangen. Jetzt wurde in den kleinen Salons der Mokka gereicht. Die Hausfrau hatte sich Gerdas bemächtigt, sie in einen Kreis älterer Damen gezogen. Da atmete sie auf. Hier war sie wenigstens vor jener Art Unterhaltung sicher. Freilich der Ersatz war auch nicht gerade nach ihrem Geschmack: Klatsch, Klatsch — Sommererlebnisse aus Marienbad und Heringsdorf, von Leuten, die jeder hier offenbar kannte, die ihr aber ganz fremd und gleichgültig waren, und zwischendurch immer wieder die Modistin, der Schneider.

Gerdas Auge ging da suchend durch die Räume, nach ihrem Manne. Daß er doch käme und sie hinwegführte!

Endlich entdeckte sie ihn, durch die Gruppen der vor ihr Stehenden hindurch, im Nebensalon. Er stand dort, die Mokkatasse in der Hand, vor einer Dame, die sich sehr graziös aber ziemlich frei auf einem Eckdiwan niedergelassen hatte. Und sie erkannte jetzt auch diese — die Molnar.

Die Unterhaltung mit der Kollegin schien ihren Mann allmählich immer mehr zu interessieren. Denn er setzte jetzt seine Mokkaschale bei einem Diener ab und zog sich einen Stuhl heran, ziemlich nahe zu der Schauspielerin, und sprach so zu ihr. Ab und zu mit einer lebhaften Bewegung, wie Gerda sie an ihm kannte, wenn er in seiner Unterhaltung animierter wurde.

Heinz Keßler fand in der Tat allmählich Gefallen an der Kollegin. Bisher hatte er sie nur immer auf der Bühne gesehen, bei der Arbeit. Da sieht man sich ja mit anderen Augen, kritisch, als einer vom Fach. Und sonst hatte er sich absichtlich fern gehalten von dem ganzen Kollegenkreise. So auch von ihr. Das war noch so das letzte gewesen, womit er vor sich selber gerechtfertigt bleiben wollte. Das war er sich so schuldig, der Heinz Keßler. Zwar, er mußte sich vor der Öffentlichkeit zeigen mit den andern da; aber darum blieb er doch, wer er war — hielt sich für sich.

„In splendid isolation!" hänselten die neuen Kollegen, er wußte es wohl; aber es schmeichelte ihm bloß. Und er blieb bei seiner Zurückhaltung.

So hatte er sich auch der Molnar, wie gefeiert sie auch war, bisher nie genähert. Sie blieb eben für ihn nur die Soubrette mit ihrer leichtgeschürzten Kunst. Ein schickes, pikantes Persönchen, der nebenher sehr wahrscheinlich alle Welt zu Füßen lag. Aber er kümmerte sich auch um diese ihre Privatangelegenheiten nicht. Sie war ihm gleichgültig wie alle die anderen. Wohl war er stets freundlich und höflich zu ihr, wie es die Kollegialität erforderte, aber — immer Distanz!

Doch heute, wo sie der Zufall einmal gesellschaftlich zusammenführte, sah er sie mit anderen Augen. Schon rein äußerlich. Sie war eigentlich eine sehr pikante Erscheinung, mit dem südlich brünetten Teint und dem zarten Pfirsichflaum über der Haut. Dazu diese Augen, weich wie Samt, aber sprühend vor Glut. Und ihre ganze Art sich zu geben: lustig, witzig und immer voll Charme — er merkte, wie er förmlich aufwachte. Herrgott, wirklich, als ob er diese ganze letzte Zeit über geschlafen hätte.

Plötzlich neigte er sich zu ihr vor, mitten in ihrem Geplauder:

„Wissen Sie was, Molnar? Sie gefallen mir viel besser so als auf der Bühne."

„O jesses, wie gnädig!" Und sie lachte, aber dann sah sie ihn an, keck und übermütig. „Um mich zu revanchieren, muß i Ihnen dann wohl ebenfalls erklären, daß auch Sie mich ganz angenehm enttäuscht haben."

„Inwiefern?"

„Weil Sie gar net so a fader Kerl san, als i glaubt hab'."

Jetzt war das Lachen an ihm.

„Fad — ich? Das ist nicht schlecht! Da schein' ich mich ja in der Tat eines hervorragenden Rufs bei meinen verehrten Kollegen zu erfreuen."

„No — is 's vielleicht a Wunder? Wann man den Herrn Keßler zu G'sicht kriegt, schaut er grad so g'statzt und nobel aus als an Erzherzog. Aber schon ganz blödsinnig vornehm. So quasi: Kinder, bleibt's mir nur immer zehn Schritt vom Leib. Daß mir nur ja koaner net zu nah' kommt!"

„So — also den Eindruck mach' ich auf euch?" Keßler lachte wieder. Nicht ohne eine leise Befriedigung. Dann aber sah er sie an, mit all seiner strahlenden Liebenswürdigkeit.

„Na, da hab' ich freilich allerlei gutzumachen, wenigstens bei Ihnen, Molnar. Fad — nein, die Meinung möcht' ich Ihnen doch etwas benehmen."

„Alsdann, bitt' schön. Ganz ohne Schenierer! Bin allweil gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen."

Sie schlug die Knie übereinander und lehnte sich noch bequemer in den Polstern zurück, wie um nun in aller Behaglichkeit seine Rehabilitierungsversuche über sich ergehen zu lassen.

Heinz Keßler aber ward noch lebendiger in seiner Unterhaltung. Er fühlte jenes geheimnisvolle Überströmen von ihr zu ihm und zurück; wie es zwei Menschen empfinden, oft gleich beim ersten Begegnen. Jenes instinktive, aber untrügliche Gefühl, einander zu gefallen; ein Ahnen von Dingen, die da kommen werden. Und so kam in seine ganze Haltung, in seinen Ton eine leise Vertraulichkeit.

Miezi Molnar duldete es ohne Bedenken, ja, gab sich auch ihrerseits dem geheimnisvollen Reiz dieser ersten, allerleisesten Wechselbeziehungen hin. Aber sie ließ dabei die Umwelt nicht so außer acht wie er. Und so sagte sie ihm plötzlich halblaut, mit einem gedämpften Warnen im Ton, aber ihn dabei ganz unbefangen anlachend:

„Sie — i glaub', Ihre Frau Gemahlin hat Sehnsucht nach Ihnen. Sie schaut alleweil so her."

„Meine Frau?" und er bog sich unwillkürlich etwas zurück von ihr.

„Ja, das ist doch die Dame dort bei dem Larun seiner Frau — die schlanke Brünette. Übrigens a ganz an apartes G'sicht. I moach Ihne mein Kompliment, Herr Keßler."

Und sie blitzte ihn jetzt an, mit leiser Schelmerei.

Aber seine Stirn umwölkte sich, und er erwiderte nichts. Langsam kehrte er sich jetzt doch nach Gerda um. Er sah einen Moment noch ihr Antlitz zu ihnen beiden hergewandt, mit einem ernsten Ausdruck. Nun aber blickte sie fort, in den Kreis der Damen drüben hinein.

Da stand er auf, doch nur widerstrebend, und blickte jetzt auf Miezi Molnar nieder. Sie saß vor ihm mit ihrem unschuldigsten Lächeln und spielte mit ihrem Fächer.

„In der Tat, meine Frau scheint sich zu langweilen. Ich muß wohl mal hinüber. Aber sagen Sie — wann plaudern wir wieder einmal?"

Sie öffnete nur mit einem Achselzucken den Fächer. Da drängte er: „Bitte!"

„Liegt Ihnen denn wirklich goar so viel daran?“ Und fragend sahen ihn ihre Sammetaugen von unten her an.

Er antwortete nur mit einem leidenschaftlichen Zusammenpressen der Lippen. Da klappte sie langsam den Fächer wieder ineinander.

„Wollen's vielleicht amoal a Schalerl Tee bei mir trinken?“

„Wann?“

„Wann's mögen.“

„Also morgen!“

Sie lächelte wieder vor sich nieder; ganz harmlos. Aber in ihren Augen stand ein geheimes Grüßen, als sie nun zu ihm aufsah:

„Alsdann, auf Wiederschaun — morgen.“

Und auch sie erhob sich.

Gerda und Heinz fuhren bald darauf heim. Ein paar Minuten sprachen sie nichts miteinander. Dann zog er das Zigarettenetui.

„Du erlaubst doch?“

Der Wagen war geschlossen.

Sie nickte nur, und sie schwiegen weiter, während er etwas hastig vor sich hinrauchte. Er hatte dabei ein unbehagliches Gefühl, als ob sie sich doch in Gedanken mit ihm beschäftigte. Mit ihren Beobachtungen vorhin an ihm und der Molnar.

Er hatte sich da doch wohl gleich etwas zu sehr ins Zeug gelegt. Sein leidiges Temperament! Nun war sie am Ende gar eifersüchtig — zum mindesten aber ernstlich verstimmt. Er kannte ja ihre Anschauungen. So gar kein Verständnis für die Freiheiten des Künstlers, der doch mit anderem Maß gemessen sein will als jeder x-beliebige Durchschnittsphilister!

Er tat einen großen Zug und blies den Rauch energisch von sich. Aber dann drückte er die Zigarette im Aschenbecher der Wagentür aus. Immerhin — so etwas war doch unbequem im Hause. Solch heimliches Schmollen. Besser, man ging der Sache gleich einmal auf den Grund. Und unvermittelt richtete er plötzlich an sie die Frage:

„Du hättest es wohl lieber gesehen, wenn ich mich nicht mit der Molnar unterhalten hätte?“

„O — wenn du doch einmal Gefallen an ihrer Unterhaltung findest.“

Er biß sich auf die Lippen. In ihrem Ton lag so viel Geringschätzung.

„Was hast du eigentlich an ihr auszusetzen?“

Es klang herrisch. Da wandte sie ihm den Kopf zu, mit einem großen, erstaunten Blick, und erwiderte nur:

„Ich glaube kaum, daß es Zweck hat, uns darüber zu unterhalten. Du würdest mich doch nicht verstehen.“

Und wieder wehte es ihn aus ihren Worten an wie ein frostiger Hauch. Diesmal galt es ihm selber.

Heiß schoß es ihm in die Schläfe.

„Nun, wie es dir beliebt.“

Er warf sich, ihr abgekehrt, in die Wagenecke. Kein Wort fiel mehr zwischen ihnen auf der ganzen weiteren Fahrt.

Seitdem war Gerda Keßler noch viel einsamer als vorher. Ihr Mann ging ihr offenbar aus dem Wege, anstatt daß er sich bemüht hätte, ihr wieder näherzukommen. Selbst an den Nachmittagen war er jetzt immer aus dem Hause.

Der Winter hatte inzwischen Einzug gehalten. Es war sogar ein anhaltender, starker Frost eingetreten. Selbst die Natureisbahnen waren heute eröffnet worden. Und die lachende Sonne lockte hinaus zu dem erfrischenden, frohen Sport draußen im Tiergarten.

Auch über Gerda war da ein Sehnen gekommen, der Trübsal um sie her zu entfliehen. Das Schlittschuhlaufen war ihr früher in Ellerstedt ja immer die liebste Winterfreude gewesen. Und so hatte denn auch sie heute den Weg zum Neuen See gefunden, gleich so vielen anderen, die einmal der Stubenluft entrinnen wollten.

Aber der Besuch der Bahn hatte sie stark enttäuscht. Wohl war da um sie her ein frohes Gewühl: Tausende von Menschen mit frischen, strahlenden Mienen, die sich nach den Klängen des Orchesters im Laufe wiegten. Aber alles Paare oder größere Gruppen. Keiner lief für sich. Nur sie war sich selbst überlassen; sie allein war ausgenommen von dieser großen Fröhlichkeit.

Und nie war das Gefühl der Verlassenheit stärker in Gerda gewesen, als hier in dieser tausendköpfigen Menge. Das war wie das Leben: kalt und fühllos. Keiner von denen, die da glücklich waren, fragte nach dem Einsamen, der abseits stand.

So stark ward schließlich das Empfinden, so quälend, daß Gerda sich plötzlich abschnallen ließ. Sie mußte fort von hier, sollte es nicht über sie kommen — ein haltloses Zusammenbrechen.

In der Dämmerung des frühen Winterabends schritt die junge Frau so langsam durch den Tiergarten dahin. Den Kopf gesenkt, die Hände in dem Muff vergraben.

So ging sie wieder heim.

Heim — gab es das für sie?

Warum war sie eigentlich da in dem Hause, an der Seite des Mannes, dem sie so gar nichts war im Grunde?

Und weiter noch ging dies trostlose Sichselbstbefragen. Rückwärts — ganz bis zum Anfang.

War sie Heinz wohl überhaupt je etwas gewesen? In Wahrheit. Hatten im Grunde nicht damals bloß

seine Sinne nach ihr begehrt? Und nun, wo der Rausch verflogen, stand da vor ihnen beiden die frostige, kahle Erkenntnis: sie hatten nichts Tieferes gemein miteinander. Nichts, was den Baugrund einer wirklichen Ehe abgegeben hätte.

Ja — sie konnte das Auge nicht mehr vor dieser Erkenntnis verschließen. Und unabweisbar, als Schlußglied der Kette drängte sich zu diesen Fragen noch eine letzte:

Hatte dann aber dies alles noch Sinn? Daß sie bei ihm blieb, dem sie im Innersten fremd war? War diese Gemeinschaft nicht vielmehr entwürdigend?

So ganz war Gerda in ihre Gedanken versunken, daß sie an einer Biegung des Weges, der sie noch immer längs des Seeufers hinführte, fast auf einen Herrn gestoßen wäre — einen Offizier, der ihr langsam entgegenkam; seinerseits wohl in den Anblick des Treibens drunten auf der Eisfläche vertieft, über dem jetzt das bläuliche Licht der Bogenlampen aufgeflammt war.

„Pardon!"

Und der Offizier wollte dienstfertig beiseite treten, aber da erkannten sich beide. Kyllburg stand ihr gegenüber.

„Sie —!"

Es entfuhr ihm ganz bestürzt. So dicht hatte er plötzlich vor ihr gestanden, ganz unvermutet. Das hatte er ja nicht erwartet, als er heute wie immer den gewohnten Nachmittagsspaziergang in den Tiergarten angetreten hatte.

Gerda nickte nur, aber ihre Hand blieb im Muff.

Sein Anblick löste all die Bitterkeit in ihr, die sich allmählich gegen ihn angehäuft hatte. Daß auch er es gemacht wie all die anderen — sich vorsichtig und kühl zurückgezogen hatte von einem Verkehr, der nicht mehr gut „möglich" war.

Er merkte wohl, daß da etwas in ihr vorging. Aber zu sehr war er noch mit sich selber beschäftigt, daß er erst ihr gegenüber wieder den ruhigen Ton fand. So trat er denn nur neben sie, die weitergehen wollte, um sich ihr anzuschließen, aber sprach noch nichts. Doch da hörte er sie plötzlich sagen:

„Bitte, tun Sie sich keinen Zwang an — Sie gehen vielleicht lieber allein."

So herb klang das, so bitter, daß er aufhorchte.

„Gnädige Frau!" Und nun, als er beim matten Schein des Lichtes drüben ihr blasses Gesicht sah, in dem trotz aller Starrheit doch die Erregung zitterte, forschte er betroffen: „Was haben Sie gegen mich?"

„Bedarf es noch der Worte? Ist Ihr Fernbleiben nicht schon Erklärung genug?"

„Wie — Sie könnten glauben —? Das glauben?"

Mit einem Male begriff er. Der tödlich verletzte Stolz sprach ja zu beredt aus ihren Zügen. Und nochmals tat er da seine Frage.

„Wie konnten Sie das glauben von mir!"

Aber sie schüttelte den Kopf, ohne ihn anzublicken.

„Geben Sie sich doch nur keine Mühe — aus Mitleid! Sie täuschen mich nicht."

Da blieb er stehen. Es war an einer stillen Stelle des Weges, der hier vom offenen Seeufer abwich, und vorgelagertes Buschwerk warf seine Schatten über sie.

„Frau Gerda —!" zum erstenmal drängte sich ihm wieder der einst so vertraute Name über seine Lippen — „da Sie mich denn zwingen — wollen Sie wissen, warum ich nicht kam?"

Sie sah jetzt doch zu ihm auf. In seiner Stimme eben, da war so etwas —, und es überrann sie plötzlich. Ein Erinnern: damals — als er so jäh nach ihren Händen gegriffen hatte! Was würde er ihr zu sagen haben? Und das Herz schlug ihr mit einem Mal bis in den Hals hinauf.

Nein, nein! Sie wollte es ihm zurufen und weitergehen, mit bebenden Knien; aber da hörte sie ihn schon sagen:

„Weil ich nicht durfte, Gerda — als Mann von Ehre."

Sie schloß die Augen. Einen Moment war es, als ob ihre Gestalt schwanken wollte. Dann aber entrang es sich ihr:

„Gehen Sie — ich bitte Sie!"

Seine Augen brannten. Aus dem Dunkel leuchtete ihm ihr Antlitz entgegen — so süß in seiner Totenblässe.

„Gerda!"

Sie spürte seinen erregten Atem in ihrem Gesicht. Ein Schauer lief durch sie hin. Sie fühlte, wie die Kraft von ihr weichen wollte. Da sah sie zu ihm auf — ein Flehen, ein Beschwören.

Ein Blick, den er nie vergessen würde. Er fühlte es — nie! Ihr ganzes Sein lag in diesem einen Blicke. Und sie legte es in seine Hand. Da hast du mich — und nun vernichte mich, wenn du nicht anders kannst.

Jeder Nerv spannte sich in ihm zum Zerreißen. Dieser Augenblick entschied ja auch über sein Leben. Dann aber plötzlich ein Ruck durch seinen ganzen Körper, und er wandte sich ab. Ein kurzes Herumwerfen. Und ohne ein Wort ging er davon. Sein eilender Schritt verhallte auf dem hartgefrorenen Boden.

Gerda entfernte sich in entgegengesetzter Richtung; fast ein Davonstürzen, ohne Acht auf den Weg.

So lief sie durchs Dunkel. In ihr ganz unbekannte, nicht mehr beleuchtete Teile des großen Parkes. Aber sie merkte nichts davon. Nur das eine empfand sie: hier war sie unbeobachtet, allein mit sich. Und da stürzten ihr plötzlich die Tränen aus den Augen — heiße, verzweifelte Tränen.

Sie galten dem Manne, der sie liebte, noch immer; der nie aufgehört hatte, sie zu lieben, und dem sie verloren war.

Und galten ihr selber. Wenn sie doch ihre Natur besser erkannt hätte, damals in jener Stunde der Entscheidung! Wäre nicht jener andere Weg der richtige gewesen, den Walter Kyllburg mit ihr hatte gehen wollen? Und wenn er auch durch Entbehrungen geführt hätte — die Sonne der Liebe wäre über ihm gewesen.

Und wieder gingen die Tage hin, in dumpfem Gleichmaß. Bis dann eine Unterbrechung für Gerda kam. Petersens waren doch noch vor Weihnachten nach Berlin gekommen. Freilich nur für ein paar Tage; Klaus hatte unerwartet hier geschäftlich zu tun und Astrid da natürlich mitgenommen.

Die Schwester brachte eine große Neuigkeit von Haus mit. Achim, Ediths Verlobter, hatte durch Verwendung wohlwollender Vorgesetzter eine sehr ehrenvolle Dienststellung im Ausland bekommen, als Instrukteur in der türkischen Armee, mit dem Range eines Hauptmanns, bei einem recht ansehnlichen Gehalt. So konnten denn, durch diesen unvorhergesehenen Glücksfall, die Verlobten schon jetzt heiraten. Denn, wenn Achim nach drei Jahren wieder in preußische Dienste zurücktreten würde, war ihm ja auch hier der Rang eines Hauptmanns, seinem Dienstalter nach, gewiß. Edith war so einfach glücklich. Die drei Jahre in der Fremde machten ihr nichts. Würde sie doch endlich mit Achim vereint sein. So sollte denn baldigst die Hochzeit gefeiert werden, denn Achim mußte seine Stellung in kürzester Frist antreten.

Diese frohe Botschaft Astrids brachte in Gerdas verdüsterter Seele wieder etwas Licht. Überhaupt war die Anwesenheit ihrer Schwester für sie eine Wohltat. Sie zog sie von sich selbst ab. Den ganzen Tag war sie ja mit Astrid unterwegs, bei ihren Einkäufen, bei der Schneiderin, beim Photographen, beim Warenhausbummel — und abends war Klaus der Dritte im Bunde. Ihr Mann war ja durch sein allabendliches Auftreten hinlänglich entschuldigt. Und es war Gerda nur lieb. So trug nichts einen Mißton in ihr Zusammensein, bei dem sie wenigstens für Stunden ihr Leid vergaß.



Nach der Bescherung.

Auch heute abend waren sie so miteinander gewesen, hatten im Eispalast gemeinschaftlich gegessen und dem bunten Treiben drunten in der Eisarena zugeschaut. Dann hatten Petersens Gerda heimgefahren, und diese stieg nun allein die Treppen zu ihrer Wohnung empor.

Es war erst kurz nach elf und Heinz noch nicht zu Hause. So wollte sie denn, nachdem Jean ihr beim Ablegen behilflich gewesen, in ihr Schlafzimmer treten, als sie im Vorübergehen am Spiegel der Garderobe auf der Präsentierschale einen Brief bemerkte.

Sie griff danach und sah nach der Aufschrift. Für sie, und sie öffnete.

Eine unbekannte Frauenhandschrift — aber kaum hatte sie einige Worte gelesen, da verfärbte sie sich. Doch im nächsten Moment faltete sie den Brief mit schneller Fassung zusammen — Jean stand ja noch hinter ihr. Und sie ging an ihm vorbei in ihr Zimmer. Dort stürzten sich ihre Augen auf die Schrift. Sie las

„Sehr verehrte Frau!

Sie werden sich wundern, diese Zeilen von einer Ihnen gänzlich Unbekannten zu erhalten, aber der Inhalt meines Schreibens wird meinen ungewöhnlichen Schritt rechtfertigen. Ich habe Ihnen eine Sie angehende wichtige Mitteilung zu machen.

Ihr Mann hintergeht Sie schon seit langem mit Fräulein Molnar. Es ist im ganzen Theater ein öffentliches Geheimnis; nur Sie allein wissen offenbar nichts davon. Darum halte ich es für meine Pflicht, Sie davon in Kenntnis zu setzen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie das tut, betrogen zu werden in voller Ahnungslosigkeit. Wir Frauen müssen daher zusammenhalten in solchen Fällen.

Verzeihen Sie mir, sehr verehrte Frau, wenn ich Sie mit dieser Nachricht beunruhige, aber es ist zu Ihrem Besten. Hochachtungsvoll

eine Kollegenfrau."

Gerda war jeder Blutstropfen aus dem Antlitz gewichen. Eiskalt waren ihre Glieder. So blickte sie unverwandt auf das Schreiben in ihrer Hand.

Also das war es. Nun verstand sie mit einem Mal alles: sein ganz verwandeltes Wesen gegen sie, das keinen Versuch einer Annäherung mehr machte, und sein ständiges Fernbleiben. Betrogen! Schmählich verletzt in ihrer Frauenehre.

Und es schüttelte sie plötzlich wie ein wilder Krampf. Das ihr — ihr!

Ihre Rechte, die den Brief noch immer hielt, ballte ihn zu einem Knäuel und schleuderte ihn zu Boden, in unaussprechlichem Abscheu.

Doch nach diesem ersten leidenschaftlichen Ausbruch ward sie ruhiger. Die Überlegung kehrte ihr zurück.

Sie hob den Brief wieder auf und glättete ihn. Und wie so ihr Auge die Zeilen noch einmal durchging, glaubte sie zu sehen, daß die Schriftzüge etwas Gekünsteltes hatten. Offenbar war die Handschrift verstellt. Da ließ sie das Schreiben aus ihren Fingern auf den Tisch gleiten wie etwas Widerwärtiges.

Warum nicht offen, mit vollem Namen, wenn es Wahrheit war — und so offenkundig, wie da behauptet wurde? Wer sich hinter Anonymität versteckte, hatte wohl eben das Licht zu scheuen.

Und Gerdas Miene ward verächtlich. Ein Moment aus ihrer Mädchenzeit fiel ihr plötzlich ein. Da war auch einmal an den Vater ein solcher Brief gekommen, mit allerlei Klatsch über die Frau eines seiner Hauptleute. Aber er hatte einfach das Schreiben schweigend zerrissen und ins Feuer geworfen.

Daran mußte sie jetzt denken, und es kam alsbald über sie. Eine vornehme Regung und zugleich wie eine Beschämung: Sie, die Tochter, verurteilte auf eine solche bloße Denunziation hin? Als ob sie nicht wüßte, daß beim Theater Klatsch und Mißgunst üppiger wucherten als sonst irgendwo! Wenn nun alles nur eine boshafte Anzettelung war, von irgendeiner ränkevollen Person, die der Molnar Ungelegenheiten bereiten wollte?

Und schon griff Gerda nach dem Briefe, um es zu machen wie einst ihr Vater. Aber da zögerte sie doch wieder. Jener Abend fiel ihr ein, bei Laruns. Hatte sie denn nicht mit eigenen Augen gesehen?

So schwankte sie, bis sie doch einen Entschluß faßte: Nein, sie wollte nicht urteilen, nicht verurteilen, ehe sie Heinz selber gehört hatte. Aber den Brief hier vernichtete sie doch nicht. War er eine Verleumdung, dann konnte er Heinz vielleicht eine Handhabe bieten, um dem Täter auf die Spur zu kommen und ihm sein Handwerk zu legen.

Und sie barg den Brief in ihrem Gürtel.

Endlich hörte Gerda ihren Mann kommen. Sie ging schnell und öffnete eigenhändig, ehe Jean von hinten aus dem Dienerzimmer kam.

Heinz war erstaunt.

„Du? Ist Jean denn nicht mehr auf?“

„Doch, aber ich muß dich einen Augenblick sprechen — ganz ohne Zeugen.“

„Nanu, was gibt's denn?“

Die Brauen hochgezogen, sah er zu ihr hin, während er den Pelz ablegte.

„Nicht hier — bitte drinnen, in deinem Zimmer.“

„Gut, gut. Aber die Chose wird ja immer geheimnisvoller.“

Sie erwiderte nichts, sondern ging ihm vorauf. Als sie drinnen allein waren, bei verschlossener Tür, und er Licht gemacht hatte, trat sie vor ihn hin und gab ihm den Brief.

„Hier — lies das.“

Er nahm das Schreiben. Ihre Augen hingen an ihm. Nun ein Aufzucken in seinen Schläfen, und ein Aufstampfen des Fußes.

„Lumperei, erbärmliche!“

Es wollte sich ihr ein Stein von der Brust wälzen.

„Alles Lüge, Heinz — nicht wahr?“

Seine Stirn faltete sich schwer. Er hob die Augen nicht von dem Brief, und so antwortete er endlich langsam:

„Das will ich damit nicht gesagt haben.“

„Also doch wahr?“

Wie ein Schrei drang es plötzlich durch den stillen Raum.

„Ja.“

Und er legte jetzt den Brief mit einem entschlossenen Griff zusammen. Seine Augen richteten sich auf sie, mit einem Ausdruck des Trotzes.

Gerda stand eine Weile, wie betäubt von einer unerhörten Mißhandlung. Nicht anders, als ob seine Faust sie ins Antlitz getroffen hätte.

Der Anblick weckte ihm da Mitleid und ein Schuldgefühl.

„Gerda —“, und er hob leise nach ihr die Hand.

Aber da schreckte sie zusammen wie vor der Berührung eines Bresthaften; ihr Blick traf ihn mit eisiger Kälte, und nun kehrte sie sich von ihm ab. Sie verließ ohne ein Wort das Zimmer.

Heinz Keßler blieb unbeweglich. Er starrte finster vor sich hin, die Arme verschränkt.

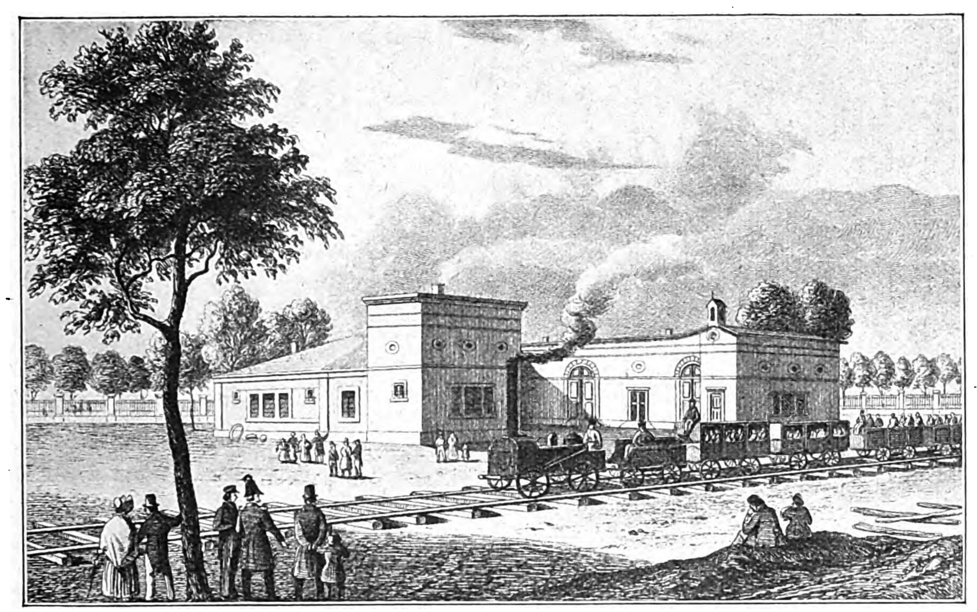
Bis es an die Tür klopfte.

Nun gab er sich wieder Haltung. Jean kam und wollte melden, daß aufgetragen sei. Aber Keßler winkte ihm schon beim ersten Wort ab.

„Der gnädigen Frau ist nicht gut — und ich habe schon etwas genommen. Lassen Sie also nur wieder abtragen. Nur ein Glas Wein bringen Sie mir her.“

So saß Heinz Keßler eine geraume Zeit allein in seinem Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt.

(Fortsetzung folgt.)



Der erste Eisenbahnzug von Leipzig nach Dresden.

Die ersten Eisenbahnfahrten Leipzig—Dresden.

Zum Abbruch des ältesten deutschen Bahnhofs. Von Siegfried Moltke.

Mit sieben Illustrationen.

Die Zeit ist nicht mehr allzufern, da die alte sächsische Meß- und Handelsstadt Leipzig sich wird rühmen dürfen, den größten Hauptbahnhof Europas zu besitzen. Der gewaltige Riese wächst von Tag zu Tag an Ausdehnung und Höhe, und nicht lange währt es mehr, da sind die letzten Spuren jener kleinen Bauten verschwunden, zu denen unsere Väter mit Stolz wandelten, um von ihnen aus sich vom Dampfroß nach Nord und Süd, nach Ost und West bringen zu lassen. Auch diese kleinen Bauten waren nur Nachfolger noch kleinerer und viel primitiverer Hallen, deren älteste, der „Dresdener Bahnhof", der erste Bahnhof in Sachsen überhaupt war. Es dürfte Eulen nach Athen tragen heißen, wollten wir hier auf die Entstehung der ersten sächsischen Eisenbahn in ausführlicherer Weise zurückkommen. Namen eines Friedrich List, des vielverkannten großen Nationalökonomen, und eines Gustav Harkort, des weitsichtigen Leipziger Kaufmannes — solche Namen braucht man nur zu nennen, und die ganze illustre Suite von hervorragenden Leipziger Männern, an deren Spitze das geistige Auge diese beiden vorüberziehen sieht, hat das Gedächtnis mit stolzempfundener Anerkennung sofort umfaßt, Männer, denen Sachsen die erste, Deutschland die erste öffentliche Eisenbahnstrecke verdankt: die Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Wenn wir im Bilde sehen und in Worten der Zeitgenossen lesen von den Zuständen jener Kinderzeit der deutschen Eisenbahn, dann sind wir nur zu leicht geneigt, über manches zu lachen. Nicht mit Recht, denn der Leser dieser Zeilen wird staunen, daß jene erste sächsische Bahn in den ersten Tagen Leistungen aufwies, die unseren heutigen Verhältnissen in mancherlei Beziehungen kaum etwas, oder doch nur wenig nachgaben, ja, berücksichtigt man den Stand der Eisenbahntechnik jener Zeit, möchte man sich versucht fühlen, zu behaupten, jene ersten Leistungen waren noch größer als die heutigen.

Der erste Zug von Leipzig nach Dresden!

Siebeneinhalb Jahrzehnte sind ins Land gegangen. Nur wenige weilen unter uns, die damals, als Kinder oder halbwüchsige Welt- und Staatsbürger, im Gedränge der schaulustigen Menge ausharrten, um jenem historischen Moment beizuwohnen, wenige werden sich der Stunde heller Begeisterung erinnern können, da am 7. April 1839 der erste Zug von Leipzig abfuhr, um am Tage darauf die königliche Familie nach Leipzig zu bringen, jenes denkwürdigen Ereignisses, deren bedeutungsvolle Tragweite wohl kein Augenzeuge damals zu ermessen vermochte, sondern die erst im Laufe der Zeit und der großartigen Entwicklung unseres deutschen Eisenbahnwesens voll gewürdigt werden konnte. Die Strecke zwischen der alten Meß- und der kunstsinnigen Haupt- und Residenzstadt Sachsens, zwischen denen seit Jahrhunderten so viele Verbindungen kultureller Arbeit bestanden, war mit Eisenschienen belegt und beide Orte somit durch einen Verkehrsweg verbunden worden, der die Bürger Leipzigs und Dresdens nun auch persönlich in regeren Verkehr bringen sollte. Im Frühjahr 1839

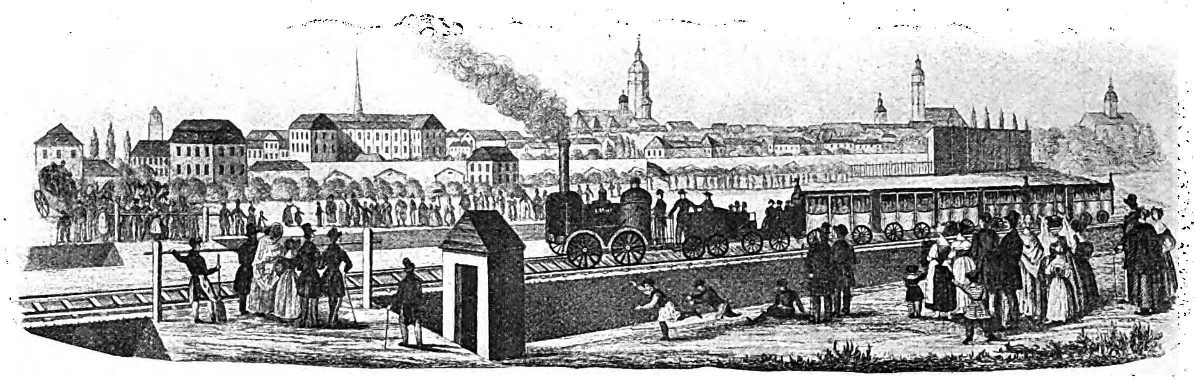
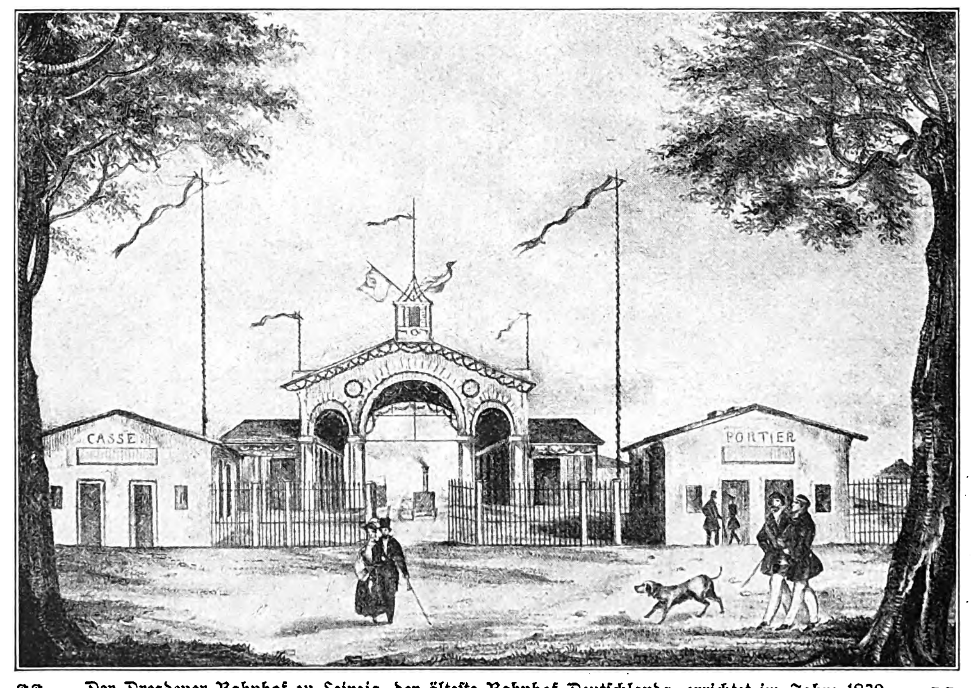


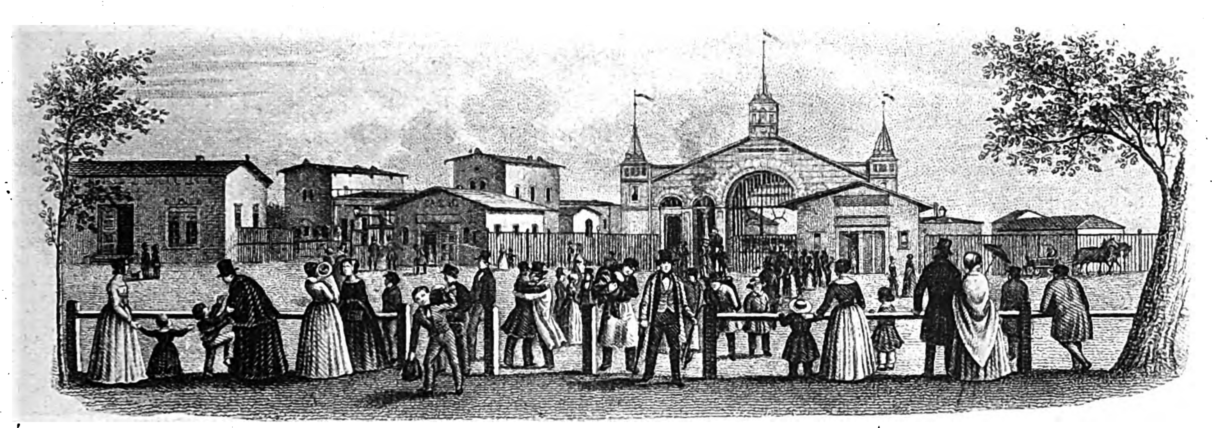
Bild aus dem Jahre 1837 mit einem der ersten Züge der Leipzig-Dresdener Eisenbahn.

war dieser Eisenweg vollendet und Tausende aus den anliegenden Ortschaften mögen sein Werden kopfschüttelnd betrachtet haben, zweifelnd an der Zweckmäßigkeit, viele auch zweifelnd an der Möglichkeit des Gelingens, bis ihnen der Siegesruf des Dampfrosses gellend verkündete: Ich, der Dampf, ich bin die Kraft und die Macht eures Jahrhunderts! Immer näher kam der große Tag, immer erwartungsvoller harrte das Volk Sachsens und seiner anliegenden Länderteile, am erregtesten selbstverständlich Leipzigs Bürgerschaft. Mancherlei gab's ja schon vor dem 7. April zu schauen, z. B. die Wagen des ersten Zuges, zumeist offene Vehikel, vor denen das Volk so ziemlich in allen seinen Kreisen eine gewisse Scheu trug, weil es den gewaltigen Luftdruck fürchtete, den man bei der Schnelligkeit eines vom Dampf, diesem bisher in seiner Gewalt zwar so wenig bekannten, andererseits dennoch häufig verkannten, auch wohl überschätzten Riesen, „rasend" fortgetriebenen Zuges kaum werde ertragen können. Wer diese Angst heute, im Jahrhundert des Benzins und der Elektrizität und der Luftschiffahrt, schildern hört, der lächelt. Er lächelt nicht etwa, weil wir heute mit weit größerer Geschwindigkeit fahren und doch, zum Fenster hinausschauend oder im offenen Automobil sitzend, den entgegenstehenden Luftdruck spielend überwinden und vertragen, ohne „zerschnitten" zu werden — nein, er lächelt, weil er meint: „O über die ängstlichen Gemüter — bei ihren Bummelzügen von Anno 1839!" Waren es denn nun in der Tat „Bummelzüge"? Das wollen wir doch erst mal prüfen.

Am 7. April 1839 wurden drei Züge abgelassen. (Kurze Strecken waren schon vorher befahren worden.) Der erste Zug — er war für die geladenen Gäste bestimmt — bestand aus 14 Wagen je zu 24 Personen und aus zwei Wagen je zu 18 Personen. Von diesen Wagen war einer für die königliche Familie, die sich an der Fahrt von Dresden nach Leipzig beteiligen wollte, bestimmt und aus diesem Grunde ganz besonders reich ausgeschmückt. Der zweite Zug bestand aus zehn Wagen je zu 24 Personen, der dritte Zug endlich aus zwei Wagen je zu 18, aus einem Wagen zu 24 und aus 13 Wagen je zu 36 Personen. Diesen drei Zügen folgte eine Reservemaschine. Es ist überflüssig, den Jubel zu beschreiben, der den Zügen — denn diesen, nicht den Passagieren



Der Dresdener Bahnhof zu Leipzig, der älteste Bahnhof Deutschlands, errichtet im Jahre 1839.

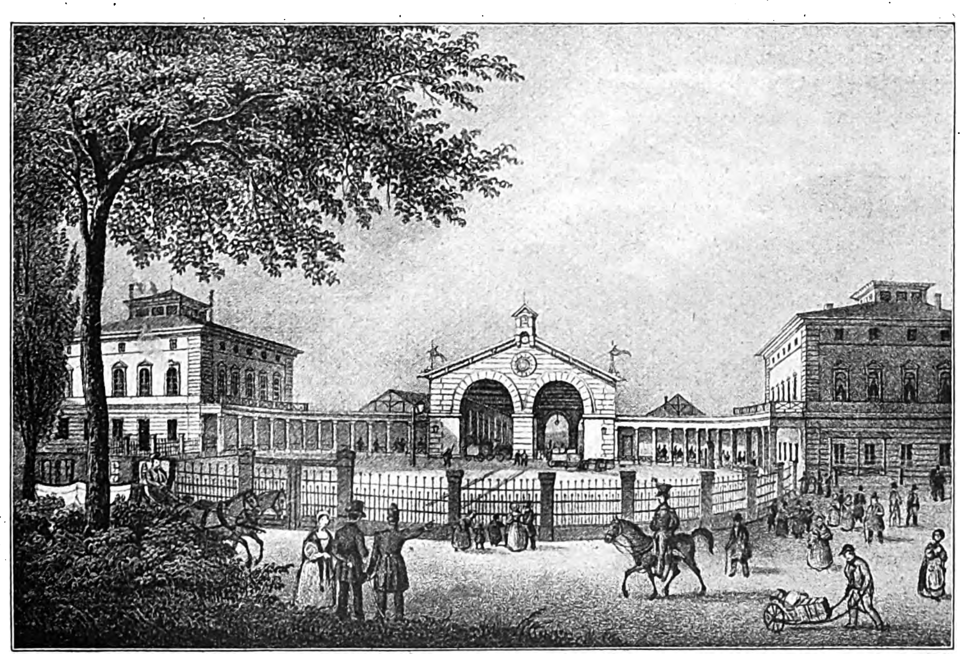


Der Magdeburger Bahnhof (links) und der Dresdener Bahnhof (rechts) in Leipzig um 1842.

galt er im letzten Grunde doch ebenso, wie heute dem „Zeppelin", wenn Graf Zeppelin nicht selbst im „Zeppelin" sitzt — begegnete, auf allen Stationen, in Leipzig selbstverständlich erst recht und ganz besonders begeisterungsvoll, und auf der freien Strecke zwischen Leipzig und Dresden.

Und dann in Dresden, wo man über das pünktliche Eintreffen überaus jubelte, wo man sicher noch weniger an die schnelle Reise des Leipziger Kindes geglaubt hatte als sonstwo. Denn als in Dresden die Züge eintrafen, waren 3 Stunden und 40 Minuten vergangen, seit sie ihre Ausgangsstation Leipzig verlassen hatten. Also rund gerechnet doch dreiunddreiviertel Stunden! So wird der geneigte Leser sagen. Gewiß, dreiunddreiviertel Stunden — aber! Und nun wohl aufgemerkt auf dieses Aber! Um alle Liebesbezeigungen, die diesen Erstlingszügen an wichtigeren Stationen, wie z. B. in Wurzen, Oschatz, Riesa, Priestewitz usw., in Reden und sonstigen Ehrungen erwiesen wurden, im wahrhaftesten Sinne des Wortes standzuhalten, hatte man eine Stunde und 32 Minuten Aufenthalt unterwegs nehmen müssen, in Oschatz z. B. auch, um Wasser aufzunehmen. Der zweite Zug mußte übrigens kurz vor Dresden (bei der „Weintraube"), wo sich die drei Züge sammelten, eine Lokomotive auswechseln, da eine ihrer Röhren leck geworden war. Wer denkt da nicht an die unvorhergesehenen Zufälle bei Zeppelins ersten Fahrten. Probieren geht eben über Studieren. Heute würden solche Zeitversäumnisse empfindliche Betriebsstörungen mit sich bringen und im Gefolge haben, damals taten sie nur den ungeduldig harrenden Residenzlern weh, wie uns am Ende des August 1909 das Harren auf den „Zeppelin III" recht empfindlich machte.

Am anderen Morgen, so berichtet eine Schilderung aus jenen denkwürdigen Tagen, am 8. April, verkündete das Strömen nach dem festlich geschmückten Bahnhof in Dresden, daß die Residenz, wie am Vortag in Leipzig, einen festlichen Tag begehe. Hier versammelten sich die von Leipzig angelangten und die neu hinzugekommenen Gäste wieder. Noch vor neun Uhr erschien der König, die Königin, Prinz Johann nebst Gemahlin und vier seiner Kinder, sowie der



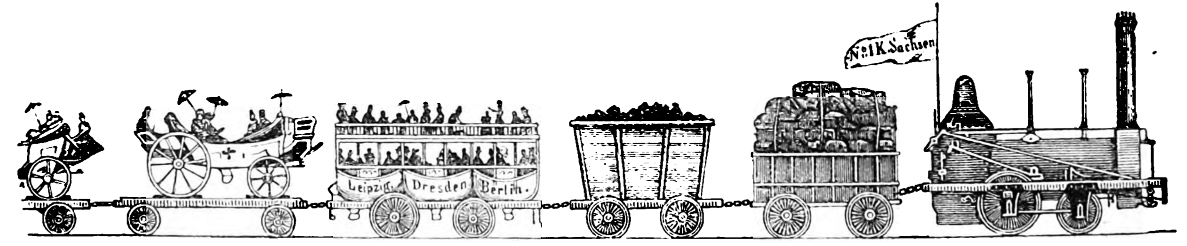
Der Bahnhof zu Dresden um 1850.

Erbprinz von Sachsen-Koburg. Die hohen Herrschaften, die Minister, Hofchargen und die Mitglieder des diplomatischen Korps wurden von den Direktoren der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Kompagnie und deren Frauen feierlich empfangen und zu den für sie bestimmten Wagen geleitet. Kurz nach neun Uhr setzten sich die drei Züge — wie manchem zarten Dämchen mag das Herz in Ängstlichkeit „gebumbert“ haben! — durch die Reihen der Kommunalgardisten und Zuschauer unter Anstimmung des Sachsenliedes und begleitet von einer Kanonensalve in Bewegung. Auf allen Punkten umhallte sie lauter Jubel, auf allen Stationen ertönte wieder Musik, wieder wurden Böller abgefeuert. Auch hatten sich an mehreren Orten die Kommunalgarden aufgestellt, um ehrfurchtsvolle Begrüßungen darzubringen. Der Tunnel bei Oberau, von den der königlichen Familie dargebrachten Lebehochs widerhallend, war, wie am Vortage, erleuchtet, und die Bergleute zeigten sich heute in besonderer Festkleidung. Mehrere Dorfschaften hatten ihre Jugend mit Kränzen und Fahnen an der Bahn aufgestellt, um ihre freudige Teilnahme und Huldigung an den Tag zu legen. So gelangten die Züge gegen halb ein Uhr glücklich wieder auf dem Bahnhof in Leipzig an, von der harrenden Menge und dem Geläute der Glocken festlich begrüßt. Im Schützenhause, dem heutigen Kristallpalast, fand dann ein Festessen — ein „Déjeuner dinatoire“ — statt, nach dem um drei Uhr schon wieder von den hohen Herrschaften die Rückreise nach Dresden in zwei von je zwei Lokomotiven gezogenen Zügen angetreten wurde. Nach Abrechnung der Fahrtunterbrechungen hat die Fahrt der Königsfamilie von Dresden nach Leipzig etwa 2 Stunden und 8 Minuten gedauert. Trotz der Kürze der Fahrzeiten wird denen, die das Glück hatten, diese ersten Fahrten mitmachen zu dürfen, die Reise doch eine Strapaze bedeutet haben, und — wer kann wissen, wer wird's verraten haben — wie mancher wird mit Besorgnis von den Seinen zärtlich Abschied genommen haben und trotzdem lächelnd in den rollenden Sausewind eingestiegen sein, heimlich der Angsttränen der zurückbleibenden Lieben gedenkend — ach, es war doch ein eigen Ding, von einem Roß gezogen zu werden, das weder Zügel noch Peitsche folgte und schließlich seinen Willen vielleicht doch über den seines ihn meistern wollenden Herrn setzen konnte. Ein Zeitgenosse berichtet, daß die „imposanten“ Wagenzüge — wenn der unsere D-Züge oder nur unsere endlos langen Güterzüge sähe! — sich „mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in Bewegung setzten“.

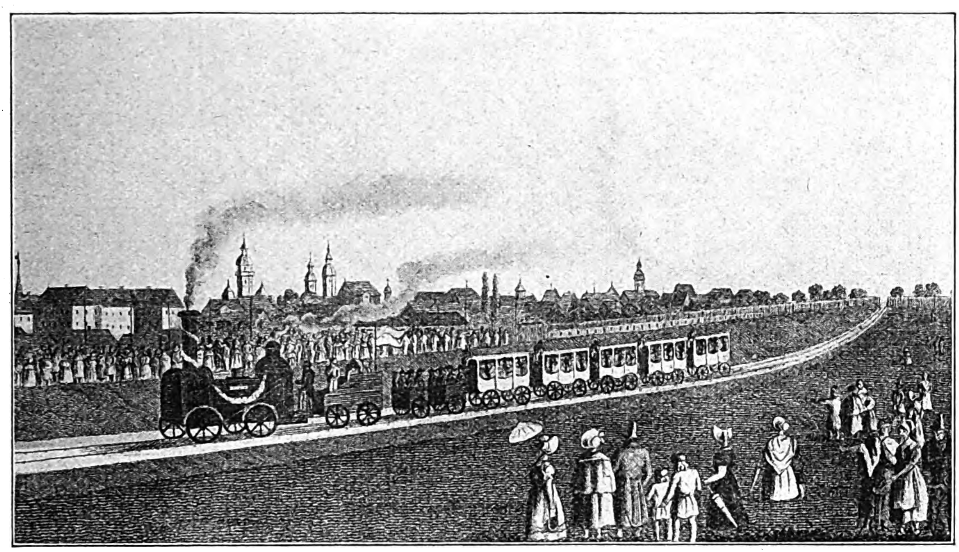
Doch wir wollten von der Fahrzeit reden. Da berücksichtige man, daß unsere Maschinen von heute ganz andere sind, die unbeschreiblich mehr zu leisten imstande sind als jene von 1839, die man „R. Stephenson“, „Elefant“, „P. Rothwell“, „Salamander“, „Blitz“ und „Windsbraut“ genannt hatte (je zwei zogen, wie wir sahen, einen Zug), man berücksichtige ferner, daß alles übrige „rollende Material“ weit leistungsfähiger, widerstandsfähiger, vor allem weit leichter fahrbar, fortbewegungsfähiger geworden ist als jene Wagen aus der guten alten Zeit, die gegen heutige nicht viel anderes als Kästen mit Rädern gewesen sein mögen; man bedenke endlich, daß seit den Tagen des 7. und 8. April 1839 die Strecke Leipzig—Dresden unzählige verkehrserleichternde Verbesserungen, nicht zuletzt im Schienenmaterial, erfahren hat, und dann — ja dann lächle man noch und sage, daß man „Anno dunnemals so heppchenweise und langsam und gemiedlich hinbummelte“.

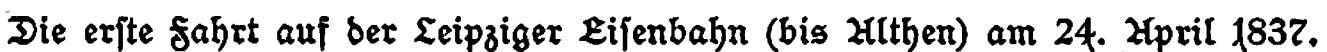
Wer wagt's! Wer wagt's, der erfährt, daß man heute mit dem einen Eilzug z. B. 2 Stunden und 1 Minute, mit dem einen Personenzug 3 Stunden und 1 Minute, mit dem einen Schnellzug allerdings nur anderthalb Stunden unterwegs ist. Die Aufenthalte der an erster und letzter Stelle genannten Züge kommen ihrer Kürze halber kaum in Betracht und diejenigen des Personenzuges betragen zusammen 35 Minuten, so daß er im ganzen 2 Stunden und 23 Minuten fährt, also noch immer 15 Minuten länger als sein Kollege vom 7. April 1839! Hut ab also vor der Leistungsfähigkeit der ersten Züge unseres sächsischen Eisenbahnwesens.

Und nun betrachten wir einmal die Fahrpreise, wollen freilich dabei nicht unterlassen daran zu denken, daß ja der Wert des Geldes im Jahre 1839 geringer war als heute. Immerhin kommen wir zu Ergebnissen bei Vergleichen zwischen Fahrpreisen eines heutigen Zuges und denen eines jener ersten Züge, bei denen die Fahrtdauer 1839 und 1911 ziemlich gleich ist. Man zahlt bzw. zahlte: für 1. Klasse 1910 in Eilzug oder Personenzug 9 Mark 10 Pfennig, 1839



Friedrich Lists Vorstellung eines Eisenbahnzuges vom Jahre 1833.




Die erste Fahrt auf der Leipziger Eisenbahn (bis Althen) am 24. April 1837.

aber 7 Mark 20 Pfennig; 2. Klasse 5 Mark 80 Pfennig, anno damals hingegen eine ganze Mark weniger; 3. Klasse 3 Mark 70 Pfennig, 1839 genau 3 Mark, einen „harten Taler". Vierter Güte gab's nicht.

Dann die Gepäcktaxe! Die Fahrtaxe für Gepäck mit Übergewicht (40 Pfund gingen frei!) betrug 1839 bis Dresden: bis 100 Pfund 80 Pfennig, bis 150 Pfund 1 Mark 60 Pfennig, bis 200 Pfund wieder einen „harten Taler". Und heute? Bis 100 Pfund nach Dresden 1 Mark 50 Pfennig, bis 150 Pfund 2 Mark 25 Pfennig, bis 200 Pfund allerdings auch nur einen „Harten". Im Jahre 1839 gab es übrigens auch noch eine Taxe für „garantiertes Reisegepäck": bis 40 Pfund nach Dresden 80 Pfennig, bis 100 Pfund 1 Mark 60 Pfennig, bis 150 Pfund 3 Mark 70 Pfennig.

Interessant für uns heutige Reisemenschen ist ferner, daß man seine eigene Equipage aufladen und in ihr Platz nehmen konnte. Eine solche Fahrt bis Dresden kostete, vorausgesetzt, daß eine viersitzige Chaise mit zwei Pferden in Betracht kam: 1) Zwei Pferde 37 Mark 20 Pfennig; 2) der Wagen 25 Mark 75 Pfennig; 3) ein Passagier in der Chaise 4 Mark 80 Pfennig (Billett 2. Klasse!); 4) ein Passagier auf dem Chaisenbock (Kutscher) 3 Mark (Billett 3. Klasse). Zusammen also 70 Mark 75 Pfennig. Jede weitere Person in der Chaise hatte ein Billett 2. Klasse, auf dem Bock ein solches 3. Klasse zu lösen. Ob's damals so sehr bequem war, in der eigenen Chaise auf dem Eisenbahnwagen, dem offenen, zu fahren, weiß ich nicht.

Werfen wir zum Schlusse einen Blick auf die besonderen Hinweise, die die Reisenden vom Jahre 1839 ff. zu beachten hatten. Wer da bei der Billettkontrolle nur eine ungültige Fahrkarte oder etwa gar keine vorweisen konnte, hatte das Fahrgeld nochmals zu entrichten. Bei Unterbrechung oder Wegfall einer Fahrt konnte der Inhaber einer Fahrkarte auf nichts weiter als auf Rückerstattung des bezahlten Fahrgeldes Anspruch erheben. Wer aber die Fahrkarte gelöst hatte und den für sie bestimmten Zug versäumte, hatte Zeit und Geld verloren, denn er mußte, wollte er einen anderen Zug benutzen, eine neue Karte lösen. Das Reisegepäck mußte mit Namen und Bestimmungsort versehen werden, dabei eine ganze Stunde vor der Abfahrt aufgegeben sein; für später geliefertes Gepäck konnte „die Mitnahme nicht zugesichert" werden. Wer sein Gepäck „unter Garantie" befördern ließ, erhielt einen Garantieschein, gegen dessen Rückgabe allein das darauf bezeichnete Gut wieder ausgeliefert, oder, falls es verloren gegangen war, mit einem Reichstaler pro Pfund (Wert nach Gewicht also!) bezahlt wurde. Der Inhaber eines solchen Garantiescheines hatte auf sein Gepäck nicht zu achten, auch nicht nötig, bei Ankunft auf seiner Bestimmungsstation sofort dessen Auslieferung abzuwarten oder es einem Träger anzuvertrauen, da er es, jedoch nur innerhalb 24 Stunden, gegen seinen Garantieschein abfordern lassen konnte. Jedermann stand es übrigens frei, gegen eine entsprechende Prämie das Gepäck höher als mit einem Taler für das Pfund zu versichern.

Hinsichtlich der persönlichen Sicherheitserhöhung der geehrten Reisenden wurde auf folgendes aufmerksam gemacht: Man sollte nur auf der durch den Schaffner geöffneten Wagenseite einsteigen und keinen Versuch zum Einsteigen machen oder anderen behilflich sein, sobald sich die Wagen in Bewegung befinden, denn beides sei mit großer Lebensgefahr verbunden. Keiner, der nicht Schaffner war, durfte die Wagentüren öffnen oder schließen. Niemand sollte sich während der Fahrt zum Wagen hinausbeugen oder auf die Bänke steigen (bei offnem Wagen konnte

sich der Frevler wohl an Brückenkanten den Kopf zerschellen?), jedermann sollte mit dem Aussteigen warten, bis der Zug halte, und dann nur in der angewiesenen Richtung, fern von den Fahrgleisen und Maschinen gehen. „Betrunkenen, Kranken, überhaupt Personen, die durch ihre Nähe oder durch ungebührliches Betragen den Mitreisenden lästig wurden, wurde die Mit- oder Weiterfahrt nicht gestattet." In der ersten Wagenklasse war das Rauchen verboten. Hunde durften schon damals in die Personenwagen nicht mitgenommen werden, wurden aber in besonderen Behältern gegen Lösung eines Fahrbilletts zu einem Groschen pro Meile, also 1 Mark 50 Pfennig bis Dresden (jetzt 20 Pfennig mehr), transportiert. Man sieht: vieles genau so wie heute, manches, namentlich die Preise, günstiger, freilich oft nur scheinbar günstiger, denn offene Wagen, die zeitweise oder auch während der ganzen Fahrt auch offene Regenschirme und besonders zweckmäßige Kleidung bedingten, möchten wir Verkehrsmenschen von heute doch wohl nicht zu den Annehmlichkeiten einer (womöglich gar Vergnügungs-)Reise zählen, selbst wenn wir nicht den ungeheuren Luftdruck fürchten. Von der Fahrt am 7. April 1839 nach Dresden wird uns freilich berichtet: „... ja, selbst der von Zeit zu Zeit fallende Schnee hatte die heitere Stimmung der auf den unbedeckten Wagen Mitfahrenden nicht zu trüben vermocht". Jedenfalls wird aber mancher Leser dieser Zeilen überrascht davon gewesen sein, daß die Dauer der Fahrt weit kürzer vor sieben Jahrzehnten war, als er vermutete.

Manchem Fahrgast mag die Strecke immerhin lang genug vorgekommen sein, namentlich bei ungünstiger Witterung. Zudem waren die offenen Wagen keineswegs allein das einzige Unbequeme und unter Umständen recht Unangenehme, ja wohl auch Gefährliche. Auch sonst ließen sie manches, vielleicht sogar sehr viel zu wünschen übrig, denn das Eisenbahnwesen stak auch hinsichtlich des rollenden Materials und des Schienenweges noch recht sehr in den Kinderschuhen. Die Wagen haben, um eins zu sagen, tüchtig „gestoßen", wie der Fachausdruck lautet, und auch das Anhalten der Züge mag in mancher zimperlichen Dame und in manchem zipperleinbehafteten alten Herrn nicht gerade ein Gefühl der Wohl-Lust erzeugt haben, denn, wie gesagt, den komplizierten, fast raffinierten Mechanismus unserer heutigen Wagen hatten diejenigen unserer Voreltern nicht, und es sagt genug, wenn uns aus jenen ersten Tagen leipzigisch-sächsischen Eisenbahnwesens berichtet wird: „Damit beim Anhalten der Maschine durch das Aufeinanderfahren der Wagen kein zu starker Stoß entstehe, sind vorn und hinten an jedem derselben hervorstehende — man höre! — Polster(!) angebracht, die beim Anrücken genau aufeinander treffen."

Es ließen sich über den Verlauf jenes denkwürdigen Tages der Eröffnung noch eine ganze Menge von Einzelheiten berichten, die ein derartiges in einem Staat nur einmal vorkommendes, für alle Zukunft hochwichtiges Ereignis mit sich bringt. Festlieder, Glockengeläut, Kanonendonner, Ansprachen, Orden und ähnliches — es ist schon damals so selbstverständlich gewesen und braucht, da es immer selbstverständlicher geworden ist bis auf unsere Tage, füglich hier nur mit diesem Worte gestreift zu werden.

Wir Kinder von heute wissen, daß der Wunsch des Kreisdirektors v. Falckenstein, mit dem er am 7. April 1839 die erste Sächsische Eisenbahn in Leipzig eröffnete, aufs herrlichste in Erfüllung gegangen ist. Er hatte begeistert gerufen: „Ja, der Mitwelt wie der Nachwelt gehört das schöne Werk. Möge der Höchste es schützen und es gedeihen lassen, damit das gesamte Vaterland fort und fort mit freudigem Blick auf den Tag zurückschauen könne, der ein Werk begrüßte, das erbaut ist zum Wohle und zur Ehre des sächsischen Volkes!"

Leipzig aber darf stolz darauf sein, daß auch dieses Werk wie so manches andere, das dem sächsischen Volke zum Heil und Segen erstanden und gediehen ist, von seinen Bürgern geschaffen wurde!

Die Probe.

Ein Bächlein floß über Kieselstein,
Ein Knabe schlug mit dem Stab hinein.

Das Wasser spritzte hoch empor,
Doch blieb es rein und klar wie zuvor.

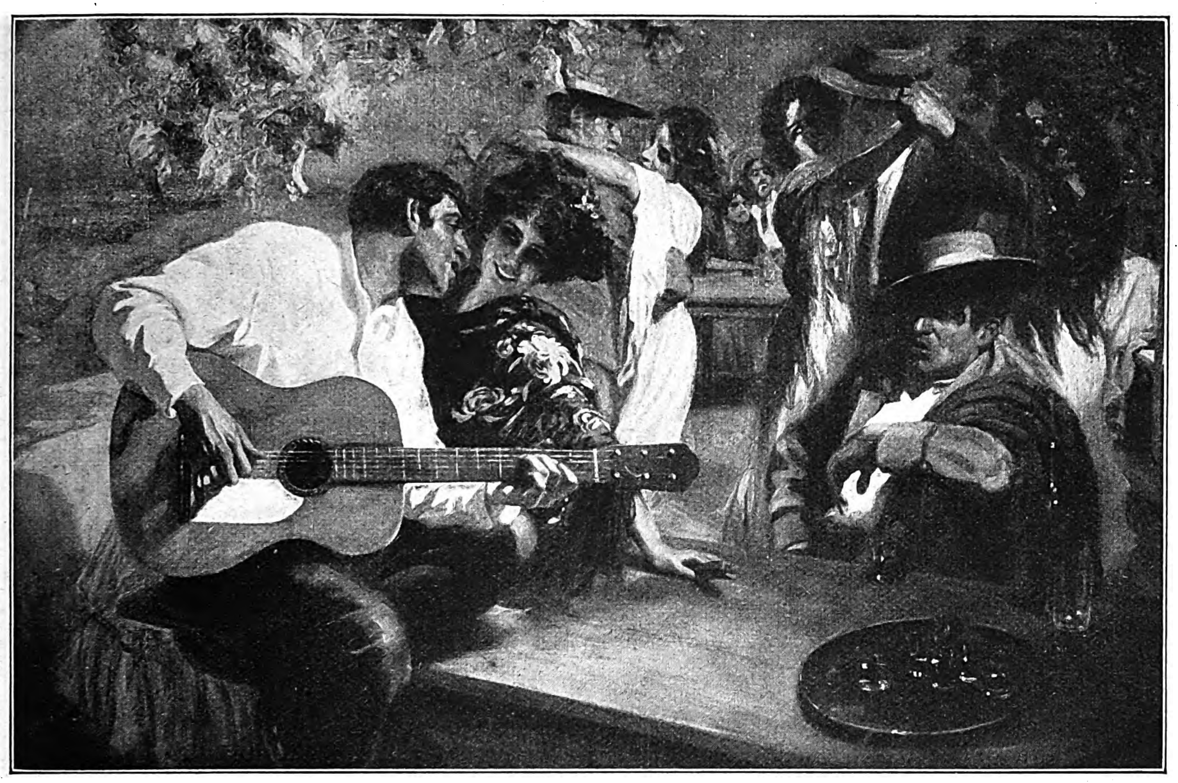
Er hat bei dem Teich dasselbe getan.
Der sah sich recht sauber und freundlich an.

Doch als er dem Grunde zu nahe kam,
Da spritzte empor nur Schmutz und Schlamm.

Die spiegelnde Fläche barg modrigen Graus,
Und mit der Klarheit und Reinheit war's aus —

So zeigt uns des Menschen Seele im Zorn,
Ob schlammiger Teich sie, ob klarer Born.

M. Holthausen.



Eine Nacht in Spanien. Nach einem Gemälde von P. Ribera. Phot. Bizzarona, Paris.

Das Christinche.

Ein Stimmungsbild aus der badischen Pfalz. Von Albert Geiger.

Die Gäste am Künstlerstammtisch des Weinhauses zum Goldenen Karpfen waren nach den üblichen mehr oder minder heftigen Debatten langsam auseinandergegangen. Nur zwei Maler mittleren Alters, die sich lange nicht mehr gesehen hatten, feierten ihr Wiedersehen bei einer stillen Flasche. Sie wandelten miteinander auf den verschlungenen Pfaden der Erinnerung, und tausend alte Dinge und Geschehnisse wurden ihnen wieder lebendig. Der eine der Maler steckte sich eben die zehnte Zigarre an, nachdem er sie der Kürze halber abgebissen hatte, und sagte, den blonden Kopf mit dem spitz zugestutzten Kinnbart behaglich in die Hände gestützt:

„Du, ich hab' einmal im Manöver eine seltsame Geschichte erlebt. Ich weiß selbst nicht, was mich gerade an diese Geschichte in dieser Stunde zurückdenken läßt. Ich glaube, der Bergstraßenwein, der Lützelsachsener, den wir trinken, hat mich darauf gebracht. Dieser Wein hat in meiner Geschichte eine Rolle gespielt. Magst du von diesem wunderlichen Erlebnis hören? So lassen wir noch eine neue Flasche bringen. Wer weiß, wann wieder so ein mitteilsamer Abend kommt."

Der andere nickte. Der Wein wurde gebracht. Man trank sich kräftig zu, und der blonde Maler begann zu erzählen.

„Ich bin einmal da in der Pfalz irgendwo zwischen Bergstraße und Neckar im Quartier gelegen. Es war bei einer Schuhmacherswitwe am Markt. Sie hieß Sauerzapf — Eva Sauerzapf. Sie wohnte in einem kleinen zweistöckigen Haus. Unten war die Schusterstube und ein Zimmer für ihren Sohn, den Franz-Xaver, der mit zwei Gesellen das Geschäft des verstorbenen Vaters fortführte. Den Glanzpunkt der Auslage bildete ein mächtiges Paar Kanonenstiefel, strahlend von Würde und kriegerischem Stolz; ringsherum lagen Blechschachteln mit Schuhcreme, und zwei ziemlich armselige Blattpflanzen flankierten das Schaufenster. Im zweiten Stockwerk kam man auf einen kleinen Vorplatz mit Kästen und Truhen, alles in peinlichster Sauberkeit. Von diesem Flur mündeten verschiedene Türen teils in die Küche, teils in die Wohnstube und andere Zimmer. Die Wohnstube der Frau Eva Sauerzapf war das Musterbeispiel einer kleinbürgerlichen Zimmereinrichtung. Ein nußbaumenes Kanapee, mit schwarzem Leder überzogen und mit weißen Nägeln beschlagen. Ein Tisch von demselben Holz mit einer gehäkelten Decke darauf. Eine geschweifte Kommode, die bei dem geringsten Versuch, eine ihrer Schubladen zu öffnen, stöhnende Töne höchsten Mißbehagens von sich gab. Darauf eine vergoldete, geschmacklose Standuhr unter

einem Glassturz. Dann ein Barometer, das schon seit längerer Zeit seiner Schuldigkeit nicht mehr nachkam. Ein Bücherbrett aus Nußbaumholz an einer verschossenen grünen Kordel. Zwei Bilder Napoleonischer Schlachten und eine Ansicht von Paris. Ein Haussegen, daneben eine Bürstentasche und der ‚Rheinländische Hausfreund‘. Der Boden weiß gescheuert, mit Sand bestreut. Den höchsten Reiz dieser Wohnstube bildeten zur Hochsommerzeit die prächtigen weißen und glutroten Geranien, die blauen Fuchsien in verschiedener Füllung und die sinniglich-minniglich schmachtenden Vergißmeinnichtstöcke. Nicht zu vergessen die Ziehharmonika, die in einem schwarzen Gehäuse neben der Kommode am Boden stand, und auf der der ehrliche Franz-Xaver zuweilen des Abends oder Sonntagsnachmittags zum höchsten Entzücken der Frau Sauerzapf gefühlvolle Weisen ertönen ließ, wie das schöne Lied:

Freund, ich bin's von Schriese,*)
Geh' es, wie es mag —

oder das sentimentale:

Köln am Rhein, du schönes Städtchen —

und anderer solcher herzerbauenden Gesänge mehr.

In dieser Stube also spielte sich das gemeinsame Leben der drei Bewohner des Sauerzapfschen Hauses ab. Der drei, sage ich. Denn es war da noch ein Mädchen, das Christinche. Eine Nichte der Frau Sauerzapf, eine Waise, die sie zu sich ins Haus genommen hatte. Dieses Christinche war ein stilles blasses Mädel, schlank und beinahe fein, blond und blauäugig, aber mit einem eigentümlichen Schleier über den Augen, etwa so wie ein verhangener Frühlingstag; Augen, über welche die langen dunklen Wimpern fast immer scheu herabhingen. Diese verschleierten Augen mit den dunklen Wimpern darüber schweben noch immer ab und zu durch meine Erinnerung. Das Christinche war zur Zeit meiner Geschichte versprochen an den Franz-Xaver. Aber es wollte den Franz-Xaver nicht, denn er hatte einen Stelzfuß; sonst war er ein munterer Bursche mit schwarzen lebhaften Augen und einem kecken schwarzen Schnurrbart. Daß das Christinche den Franz-Xaver nicht heiraten wollte, das war das häusliche Drama, das diese harmlosen Gemüter beschäftigte und erregte. Die Mutter Sauerzapf lag dem armen Christinche Tag und Nacht in den Ohren, den Sohn Sauerzapf zu ehelichen. Und das Christinche hatte vielleicht seinen Schleier über den Augen vom heimlichen Weinen. Wie ich jetzt an ihre weichen Augen mit den langen schwarzen, scheu verhüllenden Wimpern denke, muß ich mich auch ihrer weichen wiegenden, fast südländischen Bewegungen erinnern, die ein verhaltenes Lebens- und Liebesverlangen wie eine heimliche Melodie im Haus umhertrugen.

*) Schrießheim, ein Dorf an der badischen Bergstraße, nahe bei Heidelberg.

Die Frau Sauerzapf war eine gute und zugleich wie die meisten Frauen jener Gegend, besonders die älteren, sehr schwärmerisch veranlagte Frau. Ich erinnere mich noch wohl eines solchen Gefühlsausbruches am ersten Abend, als ich ziemlich spät ins Quartier kam, müde und abgehetzt von unserer Übung. Frau Sauerzapf strickte an einem wollenen Strumpf, die Brille über die Nase heruntergeschoben, der Franz-Xaver las im „Neckarboten“, und das stille blasse Christinche spritzte Wäsche ein. Kaum hatte ich den letzten Bissen des gut zubereiteten Essens im Magen, so sagte Frau Sauerzapf:

Franz-Xaver, du musch dem Herr Doktor was Scheenes vorschpiele, daß er widder in e gude Schtimmung kommt! Das Milendör (Militär) isch halb e arche Schinderei!

Sie war in ihrer Jugend Zimmermädchen in Heidelberg gewesen, wie sie mir einmal mit Stolz anvertraute. Daher war ihr der Doktortitel geläufig.

Wie Franz-Xaver dann spielte und mit etwas heiserer Stimme sang:

Freund, ich bin's von Schriese —

da schlug Frau Sauerzapf die grauen Augen zum Himmel auf und seufzte: Ach Gott, ach Gott, wie scheen isch doch so e gefiehlvolle Musich! Bei Musich legte sie die Betonung auf die erste Silbe. Des sind doch noch Lieder! Unn net so modernes Zeich's wie ‚Fischerin, du kleine‘. Awwer kann er net gut schpiele, der Franz-Xaver? Ach Gott, wenn des sei armer Vadder noch erlebt hädd, daß der Franz-Xaver so schön schpiele und singe kann! Gell, Christlinche? Dabei wischte sich Frau Sauerzapf Tränen der Rührung von den faltigen Backen. Christinche, den feinen Kopf tief auf ihre Wäsche gesenkt, dieweil ein flüchtiges Rot in ihre zarten Wangen schoß, nickte kaum merklich ihr ‚Ja‘ dazu.

Ja, gefühlvoll war Frau Sauerzapf; aber auch energisch. Besonders was das Liebes- und Lebensglück ihres Franz-Xaver anging, da war sie durchaus egoistisch. Und manchmal auch recht hahnebüchen. Ich belauschte einmal als unfreiwilliger Zuhörer ein Gespräch zwischen Frau Sauerzapf und dem Christinche, das sie in der Küche führten. Dieses Gespräch spielte sich etwa folgendermaßen ab:

Du muschd jetzt endlich emol dem Franz-Xaver das Wort halte und en heirote, Christinche! Er kommt noch ganz erunner, der arm Deifel. Geschdern hat er numme (nur) fünfzeh Pflaumeklös esse könne!

Wenn ich en aber doch emol net mag, Tante Binche! Wie kann ich en do heirote. ‚Lieben gegen seinen Willen ist eine große Sünde und gehört zu den Sünden wider den Heiligen Geist, die am schwersten gestraft werden!‘ hot der Pfarrer neilich in der Kerch

g'sachd. Une ich kann en hald emol net gern hawwe. Ich kann doch emol nix dafür, daß —

Christinche verstummte.

Aber Frau Sauerzapf, mit den Herdringen klappernd, fuhr um so lauter fort:

Daß er en Stelzfuß hat! sag's nur grad eraus! Du wersch der noch die Finger nach em schlecke mit zwee Stelzfüß! Du Gans, du dumme! Isch des der Dank, daß mer dich ins Haus uff-g'nomme hat als Waisekind?

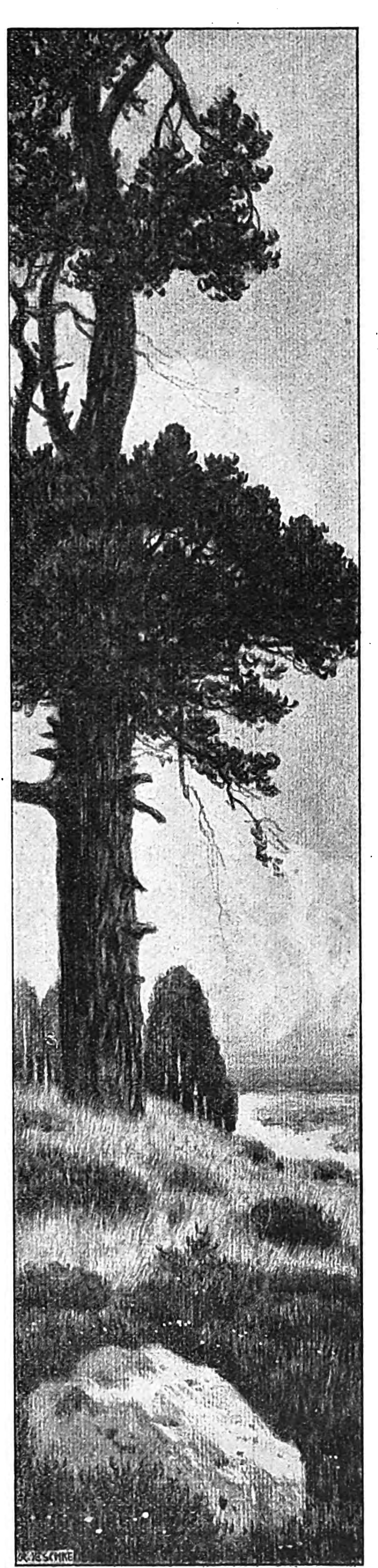
Wie das Gespräch weiterging, hörte ich nicht mehr, da ich meine Türe schloß. Aber das blasse Christinche mit den scheuen blauen Augen tat mir von Herzen leid.

An einem Abend saß ich nach dem Nachtessen noch eine Weile in der Wohnstube auf dem schwarzledernen Sofa mit den weißen Nägeln. Ich hatte einige Flaschen Lützelsachsener holen lassen, so gut man ihn in dieser Gegend auftreiben konnte, und alle waren fröhlich geworden. Die Frau Sauerzapf hatte sogar einen kleinen Schwips, der sich in ungezählten Ach Gott! und tränenreichen schwärmerischen Ergüssen über die Vorzüge verschiedener verstorbener Mütter, Väter und sonstiger Verwandten offenbarte. Franz-Xavers Augen blitzten, und seine Ziehharmonika sang unaufhörlich in die heiße Sommernacht hinaus. Auch das Christinche war lebhafter geworden, als es sonst seine Art war.

Christinche, sagte Franz-Xaver mit seiner heiseren Stimme, jetzt isch bald Kerwe (Kirchweih)! do derfsch der was Scheens winsche! Aber geb numme acht, daß der's net geht wie sellere Fraa, die sich die Brootworscht (Bratwurst) an d' Nas g'wunsche hot!

Das Christinche tat einen schnellen Blick nach mir, der mir wie ein Schlag in mein erhitztes Blut ging.

Ich hätt' schunn en Wunsch! sagte sie halblaut und stockend,



indessen wieder das feine Rot in ihr blasses Gesichtchen schoß. Awwer — ich weeß net — ob ich en saache derf.

Numme eraus damit! rief Franz-Xaver. 's werd kee Keenigreich koschde!

Do winschd ich mer hald, fuhr das Christinche mit einem zweiten schnellen Blick nach mir und einem erhöhten Aufleuchten der feinen Wangen fort, so winschd ich mer halt, daß — daß —

No, des muß jo was Arches sei, daß so lang dran rumdruckscht!

Daß der Herr Doktor emol mit mir so en rechde scheene Walzer danze dhäd! vollendete sie mit einem Aufatmen. Ich hab schunn so lang keen meh gedanzd. Seit der letzte Kerwe nimme.

Ich sah, wie in des Stelzfuß' Auge ein jähes Feuer aufloderte und dann wieder verschwand.

So? Danze willscht? fragte er gedehnt und beinahe lauernd. Un was soll denn des fer en Danz sein, wenn mer froche darf?

Der Sehnsuchtswalzer! rief sie freudig und fast befehlshaberisch.

Ich tanzte denn mit ihr, und ihr Bräutigam spielte dazu. Er spielte sehr geschickt. Aber es lag wie ein seltsam zorniges Flehen, Warnen, Beschwören in seinem Spiel. Und das warme junge Blut ruhte so hingegeben in meinen Armen. Ihre nun ganz heiß gewordenen Augen trafen manchmal schnell die meinen, und immer fühlt' ich stärker den Schlag durch mein erregtes Blut. Es war mir eigen zumute. Nach dem zweiten Walzer ging ich auf mein Zimmer. Ich war müde von unserer Schießübung und dem Wein und schlief sofort ein. Aber im Einschlafen hatte ich noch das Gefühl ihrer heißen Augen. Ich fuhr bald wieder empor, aus irgendeinem Traum von dem Tanz und Christinche. Da hörte ich von der Wohnstube her heftige Worte. Es war wohl ein Zwist wegen der Tanzerei ausgebrochen. Endlich ging die Türe

der Wohnstube auf, und das Christinche kam schluchzend über den Vorplatz. Ihr Zimmer lag neben dem meinigen. Ich hörte sie noch lange leise schluchzen. Als sie endlich still geworden war, konnte ich dennoch eine Stunde nicht einschlafen. So leid tat mir von neuem das arme Christinche."

Der blonde Maler zündete sich eine neue Zigarre an, nahm einen Schluck des blutrot funkelnden würzigen Lützelsachseners und fuhr fort, nachdenklich und träumerisch:

„Von da ab ward das Christinche zutraulicher zu mir. Sie zeigte mir die Bücher, die sie las. Meist sentimentale Romane. Aber auch ganz ernsthafte Sachen. Am liebsten hatte sie Gedichtsammlungen. Wenn sie von diesen Büchern sprach, hob sich der Schleier über ihren weichen blauen Augen zu einem blitzschnellen Funkeln. Manchmal lehnte sie sich mit den weichen Gliedern auch an mich. Und ich fühlte, wie ihr das Blut scheu und schnell durch den schlanken Leib strömte . . .

Lieber Freund, in diesen Tagen war mir ganz kurios zumute. Immer dacht' ich darüber nach, wie man das liebe Geschöpf dem traurigen Los an der Seite eines Stelzfußes entreißen könne. Ich kam auf allerlei kühne Gedanken: ich wollte sie bilden, zu mir heranziehen, und der Himmel weiß, was sonst noch. Du lächelst. Auch ich lächle jetzt. Aber damals ging ich noch ganz auf in jugendlicher Schwärmerei.

Da erhielt unsere Batterie Marschbefehl. Ich war eigentlich froh. Denn es war das beste so.

Am Abend begegnete ich dem Christinche im Flur. Ich teilte ihr kurz und in meiner Verlegenheit fast rauh mit, daß wir Marschbefehl bekommen hätten. Um sechs Uhr früh sei Abmarsch. Wenn du gesehen hättest, wie ihre Augen groß und schwer wurden und wie sie sich langsam mit Wasser füllten! So standen wir eine Weile. Dann legte sie die Hand über die Augen und sagte leise in klagendem singendem Ton:

Ach Gott, warum bin ich nit dod und sechs Schuh unterm Gottesackergrund! Ach Gott, ach Gott!

Da erbarmte mich das arme Wesen. Ich nahm ihre Hand und fragte leise und innig:

Christinche, willst du nach dem Nachtessen noch ein Weilchen zu mir kommen? Da können wir noch ein wenig plaudern von schönen Büchern, bevor ich Abschied nehmen muß. Ich hab' auch ein Andenken für dich: mein Lieblingsgedichtebuch. Das sollst du haben, Christinche!

Da sah sie mich an. Rätselhaft. Dann sagte sie rasch aufatmend hastig: Ja!

Ich wollte dem Christinche meinen ‚Mörike' schenken.

Das Christinche kam also zwischen Tag und Dunkel zu mir. Frau Sauerzapf schrieb an diesem Abend ihrem Sohn Rechnungen aus und war dann für die übrige Welt unzugänglich wie eine Weinbergschnecke, die sich in ihr Schutzhaus zurückgezogen hat. Und Franz-Xaver, der Stelzfuß, war von einem Freund zu einem Fäßchen Bier eingeladen, das dieser zu seinem Junggesellenabschied spendierte.

Das Christinche kam. Ich ließ sie neben mich auf mein kleines Sofa sitzen. Sie gab mir ihre heiße Hand. Wir sahen uns in die Augen. Draußen auf dem Marktplatz schwätzte der Ratsbrunnen. Und im Zimmer war ein herber, aufreizender Duft der üppig blühenden Geranien, die auch mein Fenster zierten. Ich dachte an das jähe Lodern in den Augen des Stelzfußes, als das Christinche begehrt hatte, mit mir zu tanzen. Ich erhob mich mit einem Ruck und holte das Buch. Dann sagte ich zu ihr:

So, Christinche, da hast du was zum Andenken! Sind schöne Gedichte drin. Aber jetzt geh!

Aber da fiel mir das gute, arme Christinche mit einem Male um den Hals und küßte mich mit Tränen.

In diesen Küssen lag etwas von ungeheurer Verzweiflung, wie wenn sie sagen wollte: Ich kann ja den Franz-Xaver nicht lieben und muß ihn doch heiraten! Nimm mich mit! Ich gehe zugrunde!

Ich war erschüttert. Es war mir, als müsse ich sie trösten. Ich hielt sie sanft von mir und streichelte ihr Haar. Es war weich wie ihre Augen. Und als sie nun mit betränten Wimpern zu mir aufsah, da riß es mich hin. Ich erwiderte ihre Küsse — Da —

Von ferne ein vorsichtiges Tappen auf dem Steinpflaster des Städtchens. Tapp — Tapp — Tapp —

Dieser fernher schallende dumpfe Ton hatte etwas so Dunkelbeklemmendes, daß ich aufschrak und das Christinche einen Augenblick lauschend abwehrte.

Aber das Christinche hörte nichts. Ihre Lippen suchten die meinen wiederum mit einer Kraft der Verzweiflung, die keine Stimmen der Außenwelt mehr kannte. Als sei bei mir ihre letzte Zuflucht.

Jetzt — fiel unten die Türe krachend ins Schloß.

Und jetzt fuhr auch das Christinche aus seinem Verzweiflungstaumel empor.

Unten kam es die Treppe herauf, das Holzbein. Aber nicht mehr dumpf und verhalten schwer, sondern drohend und grob: Tapp! Tapp! Tapp!

Jesus Christus! stieß das Christinche hervor. Der Franz-Xaver!

Tapp! Tapp! Tapp! klang es näher. Nun war der Stelzfuß oben.

Christinche! rief er in den Vorplatz hinein. Christinche! Ich hab was for dich! Was Scheens! Komm!

Unserer beider Herzen standen einen Augenblick still. Einen ewigkeitsbangen Augenblick.

Der Stelzfuß kam noch näher. Jetzt hielt er vor der Tür meines Zimmers: Mudder, wo isch denn das Christinche? fragte er mit einer leichten Trunkenheit in der Stimme über den Vorplatz in die

erleuchtete Wohnstube hinein. Warum gebt se mir koi Antwort? Is des aach e Benehme von ere Braut?

Ach, jetz laß mer mei Ruh! Ich muß jetz doch dei Rechnung erausschreiwe! Wo werd's Christinche sei? In d'r Haut bis iwwer d' Ohre! Se werd sich ins Bett gelecht hawwe. Se war d'r ganze Awend schon so maudrich! Es is aach besser, sie sieht dich net in deiner Verfassung. Wie kann mer aach so schnell trinke!

Ich hab ja em Christinche nor die Rose bringe welle! stammelte der Stelzfuß, ganz betäubt von der mütterlichen Strafpredigt.

Die kannsch em aach morche gewwe! Gschtellsch se eefach in dein Wasserkruch. Do bleiwe se frisch! Unn jetz leg dich ins Bett!

So kam die scharfe Stimme der Frau Sauerzapf zurück. Der Stelzfuß tappte langsam der Treppe zum unteren Stockwerk zu. An der Treppe blieb er einen Augenblick stehen und murrte vor sich hin: Ich hab em Christinche ja nur die Rose bringe welle!

Dann tastete er sich hinunter: Tapp! Tapp! Unten hörte man ihn noch eine Weile. Dann ward es still . . .

Das Christinche war auf den Boden geglitten. Ihr schmaler feiner Kopf lag auf der Erde. Durch ihren schlanken Leib ging ein schütterndes Zucken. Das Mondlicht floß ihr weich und tröstend über Haupt und Leib. Ihre Hände waren kalt wie Eis.

Christinche! sagte ich leise, als fürchtete ich mich, ein Wort zu sprechen.

O ich schlechte, ich grundschlechte Person! löste es sich aus ihrem Innersten unter schluchzenden Herzstößen. Erscht neilich hat er zu mir g'saacht: Christinche, wenn de mer weche meim Stelzfuß untrei werscht, dann, Christinche, nehm' ich mein Schusterpriem unn stech mer en midde ins Herz! Daß es weeschd! Midde ins Herz enei. — Unn wann er uns heid so gesehe hädd', dann hädd' er's aach gedhan. Unn ich wär' vor alle Ewigkeit schuldich an seim Dod g'wese!

Was konnte ich sagen? Ich schwieg.

Endlich erhob sie sich.

Gut Nacht! sagte sie mit erstickter Stimme.

Ich drückte ihr das Buch in die bebende Hand.

Sie besah es im dämmernden Mondlicht. Sie lächelte wehmütig durch Tränen.

Ach, ich hab' eemol heher enuff gewellt! Aber d'r Mensch kann nix geche s' Lewe unn sein Schicksal! Mir sinn arm — arm — unn ich die Ärmschd!

Sie ging, den Kopf gesenkt.

An der Türe kehrte sie sich um. Sie sah mich noch einmal voll und sehnsüchtig an mit den seltsamen Augen, in denen sich nun das Mondlicht spiegelte. Dann sagte sie leise und sehr langsam:

Jetz isch die bescht Zeit in meim bißle Lewe erum. Awwer es war doch scheen in denne Woche. Unn das — das kann mer niemand nemme!

Und dann — drückte sie einen langen Kuß auf das Buch. Die Türe ging fast unhörbar.

Ich stand mit klopfendem Herzen in der silberrieselnden Sommer-Vollmondnacht — allein.

Am nächsten Morgen sah ich das Christinche nicht mehr vor meinem Abmarsch. Erst als meine Batterie über den Markt vor dem Schusterhause vorbeifuhr, glaubte ich oben ein blasses Gesicht zwischen den weißen Gardinen zu sehen. Ja, dort stand das Christinche. Umblüht von Geranien, Fuchsien und Vergißmeinnicht. Es hatte das Buch, meinen ‚Mörike', auf die Brust gepreßt. Ich sah hinauf und grüßte ernst mit einem Nicken des Kopfes. Da trat sie zurück.

Der Stelzfuß aber, der Schuster Franz-Xaver, saß schon in seinem offenen Laden. Er sah mich fröhlich und befreiten Herzens abziehen, und in diesem freudigen Gefühl schwang er mir seine Schusterahle zu, mit der er gerade einen Schuh zustach.

Adje, Herr Doktor! rief er. Gutes Manöver!

Ich lächelte sauersüß. Ich dachte an seinen Schusterpriem und wie leicht, wie furchtbar leicht alles hätte unberechenbar schlimm werden können.

Adje, Christinche! sagte ich vor mich hin.

In diesem Augenblick setzte die Musik rauschend ein. Die Gäule zogen schärfer an. Die Hufe klapperten, und die Geschütze rasselten über das holprige Pflaster des Städtchens. Und weit hinaus schmetterte es in die helle, zitternde, klare Morgenluft:

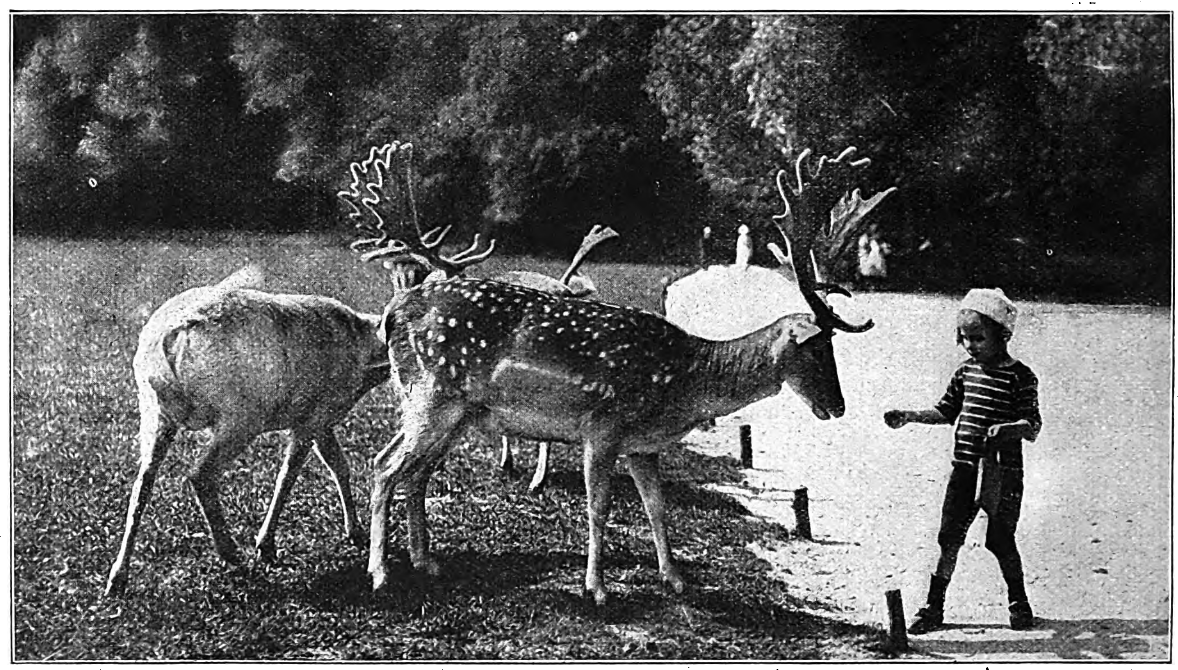
So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Tage!"

Bunte Blätter.

Welkende Blätter hemmen mir den Schritt.
Grün, braun, rot, golden glühn die todgeweihten! . . .
So nimmt ein jeder Tag wohl im Entgleiten
Ein dürres Blatt vom Baum des Lebens mit. —

Und wie das Laub, das müd am Boden rollt,
Der Herbst erst tönte, wird in unserm Leben
Das Schicksal jedem Tag die Farbe geben,
Grün oder grau, vielleicht — ein Stündlein Gold!

L. Borgwardt-Evers.



Kinder und Tiere: Bei den Damhirschen.

Yorcks befreiende Tat.

Zur Erinnerung an die Konvention von Tauroggen. Von Hermann Müller-Bohn.

In der Geschichte der deutschen Erhebung bezeichnet die Konvention von Tauroggen ohne Zweifel einen kritischen Wendepunkt. Noch heute nach hundert Jahren zittert das Herz des deutschen Patrioten in lebhafter Erregung nach, wenn er sich in die aufregenden Geschehnisse jener Tage vertieft, wenn er sich vergegenwärtigt die ernste, fast finstere Gestalt jenes Mannes, auf dessen Schultern damals das volle Gewicht der Zeit, die ganze Schwere der deutschen nationalen Aufgabe ruhte. Kein Zweifel, daß mit der Tat Yorcks die äußere Wiedergeburt des preußischen Staatswesens begann, daß sie zum Ausgangspunkt alles dessen wurde, was im Jahre 1813 in Preußen, in Deutschland geschah.

Als am 24. Februar 1812 jener schmachvolle Traktat abgeschlossen worden war, der Preußen an den Siegeswagen seines Todfeindes anschmiedete, jenes Bündnis, demzufolge das aus tausend Wunden blutende Preußen 20000 Mann zum Kriege Napoleons gegen Rußland stellen sollte, da waren die Patrioten wie vernichtet. Scharnhorst weinte wie ein Kind, und Blücher tobte in so elementaren Ausbrüchen des Zorns, daß die Lauen und Weichen und Halben, die ihn nicht verstanden, ihn für halb verrückt erklärten und den Herren von der Hofpartei vor Schrecken die Haare zu Berge standen.

Zum Kommandeur des preußischen Hilfskorps, das man dem X. Korps des französischen Marschalls Macdonald unterstellt hatte, war auf Napoleons eigenen Wunsch der preußische General Grawert ernannt worden, ein enthusiastischer Bewunderer des französischen Kaisers. Es war, als ob ein guter Stern über Preußens Schicksal geschwebt hätte, als König Friedrich Wilhelm III. diesem vom Standpunkt der preußischen Patrioten aus nicht ganz einwandfreien Manne den scharfkantigen, von echt preußischen Traditionen, aber auch von glühender Vaterlandsliebe erfüllten General Yorck als Unterfeldherrn beigegeben hatte — ein noch größeres Glück aber, daß, nach dem wegen Krankheit erfolgten Rücktritt Grawerts Yorck selbständig den Oberbefehl über das preußische Bundeskontingent übernommen hatte.

Von Anfang an hatte man russischerseits die Bewegungen des Yorckschen Korps mit dem größten Interesse verfolgt. Schon Anfang November 1812, noch bevor die ersten Nachrichten von den Schrecken des Rückzuges an die preußisch-russische Grenze gelangt waren, sandte der Gouverneur von Riga, General v. Essen, Vertrauenspersonen an Yorck mit der Aufforderung, von den französischen Bundesgenossen abzufallen und sich im Interesse des eigenen Vaterlandes an Rußland anzuschließen. Es war, als ob der Antrag Essens, einmal gestellt, in der Seele Yorcks schon zu arbeiten begann. Wenige Tage darauf trat der General Paulucci, ein geborener Italiener, der Essens Nachfolger in Riga geworden war, mit neuen, noch dringenderen Vorstellungen an den preußischen General heran. Aber der eiserne Mann war nicht

so schnell für eine Sache zu gewinnen, zu der ihn vielleicht sein Vaterlandsgefühl getrieben, von der ihn aber sein militärisches Pflichtgefühl abgehalten hätte.

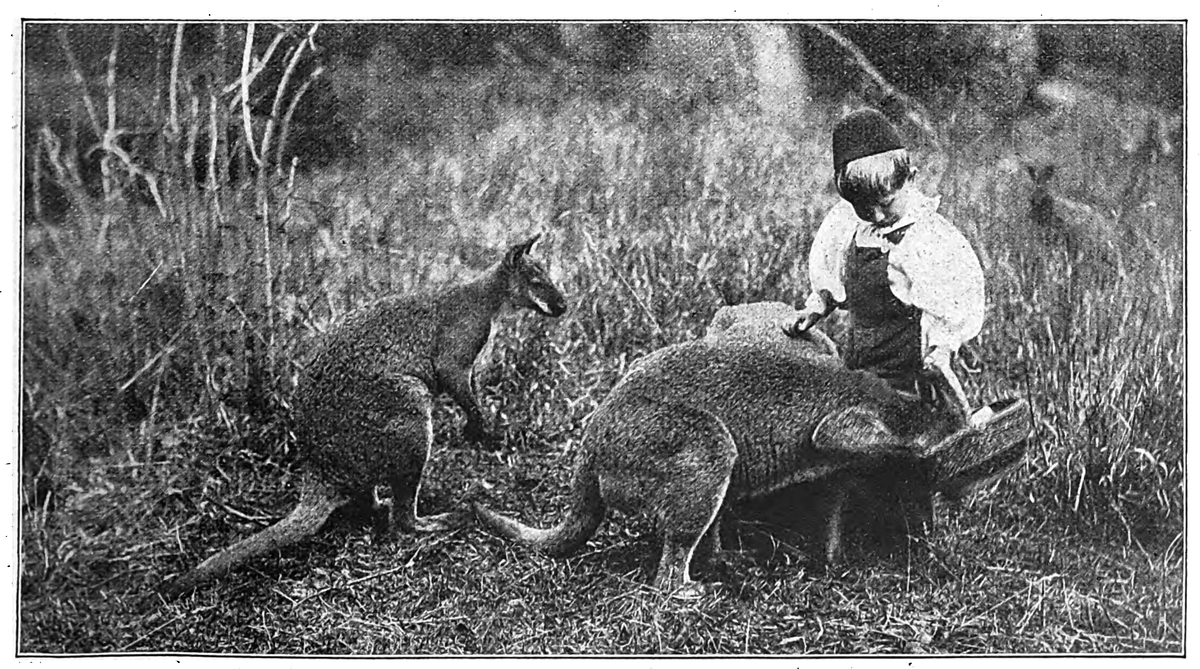
Vom russischen Standpunkte konnte das Drängen nach einer entscheidenden Tat, das Werben um Yorcks Hilfe nicht wundernehmen. Man plante im russischen Hauptquartier nichts Geringeres als eine völlige Abschneidung der gesamten Streitmacht Macdonalds. General Wittgenstein sollte dem Feinde am Niemen zuvorkommen, und Gouverneur Paulucci hatte den Befehl erhalten, ihn von Riga her im Rücken zu bedrängen. Dazu aber war Yorcks Mitwirkung erforderlich, und zu diesem Zwecke war es nötig, daß auch Wittgenstein mit Yorck unterhandelte. Er schickte den Generalmajor Fürst Repnin mit einem Briefe an Yorck, in dem er ihm seine Mitwirkung „zur gemeinsamen Vertreibung des grausamen Unterdrückers“ anbot.

Der preußische General befand sich in einer eigentümlichen Lage. Immer mehr drängten die Umstände zu einer Entscheidung. Erst Essens Antrag, dann Wittgensteins, dann Pauluccis erneuter dringender Antrag. Der Augenblick rückte näher und näher, in dem er einen entscheidungsvollen Entschluß fassen mußte. Vorläufig erschien ihm der Umstand, daß zwei russische Generale um seine Gunst warben, für die wachsende Bedeutung seiner Heeresabteilung sehr wichtig. Er antwortete sofort Wittgenstein wie Paulucci ausweichend. Nach Berlin aber sandte er (am 5. Dezember) seinen getreuen Adjutanten v. Seydlitz, um die Entschließung des Königs zu erbitten. So standen die Dinge, ehe noch in Riga die Nachrichten von der Zertrümmerung der „großen Armee“ bekannt geworden waren.

Als dann in der Frühe des 8. Dezember Freiherr v. Canitz von Wilna eintraf, wo er mit eigenen Augen den jammervollen Zustand der auf dem Rückzug befindlichen großen Armee erblickt hatte, da konnte Yorck nicht mehr im unklaren darüber sein, daß die Trümmer der großen Armee militärisch nicht mehr in Betracht kommen konnten. Daß Yorck die ganze Tragweite dieser Nachrichten überblickte, geht daraus hervor, daß er Canitz verpflichtete, über die Lage der Dinge in Wilna, außer mit General Kleist und Oberst Röder, mit niemandem zu sprechen. Der König mochte nun entscheiden, wie er wollte, bei der gegenwärtigen Sachlage mußte etwas geschehen.

Um einerseits seiner militärischen Pflicht zu genügen, andererseits einen Einblick in die von dem Marschall Macdonald demnächst geplanten Unternehmungen zu gewinnen, hatte Yorck diesem geschrieben, daß das X. Korps, da es ganz exponiert stehe, in Gefahr sei, umgangen und abgeschnitten zu werden. Macdonald zeigte sich dieser Gefahr gegenüber völlig gleichgültig. Diese Gleichgültigkeit sollte ihm verhängnisvoll werden; gewann doch der Plan, ihn hier in Kurland völlig abzuschneiden, bei den russischen Generalen immer greifbarere Gestalt. Nur Yorcks entscheidendes Wort fehlte ihnen noch. Der Marquis Paulucci drängte unausgesetzt. Yorck war aber entschlossen, nichts zu unternehmen, bevor nicht sein Adjutant Seydlitz aus Berlin vom König zurückgekehrt sei.

Bald aber sollte er, gedrängt durch die Macht der Umstände, in die Lage versetzt werden, auch ohne die Nachrichten aus Berlin einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Der französische Marschall bot ihm



Kinder und Tiere: Zahme Känguruhs in einem neuseeländischen Garten.



Kinder und Tiere: Petz als Spielkamerad.

in unbegreiflicher Sorglosigkeit selber die Hand dazu. Er hatte die Absicht, sich mit dem Gros des Korps entweder nach Tilsit durchzuschlagen oder, falls dies nicht möglich sein sollte, sich auf Memel zurückzuziehen. An der Spitze des Korps zog der Marschall selbst mit 5000 rheinbündlerischen und polnischen Truppen und etwa ebenso vielen Preußen unter dem General v. Massenbach. Dann folgte in einem größeren Abstand Yorck mit dem preußischen Haupthaufen. Es war ein überaus beschwerlicher Marsch. Da die furchtbare Kälte anhielt und ein Biwakieren größerer Massen unmöglich machte, entschloß sich der Marschall, um schneller vorwärts zu kommen, das Korps von Szwawly ab auf zwei Straßen marschieren zu lassen. Bei Tauroggen sollten dann nach Macdonalds Plan die sämtlichen Korps sich wieder zusammenschließen, um vereint gegen Wittgenstein den Durchbruch zu erzwingen. Schon infolge dieser Anordnung Macdonalds war das Yorcksche Korps veranlaßt worden, zurückzubleiben. Durch die starken Nachtmärsche in der furchtbaren Kälte, denen weniger gute Truppen völlig erlegen wären, wurde der Abstand naturgemäß noch vergrößert.

So zog Yorck — es war am Weihnachtsmorgen 1812 — der Weisung Macdonalds gemäß auf Koltiniany; seine Spitzen erreichten bald die vor ihm ziehende Nachhut von Kleist. Bei dem Vorwerk Kiaukalek vereinigten sich die beiden Korps, die Russen unter Lewis im Rücken, die russischen Korps von Diebitsch, Tettenborn und Kutusow dem Jüngeren vor sich. Bald war es Yorck und Kleist klar — sie waren von Macdonald abgeschnitten. Das Schicksal des französischen Marschalls hatte sich entschieden, aber auch das Yorcks. Was sollte er tun? Sich durchschlagen? Dieser Gedanke hätte dem alten Eisenfresser unter anderen Verhältnissen keinen Augenblick Schwierigkeiten bereitet. Aber war dies in seines Königs Interesse? Oder in dem seiner Truppen? War es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß, wenn er die Verbindung mit Macdonald wieder erreicht hätte, er vielleicht sein ganzes, tapferes, noch fast unversehrtes Korps hätte opfern müssen, bloß um die elenden Trümmer der großen Armee zu retten? Warum kam auch keine Antwort von Berlin? Warum ließ man ihn in so furchtbaren Sorgen und Seelenkämpfen? Wie, wenn die Antwort des Königs nun in dem Sinne ausfiel, daß er sich mit seinem Korps von dem verhaßten Bundesgenossen trennen durfte? Der Gedanke ließ sein altes preußisches Soldatenherz höher schlagen. Bald sollte er Gewißheit haben. Noch am Vormittage des 25. Dezember war Seydlitz bei Yorck eingetroffen. Aber eine Stärkung in seinen Entschlüssen und eine Rückendeckung bedeutete sein Erscheinen für Yorck nicht. Auf Seydlitz' Frage an den König, „ob — wenn der Untergang der französischen Macht so vollständig sei, wie man vermuten mußte —



Kinder und Tiere: Das Flaschenreh.

der König gebiete, daß Yorck streng bei der Allianz harre; wie er handeln sollte?" habe der König geantwortet: „Nach den Umständen!"

„Nach den Umständen handeln!" — das war der ganze Erfolg der Sendung für Yorck — das war alles und nichts; das war die weiteste Machtvollkommenheit und wiederum die engste Beschränkung. Sehen wir zu, wie Yorck sich diese königliche Order auslegte, als ihn die Verhältnisse zwangen, „nach den Umständen zu handeln". Wir werden aus seiner ganzen Handlungsweise ersehen, wie ungerecht der Vorwurf war, gegen den sich Yorck später hat verteidigen müssen: „er habe, als er den Vertrag von Tauroggen schloß, auf Grund geheimer Vorschriften gehandelt; daß dem nicht so war, beweist ein späterer Brief Yorcks an Valentini vom 14. März 1823, in dem es heißt: „Jetzt glaubt mancher, ich habe geheime Befehle gehabt und sei andererseits impulsiert worden. Ich habe aber aus ganz eigenem Gefühl gehandelt."*)

Lassen wir die Tatsachen weiter für ihn sprechen. Als am ersten Weihnachtsfeiertag nachmittags 4 Uhr die Spitze des preußischen Korps unter General v. Kleist auf die Russen unter Diebitsch stieß, hatte dieser, um die Schwäche seiner Truppen nicht zu verraten, diese geschickt auf den Höhen zu beiden Seiten eines engen Tales an der von Wenghowa kommenden Straße so aufgestellt, daß sie den Eindruck einer übermächtig starken Heeresabteilung machten; in Wahrheit war seine Heeresabteilung keineswegs so stark, daß er daran hätte denken können, Kleist aufzuhalten. Aber er hatte, wie wir sehen werden, etwas ganz anderes im Sinne.

In der Seele des russischen Generals Diebitsch, eines geborenen Preußen, brannte ein großer Gedanke, der nicht plötzlich in ihm entstanden, sondern nach und nach, genährt durch die in seinem Hauptquartier befindlichen preußischen Patrioten Graf Dohna und Karl v. Clausewitz, zu dem bedeutungsvollen Entschluß gereift war, die Gelegenheit zu benutzen, um Yorck zu dem von den Russen so sehr gewünschten Abfall vom französischen Bündnis zu bewegen. Karl v. Clausewitz hatte zu den kühnsten und glühendsten Verteidigern der Pläne Scharnhorsts und Gneisenaus gehört. Nach dem traurigen Bündnis mit Frankreich vom 24. Februar 1812 war er mit einer Anzahl anderer Patrioten, an der Erhebung Preußens verzagend, in russische Dienste getreten. Mit seiner ganzen feurigen Seele der großen Sache des Vaterlandes zugetan, achtete er nicht der gerichtlichen Vorladung, die von Berlin aus gegen ihn wie gegen Chasot und andere patriotische Offiziere erlassen worden war, sondern wurde bald die Seele der Verhandlungen mit Yorck, der Hauptvermittler zwischen diesem und dem



Kinder und Tiere: Schmeichelkätzchen.

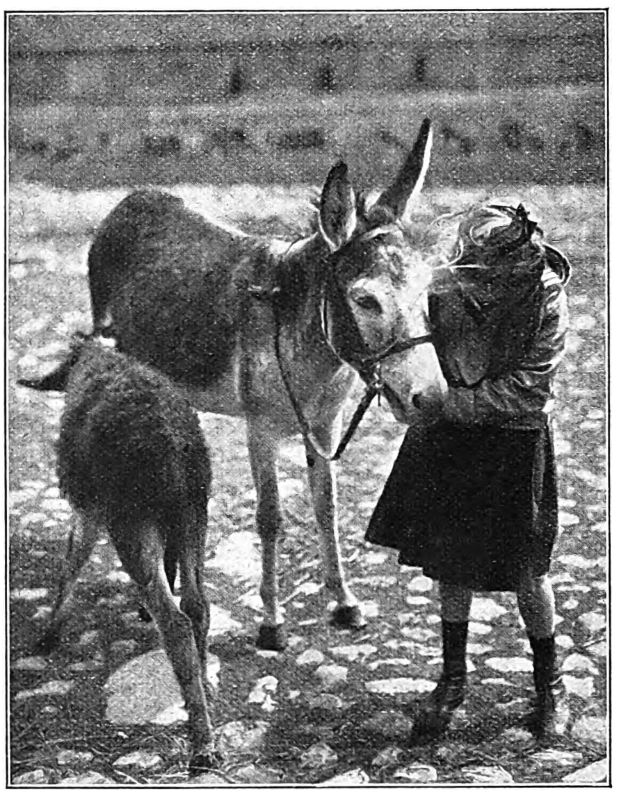


Kinder und Tiere: Die Reitziege.

*) Yorck an Valentini (14. März 1823, gedr. bei Droysen. I, 380 Anm.).

General Diebitsch, auf dessen Entschlüsse er stark eingewirkt hatte.

Weihnachten war es, das heilige Christfest, an dem die beiden Generale spät am Abend zwischen den Vorposten zu einer Verhandlung zusammentrafen, die für die Geschicke Deutschlands sowie die Rußlands von weittragender Bedeutung werden sollte. Die weiten Fluren lagen zum Tode erstarrt unter der weißen Schneedecke; im Mondenscheine glitzerten die Tannenbäume. Die ganze Natur war zu Eis erstarrt, und doch war es heiß in den Herzen der beiden Männer, die hier ihren Völkern eine Christbescherung bringen wollten, die wie eine neue, frohe Botschaft vom wiedererstandenen Heil die Herzen aufjubeln machen sollte. Diebitsch empfing Yorck mit kameradschaftlichem Händedruck und freundschaftlicher Anrede; Yorck erwiderte seiner Natur nach die freundliche Begrüßung in gemessener Haltung. Die Unterredung begann. Wir folgen bei der Wiedergabe derselben der klassischen Darstellung Droysens, die sich in den Hauptmomenten wiederum auf die einwandfreien Bekundungen von Clausewitz stützt, der schließlich von Diebitsch mit der ganzen Führung der Unterhandlung betraut wurde. Diebitsch erinnerte Yorck an die früheren freundschaftlichen Beziehungen beider Mächte und an die Wahrscheinlichkeit, daß dieselben nun bald erneut werden würden, und erklärte demgemäß, daß er bereit sei, mit General Yorck einen Neutralitätsvertrag einzugehen.



Kinder und Tiere: Grauchen.

Yorck wollte sich nicht ohne weiteres durch eine Erklärung festlegen. Er war zu einem Vertrage bereit, „falls die Ehre der Waffen dabei auf keine Weise gefährdet werde"; er hatte nur das Bedenken, „daß er in diesem Augenblicke als Soldat noch zu wenig gerechtfertigt erscheinen würde". Man kam überein, daß beiderseits während der Nacht nichts unternommen würde. Für den anderen Morgen hatte man ein Scheinmanöver folgender Art geplant, das nach außen hin Yorcks Verhalten zu rechtfertigen bestimmt war. Yorck sollte am nächsten Morgen zunächst eine Rekognoszierung vornehmen, dann rechts abmarschieren, als wollte er Diebitsch in der linken Flanke umgehen. Diebitsch sollte dagegen nach Scholell gehen, um dort Yorck den Weg von neuem zu versperren.

Es schien jetzt, als ob das Geschick alle möglichen günstigen Umstände herbeiführen wollte, um Yorck in seinen Entschlüssen zu stärken. Am Morgen des zweiten Weihnachtsfeiertages war Graf Friedrich Dohna mit Briefen des Marquis Paulucci und einem beigelegten Schreiben Kaiser Alexanders eingetroffen. Die Briefe des Marquis suchten in der üblichen eindringlichen, fast zudringlichen Weise von neuem auf Yorck einzuwirken; viel wichtiger war ihm der Brief Alexanders, in dem er die erste Sicherheit über die politische Wirksamkeit des Schrittes, den er vorhatte, erkannte: Der Kaiser schrieb in dem Briefe, daß er geneigt sei, mit dem König von Preußen einen Vertrag zu machen, „in dem festgestellt würde und ich gegen ihn die Verpflichtung übernähme, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis es mir gelungen wäre, für Preußen eine Gebietsvergrößerung durchzusetzen, groß genug, um es unter den Mächten Europas die Stelle wieder einnehmen zu lassen, die es vor dem Kriege 1806 gehabt hat". Am Morgen des 26. Dezember fand dann die mit Diebitsch verabredete Rekognoszierung und bald darauf eine neue Besprechung mit dem russischen General statt. Während Yorck in Begleitung des Majors Brause ihm entgegenritt, standen die Truppen Gewehr in Arm. Allen Scheinmanövern zum Trotz fühlten sie, daß eine Wendung nahe sei.

Freilich so schnell, wie die Russen es wünschten, entschloß sich ein Yorck, diese fleischgewordene Verkörperung strengen soldatischen Pflichtgefühls, nicht. Und es konnte auch nicht wundernehmen. Die Russen hatten bei der Sache alles zu gewinnen; Yorck dagegen mußte vieles aufs Spiel setzen, vielleicht alles. Bei dem eigentümlichen zurückhaltenden und wortkargen Benehmen Yorcks hatten sowohl Diebitsch

wie Clausewitz denn auch bis zum letzten Augenblicke noch an seiner Zusage gezweifelt. Daß Yorck aber mit seinen Verabredungen vom 25. und 26. Dezember bereits einen festen Entschluß gefaßt hatte und dieser Entschluß sein eigener war und nicht durch geheime Vorschriften von Berlin aus — wie die Gegner Droysens, seines Biographen, behaupten — beeinflußt war, geht aus dem Schreiben hervor, daß er mit dem Flügeladjutanten des Königs, Grafen Henckell v. Donnersmarck, am 27. nach Berlin absandte, und worin es nach einer kurzen Darlegung des schwierigen Sachverhaltes zum Schlusse heißt: „Meine Lage ist sehr peinlich, da ich beim besten Willen fehlgreifen kann. Handle ich unrecht, so werde ich ohne Murren meinen alten Kopf zu Ew. Majestät Füßen legen; und der Gedanke, mir vielleicht die Unzufriedenheit Ew. Majestät zuzuziehen, macht mich sehr unglücklich; über alles übrige bin ich einig mit mir selbst."

Es war am Abend des 29. Dezember — die furchtbaren Seelenkämpfe Yorcks, die aus dem letzten Teile dieses Schreibens hervorgehen, hatten den höchsten Grad erreicht —, da brachte — eine Erlösung aus schwerer Pein — Oberstleutnant v. Clausewitz zwei Schriftstücke von General Diebitsch. Das eine war eine durch die Kosaken aufgefangene Depesche Macdonalds an den napoleonischen Minister Maret, worin der Rat gegeben war, auf die Entsetzung Yorcks vom Kommando hinzuwirken; das andere war der Nachweis, daß Wittgenstein am 31. Dezember die Straße von Tilsit nach Königsberg in seiner Gewalt zu haben hoffte. Dies entschied.

„Oberst Röder," wandte sich Yorck zu seinem Generalstabschef, „sagen Sie mir Ihre pflichtmäßige Meinung!"

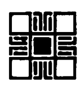
„Herr General," sagte Röder, „für den Staat, für das Vaterland kann nichts heilvoller sein, als wenn Sie mit den Russen abschließen. Für Sie persönlich ist aber dabei alles gewagt, und deshalb müssen Sie selbst Ihren Entschluß fassen."

Yorck dachte einen Augenblick nach, dann wandte er sich an Clausewitz mit der Frage, ob er es für möglich halte, daß die Wittgensteinschen Truppen am 31. Dezember sich wirklich auf den genannten Punkten befinden würden, und ob er sich für die Ehrlichkeit der russischen Absichten verbürgen könne. Nachdem Clausewitz dies bejaht hatte, verstummte Yorck wieder eine Weile.

Dann brach er plötzlich das Schweigen. Er reichte Clausewitz die Hand und sagte: „Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß ich mich morgen früh bei den russischen Vorposten einfinden werde; Zeit und Ort habe er zu bestimmen." Dann, sich erinnernd, daß Massenbach mit seinen Truppen sich noch bei dem Macdonaldschen Korps befand, fügte er hinzu: „Ich werde aber die Sache nicht halb tun; ich werde Euch auch den Massenbach verschaffen." Er ließ sofort den von Massenbach abgesandten Adjutanten v. Wernsdorf eintreten, um mit ihm weiter zu verhandeln. Es entspann sich nach Clausewitz' Bericht folgende dramatische Szene: „Ungefähr wie Wallenstein wandte sich Yorck an Wernsdorf, dabei im Zimmer auf und nieder gehend, mit den Worten: ‚Was sagen Ihre Regimenter?' Wernsdorf erwiderte mit enthusiastischen Worten, daß jeder einzelne der Massenbachschen Truppen begeistert sei über den Gedanken, von dem französischen Bündnis loszukommen. Und als auf diese Rede heller Jubel unter den Offizieren des Yorckschen Stabes ausbrach, sagte Yorck: ‚Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern.'"

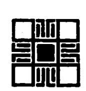
Clausewitz und Dohna kehrten zu Diebitsch zurück, der nach der Freudenkunde von Yorcks Einwilligung ihnen in großer Bewegung um den Hals fiel und Tränen vergoß. Am folgenden Morgen ward in der Mühle von Poscherun die „Konvention von Tauroggen" in sieben Artikeln vereinbart, und zwar zwischen lauter Preußen; denn Yorck war von Röder und Seydlitz, Diebitsch (auch ein geborener Preuße) von Dohna und Clausewitz begleitet. Der Hauptwortinhalt der Konvention war, daß von Stund an das Yorcksche Korps neutral sein sollte, der Sinn aber kein anderer, als daß Yorck mit seinem Korps sich von dem unnatürlichen Bundesgenossen trennte, um sich mit den Russen zu vereinen. Die Folgen dieses verhängnisvollen Schrittes waren für den Augenblick unabsehbar. Yorck meldete ihn seinem König mit folgenden großherzigen Worten: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht besorgniserregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heil des Vaterlandes führt." —

Yorcks schicksalsschwere Tat wird als der Anfang der deutschen Erhebung ewig denkwürdig bleiben. Yorck hatte mit dem Abschluß der Konvention getan, was Millionen wünschten. Der Gedanke der Zeit, der auf jeder Stirn geschrieben stand, auf jeder Lippe bebte, in jedem Herzen pochte, war durch ihn zur Tat geworden. Nur noch einige Wochen sollte es dauern, da kam die schöne, die hohe Zeit, da die Saat reifte, die Yorck und die übrigen hochherzigen Männer Ostpreußens gesät, die Zeit, da die Jugend sich zu den Waffen drängte — die unvergeßliche Zeit der Erhebung in Ostpreußen.



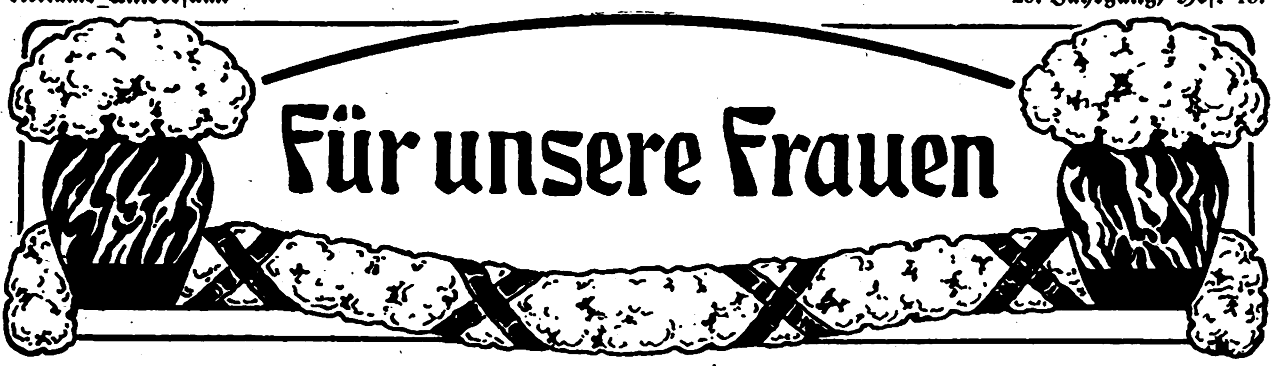
Der Routinier.

Eine Plauderei von Dr. Alexander Elster.



Ist es nicht so, daß aller Lohn unserer reichen Zeit dem Routinier in den Schoß fällt? Dem Manne, der gerade das Maß von Eigenschaften besitzt, das zu einer bestimmten praktischen Aufgabe am besten taugt? Beileibe darf er nicht mehr können und wissen; denn das würde ihn selbstkritisch machen, würde ihn zersplittern, so daß ihm dadurch seine höchst brauchbare Selbstsicherheit beeinträchtigt würde. Unsre Zeit, die das Spezialistentum und den praktischen Sinn der Verengerung kultiviert, ist das Dorado für den Routinier und zugleich eine Gefahr für die Kulturentwicklung. Wir schaffen Maschinenmenschen, die auf Nutzeffekte eingerichtet sind, Va banque-Spieler, die gerade so viel geben, wie sie gewinnen wollen. Der Naturforscher nennt das, was da geschieht, Panmixie und erklärt damit deszendenztheoretisch den Rückgang einzelner guter Fähigkeiten der Menschen. Beispielsweise: Warum sehen und hören wir nicht mehr so gut wie unsere Vorfahren, die Jäger waren? Weil wir mit schlechteren Augen und Ohren unseren heutigen Wirtschaftskampf führen können, weil wir mit dem Leidlichen auskommen und das Bessere daher nicht brauchen. Oder: Warum sind unsere Zähne nicht mehr so gut, unsre Gebisse nicht mehr so kräftig? Weil wir das Fleisch weichkochen gelernt haben. Kulturerrungenschaften contra Naturkraft. Wir bilden geistige Kräfte auf Kosten körperlicher aus, wir bilden spezielle geistige Fähigkeiten auf Kosten allgemeiner gleichartiger Höherentwicklung aus. So erklärt die „Panmixie" den Mangel der Ausbildung bestimmter Organe, die bei den veränderten Daseinsbedingungen von geringerer Wichtigkeit geworden sind. Ist das nicht für uns Kulturmenschen höchst bedenklich? Können wir Geister brauchen, die das universelle Wissen überblicken und auf diesem Wege wirklich über größere Zusammenhänge zu urteilen berufen sind? Solche Vielwisser würden verhungern dürfen, weil sie für einen praktischen Beruf nicht mehr taugen; denn das spezielle Kleinfeld beherrschen sie nicht. Der Chirurg hat den größten Zulauf, der mit besonderer Routine bestimmte Einzelerkrankungen behandelt; eine besondere wissenschaftliche Leuchte braucht der Mann im übrigen nicht mehr zu sein. Der Techniker bekommt die glänzendsten Stellungen, der auf dem Fachgebiet einer einzigen Fabrik besonders routiniert ist. Ein Fabrikant kann mit einem Druckknopf Villen, Autos, Gemäldesammlungen sich erkaufen. Ein kluger Gewerbler — er braucht vom Leben sonst vielleicht gar nichts zu verstehen — häuft Vermögen auf, womit er an der Kultur der Gegenwart Anteil nimmt und sie zu sich herabzieht. Routine, meine Herren! Auch meine Herren Schriftsteller und Dramatiker. Wer beherrscht das Theater? Der seichte Routinier! Wer beherrscht den guten Büchermarkt? Nicht der feine Kopf, nicht der Neutöner. Feine Köpfe, Neutöner, Universalwisser, wirklich umfassende Könner — das ist der Luxus der Kulturmenschheit. Dichter, die ihr Herzblut geben — das ist wirklich Luxus geworden, und höchst unpraktisch. Das taugt nicht für diese Zeit, taugt nicht zum materiellen Erfolg. Und wohin führt das auf die Dauer? Müssen wir den Vererbungs- und Selektionstheoretikern Glauben schenken, so muß das Routiniertum allgemach die höheren geistigen Eigenschaften töten, wird einzelne Fähigkeiten wohl schärfen, aber das Ganze verengen, wird den Horizont statt zu erweitern immer enger machen, und die ursprüngliche Anlage, vielseitig und universell zu werden, erbarmungslos vernichten. Darin liegt zweifellos eine große Gefahr. Nun hat man freilich, wenn durch den Berufsmenschen eine Gefahr droht, die Menschheit dadurch zu retten gewünscht, daß die Frauen von jener Mißwende des Berufssklaventums mit seinen Folgen verschont bleiben. Aber unsre Frauen werden ja neuerdings auch Routiniers. Zwar ein gut Teil Herzensgenialität, die allem allzu Opportunistischen ein Schnippchen schlägt, haben sie sich bewahrt, aber durch ihr stärkeres Eindringen in den Beruf nimmt auch das ab — und schließlich, in nichts hat die Frau so sehr der Routine zum Siege verholfen wie in Liebesdingen, und zwar ebenso in der edlen, echten Liebe der Frau zu den Ihrigen wie im Flirt. Doch davon spricht man wohl nicht, das empfindet man nur, oder empfindet es lieber nicht, wenn man sich nicht um manche männliche Illusion bringen will. Routine überall — und dennoch — es gibt auch noch Märtyrer, die auf den materiellen Erfolg „pfeifen", keine Routiniers sein wollen oder können, und dichten und forschen und leben und denken und alles Banausentum verachten. So groß das ist, bringt es doch nichts zuwege; nicht einmal ein winziges kleines Feuilleton. Denn wenn der Verfasser zuviel weiß über den Gegenstand, oder alles sagen wollte, was er denkt und zu wissen glaubt, so gäbe es nie und nimmer eine Plauderei. Denn auch dergleichen muß unter dem Triumphbogen des Routiniers hindurch. ⊘

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Kinderweihnacht. Von Astrid Gräfin Bethusy-Huc.

Die letzten Orgeltöne waren verklungen. Die Menschen strömten aus der alten, ehrwürdigen Holzkirche, und jeder suchte so schnell als möglich heim zu kommen, um dem Christkind die Türen zu öffnen beim strahlenden Lichterglanz. Ich schritt über den weichen Schneeteppich durch die stille Winterlandschaft, über mir das funkelnde Sternenzelt, dicht an mich gedrängt zu beiden Seiten meine Kinderschar. Langsam trat mein Fuß über den glänzenden Schnee, und meine Gedanken suchten das Wunder zu Bethlehem und das Christkind, das wieder herniedergestiegen war, der Menschheit zum Heil. Aber nicht lange durfte ich meinen Gedanken nacheilen; heute gilt es das Fest der Kinder zu feiern und mit ihnen zu wandern in das Reich der märchenhaften Weihnachtsträume: „Mutti, komm schnell, geh nicht so langsam ...“ „Ob ich den Nußknacker bekomme?“ „Ich habe heute früh schon einmal auf dem Fußboden gelegen und durch die Tür geguckt, aber ich konnte nichts sehen.“ Ich werde bestürmt mit Fragen ohne Ende. Endlich sind wir daheim angekommen, aber es dauert noch eine Weile; es gilt noch die letzten Vorbereitungen zu treffen. An der hohen schlanken Tanne müssen die vielen Lichter entzündet werden. Im Eßzimmer saßen die Kinder eng aneinandergeschmiegt, leise und voll Andacht sangen sie; es war feierlich im kleinen Kreis der erwartenden Seelen. Ganz dunkel mußte es im Raum sein, damit der Lichterglanz nachher doppelt wirkte, wenn — ja wenn der ersehnte Augenblick gekommen war. Da — horch — ein dumpfer Glockenton — die Türen öffnen sich und der Reihe nach, vom Kleinsten bis zum Leutnant hinauf, stürmen sie alle acht in den Saal, der den Abend in ein Wunderland verwandelt schien. Müdigkeit gibt es für die Mutter heute nicht, obgleich ihre Füße in letzter Zeit viel treppauf und treppab laufen mußten. „Mutti, komm an meinen Tisch“ — „nein erst an meinen“ — und ein klebriger kleiner Pfefferkuchenmund küßt mich im Jubel der Weihnachtsstimmung. „Vater, genau so eine Schreibmappe habe ich mir gewünscht, sieh mal, mit einem richtigen Schlüssel, den trag' ich um den Hals.“ „Mutti, wollen wir gleich einmal mit dem Lotto spielen?“ „O, sieh mal, Otfrid, der feine Ball.“ In hohem Bogen fliegt er durch den Saal und wird mit Jauchzen wieder aufgefangen. Da liegt mein Lockenkopf mit hochrotem Gesicht auf der Erde. Den Kopf stützt er in die Hände; vor ihm aufgeschlagen liegen die Grimmschen Märchen, er liest: „Es war einmal —“ Wir Großen stehen bewundernd vor all der Herrlichkeit des Kinderjubels. „Den Kasten habe ich dir gemalt, aber ganz allein, Mutter“ — „Ich danke dir, mein Jungchen, ich kann ihn so gut gebrauchen.“ Nie darf eine Mutter ein Kind kränken; sie muß es verstehen, zum Kind zu werden, wenn ihre Lieblinge lächeln und Freude bereiten wollen mit einem selbstgearbeiteten Kasten. Die Mutter muß verstehen, die Trauer des Kindes zu ermessen, wenn einem Holzpferdchen der Hals abbricht. „Darf ich dem Pfefferkuchenmann den Kopf abbeißen?“ Weg ist der süße Kopf. Vor mir mit glühendem Gesicht kniet mein Kleiner vor dem heißersehnten Nußknacker, die Händchen voll Schokolade. Der Junge versucht es immer wieder, dem geliebten roten Mann den großen Mund zu öffnen, und stopft ihn mit vielen guten Bissen. Die weißen Höschen meines Kleinen haben aber mehr abbekommen. Das Gesicht ist schwarz wie ein Mohr. Ich kann nur lachen über das Weihnachtsbild. „Der Nußknacker muß heute in meinem Bett schlafen!“ — „Und ich nehme die Märchen mit mir.“ Jubelnde Kinder, mit euren Spielsachen im Arm unter dem Schimmer der Weihnachtskerzen, ihr glaubt schon im Himmel zu sein. „Nicht wahr, heute dürfen wir so lange aufbleiben, wie wir wollen?“ — „Ja!“ Ich weiß, es kommt die Stunde, wo die Händchen und Füßchen müde werden, mit den dicken Patschen reibt man sich die Augen. Die Mutter weiß, es kommt der Augenblick, wo die Kleinen sich ganz gern ins Bettchen legen lassen. Als wir das Nachtgebet gesprochen haben, dauert es nicht mehr lange. Die Augen fallen zu, und ein Lächeln huscht über die geliebten Züge. Ich stehe noch lange an den Bettchen und weiß, die kleinen Schläfer spielen im Traum mit dem Christkind und seinen Engeln. Und die Gedanken der Mutter wandern in der Stille der heiligen Nacht zur Krippe von Bethlehem, um zu danken und anzubeten, den Heiland der Menschheit und das Christkind der Kleinen.



Abb. 67. Plissiertes Tuchkleid; weißer Filzhut mit Aufnäharbeit. Abb. 68. Festkleid aus englischer Stickerei; Hut mit Perlen- und Bandgarnitur. Phot. E. Schneider.

Kindermoden.

Die Mode greift auch ins Kinderland hinüber. Nicht eben mit harten Händen; sie muß duldsam sein und dem beweglichen kleinen Volk viel Freiheit lassen. Aber ihre neusten Farben und Formen spielt sie gar zu gern auch für die Jugend als Trumpf aus. Die Knaben freilich bleiben ziemlich unbehelligt davon; bei ihnen behält der lose Jackenanzug oder der Matrosenanzug seine bevorzugte Stellung; aus der Matrosenbluse wird zuweilen ein Kittelchen oder noch öfter eine anliegende Sweater-Form, die so kleidsam ist und praktisch zugleich. Aber die kleinen Evastöchter müssen sich den ungeschriebenen Gesetzen der Mode doch schon hier und da beugen. Freilich bleibt genug Spielraum, um das Neue mit dem Hübschen zu verbinden, und es ist eine Versündigung an dem natürlichen Liebreiz des kindlichen Wesens, wenn man die kindliche Erscheinung durch modische Geziertheiten entstellt. Das Niedlichste für unsere Mädelchen bleiben immer die hellen Stickereikleidchen, die im Winter freilich nur als seltener Festanzug verwendet werden können. Für jedes Alter passend, wirken sie schon in der einfachsten Ausführung ganz allerliebst. Die Originale unserer Abb. 68, 73 und 74 sind teils aus Schweizer, teils aus englischer Stickerei hergestellt. Bei Abb. 68 bilden feine Valenciennes den Abschluß des breiten runden Kragens und der doppeltgekrausten Ärmelrüschen; eine zierliche Knöpfchengarnitur zieht sich vom Halsausschnitt am Vorderteil herunter. Ganz ähnlich ist die Machart des Kleidchens Abb. 74, nur daß die bauschigen Puffärmelchen den rundlichen Formen der kleinen Vier- oder Fünfjährigen besser angepaßt sind. Abb. 73 ist weitaus komplizierter und für besondere Feierlichkeiten, für Familienfeste oder derartiges gedacht. Neben der Lochstickerei nehmen sich die auf dem zarten Batist erhaben gestickten Rosen entzückend aus; in Rock und Bluse sind schmale Längsfältchen eingesteppt; der breite Kragen fällt über den Schultern in Zacken, an denen zierliche Bällchen aus weißer Seide hängen. Das Kleidchen ist über rosa Liberty gearbeitet. Ein durchgezogener Gürtel und ein breiter Rocksaum aus schwarzem Samt fassen das Ganze mehr wirkungsvoll als eigentlich jugendlich ein. Auch der sehr schmeichelhafte Hut ist aus rosa Seide gefertigt, eine dunkler getönte Rose an der Seite, und mit schwarzem Atlas gefüttert. Während hier das spitze Fasson nur angedeutet ist, herrscht im allgemeinen die Pilzform der Hüte vor. Abbildung 68 zeigt hierfür eine besonders reizende Verzierung; die jetzt zu Handarbeitszwecken so beliebten Holzperlen sind hier zu einem Bukett auf dem hellen Filz zusammengestellt, und die Bandgarnitur ist in der gleichen Farbe ausgewählt. Allerliebst wirkt auch die Aufnäharbeit der Blumenranken auf dem spitzen weißen Filzhut Abb. 67; die Blüten und Blätter werden aus verschiedenfarbigem Plüsch ausgeschnitten, auf die Hutform geklebt und, wenn der Filz irgend weich genug dazu ist, mit Kordonnetseide umstickt. Das Kleidchen, das die Abb. 67 wiedergibt, trägt der wieder auferstandenen Plisseemode Rechnung. Es ist ringsum in breite Falten gelegt; natürlich darf hierzu kein spröder, allzu kräftiger Stoff verwendet werden, damit die Falten nicht aufspringen; aber ein leichtes Satintuch zum Beispiel ist solid und warm genug und schmiegt sich gut in die gewünschte Form. Besonders hübsch und vornehm wirkt bei diesem Kleidchen der vollständige Verzicht auf Garnitur. Rings um den breiten viereckigen Kragen und an den Ärmelaufschlägen bildet ein eingebranntes apartes Plisseemuster den Abschluß; eine Schärpe aus weicher, von der Farbe des Kleides abstechender Seide hält die losen Falten zusammen. Zwei praktische Kleidchen für den Alltag zeigen Abb. 71 und 72. Letzteres ist mehr für ältere Mädchen gedacht: ein schickes Trägerröckchen, aus einem Stück und seitlich geschlossen, aus dunkelblauem Cheviot oder Tuch gearbeitet. Die Bluse ist in Kimonoform geschnitten, aber ganz einfach ohne Schrägnaht, wodurch sie zugunsten des schmalen Kinderfigürchens etwas völliger wirkt. Sie kann aus dunklem, leichtem Wollstoff oder einer dünnen Seide hergestellt werden; hübscher aber, obwohl ein wenig schmutzhafter, wäre ein heller abstechender Krepon oder der originelle moderne Chiné-Seidenplüsch. Sehr eigenartig und dabei von größter Einfachheit ist das Hängerkleidchen Abb. 72. Es wird aus ganz geraden Teilen mit kurzen angeschnittenen Ärmelchen zusammengesetzt; ein dünner weißer Wollstoff eignet sich am besten dazu. Breite Vorstöße aus dunkelblauem oder rotem Satin schließen es am unteren Saum, an den Ärmeln und — hier als schmales Paspel — am Halsausschnitt ab. Die eng zusammengedrängten Schlangenlinien, die sich um Hals, Ärmel und an den Seiten herabziehen, sind aus ebenfalls blauer oder roter Soutache mit der Maschine aufgenäht. So kann ohne große Kosten mit geringer Mühe ein künstlerisch wirkendes Kleidchen hergestellt werden. — Konservativer erweist sich die Mode der Kleinen auf dem Gebiet des Straßenanzuges. Die kurzen losen Mäntelchen, die dem Kinde die unbehinderte Bewegung gestatten, ändern sich kaum im Lauf einiger Jahre. Ein bißchen Abwechslung in der Form der Ärmel, neue Knöpfe, Riegel, Gürtel, Falten, Steppnähte-Verzierungen bringt jede Saison, aber im Prinzip bleibt es so ziemlich das gleiche.

Für die ganz kleinen Mädchen und Buben sind in der letzten Zeit die weißen Pelz- und Plüschmäntelchen sehr beliebt. Man ver-


Abb. 70. Matrosensweater für Knaben. Phot. Talbot, Paris.


Abb. 69. Wintermäntelchen aus Ratiné; Häubchen mit Fransenbesatz. Phot. E. Schneider, Berlin.

Unsre Handarbeiten.

Der Kinderstube ist endlich auch unsre heutige Handarbeitsecke gewidmet. Abb. 76 zeigt für die Kleinen eine ganze Reihe hübscher Gebrauchsgegenstände, die aus derbem Material auf einfachste Weise herzustellen sind. Die in bunten wundervoll warmen Farben gewirkten Altenburger Bauernbänder sind in den verschiedensten Schattierungen und in jeder Breite am Stück zu haben. Unser Kissen war aus grobem violettem Leinen in einer Größe von 40:45 cm gefertigt; kräftig gefärbtes, 4 cm breites Band war dreimal quer über die Vorderseite und einmal über die Rückseite gezogen; dicke lila Holzperlen schlossen das Kissen ringsum ab. Das Nadelkissen-Herz war aus flammendrotem Leinen, recht prall gestopft, mit grünen Perlen umrandet und mit hellen Bändern streifig überzogen. Auch die Kästchen lassen sich ohne Schwierigkeit in jeder gewünschten Größe anfertigen. Vier Seitenteile und je eine Deckel- bzw. Bodenplatte, die beiden letzteren einen knappen Zentimeter größer als die Seitenteile, werden aus steifer Pappe geschnitten und mit Satin überzogen. Die Seitenteile werden alsdann kastenförmig zusammengenäht, dem Boden aufgesetzt und der Deckel an einer Seite befestigt. Dann klebt man auf den straff gespannten Satin die bunten Bänder auf; es ist natürlich ein besonderer Reiz, durch Kombination verschiedener Farben und Breiten immer neue Muster herzustellen. Der achteckige Arbeitsbeutel wird in derselben Weise aus acht Seitenteilen auf entsprechend geschnittenem Boden gefertigt; nur wird, statt des Deckels, ein kleiner Satinbeutel mit Zugband eingeheftet. — Eine reizende Arbeit, die ebenfalls rasch vonstatten geht, bieten die drolligen Silhouetten Abb. 77—80. Auch hier ist das Material leicht zu beschaffen. Gelbbraunes Kochelleinen bildet den Grund; zum Wandbehang wurden 165:62 cm verbraucht, für die Kissenplatten je 40:42 cm. Das Muster wird einmal auf den Stoff übertragen und einmal auf das schwarze Tuch, aus dem die Silhouetten geschnitten werden. Die lustigen Figuren werden dann auf das Leinen aufgeklebt und mit schwarzer Seide ringsum festgestochen. Die Verbindungslinien — der Schleier des Bräutchens auf dem Behang, das Gras auf dem Kissen Abb. 80 usw. — werden mit schwarzem Perlgarn in Stielstich ausgeführt. Wer ein wenig geschickt ist und eine kleine Extraausgabe nicht scheut, kann sich auch nach den allerliebsten Wandfriesen für Kinderzimmer, die man überall zu kaufen bekommt, noch weitere Schablonen schneiden. Bilderbücher, wie die von Gertrud Caspari, lassen sich ebenfalls zum Teil recht gut übertragen, und die Kleinen werden doppelte Freude daran haben, gerade die längstbekannten Gestalten ihrer Lieblingsbücher als Silhouetten aufmarschieren zu sehen. Die humorvollen Bildchen sind so recht geeignet, Kinderstuben zu schmücken und Kinderherzen zu gewinnen.

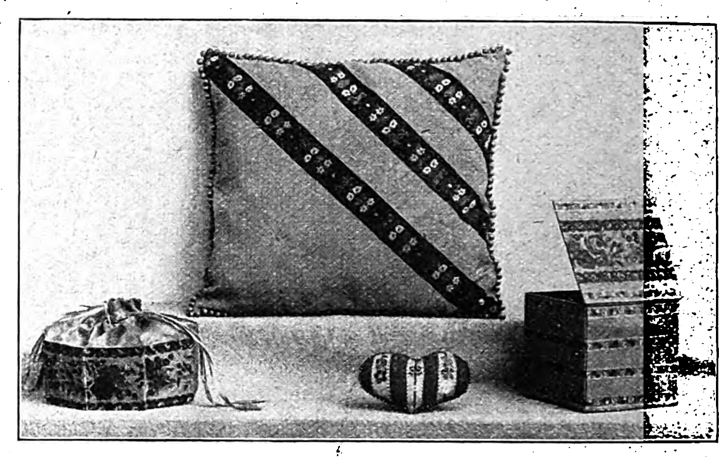


Abb. 76. Kissen, Nadelkissen, Kasten und Arbeitsbeutel mit Bauernbändern verziert. Modelle aus der Kunstgewerblichen Abteilung der Firma A. Polich, Leipzig. Phot. Perscheid, Leipzig.

Musterschablonen für die Silhouettenarbeiten Abb. 77—80 können durch die Geschäftsstelle von „Reclams Universum" bezogen werden, und zwar das Muster zum Wandbehang für 1.80 Mark (2,25 Kronen) und zu den Kissen für je 1.50 Mark (1.80 Kronen). Handarbeitsmaterial liefert auf Wunsch die Kunstgewerbliche Abteilung der Firma August Polich, Leipzig, Schloßgasse.



Abb. 77—80. Wandbehang und Kissen mit aufgenähten Silhouetten für ein Kinderzimmer. Modell aus der Kunstgewerblichen Abteilung der Firma A. Polich, Leipzig. Phot. Perscheid, Leipzig.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen": Charlotte Gräfin Rittberg, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Rätsel und Aufgaben.

Neujahrsproblem.



Logogriph.

Was mancher sich mit r errang,
Als Jugendkraft und Wissensdrang
Und Forschertrieb ihn tief beseelte,
Ist ihm, als dann das Alter quälte,
Nunmehr mit einem n gelesen,
Erwünschter Ruhesitz gewesen. R. A.-R.

Gleichklangrätsel.

Silvester! noch einmal erstrahle der Baum,
Zurücke uns zaubernd den Weihnachtstraum;
Die Zuckersachen daran sind fort,
Merkwürdig — doch tragen manch blitzendes Wort
Noch seine Zweige, nach altem Brauch;
Auch draußen glitzert's im Frosteshauch.
Das Wort, das den edlen Trank uns verschließt,
Dies mag springen, daß golden er sich ergießt.
Ein Lied laßt uns singen: es stimme ein,
Wer sich seines Wortes gesund mag erfreun! R.

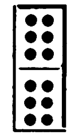
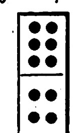
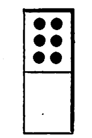
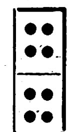
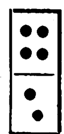
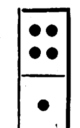
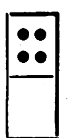
Scharade.

In eins und zwei ging ich mit ihr
Einst gar verliebt spazieren,
Doch ist das schlecht bekommen mir,
Bald mußt' ich sie verlieren.

Ein andrer, der das letzte war,
Hat mehr ihr imponieret.
Nun stell' ich mich als Ganzes dar,
Vom Minnedienst kurieret. P. S.

Dominoaufgabe.

Aus einem Dominospiel von 28 Steinen nehmen A und B je 7 Steine auf, und zwar hat A:

also weder eine Drei noch eine Fünf; B hat auf seinen 7 Steinen insgesamt 33 Augen, darunter ebenfalls keine Fünf, aber zwei Dreien. Es wird nicht hinzugekauft. A setzt $\frac{6}{6}$ aus und wird im Verlauf des Spieles alle Steine los. B kann nur 2 Steine ansetzen, und zwar im ersten und zweiten Zuge; er behält 5 Steine mit 18 Augen übrig. Welche Steine hat B und wie wird gespielt, wenn bei jedem Zuge nur ein Stein gesetzt werden darf?

Rätsel.

Bist du ein fleiß'ger Pumpenmann!
Von morgens früh bis abends spät
Treibst rüstig du die Pumpe an,
Daß die Fabrik nicht stille steht.

So hast im Gleichmaß du geschafft,
Auch schneller oft, wenn froh bewegt,
Wenn dich ein tiefer Schmerz erregt,
Und nur der Schreck nahm dir die Kraft.

Wohnst du allein in deinem Haus?
Nein, immer soll mein Häuschen klein
Für gute Menschen offen sein.
So einsam hielt ich's gar nicht aus.

Drum kommt heran und kommt herein!
Doch jeden, der mir innig lieb,
Behandle ich wie einen Dieb
Und schließ' ihn ein ins Kämmerlein.

Und ob's im Alter langsam geht,
Mein guter Herr läßt mich nicht fort;
Der sagt: „Du bleibst an deinem Ort,
Bis die Fabrik einst stille steht!" K. H.

Zahlenanordnung (1913).

			149
	296		
149			
		590	

In die 12 leeren Felder des nebenstehenden Vierecks sind die Zahlen 294, 441, 588, 735 einzusetzen, und zwar 441 fünfmal, 588 und 735 je dreimal und 294 einmal, so daß jede wagerechte, jede senkrechte und jede der beiden Hauptdiagonalreihen die Zahl 1913 ergibt. C.

Anagramm.

Wenn der Ernte Zeit, die schöne,
Segenspendend sich bewährt,
Weint der Landwirt keine Träne;
Auch durch mich wird er ernährt.
Fuß auf andre Stelle bringen
Dürfte leicht gelingen dir,
Sanfter Töne lieblich Klingen
Wirst du hören dann von mir. C. H.

Verwandlungsrätsel.

Aus den Silben: a, a, al, al, ar, ben, berg, bühl, dar, e, es, gen, hall, i, kem, na, no, pen, plau, plau, sen, ster, te sind zwölf geographische Eigennamen zu bilden. Fügt man zu jedem Namen einen Buchstaben des Wortes „Neujahrsfest" in der Reihenfolge dieses Wortes, so erhält man zwölf andere geographische Eigennamen, die bedeuten: Stadt im Vogtland, Stadt an der Saale, Harzsommerfrische, Stadt an der Schwarzen Elster, Nebenfluß des Donez, westfälische Stadt, Stadt im Landkreis Köln, Mineralbad in Niederbayern, dänische Insel, Stadt an der Havel, Stadt in Italien, Stadt im Allgäu. C.

Rätsel und Aufgaben.

Rösselsprung.

sagt	hin-	gen	dort	ihr	das	lin	gen
so	und	mir	mel	ja-	schleich	wei-	eine
	mel	zum	dank	ser	los	schla-	
lau-	wird	wei-	mußt	durchs	dir	wüßt'	sen
win-	weg	doch	aus	weg-	jetzt	drauß-	dich
noch	sche	geht	welt-	du	dann	herrn	ich
der	ge-	was	hier	wo	gern	rechts	schnell

M. W.

Silbenrätsel.

Um nach dem ersten auszulugen,
Der fetten Fang ihm fest verheißt,
Stand auf des zweiten dichten Fugen
Ein Seemann, der nach Norden reist.
Das Ganze nennt, uns wohlbekannt,
Des Seemanns kleines Heimatland.

N. A.-N.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 11.

Bilderrätsel: Sei bescheiden, der Stolz ist das unverschämteste Lügen.

Rätsel: Gedanke.

Logogriph: Februar, Brauer.

Kapselrätsel: Admiral — Ada, Maria, Ida, Irma, Alma, Milda, Adam.

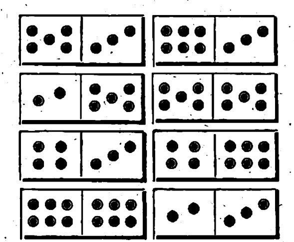
Magisches Quadrat:

b	o	d	e
o	k	e	r
d	e	a	l
e	r	l	e

Rösselsprung: Die Dümmsten putzen sich am meisten; so sind di dümmsten Tiere, die Insekten, am buntesten. Jean Paul.

Dreisilbige Scharade: Zapfenstreich.

Magisches Dominoviereck.



Geographisches Umstellrätsel: Sommerfeld, Hauenstein, Ha merstein, Frankenhausen, Kaiserslautern, Letmathe, Eibenstock, Ronnebu Frauenburg, Greiffenberg. — Mein Haus ist meine Burg.

Palindrom: Gras, Sarg.

Logogriph: Landstreicher, Anstreicher.

Schachaufgabe:

1. Da7-a2	Ke4-f5	2. Ld1-e2‡
1.	e7-e5	2. Sf7-d6‡
1.	f6-f5	2. Da2-c4‡
1.	beliebig	2. Da2-e6‡





Briefkasten.

Anonyme Anfragen finden keine Berücksichtigung.

Skifreund. Nach einer neueren Bestimmung ist es gestattet, Schneeschuhe und Rodelschlitten in die Personenwagen mitzunehmen, wenn eine Belästigung der Mitreisenden und eine Beschmutzung der Wagensitze ausgeschlossen ist. Andernfalls müssen sie als Reisegepäck gegen Frachtzahlung aufgegeben werden.

Weidmannsheil. Kaiser Wilhelm II., der vor kurzem sein 40jähriges Jägerjubiläum feierte, hat in diesen 40 Jahren erlegt: 2002 Rothirsche, 92 Rottiere, 1774 Damschaufler, 98 Damtiere, 3126 grobe Sauen und 316 geringe Sauen, 955 Rehböcke, 17988 Hasen, 2686 Kaninchen, 121 Gemsen, 532 Füchse, 3 Bären, 12 Elchhirsche, 6 Wisente, 3 Renntiere, 2 Mufflons, 6 Dachse, 1 Marder, 108 Auerhähne, 24 Birkhähne, 3 Bronzeputer, 2 Perlhühner, 38578 Fasanen, 867 Rebhühner, 95 Schneehühner, 5 Schnepfen, 2 Bekassinen, 87 Enten, 826 Reiher und Kormorane, 1 Wal, 1 Hecht und 523 verschiedenes Wild. Im ganzen also 70845 Stück Wild.

M. in N. Ihre Novelle „Schicksal" ist für uns ungeeignet. Geben Sie uns Ihre genaue Adresse an, damit wir Ihnen das Manuskript zurücksenden können.

Pastorin L. Wenn Sie bei Ihrem Kinde die Rachenorgane besichtigen wollen, was bei jeder Unpäßlichkeit erste Notwendigkeit ist, so nehmen Sie dazu nicht einen kleinen, schwachen Löffel, mit dem Sie nur eine Rinne in die Zunge drücken und gar nichts sehen, sondern bedienen sich eines großen, starken Speiselöffels und gehen damit weit in den Mund, indem Sie die Zunge mit festem Griffe niederdrücken. Sofort öffnet sich der Mund, in den man erst nur wenig einzudringen vermochte, weit, wie zum Brechen, gleichzeitig werden durch den Würgreiz alle Schlund- und Rachenmuskeln zur Zusammenziehung gebracht, die hintere Rachenwand nähert sich dem Auge, die Mandeln treten weit aus ihren Taschen heraus, kurz die ganze Sachlage wird mit einem Male überraschend klar, ohne die geringste Quälerei. Am besten geht es natürlich bei Tageslicht. Abends muß man die Lampe genau so aufstellen, daß der Lichtkegel in den Mund hineinfällt, oder das noch besser von einer Hilfsperson besorgen lassen.

H. M. 100, Lieg. Dem Auswurf können Sie als Laie nicht viel ansehen, wenn nicht etwas ganz Auffälliges, vielleicht Blut darin ist. Eine graue oder schwärzliche Verfärbung hat im allgemeinen keine besondere oder größere Bedeutung; es ist nichts weiter als Ruß und Staub.

Abonnent in Pommern. Bei solchen Kinderlähmungen, die vom Rückenmark ausgehen, bleiben manchmal mehr oder weniger schwere Schwächezustände in den Gliedern dauernd zurück. Nach einem halben Jahr können Sie aber immer noch hoffen, daß es noch weiter besser wird. Viel mehr als Elektrisieren und Massieren läßt sich kaum tun, höchstens wirken Sool- oder Fichtennadelbäder auch manchmal ganz günstig. Im übrigen verweisen wir Sie auf den Briefkasten der Nummer 8 vom 26. Jahrgang, wo über die Krankheit ziemlich ausführlich gesprochen ist.

M. T., Görlitz. Magengeschwüre kann man mit Röntgenstrahlen nicht sichtbar machen.

J. C. Ihre Anfrage ist uns nicht recht verständlich. Sie meinen wohl dauernde Veränderungen und Umgestaltung der Gesichtszüge. Diese können mit chemischen Mitteln nicht bewirkt werden, sondern lediglich durch mechanische und operative Verfahren. Chemikalien können nur zur Entfernung von Warzen u. dergl. in Form von Ätzmitteln in Betracht kommen, die jedoch alle nur mit größter Vorsicht und von sachkundiger Seite anzuwenden sind. Eine vorübergehende Veränderung wird durch das Schminken bewirkt, das, soll die Haut nicht schlaff werden, mit Hilfe von Fettschminken geschehen muß.

Aviatik. Deutschland macht Frankreich auf dem Gebiet der Flugschiffahrt starke Konkurrenz. Im Deutschen Reich gibt es jetzt bereits 50 Flugplätze mit 45 Fliegerschulen, während Frankreich erst 30 Flugplätze mit 25 Schulen besitzt.

Die körperlich-musikalische Erziehung.

Aus dem im Verlage von D. Gundert in Stuttgart soeben erschienenen bemerkenswerten Erziehungsbuch von Agnes Sapper „Erziehen oder Werdenlassen“ teilen wir mit Genehmigung der Verfasserin und des Verlages unseren Lesern einen Abschnitt über die moderne körperlich-musikalische Erziehung der Kinder mit:

Stellen wir der geistigen Anstrengung in der Schule, dem stundenlangen Sitzen auf den Bänken, der Schulstubenluft, dem Zwang und der Aufregung möglichst alles das entgegen, was dem Körper gut tut.

Wir wissen jetzt, daß unser Geschecht heruntergekommen ist durch mangelnde Körperpflege und daß wir das wieder gutmachen müssen. Deshalb werden Spielplätze für die Jugend eingerichtet, aller Sport wird begünstigt; wir können kaum mehr begreifen, daß früher den Mädchen sogar das Schlittschuhlaufen verboten war, weil dieses Vergnügen für unpassend galt. Schwimmbassins, Rodelbahnen, Jugendspiele, Tennisplätze sind geschaffen, als „Wandervögel“ streifen Knaben und Mädchen durch die Gegend; darin hat die Neuzeit Vortreffliches geleistet, und es handelt sich nur darum, keinen übertriebenen Gebrauch davon zu machen. Nicht dem Ehrgeiz und der Prahlsucht sollen Sport und Spiel dienen, sondern der Gesundheit und Kräftigung, dem Mut und der Gewandtheit, der Jugendlust und fröhlicher Kameradschaft.

Unvernünftigem Übermaß wollen wir Eltern wehren, aber im übrigen unsere Kinder mittun lassen, trotz der mancherlei Unfälle, denen sie sich aussetzen. Die Ängstlichkeit der Eltern hat schon manche Kinder innerlich und äußerlich mehr geschädigt, als es ein Unfall beim Sport getan hätte. Dieser ist in der Regel nach einigen Wochen überwunden, während dem sorglich zurückgehaltenen Kind für alle Zeit die oben genannten Vorteile entgehen. Vor allem bedürfen Großstadtkinder solch körperlicher Übungen.

Bei den Mädchen soll nicht nur die Kraft, sondern auch die Anmut und Schönheit entwickelt werden. Das Mädchenturnen befriedigt in dieser Hinsicht nicht, denn es mangelt ihm die Anmut. Ich hatte Gelegenheit, mit Elisabeth Duncan (Schwester der Tänzerin Isidora Duncan) darüber zu sprechen. Sie ist die Leiterin der Duncan-Schule, in der die Mädchen neben wissenschaftlicher Ausbildung körperlich-musikalische Erziehung erhalten. Sie sagte mir, daß sie den Kindern, die vorher Turnstunden hatten, zunächst die dort gelernten Bewegungen wieder abgewöhnen müsse, da diese dem weiblichen Körper nicht natürlich seien. Sie meinte: Ein Soldat mag auf Kommando straffe, stramme Übungen machen, aber dem Mädchen liegt das nicht; anmutige, weiche Bewegungen entwickeln seinen Körper in der richtigen Weise. — Ich sah auch solche Übungen, in schönem Rhythmus, aber nicht mit militärischer Exaktheit bei ihren Schülerinnen und freute mich an dem außerordentlich lieblichen Anblick.

Hat man nur ein paar Stunden unter diesen Mädchen geweilt, so gehen einem die Augen darüber auf, wie schwerfällig und eckig sich viele von uns bewegen. Dazu kommt, daß die Pflege der Anmut offenbar auch einwirkt auf das Wesen des Kindes und diesem etwas Reines und Harmonisches verleiht, das äußerst anziehend wirkt. Das mag freilich auch von der Persönlichkeit der Vorsteherin herrühren, die nur die gesunde, schöne, harmonisch reine Entwicklung der Kinder im Auge hat und sie alle begeistert für das Ideal, einmal als tüchtige Lehrerinnen für „körperlich-musikalische Erziehung“ hinauszugehen und ihre Ideen weiter zu verbreiten. Ist es erst so weit, so werden wir da und dort an unseren Mädchenschulen solche Lehrerinnen bekommen.

Ähnliche Ziele verfolgt die schon mehr verbreitete und bekannte Dalcroze-Methode.

Bedauerlich, weil unpädagogisch, sind freilich die öffentlichen Vorführungen solcher Schulen; doch ist es fast nicht möglich, ohne solche die Methode in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Solange eine reine, feine Persönlichkeit an der Spitze steht, der es um die Sache und nicht um den Beifall zu tun ist, kann ja auch solch eine öffentliche Vorführung von demselben Geist beseelt sein, wie etwa ein Chor von Sängerinnen, die edle Musik zum Vortrag bringen. Tatsächlich machte die Vorführung der Duncan-Schule den Eindruck pflichtgetreuer Darstellung dessen, was die Meisterin gelehrt hatte, und es schien allen Schülerinnen nur darum zu tun, ein gutes Zeugnis für die Schule abzulegen, nicht persönliche Triumphe zu feiern.

Solchen und anderen neuen Versuchen auf dem Gebiet der Erziehung gegenüber kann man den Eltern nicht dringend genug empfehlen: Trachtet kennen zu lernen, um was es sich eigentlich handelt; faßt nicht Vorurteile — denn es gibt gar nichts, was im Leben so hemmend wirkt wie Vorurteile —, sondern sucht nach der Gelegenheit, eigenes Urteil zu gewinnen, und seht, was ihr gerade für euer Kind davon verwerten könnt. Für manches schmalbrüstige Kind, für schwerfällige, plumpe Geschöpfchen wäre vielleicht ein Ferienkurs in solcher Schule von vorzüglicher Wirkung; die dort erlernten Atmungsübungen und Körperbewegungen könnten zu Hause fortgesetzt werden und für die Entwicklung von bestem Einfluß sein.

Dies und das.

Verkehrsbuch über Baden. Ein wertvolles Reisewerk! Angaben sind sehr ausführlich und durch anschauliche Schilderungen ergänzt. Neben mehreren Karten ist eine Reliefkarte des südl. Schwarzwaldes und eine große Karte des Großherzogtums beigegeben. Das Werk, 200 Seiten stark, dauerhaft eingebunden, ist gegen Mk. 1.— nebst 20 Pf. Porto durch das Internat. öffentliche Verkehrsbureau, Abt. Baden, Berlin W 8, Unter den Linden 14, frei zu beziehen.

Wintersportprogramm Karlsruhe. Akad. Skiklub: Bis 7. I. Winterwoche im Engadin. Vom 1. II.—5. II. Allg. Skikurs bei Kurhaus Ruhstein (Schwarzwald). Skiklub Schwarzwald—Badener Höhe: In der zweiten Hälfte des Januar Skikurs bei Kurhaus Ruhstein. 15.–16. II. Rennen bei Kurhaus Ruhstein, Stafettenlauf um den Ehrenpreis.

Bad Harzburg. 1912 17624 Kurgäste und 23128 Personen mit kürzerem Aufenthalt, Summa 40752 Personen mit 407476 Logiernächten. Dieser Besuch trotz schlechten Wetters hat seinen Grund in dem großen Komfort und den vielen Abwechslungen in Harzburg. Im kommenden Jahre beginnt die Saison schon am 1. Mai.

Zwei vereinigte natürliche Heilmittel. Die Ursache von Gicht und Rheumatismus ist ungenügender Stoffwechsel, es bleiben Rückstände von Harnsäure, Xanthin, Hypoxanthin usw. im Körper zurück. Üppige Lebensweise ist vielfach die Veranlassung. Auch der durch die Arbeit oft bedingte Aufenthalt in kalten oder nassen Räumen fördert das Übel. Eine ganze Anzahl von Mineralbrunnen genießen einen vorzüglichen Ruf als Heilwasser bei Gicht und Rheumatismus. Auch ist es bekannt, daß Fruchtsäfte eine heilsame Wirkung ausüben, schon seit Plinius wird der Saft von Citrus himonum medica wirksam angewendet. „Rheumacitron" ist eine Verbindung der Vorzüge der Mineralwässer mit denen des Zitronensaftes. Es ist ein wohlschmeckendes Limonadengetränk, hergestellt aus edelsten Messinafrüchten unter Hinzufügung von lösenden Salzen, die sich am wirksamsten gegen Gicht und Rheumatismus erwiesen haben. „Rheumacitron" ist wohlschmeckend und blutreinigend, mit Wasser ein gutes Tischgetränk. „Rheumacitron" löst auch Kalksalze im Organismus, beugt daher der Arterienverkalkung vor. Bei Migräne unverdünnt genossen hilft Rheumacitron in den meisten Fällen. 1 Glas Rheumacitronlimonade kostet nur 12 Pf. Prospekte sind durch die Deutsche Zitronen-Presserei und Pharmazeutik m. b. H., Berlin SO. 16, unter Bezugnahme auf das Universum erhältlich. Der Bezug kann durch jede Apotheke und die Fabrik erfolgen.

Zum Silvesterabend.

Ein Silvesterabend ohne Orakel ist für die Teilnehmer nur das halbe Vergnügen, besonders wenn die Jugend beiderlei Geschlechts vertreten ist. Unterhaltend und wenig bekannt sind Überraschungsnüsse, die man leicht selbst herstellen kann. Schöne große Walnüsse werden vorsichtig geöffnet, so daß die Schalen ganz bleiben. Dies gelingt, wenn man ein Messer mit der Schneide genau auf die Verbindungsstelle der beiden Schalenhälften hält und mit einem Hammer nicht zu stark oben auf den Messerrücken klopft. Der Kern wird herausgenommen und in das Innere kleine Zettel mit gereimten oder ungereimten Schicksalssprüchen gelegt, womöglich launig-anzüglichen Inhalts, der selbstredend niemals verletzend sein darf. Nun klebt man die beiden Hälften zusammen, worauf die Nüsse versilbert und vergoldet werden. Man ordnet sie gemischt in einer Schale, reicht diese beim Punsch herum und bittet die Damen, je eine goldene Nuß zu nehmen, während die silbernen den Herren verbleiben. Dies ist nötig, damit Anspielungen, die für das schwache Geschlecht passen, nicht an eine männliche Adresse gelangen. Wer will, kann ja auch silberne und goldene getrennt anbieten, doch sehen sie zusammen als Tafelzierde hübscher aus. Belebter wird die Gesellschaft, wenn statt des Spruches in jeder Nuß eine Anweisung enthalten ist. Etwa so: „Suchen Sie hinter dem Spiegel.“ Geschieht dies, so steckt dort wieder ein Zettel vielleicht mit der Aufschrift: „Ich sitze in der Tischschublade“ usw. Der Suchende wird so hin und her geschickt, bis seine Geduld nahezu erschöpft ist, worauf er schließlich irgendeinen hübschen Gegenstand findet, wobei noch allerlei Neckerei mit unterlaufen kann. Einer jung Vermählten zum Beispiel versteckt man dort ein paar niedliche Kinderschuhchen; einem der auf Freiersfüßen geht, ein zierliches Körbchen. Für jemand, der Knopflochschmerzen hat, paßt ein Orden, und einer heiratslustigen Dame wird ein Ringlein nicht mißfallen, das ja nur Symbol sein soll, daher keinen wirklichen Wert zu haben braucht, und was dergleichen harmlose Scherze mehr sind. Natürlich bedarf es dazu einer dirigierenden Hand, die unauffällig die Sachen an den vorgesehenen Ort verbirgt, während die betreffende Person eifrig herumsucht. Es versteht sich, daß man für jeden Anwesenden etwas vorrätig haben muß, und nur solche Dinge gewählt werden dürfen, die sich auf künftig zu erwartende Ereignisse beziehen, was nicht immer ganz leicht ist. Falls ein Hauspoet diese bedeutungsvollen kleinen Gaben mit witzigen Versen begleiten kann, so erhöht das die Heiterkeit ungemein; sie werden auf rosiges oder hoffnungsgrünes Briefpapier geschrieben und an dem Gegenstand befestigt. Wer sich solche Umstände und Kosten nicht machen will, kann auch winziges Spielzeug in die Nüsse einlegen, wie es aus Tragantmasse in Konditoreien erhältlich ist. Es sind alle möglichen Sächelchen darunter, aus denen ein kluger Kopf die schönsten Prophezeiungen herausorakeln kann; die gewandte Zunge darf allerdings auch nicht fehlen. Falls es in dieser Weise gemacht wird, ist es jedoch nicht rätlich, die Nüsse zusammenzukleben, da sonst beim Aufknacken der Inhalt leicht zerdrückt werden könnte; lieber umbinde man die beiden Hälften mit einem schmalen Seidenbändchen und knüpfe als Abschluß ein ganz kleines Schleifchen. Einer Trennung für Herren und Damen bedarf es alsdann nicht, es bleibt der Phantasie überlassen, den Fund den einzelnen Umständen anzupassen. Inwieweit solche Veranstaltungen Erfolg haben, hängt ja lediglich von der geschickten Mache ab, doch sind Leutchen in gehobener Stimmung im allgemeinen nicht schwer zu befriedigen, und ist der Punsch nur gut geraten, so gerät meist auch das übrige, und die Zeit vergeht im Fluge, bis zwölf hallende Schläge verkünden, daß ein neues Jahr geboren ist.

B. A.

Die geschätzten Leser bitten wir, sich bei Zuschriften an die inserierenden Firmen stets auf das „Universum“ zu beziehen.

Silvesterrezepte.

Marinepunsch. Man kocht 3/4 Liter Wasser mit 500 g Zucker zu Sirup, gibt eine Flasche Weißwein dazu und läßt es einmal aufkochen, hierauf gießt man eine Flasche Rotwein sowie den Saft einer Zitrone nach. Wenn dies aufwallt, fügt man eine halbe Flasche Arrak bei, rührt die Mischung um, brennt sie an und löscht durch Zudecken ab. Wenn Damen mittrinken, genügt die Hälfte Arrak.

Teepunsch. Zwei Pfund Zucker, auf dem zwei Zitronen abgerieben sind, löst man in 3/4 Liter feinem, starkem Tee auf, vermischt dies mit 2 Flaschen französischem Rotwein, einer Flasche Portwein, einer Flasche Madeira und einer Flasche Kognak. Es wird bis vors Kochen erhitzt.

Antipunsch. Unter diesem Namen verbirgt sich ein harmloses, aber recht schmackhaftes Getränk für solche Leute, die aus Gesundheitsrücksichten den Alkohol meiden müssen und sich daher in fröhlicher Punschgesellschaft leicht unbehaglich fühlen, wenn unter vollen Gläsern das ihrige leer bleiben muß. Man nimmt zu diesem Punsch zwei Pfunddosen Ananasscheiben, drückt drei Zitronen und drei Apfelsinen darüber aus und entfernt die Kerne. Nun gießt man ein Wasserglas voll Mandelmilch dazu, deren Bereitung sehr einfach ist. 65 g geschälte und geriebene süße Mandeln, darunter zwei bittere, werden mit einem halben Liter Wasser gut verrührt und fest durch ein Tuch gepreßt. Nachdem dies alles zugedeckt einige Stunden lang gestanden hat, setzt man dem Ganzen ein Liter kochendes Wasser zu und versüßt nach Geschmack. Wenn das Verbot nicht gar so streng ist, geben einige Tropfen Arrak einen feinen Duft, der immerhin eine gewisse Illusion erweckt, was auf die Stimmung nicht ohne Einfluß bleibt.

Schüsselkarpfen. Man brüht 5 Eßlöffel geriebenen Meerrettich mit kochendem Wasser ab, drückt ihn aus und schmort ihn einige Minuten in Butter. Nun wird 3/8 Liter dicke, saure Sahne mit einem gehäuften Eßlöffel Mehl verquirlt, der Rettich, Saft einer halben Zitrone, ein Eßlöffel Zucker, etwas Salz und 75 g geriebene süße Mandeln zugegeben und dies zu dicker Sauce aufgekocht. Zuletzt verklopft man zwei Eidotter mit einem Eßlöffel Fleischbrühe und rührt dies zu dem übrigen, ohne noch weiter zu kochen. Zwei Pfund Karpfen schneidet man in passende Stücke, salzt, dünstet sie langsam in Butter und legt sie in eine Backschüssel. Die Rettichsauce wird darüber gegossen und die Speise im Ofen abgebacken.

Hechtsalat. Zwei Pfund gekochter Hecht, 100 g gewässerte Sardellen, beides entgrätet und zerkleinert, 4 marinierte Neunaugen und 3 Dutzend Krebsschwänze, zerschnitten, 6 hartgekochte, gehackte Eier, ein gehäufter Eßlöffel Kapern, dies alles gut vermischt und mit einer Senfmayonnaise angemacht, zu der bester Kräuteressig und etwas Zitronensaft genommen werden muß. Man verziert den Salat hübsch mit Krebsschwänzen, Eiern, Perlzwiebeln und Kapern. Wird dem etwas alltäglichen Heringssalat vielfach vorgezogen. — Nach einem alten Aberglauben sollen die Schuppen der am Silvesterabend verzehrten Fische glückbringend sein. Manche Leute legen deshalb einige davon ins Geldtäschchen und lassen sie bis zum Dreikönigstage darin, in der Hoffnung, dann das ganze Jahr einen wohlgefüllten Beutel zu haben.

Glücksklee. 250 g Mehl, 250 g Zucker, 200 g geschälte und geriebene Mandeln, die abgeriebene Schale einer halben Zitrone, 15 g Zitronat, 15 g Orangeade (beides sehr fein gehackt), ein Teelöffel Zimt und 2 ganze Eier. Dies verarbeitet man sehr gut, rollt den Teig recht dünn und sticht mit einer kleinen Blechform Vierblätterklee davon aus. Es darf nur hellbraun gebacken werden. Man bestreicht die Küchlein mit Aprikosenmarmelade, legt je zwei zusammen und überzieht sie oben mit Maraschinoglasur. Vorzüglich zum Punsch. B. A.

Illustrierter Humor.



Zarter Wink.

Stoffelbauer: „Na, Müllerin, kann denn Dei' Enkelkind scho' red'n?"

Müllern: „Dös will i moana, 's ko' scho' dank schön sagen, wenn ma ihm was ins Sparbüchsel neisteckt!"

Falsche Adresse.

„Ach entschuldigen Sie, Fräulein, ich bin der neue Friseur von nebenan, und wollte fragen, ob sich der Herr Doktor nicht auch von mir rasieren lassen wollte?"

„Da muß der Herr Doktor wirklich bedauern — der Herr Doktor bin ich nämlich selbst!"

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.

Bezugsquellen-Nachweis

Das Heim, sein Schmuck und seine Einrichtung.

Berkefeld-Filter G. m. b. H., Celle 18. Wasserleitungsfilter. Preisl. gr. u. frko.

A. Glaschker, Leipzig 20 K. Aquarien, Terrarien, Tiere, Pflanzen. Jll. Preisl. fr.

Arnold Künne, Altena i. Westf. Silberne u. versilberte Bestecke usw. Katalog fr.

Raumkunst, Vereinigte Werkstätten für Kunstgewerbe, Dresden-A. VIII. Stilmöbel. Antiquitäten, alte echte Gobelins.

L. Römer, Altona (Elbe) 108, Mathildenstr. Brillanten, Uhren, Goldwaren, feine Lederwaren und Reiseartikel usw. Gegen monatl. Amortisation. Illustr. Katal. frei.

Stöckig & Co., Hoflieferr., Dresden-A. 16. Beleuchtungskörper für jede Lichtquelle. Katalog S. 4.

Stuhlsitz-Werke, G. m. b. H., Rheydt. Klubsessel und Sofas aus Naturleder. Photographien zu Diensten.

Tischler-Amt, Hannover, Langelaube 7 A. Klubsessel, Wohnungs-Einrichtungen. Katalog frei.

Herrenzimmer, Bibliothek, Rauchzimmer.

Otto Henss Sohn, Weimar 208 N. Kästen zur staubsicheren und übersichtlichen Aufbewahrung von Formularen, Schriftstücken, Rechnungen, Preislisten usw.

Henry A. Marcus, Hamburg, Alterwall 52. Brandauer Stahlfedern. Korrespondenz-, Schul- und Zeichenfedern.

C. W. Schliebs & Co., Breslau 18. Nikotinfreie Zigarren. Prospekt frei.

Stöckig & Co., Hoflieferr., Dresden-A. 16. Gebrauchs- u. Luxuswaren; Artikel für Haus und Herd, Tafelporzellan, Kristallglas, Steinzeug, Korbmöbel, Ledersitzmöbel, Küchenmöbel und -Geräte, Staubsauger, Metallbettstellen, Kinderwagen, Nähmaschinen, Fahrräder etc. Katal. H. 4.

Tisch, Küche und Keller.

Liebigs Fleischextrakt. Zu haben in Delikatessengeschäften etc.

Reinhold Ockel, Oelwerke, Bonn 7. Cocos-Speisefett „Bondala“ direkt an Private.

Suchard S. A., Neuchâtel (Schweiz). Beliebte Ess-Schokoladen.

Wagner's Saar-Riesling. Vornehmer Schaumwein, hergestellt aus feinsten Qualitätsweinen der Saar. Zentral-Verkaufsstelle Berlin W. 30, Luitpoldstr. 18.

E. Walther, Halle a/S., Mühlweg 20. Likör-Essenzen.

Wäsche, Garderobe usw.

Gnutzmann & Sebelin, Hoflief., Kiel 14. Matrosen-Knabenanzüge. Preisl. gratis.

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich 26 (Schweiz). Wundervolle Seidenstoffe. Auf Wunsch Muster. Zollfreier Versand.

Herz & Co., A.-G., Frankfurt a. M. Herz-Stiefel, in besseren Schuhgeschäften.

Hermann Lohmeyer, Bielefeld 2. Bielefelder Leinen. Leibwäsche für Damen und Herren. Brautausstattungen.

Conrad Merz (Inh. Ferd. Thomä), Stuttgart B. „Schlanka“, zweckmäßige Unterkleidung.

Carl Schönbohm, Brüel i. M. Edel-Schlafdecken, kamelhaarart. Charakter. Versand gegen Nachnahme.

Vereinigung Lausitzer Handweber G. m. b. H., Linderode N/L. 96. Tischtücher, Servietten etc. Vollständige Aussteuern. Preisliste franko.

Toilettetisch, Schönheitsmittel.

P. Beiersdorf & Co., Hamburg K. 30. Pebeco-Zahnpasta. Nivea-Seife, Nivea-Creme. Muster kostenfrei.

A. H. A. Bergmann, Parfümerien-Fabrik Waldheim i/Sa. „Rosodont“-Zahncreme.

Bergmann & Co., Radebeul. Steckenpferd-Lilienmilchseife. In Drogerien, Friseurgeschäften etc. zu haben.

Friedr. Jung & Co., Hofl., Leipzig. Jung-Philodermin, Kopfwaschwasser. Zu beziehen durch Apotheken, Drogerien und Friseurgeschäfte.

Solvolith-Zahnpasta. Überall zu haben.

F. Wolff & Sohn, Hofl., Karlsruhe (Baden). Kaloderma-Seife, -Gelee u. -Puder. Zu haben in Apotheken, Drogen, Friseur- und Parfümerie-Geschäften.

Karl Engelhard, Frankfurt am Main. Diachylon-Wundpuder.

Gesundheitspflege, Hausapotheke.

Hygien. Institut „Hermes“, München 56, Baderstr. 8. Dr. Richters Frühstückstee gegen Fettleibigkeit.

R. Kufeke, Bergedorf. Nährmehl f. magen- und darmkranke Kinder. In Apotheken, Drogerien etc. zu haben.

Laxin-Konfekt. In allen Apotheken.

Joh. Maas & Co., Berlin 94, Oranienstr. 108. Sanitätsartikel, Bandagen, Gummistrümpfe usw. Preisliste gratis.

L. Mertens, Hamburg 6 E. Entfettungstee, unschädlich.

R. Schubert & Co., Weinböhla-Dresden 6. Rinosalbe gegen Beinleiden, Flechten, Hautleiden.

Hermann Straube, Dresden-N. 60, Hauptstrasse 38. Elastische Gummi-Crêpe-Leibbinde.

E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20. Hienfong-Essenz.

Adolph Weber, Teefabrik, Dresden-Radebeul 33. Webers Tee, Marke „Doppelkopf“. Zusendung franko von 3 Mk. an.

Mode und Putz.

Hermann Hesse, Dresden, Scheffelstr. 21/23. Straussfedern, Pleureusen, Stolen von Marabu. Preisliste gratis.

Beschäftigung, Spiele, Sammelsport.

Alb. Friedemann, Leipzig 10. Briefmarken. Katalog.

Max Herbst, Hamburg J. 49. Echte billige Briefmarken. Preisliste.

F. B. Keller, Leipzig, Elisenstraße 52. Echte Briefmarken. Prospekt gratis.

August Marbes, Bremen. Echte Briefmarken. Preisliste gratis.

Paul Siegert, Hamburg 86. Echte Briefmarken. Preisliste gratis.

Haus- und Zimmergarten.

Haage & Schmidt, Erfurt. Herbstverzeichnis 1912 über Samen und Pflanzen auf Verlangen frei.

Musik- und Sprech-Instrumente.

Hug & Co., Leipzig. Pianinos u. Harmoniums, Violinen u. alle anderen Musikinstrumente. Bequeme Teilzahlungen. Jllustr. Preisverzeichnis Nr. 72, sowie Katalog über Musikalien gratis u. frko.

Carl Gottlob Schuster jun., Markneukirchen 24. Musikinstrumente. Kat. gr.

Schuster & Co., Markneukirchen Nr. 278. Erstkl. Fabrikate in Blas- und Streich-Instrumenten, Marke Corona. Katal. frei.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig. Musik-Instrumente aller Art in großer Auswahl. Jllustrierte Preisliste Nr. 1 gratis.

Optik, Photographie.

Köhler & Co., Breslau 5, Postfach 418/B. Prismen-Binocles, Photoapparate gegen bar od. bequeme Amortisation. Preisl. gr.

Optische Werke A.-G., vorm. Carl Schütz & Co., Cassel. „Schütz“-Prismen-Feldstecher. Katalog 4 kostenlos.

Carl Zeiss, Jena. Feldstecher für Reise u. Sport u. Jagd; Zielfernrohre. Prosp. T. 71.

Reise und Sport.

Benz & Cie., Rhein. Automobil- u. Motorenfabrik A.-G., Mannheim. Benz-Automobile, Tourenwagen, Motordroschken Lastwagen etc.

Julius Henel vorm. C. Fuchs, Hofl., Breslau. Damen- u. Herren-Sportausrüstungen für Jagd-, Auto-Sport, Touristik etc.

Pauscher & Co., Rassehunde-Zuchtanstalt „Hektor“, Haynsburg-Zeitz 7. Polizeihunde, Jagdhunde etc. Hauptkat. grat.

E. H. Schütze, Berlin, Kochstr. 35. Hochfeine Spielgeräte, Turngeräte u. Sportartikel. Preisliste B. auf Wunsch.

Waffenfabrik Mauser, A.-G., Oberndorf am Neckar. Mauser Selbstlade-Taschen-Pistole. Prospekt gratis und franko.

Uhren und Schmucksachen.

Alliance Horlogère, Biel u. Genf. Taschenuhren. Verlang. Sie d. Schrift: „Taschenuhren von heute“ d. d. Verkaufsstellen oder durch Carl Deetz, Leipzig-Gohlis 5.

Jonass & Co., Berlin P. 315, Belle-Alliance-Str. 3. Uhren u. Goldwaren auf Teilzahlung. Prachtkatalog gratis.

Verschiedenes.

Germania. Lebensversicherungs-A.-G. Stettin. Versicherungen.

Hermann Schirmer Nachf., Leipzig. Grimmaische Strasse. Lotterielose.

Stuttgarter Lebensversicherungs-Bank a. G., Stuttgart. Versicherungen.

Moderne deutsche Schriftsteller
in Reclams Universal-Bibliothek

Bierbaum, O. Jul. Reife Früchte vom Bierbaum. Ausgewählt u. eingel. v. Fritz Droop. Erzähl. u. Skizzen. Mit Bierbaums Bild. Nr. 5171/72. In Leinen 80 Pf., in Leder mit Goldschnitt M. 1.50.

Bleibtreu, K. Friedrich der Große bei Kolin. Eine Schlachtendichtung. Nr. 5098/99. In Leinen 80 Pf. —, Bei Jena und andere Novellen. Nr. 4840. In Leinen 60 Pf.

Blüthgen, V. Aus gärender Zeit. Roman. Nr. 4232-35. In Lein. M. 1.20.

Boy-Ed, Ida. Aus Tantalus Geschlecht. Roman. Nr. 4211-14. In Leinen M. 1.20.

David, J. J. Der Bettelvogt u. andere geschichtl. Erzählungen. Mit Einleitung von Heinr. Glücksmann. Nr. 5174. In Leinen 60 Pf. —, Ein Poet und andere Erzählungen. Mit Einleitung von Heinr. Glücksmann. Mit Bild d. Dichters. Nr. 5154. In Leinen 60 Pf.

Ernst, Otto. Vom Strande d. Lebens. Novellen und Skizzen. Eingeleitet von Dr. Herm. Diez. Mit Bild des Dichters. Nr. 5000. In Lein. 60 Pf., in Leder mit Goldschnitt M. 1.25.

Greinz, Rud. Lustige Tiroler Geschichten. Mit Bild d. Verfassers. Nr. 5100. In Leinen 60 Pf.

Herzog, Rud. Komödien des Lebens. Novellen. 2 Bde. Nr. 5049. 5050. In 1 Leinenband 80 Pf., in Leder mit Goldschnitt M. 1.50.

Heyse, Paul. Zwei Gefangene. Nov. Mit Porträt. Nr. 1000. In Leinen 60 Pf., in Led. m. Goldschn. M. 1.25.

Hollaender, Felix. Der Pflegesohn u. zwei andere Novellen. Mit dem Bildnis des Verfassers und biogr. Einleit. von H. Ostwald. Nr. 5300. In Leinen 60 Pf.

Holzamer, Wilh. Der Held u. andere Novellen. Mit Einl. von Richard Wenz. Mit dem Bild des Dichters. Nr. 5200. In Leinen 60 Pf.

Hopfen, Hans. Der Böswirt. Bayr. Dorfgeschichte. Nr. 4400. In Leinen 60 Pf. —, Mein Onkel Don Juan. Eine Geschichte aus dem 18. Jahrhundert. Neue v. Verfasser durchgesehene Ausgabe. Nr. 4541-44. In Leinen M. 1.20, in Leder mit Goldschnitt M. 2.—.

Jensen, Wilhelm. Die Erbin von Helmstede. Roman. 2. Auflage. Nr. 4421-23. In Leinen M. 1.—, in Leder mit Goldschnitt M. 1.75. —, Hunnenblut. Begebenheit aus d. alten Chiemgau. Mit Bild d. Verf. Nr. 3000. In Leinen 60 Pf.

Kretzer, Max. Der Baßgeiger. — Das verhexte Buch. Zwei Berliner Geschichten. Nr. 3207.

Kröger, Timm. Die Wohnung des Glücks. Ein Novellenkranz. 4570. In Leinen 60 Pf.

Kürnberger, Ferd. Der Amerikamüde. Amerik. Kulturbild. Mit Einleit. von V. K. Schembera. 2. Auflage. Nr. 2611-15. In Leinen M. 1.50.

Raabe, Wilh. Zum wilden Mann. Erzählung. Mit Raabes Bild. Nr. 2000. In Leinen 60 Pf., in Leder mit Goldschnitt M. 1.25.

Reuter, Gabriele. Eines Toten Wiederkehr u. andere Novellen. Mit Einleitung von Hans Land u. Bild d. Verfasserin. Nr. 5001. In Leinen 60 Pf., in Led. m. Goldschn. M. 1.25.

Rosegger, Peter. Geschichten und Gestalten aus den Alpen. Erzählungen. Mit Bild des Verfassers. Nr. 4000. In Leinen 60 Pf., in Leder mit Goldschnitt M. 1.25.

Saar, Ferd. v. Ginevra. — Die Troglodytin. Zwei Novellen. Mit Einleitung von Ad. Bartels. Nr. 4600. In Leinen 60 Pf.

Schanz, Fr. Wolken. Tagebuch einer jungen Frau. Erzähl. Nr. 4959/60. In Leinen 80 Pf.

Spielhagen, Fr. Alles fließt. Novelle. Nr. 4270. In Leinen 60 Pf. —, Die Dorfkokette. Nov. Nr. 4100. In Leinen 60 Pf. —, Was die Schwalbe sang. Roman. Nr. 4138-40. In Leinen M. 1.—.

Spielhagen, Fr. Alles fließt. — Die Dorfkokette. — Was die Schwalbe sang. Zusammen in 1 Lederb. m. Goldschnitt M. 2.25.

Stern, Ad. Gluck in Versailles. — Nanon. 2 Novellen. Mit biogr. Einleitung von Fr. Bernt. Mit Bild Sterns. Nr. 4690. In Leinen 60 Pf.

Torrund, Jassy. Sein Herzenskind. Novelle. Nr. 4950. In Leinen 60 Pf.

Villinger, Hermine. Die Sünde des heiligen Johannes und andere Nov. Nr. 4900. In Leinen 60 Pf.

Voß, Rich. Narzissenzauber. — Das Wunderbare. 2 römische Novellen. Mit Bild des Dichters u. Einleit. von J. R. Haarhaus. Nr. 4991. In Leinen 60 Pf. —, Rolla. Lebenstragödie einer Schauspielerin. Nr. 5221-24. In Leinen M. 1.20.

Westkirch, Luise. Das Recht der Liebe und zwei andere Novellen. Nr. 4509. In Leinen 60 Pf. —, Timm Bredenkamps Glück. — St. Jürgen. Mit Vorwort von Rob. Kohlrausch u. Bild d. Verfasserin. Nr. 5127/28. In Leinen 80 Pf. —, Urschels Fundgut. Erzählung. Nr. 4201. In Leinen 60 Pf.

Zobeltitz, H. v. König Pharaos Tochter und andere Novellen. Nr. 4200. In Leinen 60 Pf.

Jede Nummer geheftet für 20 Pf. in den Buchhandlungen

*

Nachrichten vom Büchertisch.

Was das Leben zerbricht. Von Ernst Zahn. (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Preis geb. 4,50 Mk.) Auf einen ernsten Grundton sind die in Ernst Zahns neuem Buch vereinigten Novellen und Skizzen gestimmt. Bald ist das „Zerbrechen" eines feinen und zarten seelischen Besitzes nur mit verhaltenen Worten angedeutet wie in „Rosen" und „Eine Partie Billard", bald ist das Problem in tiefer Tragik gefaßt und kündet von der Unrettbarkeit eines verlorenen Menschen („Der Mondstrahl"), von der Unvereinbarkeit gegensätzlicher Lebensauffassung und Gesellschaftsschichten („Der andere Weg", „Die stillen Gewalten"), von der unerbittlichen Folgerichtigkeit, mit der menschliche Schuld aus kleinen Anfängen wächst und sich mehrt („Das Leben der Salome Zeller"). Am freiesten und stärksten entfaltet sich des Dichters ernste und zwingende Kunst in den beiden umfangreichsten Erzählungen des Buches „Die stillen Gewalten" und „Das Leben der Salome Zeller". Es sind Novellen großen Stils, die diesem neuen Band des feinsinnigen Schweizer Dichters einen vollgültigen Platz neben seinen früheren Werken sichern.

Jenseits der Mauer. Roman von Klaus Rittland (E. Heinroth). (Verlag von Karl Reißner in Dresden. 2 Bände. Preis geb. 8 Mk.) Jutta Haderslob, die schöne Gutsherrin von Eicken, ist ein starker, tüchtiger Mensch. Klug und umsichtig herrscht sie in ihrem Besitz, eine vorzügliche Mutter, eine aufopfernde Freundin, Glück und Leben verbreitend über alles, was in den Bannkreis ihrer warmblütigen Persönlichkeit tritt. Kraftvolle Selbstzügelung fordert sie von anderen und von sich selber. Nur in der Liebe kennt sie kein Gesetz als das Gebot des Herzens. Die Liebe ist ihr die persönlichste Angelegenheit, über die jeder sein eigener Richter ist. Alles begreift sie, nur dieses eine nicht: den Wert der Frauentugend im engeren Sinne. Wie diese freie Lebensanschauung einwirkt auf die Menschen ihrer Umgebung, wie die Starke endlich die Macht jener Welt erkennen muß, von der sie selbst sich ausgeschlossen, wie jenes Prinzip, das sie einst lächelnd verachtet, sich unerbittlich vor ihr aufrichtet, da sie die Hand sehnsüchtig nach dem tiefsten Herzensglück ausstrecken will, dem Glück, das nur reinen Händen erreichbar ist — das bildet den Inhalt dieses Buches.

Maisa Jons. Roman von Jonas Lie. (Verlag von Georg Merseburger in Leipzig.) Der Roman stammt aus Jonas Lies reifster Zeit. Er will das Mitgefühl des Lesers für das unscheinbare alltägliche Schicksal eines unscheinbaren Menschenkindes gewinnen, einer armen Hausnäherin, die jahrelang in den Häusern der Wohlhabenden ihr Brot verdient, dann in der Ehe mit einem vertrunkenen kleinen Schuhmachermeister ein gedrücktes Dasein führt und endlich wieder, vom Rheumatismus geplagt, in den Nähstunden ihrem Ende zu sich abmüht — ein Heldentum! Der Däne Hermann Bang hat diesen stillen Roman vom Standpunkt des Künstlers als Lies Meisterwerk gepriesen.

Die andere Hälfte. Geschichten von Fritz Müller. (Verlag von Egon Fleischel & Co. in Berlin W. Preis 3 Mark.) Der Verfasser ist unseren Lesern durch verschiedene Arbeiten, die wir aus seiner Feder veröffentlicht haben, als philosophischer Humorist bekannt. Fröhlich und nachdenklich wie in seinem ersten Buche „O, Frieda!" ist auch hier seine Art. In all den schalkhaften Ereignissen aus dem Tagesleben, die er uns vorführt, steckt im Grunde ein tiefer Ernst. Überall stoßen wir auf die Mahnung: Gebt den Frauen ihr Recht. Aber auch die Frauen macht er darauf aufmerksam, daß sie nicht mehr ein Anrecht auf die sogenannte „Galanterie" haben, sie sind nicht mehr das „schwächere Geschlecht", das von dem „stärkeren" Opfer fordern darf, sondern sein Konkurrent und Kamerad im Lebenskampf mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten geworden. Viel Lebensweisheit ist in dem Buch enthalten, die in gefälliger Form dem Leser geboten wird.

Der Schriftsteller und Journalist. Eine Darstellung des Werdeganges, der Bildungsmöglichkeiten, des Erwerbes und der Aussichten in literarischen Berufen. Von Friedrich Streißler. (Verlag von Wilhelm Violet in Stuttgart. Geb. 1,20 Mark.)

Ein neues Kriegsspiel.

22 Kriegs-Denkspiele „Hurra". D. R.-Patent 234284. (Verlag: Vereinigte Kunstanstalten A.-G., München. Preis: I. „Lützow" 3,50, II. „York" 3,80, III. „Bülow" 3,80 Mk.) Die außerordentlich erfreulichen Bestrebungen, in unsern Knaben militärischen und vaterländischen Sinn anzuregen, wie sie in den Übungen der „Pfadfinder" verwirklicht worden sind, kommen auch in dem vorliegenden „Hurra"-Spiele zum Ausdruck. Ausgehend von dem Kriegs-Schachspiel des 18. Jahrhunderts und auch die bei den Armeen eingeführten Kriegs-Spiele zum Muster nehmend, ist hier ein Knabenspiel geschaffen, das, wie die Kriegsspiele der Offiziere, ein Manöver oder ein Gefecht auf das jedem Spiele beigegebene Spielbrett projizieren soll. Wenn auch an die Spieler hier nicht die Anforderungen gestellt werden können, wie es bei militärischen Kriegsspielen geschehen muß, so sind doch alle Verhältnisse, auch in bezug auf das Gelände, möglichst den kriegsmäßigen angepaßt. Die Spiele stellen keine vollständige Schlacht dar, sondern nur immer ein Teilbild aus einer solchen, z. T. sogar aus historischen Schlachten, und zwar stehen nur 16 bis 36 Kompagnien für jedes Spiel zur Verfügung. Es wird angenommen, daß diese beiderseitig gleichen Streitkräfte von Unterbefehlshabern geführt werden, die ihre Befehle von höheren Stellen erhalten. Und zwar ist dies durch je 15 Befehlskarten dargestellt, die nach Art der Lottospiele gemischt und verkehrt liegend einzeln aufgedeckt werden. — Das ganze Spiel hier zu erklären, würde zu weit führen, die geistreich ausgedachten Spielregeln sind viel zu kompliziert dazu. Und dies ist eben leider auch ein Nachteil bei Einführung dieser Spiele, daß schon etwas Denkarbeit erfordert wird, ehe überhaupt das Spiel beginnen kann, und daß schon ein gewisses Verständnis für Strategie vorausgesetzt werden muß. Trotzdem ist bei dem glücklicherweise jetzt immer mehr erwachenden militärischen Sinne unserer männlichen Jugend zu hoffen, daß ein großer Teil unserer Knaben das nötige Verständnis besitzen wird, und daß die interessanten und anregenden Spiele wirklich in weiten Kreisen den Nutzen stiften können, um dessentwillen man ihre Erfindung mit Freude begrüßen kann.

Reclams
Universum

29. Jahrgang **Heft 14** 2. Januar 1913

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

Wissen und Leben.

Romanbeilage.

Man abonniert Reclams Universum bei Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte à 35 Pfg. = 45 Heller = 50 Cts. = 21 Kop. — Im Quartalsabonnement (ohne Zustellungsgebühr) 13 Hefte 4 Mk. = 5 Kronen = 5.35 Franken = 2.40 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 8 Mark einschließlich Porto.

Luxus-Ausgabe:

Jährlich 52 Hefte à 60 Pfg. = 75 Heller = 80 Cts. = 35 Kop. — Pro Quartal (ohne Zustellungsgebühr) 6 Mark = 7.20 Kronen = 8 Franken = 3.60 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 11.50 Mark einschließlich Porto.



Phot. Atelier Rembrandt.

Graf Georg v. Hülsen.





Wochenkalender.

Freitag, 20. Dezember.
Der Gesamtabschluß der deutschen Nationalflugspende ergab rund 7250000 Mark. — Der Wiener Bürgermeister Dr. Neumayer legte sein Amt nieder (Bildnis S. 601). — Präsident Taft übernahm eine Professur an der Yale-Universität. — Das österreichische Abgeordnetenhaus nahm das Kriegsleistungsgesetz endgültig an. — Das englische Unterhaus vertagte sich bis zum 30. Dezember.

Sonnabend, 21. Dezember.
Prinzregent Ludwig von Bayern leistete den Eid auf die Verfassung. — Das österreichische Abgeordnetenhaus vertagte sich auf den 27. Dezember. — Das Kadergesetz für die französische Kavallerie wurde von der Deputiertenkammer mit 503 gegen 76 Stimmen angenommen.

Sonntag, 22. Dezember.
Prinzregent Ludwig von Bayern lehnte die Aufhebung der Regentschaft vorläufig ab. — Der frühere österreichische Kriegsminister v. Auffenberg wurde zum Armeeinspektor und der frühere Chef des Generalstabes Schemua zum Kommandanten des 16. Korps in Ragusa ernannt. — Der serbische Ministerpräsident Paschitsch sprach dem österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad das aufrichtige Bedauern der serbischen Regierung über die Mißgriffe in der Angelegenheit Prohaska aus. — Auf dem französischen Flugplatz von Villacoublay stießen zwei Aeroplane zusammen, wobei der Sohn des Marineministers Delcassé schwer verletzt wurde.

Montag, 23. Dezember.
Zum Bürgermeister von Wien wurde der frühere Handelsminister Dr. Weiskirchner gewählt (Bildnis S. 601). — Der Vizekönig von Indien Sir Charles Hardinge wurde durch ein Bombenattentat verletzt. — Die Balkanfriedenskonferenz vertagte sich bis zum 28. Dezember. — In dem japanischen Bergwerk Ubari kamen 197 Bergleute durch eine Katastrophe ums Leben.

Dienstag, 24. Dezember.
In Assuan fand die Weihefeier des neuen Nilstaudamms statt. — Das österreichische Herrenhausmitglied Fürst Georg Konstantin Czartoryski starb in Wien im Alter von 85 Jahren.

Mittwoch, 25. Dezember.
In Tokio wurde gegen den japanischen Staatsmann Fürsten Yamagata ein Attentat verübt; der Marschall blieb unverletzt, der Täter beging Selbstmord. — Bei Redcar, Grafschaft Yorkshire, erlitt der englische Flieger Edward Petre einen Todessturz.

Donnerstag, 26. Dezember.
Dem Prinzen und der Prinzessin August Wilhelm von Preußen wurde ein Sohn geboren. — Der türkische Ministerrat arbeitete auf die Friedensbedingungen des Balkanvierbundes Gegenvorschläge aus.



Prinzessin Agnes zu Salm-Salm, die Witwe des Prinzen Felix zu Salm-Salm, starb im Alter von 68 Jahren. Sie war die Tochter eines amerikanischen Obersten, heiratete siebzehnjährig den Prinzen, der als Oberst am nordamerikanischen Bürgerkrieg teilnahm und dann in Mexiko die Kaisertragödie mitmachte. Hier wie im deutsch-französischen Krieg begleitete die Prinzessin ihren Gatten, und das Eiserne Kreuz war der Lohn für ihr erfolgreiches organisatorisches Wirken in der Verwundetenpflege. Seit Jahren lebte sie zurückgezogen in ihrer Schwarzwald-Villa Minehaha.

Graf Georg v. Hülsen.

Ein Intendanten-Jubiläum.

(Hierzu eine Porträt-Kunstbeilage.)

Selbst in unserer schnellebigen Zeit pflegt man nicht immer an den Tag, da irgendein Ereignis sich zum zehntenmal jährt, nachdenkliche oder frohe Betrachtungen zu knüpfen. Aber die Stellung eines Generalintendanten der preußischen Hofbühnen tritt nicht nur nach außen hin so leuchtend in die Erscheinung, sie ist auch von so viel Gefahren und Klippen umgeben, daß man den Tag nicht unbemerkt vorübergehen lassen darf, an dem ein Verwalter dieses Postens auf das erste vollendete Dezennium seiner Wirksamkeit zurückblickt. Man darf es um so weniger, wenn dieser Verwalter eine so ausgesprochene und volle Persönlichkeit ist wie Graf Georg v. Hülsen-Haeseler, der am 1. Januar zehn Jahre lang über die Kunst im Bereich der preußischen Hofbühnen gebietet.

Wie Baron Putlitz in Stuttgart ist auch Georg v. Hülsen in einer künstlerischen Sphäre aufgewachsen. Im Gegensatz zu vielen anderen Intendanten, die einfach der Wille oder die Gnade eines regierenden Herrn zur Leitung eines Kunstinstitutes berief, war bei ihm von vornherein eine gewisse Prädestination für die Aufgabe vorhanden, der er nun bereits so manches Jahr dient. Denn sein Vater, Botho v. Hülsen, bekleidete gleichfalls diesen Posten, und die glanzvollsten Namen der deutschen Bühnenwelt sind eng mit diesem Manne verknüpft, der nach den Schilderungen seiner Mitarbeiter als Mensch

Die Beisetzung des Prinzregenten Luitpold von Bayern: Der Sarg, dem der Deutsche Kaiser und zahlreiche andere Fürstlichkeiten folgten, wird von den Gugelmännern in die Gruftkapelle der Wittelsbacher getragen. Die Gugelmänner schreiten nach jahrhundertealter Sitte dem Sarg der bayrischen Herrscher voran und geleiten ihn zur Gruft. Sie gehören der Laderinnung an und gleichen in ihrer Vermummung den alten Femrichtern; ein jeder trägt im Trauerzug ein Schild mit dem Namen, Geburts- und Todestag des verstorbenen Fürsten.

ebenso prächtig und sympathisch, wie als Bühnenleiter voll von künstlerischem Streben gewesen ist. Sicherlich haben also auf den Sohn Georg, der am 17. Juli 1858 geboren ist, bereits im väterlichen Hause all die Anregungen gewirkt, die von künstlerisch empfindenden Menschen ausstrahlen. Er wurde von Jugend auf mit dem Respekt vor der Kunst und dem Willen zur Kunst erfüllt, die später bei ihm reizvolle Früchte getragen haben. Auch er diente freilich, ehe er Apollo folgen durfte, dem rauhen Mars. 1877 trat er, nachdem er bis dahin das Friedrich Werdersche Gymnasium in Berlin besucht hatte, ins Heer ein und wurde 1888 Adjutant des Prinzen Georg von Preußen. Im persönlichen Umgang mit diesem kunstsinnigen Fürsten, der selbst als lyrischer und dramatischer Dichter um den Lorbeer rang, gewann das Interesse des jungen Offiziers für alle künstlerischen Bestrebungen, insbesondere aber für das Theater, zweifellos immer mehr an Umfang und Tiefe. Trotzdem hielten ihn zunächst noch die militärischen Pflichten gefesselt, da er im Jahre 1889 in den Großen Generalstab kam und persönlicher Adjutant des Kriegsministers wurde.

In Wiesbaden, dessen Hoftheater in so mancher Beziehung der vorbereitende Boden für Berlin ist, erhielt Georg v. Hülsen dann die erste Gelegenheit, sein Interesse und seine Liebe für die Kunst der Bühne in ernster Arbeit zu betätigen. Er wurde im Jahre 1894 dorthin als Intendant berufen und wirkte dort fast ein Jahrzehnt, bis ihn das Vertrauen des Kaisers, der ihn auch als persönlichen Freund schätzt und gern mit dem vertraulichen „Du" anredet, am 1. Januar 1903 nach Berlin und an die Spitze aller preußischen Hoftheater berief. Während der abgelaufenen zehn Jahre hat der Kaiser das Vertrauen zu Hülsens künstlerischem Schaffen immer wieder gern kundgetan, und die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat wie die Versetzung in den Grafenstand sprachen beredt genug davon, wie der Kaiser seinen Generalintendanten schätzt.

Wir haben in Berlin jetzt zehn Jahre lang Gelegenheit gehabt, das Urteil des Kaisers und der Stadt Wiesbaden nachzuprüfen, die ihren früheren Intendanten durch die Verleihung der höchsten Auszeichnung aus Bürgerhänden, durch den Ehrenbürgerbrief, geehrt hat. Es ist nicht leicht, hier den richtigen Maßstab zu finden. Der Außenstehende kann nie beurteilen, wie weit dem künstlerischen Willen auch die Möglichkeit zur Tat gewährt ist. Man weiß, daß der oberste Herr der preußischen Hofbühnen einen sehr ausgeprägten Eigengeschmack hat, und daß er diesen Geschmack ganz entschieden zu betonen pflegt, obwohl er zumeist von den künstlerischen Strömungen der Zeit nicht unerheblich abweicht. Die Aufgabe, zwischen dem Willen dieser starken Persönlichkeit und den künstlerischen Forderungen der Zeit Brücken zu schlagen, mittlere Wege zu finden, ist gewiß sehr schwer. Man ist leicht bereit, zu sagen, daß auch Graf Hülsen die Forderungen der Zeit nicht so zur Berücksichtigung gebracht hat, wie es uns wünschenswert erscheinen muß. Aber niemand kann behaupten, daß er nicht in dieser Richtung alles erreicht hat, was unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt möglich ist. Die Leistungen der Berliner Hofoper stehen künstlerisch auf einer sehr hohen Stufe, und auch das Repertoire ist den modernsten Regungen zugänglich. Schlimmer freilich ist es um das Schauspielhaus bestellt, dem jede künstlerische Initiative fehlt. Die Arbeitslast, die Graf Hülsen bewältigt, ist größer, als der Außenstehende sich wohl vorstellen mag. Aber wenn man daher begreift, daß er sich persönlich nach Möglichkeit auf sein Lieblingskind, die Oper, beschränkt, so erweist sich dadurch nur um so zwingender die Unerbittlichkeit der Forderung nach Zuführung frischen Blutes für das Schauspiel.

Die Tätigkeit des Grafen Hülsen als Leiter der preußischen Hofbühnen, insbesondere der Berliner, spielt sich vor den Augen der Öffentlichkeit ab und kann daher von ihr leicht verfolgt werden. Dagegen weiß man sehr wenig davon, wie der Berliner Generalintendant sich selbst im inneren Betriebe seiner Bühnen produktiv und reproduktiv betätigt. Produktiv: denn seine Bearbeitung von Webers „Oberon" ist für viele Aufführungen vorbildlich geworden, auch Glucks „Armida" und manche andere Oper hat er selbst für die Bühne eingerichtet. Reproduktiv: denn er gehört zu den genialsten Regisseuren, die im Bezirk der deutschen Bühne am Werk sind. Ich habe in den letzten Monaten Gelegenheit gehabt, einer ganzen Reihe von Proben in der Berliner Hofoper beizuwohnen. Ich konnte beobachten, wie eine Aufführung von dem Augenblick an, da der Generalintendant die Leitung der Proben übernahm, bis zum Tage der Aufführung eine völlige Wandlung erfuhr, die sich keineswegs nur in den großen Umrissen zeigte, sondern bis in die geringsten Details ging. Das Auge des Grafen Hülsen reagierte dabei auf jede Nuance in den Farben der Kostüme, in der Beleuchtung, in den Gesten der Darsteller, sein Ohr auf jeden Ton in Orchester und Gesang. Er hat einen eminenten Sinn für Bühnenwirkung und geht dabei an den technischen Fragen nicht vorüber. Eben erst hat die Neuinszenierung des „Rheingold", die durchaus sein ureigenstes Werk ist, gezeigt, mit welcher Meisterschaft er das gewaltige Instrument des modernen Bühnenapparates beherrscht.

Als Leiter des größten deutschen Theaterstaates hat der Berliner Generalintendant ganz besondere Pflichten im Reiche Thaliens zu erfüllen. Im Deutschen Bühnenverein ist er Präsident und entscheidet an erster Stelle mit über die künstlerische und soziale Lage der deutschen Theater und ihrer Angehörigen. Dem Grafen Hülsen ist dieser Posten nie ein bloßes Ehrenamt gewesen. Unter seiner Führung hat der Bühnenverein einen gewaltigen Aufschwung genommen. In den Kämpfen, die in den letzten Jahren zwischen Arbeitgebern und -nehmern des Theaterbetriebes ausgebrochen sind, hat Graf Hülsen es verstanden, die Arbeit des Deutschen Bühnenvereins im Rahmen vornehmer Sachlichkeit zu halten, im sympathischsten Gegensatz zu dem Ton, der auf den Tagungen der Bühnengenossenschaft eingerissen ist und der besonders in der letzten Hauptversammlung vorgeherrscht hat. An den außerordentlichen Fortschritten, die die sozialen Leistungen des Bühnenvereins erfahren haben, hat er regen Anteil genommen. Und wer Gelegenheit hat, den Präsidenten des Bühnenvereins im Verkehr mit seinen Kollegen bei den Sitzungen zu beobachten, weiß, woher die außerordentlich herzlichen Sympathien stammen, die die Mitglieder des Bühnenvereins ihrem Präsidenten entgegenbringen.

Am Silvesterabend des Jahres 1912 wollten die Mitglieder der Berliner Hofbühnen ihrem Chef, an dem sie alle, auch die aus Neigung oder Prinzip stets Unzufriedenen, mit aufrichtiger Verehrung hängen, eine Huldigung darbringen. Abhold jedem Gepränge, wie Graf Hülsen ist, hat er, als er von der Absicht erfuhr, in vorletzter Stunde gebeten, davon abzusehen. So wurde nur in einer Denkschrift, die ihm überreicht worden ist, ein Rückblick auf die Leistungen und Darbietungen geboten, die wir in den abgelaufenen zehn Jahren von ihm empfangen haben und für die wir ihm dankbar sind. Der Kritiker, der gegen die einzelne Leistung wohl manchesmal sich wenden mußte, erinnert sich an diesem Tage auch nur des Gesamtwerkes und spürt dahinter mit Freuden die ehrliche, kunstfreudige Persönlichkeit. Und sein Wunsch für den Grafen Hülsen zu seinem Ehrentage lautet, daß es ihm vergönnt sein möge, im kommenden Jahrzehnt mit unverminderter Kraft, aber in größerer Freiheit des Willens, im Dienst der Göttin zu wirken, die unser aller Dasein verschönt, im Dienst der wahren Kunst.

Erich Köhrer.



Die Gemahlin des Prinzregenten Ludwig von Bayern, geborene Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este, im Kreis ihrer unverheirateten Töchter.



Das Massengrab für die Opfer der Grubenkatastrophe auf der Zeche „Minister Achenbach“. Auf dem Gemeindefriedhof von Brambauer fand die Beisetzung von 31 Opfern der Zeche Achenbach in einem Massengrab statt, auf dem später ein Denkmal errichtet werden wird; insgesamt fielen 48 Bergleute der Katastrophe zum Opfer. Tausende von Bergarbeitern mit ihren Angehörigen und zahlreiche Deputationen nahmen an der ergreifenden Beisetzungsfeier teil.

Politik und Völkerleben.

Ein Rückblick auf das Jahr 1912.

„Mein Leben in Unruhe.“ Das ist nun schon seit Jahr und Tag das Motto des kultivierten Mitteleuropäers. Was hat er in den letzten Jahren an Kriegsdrohungen und Kriegen nicht alles erleben müssen! Das Jahr 1909 brachte die bosnisch-herzegowinische Annexion, die nur dadurch an einem Weltkriege vorüberführte, daß Deutschland dem Verbündeten Nibelungentreue erwies. Nachdem im Jahre 1910 zahlreiche Fürstenreisen und Ministerbesuche eine Verständigung angebahnt und insbesondere das deutsch-englische Verhältnis zu einer Besserung gebracht hatten, kam die Marokkokrise von 1911, die alle Hoffnungen auf die deutsch-britische Annäherung bitter enttäuschte, da England im Marokkostreit einseitig und ungerecht durchaus den französischen Part ergriff. Der Frieden hing an einem Faden. Noch war diese Gefahr nicht vollkommen überwunden, als Italiens Zug nach Tripolis anhob, der einen einjährigen Krieg gegen die Türkei zur Folge hatte. Italien machte Miene, den Lockungen zu folgen und dem Dreibunde untreu zu werden. Die Operationen der Italiener im Adriatischen Meere brachten Konflikte mit Österreich. Als dann endlich der Tripoliskrieg vorüber war, stand Italien ab von seiner Abwendung vom Dreibunde. Die Zusammenkunft des deutschen mit dem russischen Kaiser erwies gute Beziehungen zwischen den beiden Großmächten; und auch zwischen dem Deutschen Reiche einerseits und England und Frankreich andererseits bahnte sich ein angenehmeres Verhältnis an. Aber langer Ruhe erfreute die Welt sich auch diesmal nicht. Die Katzbalgereien an der türkisch-montenegrinischen Grenze, die bulgarischen Kriegshetzereien führten bald zu einer Mobilmachung in Montenegro, Serbien, Bulgarien und Griechenland, und am 8. Oktober erklärte Montenegro der Türkei den Krieg. Nachdem diese rasch am 18. Oktober mit Italien Frieden geschlossen, brach der Krieg auch mit Serbien, Griechenland und Bulgarien am gleichen Tage aus. Hatten die Großmächte, die bis zur letzten Minute bemüht waren, diesen Kriegsausbruch zu verhindern, hierbei schon eine fühlbare Schlappe erlitten, so wurde ihre zweite Forderung, die auf Erhaltung des Statusquo gerichtet war, gleichfalls über den Haufen gerannt. Denn die Niederlage der schlecht verpflegten türkischen Truppen entschied sich binnen weniger Tage. Am 18. Oktober besetzten die Serben Pristina, am 11. nahmen die Bulgaren Mustafa Pascha. Am 21. fiel Gusinje in die Hand der Montenegriner. Am 23. erfochten die Bulgaren ihren ersten großen Sieg bei Kirk-Kilisse. Am 26. standen sie vor Adrianopel. Am gleichen Tage erlebte Üsküb den Einzug der Serben. Am 31. Oktober siegten die Bulgaren in der großen Schlacht am Ergenefluſſe. Am 2. November schlugen sie eine bei Midia am Schwarzen Meer gelandete türkische Armee von 20000 Mann. Am 4. November nahmen die Griechen die Hafenstadt Prevesa. Am gleichen Tage suchte die entmutigte Pforte bei den Großmächten die Vermittelung eines Waffenstillstandes nach. Vorerst ohne Erfolg. Am 8. November wurde mit furchtbarer Erbitterung in der Tschataldscha-Linie gekämpft. Hier endlich leisteten die Türken Widerstand. Aber gleichzeitig verloren sie Djakowitza bei Skutari an die Montenegriner, am 9. November Saloniki an die Griechen, am 19. das von 50000 Mann verteidigte Monastir an die Serben. Der Balkanbund hatte nun fast die gesamte europäische Türkei mit Ausnahme Adrianopels und jenes von

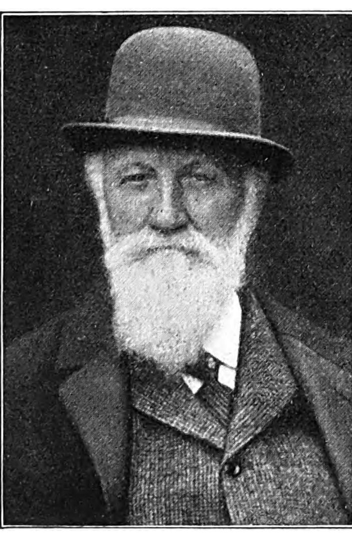
der Tschataldscha-Linie und den Meeren geschützten Gebietsstreifens in seiner Gewalt. Der heldenmütige Widerstand der Besatzungen von Adrianopel, Skutari und Janina, das Hindernis der Tschataldscha-Linie im Verein mit den drohenden Seuchen sowie die Tatsache der Festsetzung Serbiens am Adriatischen Meere und die Uneinigkeit unter den Balkanverbündeten veranlaßten den König Ferdinand, dessen Heer total erschöpft war, zum Abschluß eines Waffenstillstandes, dem außer Griechenland die beiden anderen Verbündeten sich anschlossen. Zu London wurden Friedensverhandlungen angesetzt, für deren Beginn der 13. Dezember bestimmt wurde. Gleichzeitig tagte in der englischen Metropole eine Botschaftervereinigung; die sechs Vertreter der Großmächte berieten die Entwirrung des Balkanproblems. Diese Arbeit ging rasch vonstatten, da man dahin sich einigte, daß Serbien auf albanischem Gebiete einen Handelshafen für seinen Viehexport erhalten solle. Um so schwieriger gestaltet sich der Friedensabschluß zwischen den Vertretern der fünf Balkanmächte. Zuerst lehnte die Türkei die Teilnahme der Griechen an den Friedensverhandlungen ab, da Griechenland noch keinen Waffenstillstand abgeschlossen hätte. Sodann tauchte die Hauptfrage der Verproviantierung Adrianopels auf. Dieses Problem ist der Schlüssel der gesamten Verhandlung. Geständen die Bulgaren den Türken die Verproviantierung Adrianopels zu, dann käme dieses Zugeständnis schon fast der Preisgabe jener Festung gleich. Adrianopel zu stürmen, an dieser Hoffnung verzweifelten die Bulgaren schon. Nur die Stadt durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, können sie noch hoffen. Aber die Türken wollen die Friedensverhandlungen abbrechen, wenn sie nicht die Erlaubnis erhalten, der Stadt Adrianopel Lebensmittel zuzuführen. Der Kampf um den Besitz dieser Festung ist zugleich der Kampf um Konstantinopel. Diese Hauptstadt bleibt ein unsicheres Besitztum ohne den Schutz Adrianopels. Auch die Tschataldscha-Linie ist ohne Adrianopel auf die Dauer schwer zu halten. Besäßen die Bulgaren Adrianopel, so wäre der zu Stambul sitzende Padischa nicht mehr als ein bulgarischer Vasall. Bulgarien als Nachbar am Schwarzen Meer, in der Ägäis und in Adrianopel würde jede Selbständigkeit der Türkei



Der Flieger Garros über den Ruinen von Karthago vor seinem Flug über das Mittelmeer. Garros flog um 8 Uhr 10 Minuten morgens von Tunis ab und erreichte die sizilische Küste bei Marsala um 10½ Uhr, legte also die 225 km lange Strecke mit einer Geschwindigkeit von 100 km zurück. Von Marsala, wo ihn eine kleine Reparatur zu einer Zwischenlandung zwang, flog er nach Trapani, von hier entlang der kalabrischen Küste nach Neapel und dann nach Rom.



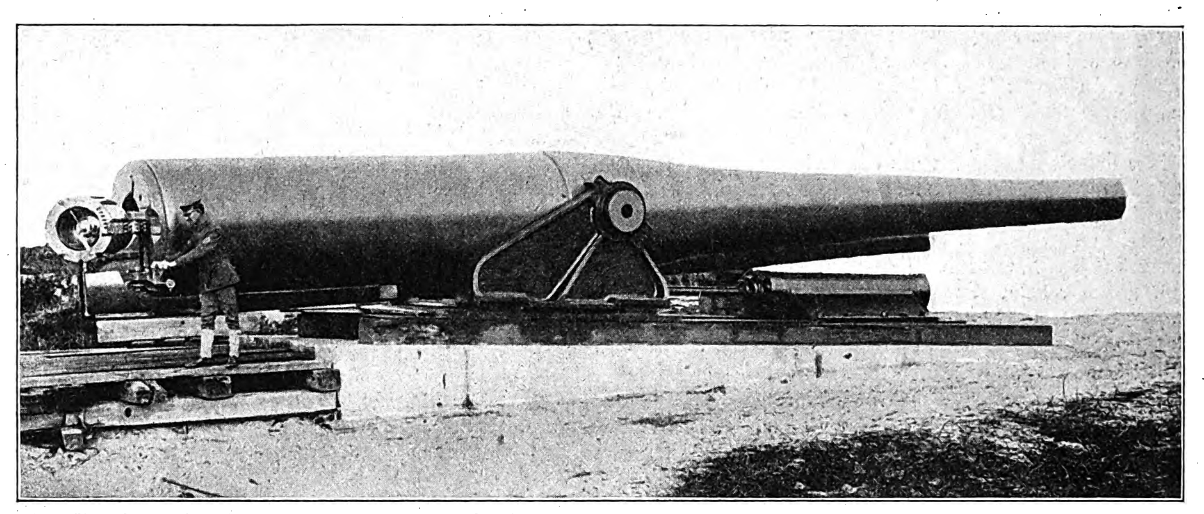
Sir Charles Hardinge, der Vizekönig von Indien, wurde bei seinem Einzug in die neue Hauptstadt Delhi durch ein Bombenattentat verletzt. Hardinge, der seit Juni 1910 Vizekönig ist, hat die Unzufriedenheit der indischen Nationalisten durch eine Ablehnung ihrer Wünsche erregt. Ein Anzeichen ernster Gärung scheint das Attentat zu sein. Die Bombe wurde vom Dach eines Hauses geworfen, sie traf den Elefanten des Vizekönigs, tötete einen Diener und verwundete Hardinge an der Schulter, Hüfte und im Nacken.



Dr. Joseph Neumayer, der zurückgetretene Bürgermeister von Wien. Dr. Neumayer wurde im April 1910 als Nachfolger Dr. Luegers von der christlich-sozialen Mehrheit des Wiener Gemeinderats zum Bürgermeister gewählt; er ist der Sohn eines Wiener Tischlers, steht im 70. Lebensjahr und gehört dem Gemeinderat seit 1895 ununterbrochen an. Sein Rücktritt erfolgte infolge von Angriffen im christlich-sozialen Wiener Bürgerklub und infolge von Unstimmigkeiten mit verschiedenen Vizebürgermeistern.



Dr. Richard Weiskirchner, der neugewählte Wiener Bürgermeister. Er war der offizielle Parteikandidat der christlich-sozialen Gemeinderatsmehrheit. Dr. Weiskirchner war schon von Lueger zum Bürgermeister ausersehen, zog aber das ihm seinerzeit angetragene Amt des Handelsministers vor. Er wurde 1861 in Wien geboren, studierte Rechtswissenschaft, trat 1883 in den Dienst der Gemeinde Wien, wurde 1903 Magistratsdirektor, 1907 Präsident des Abgeordnetenhauses und im Februar 1909 Handelsminister.



Die größte Kanone der Welt zum Schutz des Panamakanals. Das Riesengeschütz ist das erste einer ganzen Reihe gleicher Geschütze, die alle zur Verteidigung des Panamakanals und der übrigen Befestigungswerke der Vereinigten Staaten bestimmt sind. Seine Länge beträgt 17 m, der Durchmesser $1^1/_2$ m, das Kaliber 70 cm. Für einen Schuß werden 576 Pfund rauchloses Pulver verbraucht, altes Pulver sind jedoch 1176 Pfund notwendig. Die Schußweite beträgt 21 englische Meilen. Hierbei wird eine Höhe von ungefähr 10000 m erreicht. Das Gewicht dieses Kolosses ist 130 Tonnen.

in Europa illusorisch machen. Erst der Gewinn Adrianopels würde den bulgarischen Sieg und die türkische Niederlage endgültig besiegeln. Verbliebe in den Friedensabmachungen Adrianopel den Türken, so würde in Bulgarien sich starke Unzufriedenheit mit dem Endergebnis des Krieges zeigen, das mit dem vergossenen Blut zu teuer erkauft erschiene. In diesem Falle könnte sich in Bulgarien der Zorn der Bevölkerung gegen die Dynastie richten. So geschah es, daß der feste Platz am Zusammenflusse der Maritza, Tundscha und Arda zum wichtigsten Verhandlungspunkte bei den Beratungen über den Friedensabschluß wurde, und niemand weiß heute zu sagen, in welcher Weise über dieses Hindernis hinweg die Friedensverhandlungen zu einem guten Ende sollen geführt werden.

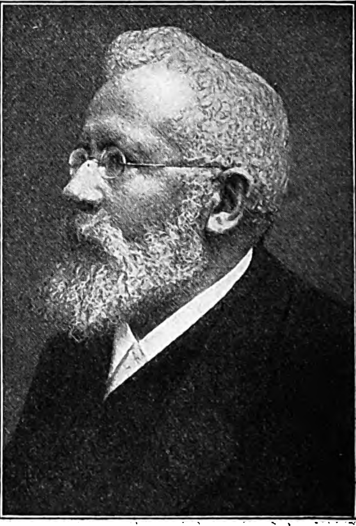
Die Kriegsbefürchtungen, die wegen des österreichisch-serbischen Streites gehegt wurden, haben nachgelassen, nachdem am 2. Dezember der Reichskanzler Deutschlands entschiedenes Festhalten an der Bundestreue gegen Österreich-Ungarn verkündet hatte. Am 7. Dezember erfolgte dann die Veröffentlichung der Erneuerung des Dreibundes. Hierin lag eine weitere Friedensbürgschaft, die durch Englands und Frankreichs unzweifelhafte Friedensliebe eine Stütze erhielt. Der Deutsche Kaiser tat das Seinige in dieser Richtung in allseitig anerkannter hervorragender Weise. Am Schluß des Jahres 1912 ist als bestes und schönstes Aktivum der politischen Bilanz die Tatsache zu buchen, daß die deutsch-englischen Beziehungen sich ganz zweifellos erheblich gebessert haben. Als der Leiter der deutschen Auslandspolitik diese Botschaft im Reichstage verkündete, da lohnte ihm freudiger Beifall auf allen Seiten des Hauses. Für den



Dr. J. v. Pischek, langjähriger Minister des Innern in Württemberg, trat von seinem Amt zurück, da er nach dem Ausfall der Landtagswahlen keine Mehrheit für eine Fortsetzung der bisherigen Gesetzgebung erwarten durfte. Er war ein Minister von unermüdlicher Arbeitskraft und von einer ungewöhnlichen Beherrschung seines Ressorts, dem Schwaben eine Anzahl liberaler Reformen verdankt. Minister v. Pischek stammt aus Frankfurt am Main, wo er am 15. Januar 1843 geboren wurde; württembergischer Staatsminister war er seit 1893.



Geh. Oberbaurat Dr. Otto Sarrazin, Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins und Vortragender Rat im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, feierte in Berlin seinen 70. Geburtstag. Er hat sich als Leiter der „Zeitschrift für Bauwesen" sowie des „Zentralblatts der Bauverwaltung" große Verdienste erworben. Weitbekannt ist er ferner als unermüdlicher Vorkämpfer für die Reinheit der deutschen Sprache, und sein Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung sowie sein treffliches Verdeutschungswörterbuch erfreuen sich großer Verbreitung.



Hofrat Professor Dr. David Heinrich Müller, Vorstand des Orientalischen Institutes an der Wiener Universität und ordentlicher Professor für semitische Sprachen, starb in Wien im 67. Lebensjahr. Prof. Dr. Müller wurde 1846 zu Buczacz in Galizien geboren und studierte in Wien. Seit 1885 wirkte er als ordentlicher Professor an der Wiener Universität. Zahlreiche wissenschaftliche Werke über sabäische, altsemitische und arabische Inschriften und Altertümer, sowie über die Gesetze Hammurabis zeugen von seinem reichen Wissen.

Mai 1913 ist ein neuerlicher Besuch hervorragender Mitglieder des Oberhauses in Berlin angemeldet, zu deren würdigem Empfange schon heute die größten Vorbereitungen getroffen werden. England fängt endlich an, einzusehen, daß es im Einverständnis mit Deutschland besser fahren muß als bisher, da seine Gegnerschaft gegen das Deutsche Reich stets nur den Franzosen und Russen in die Tasche gearbeitet hat. Möge das Jahr 1913 endlich der politischen Welt die langersehnte Ruhe bringen.

Spectator.

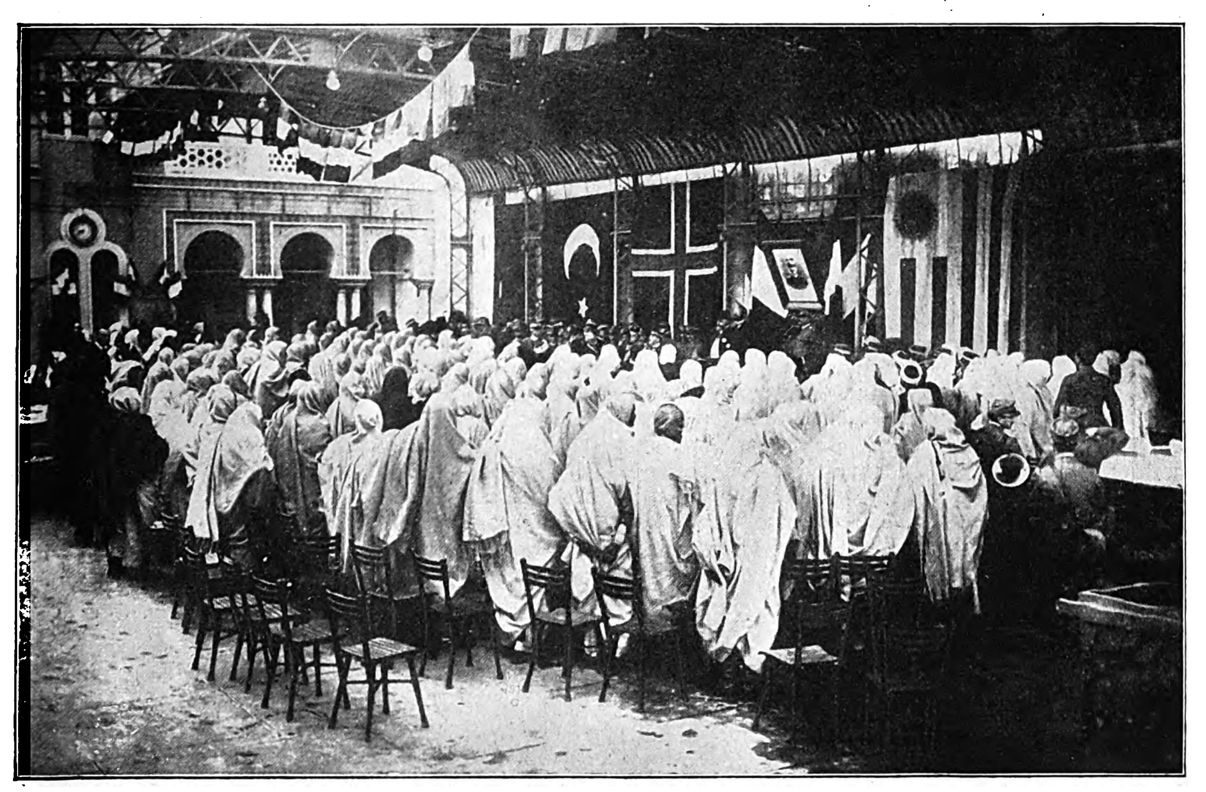
Die Künste im Jahre 1912.

Von Paul Westheim.

Das Wagnis, auch für das Reich der Künste, das ja mehr als jedes andere kaufmännisch klaren Buchungsmethoden widerstrebt, eine einigermaßen richtige Bilanz zu ziehen, läßt sich vielleicht am besten an der Hand der großen Ausstellungen des Jahres verwirklichen. Die Ausstellung ist ja geradezu ein Spiegel unseres gesamten Daseins geworden. Jedes Problem, das irgendwo auftaucht, scheint sich zu einer Ausstellung verdichten zu müssen. Die einzelne Ausstellung hat durch diesen übermäßigen Gebrauch zweifellos an Gewicht verloren; aber alle die Ausstellungen zusammen, die ein gewisser Zeitraum erbracht, und ihre Problemstellungen sagen doch eine ganze Menge aus über die Angelegenheiten, die weitere Kreise in Atem halten.

Die Sehnsucht unserer Zeit nach einer monumentalen Kunst, nach dem Mann der Synthese, der dem starken Pathos, das in unseren Volksmassen noch lebendig glimmt, starken Ausdruck zu geben vermöchte, hat einen Widerhall in der Dresdener Großen Kunstausstellung gefunden. Den Bildersälen ist da eine besondere Abteilung für monumentale und dekorative Malerei angehängt worden, die gewiß nicht mehr als ein erster Hinweis sein wollte, die aber durch diesen Hinweis das erstrebenswerte und von einzelnen schon erstrebte Ziel nachdrücklichst unterstreichen wollte. Daß etwas von diesem Willen zur Monumentalität auch die jüngste Malergeneration erfaßt hat, bewies die Sonderbundausstellung in Köln. Nicht umsonst räumte man einem Munch einen Ehrensaal ein. Daß andererseits durch das Wollen allein noch keine große Kunst entstehen kann, ging ebenfalls aus dieser Sonderbundschau hervor. Mag man noch so skeptisch über die einzelnen Produkte dieser jungen, revolutionslüsternen, überschäumenden Geister denken, es ist doch ein Auftrieb da, eine gärende Unruhe, ein vages Sehnen, und solche Sehnsucht ging im Bereich der Künste noch immer neuen Erfüllungen voraus. Es ist ja klar, daß dieses Spiel mit der Revolution auch die Desparados auf die Schanzen ruft. Allerlei Wildlinge, denen ihre Wildheit Selbstzweck ist, die vom Übertrumpfen und Bluffen leben, die Beachtung allein zu finden glauben, wenn sie die Übertreibung bis zur Ausschweifung betreiben, tauchen plötzlich auf. So sind die Futuristen mit ihren dröhnenden Manifesten und ihren sehr spaßhaften Leinwänden gekommen. So Kandinsky mit den nazarenisch gestimmten Theoretikern des „Blauen Reiter“, so aus Paris der Kubismus, so in den letzten Wochen erst ein drei Männer starkes Grüppchen: die Pathetiker. Daß alle diese Gebilde auf einmal auftauchen, ist gewiß kein Zufall. Und die Tatsache, daß das Theoretisieren über die Kunst von ihnen durchweg als das Allerwichtigste angesehen wird, ist es gewiß auch nicht.

Theorien bildeten lange Zeit auch die Grundlage des neuen Kunstgewerbes. Allerdings Theorien der Volkswirtschaft. Der Gedanke der Qualitätsarbeit, der Gedanke, daß ein großes Volk wie das deutsche, das einen erheblichen Teil seiner Rohprodukte von dem Ausland beziehen müsse, an der Weltwirtschaft mit Erfolg nur teilhaben könne, wenn es jene Rohprodukte durch künstlerische Form und hochwertige Arbeit zu veredeln wisse. Die Bayrische Gewerbeschau, die diesen Sommer in München zu sehen war, sollte einmal für einen der deutschen Stämme ausweisen, wie weit der Qualitätsbegriff Industrie und Hand-



Die endgültige Besitzergreifung von Tripolis durch Italien. In Anwesenheit zahlreicher Araberhäuptlinge und Abgesandten der tripolitanischen Eingeborenen fand in Tripolis durch den italienischen Bevollmächtigten Minister Bertolini die Verkündigung des endgültigen Überganges von Tripolis in den Besitz Italiens und die Verlesung des Friedensvertrags zwischen Italien und der Türkei statt. Gleichzeitig wurde verkündet, daß die italienische Deputiertenkammer vorläufig die Summe von 100 Millionen zum Zweck der Kultivierung und Erschließung genehmigt habe.

werk erfaßt habe. Daß damit ein uraltes Ziel erstrebt wird, ein Ziel, das kunsthandwerkliche Leistungen von Ewigkeitswert ermöglicht hat, sah man auf der von der Berliner Akademie der Künste veranstalteten Ostasiatischen Ausstellung, die das von Bode geplante neue ostasiatische Museum vorbereiten soll.

Wilhelm Bode, der Generaldirektor der königlich preußischen Museen, hat nach Ablauf einer vierzigjährigen Dienstzeit einen Teil seiner Ämter aus der Hand gegeben. Das Kaiser-Friedrich-Museum hat in Max Friedländer, die Abteilung für christliche Bildwerke in Karl Koetschau den neuen Direktor erhalten. An die Stelle des plötzlich verstorbenen Akademiepräsidenten Baurat Kayser ist der Bildhauer Ludwig Manzel getreten. Ein anderer, durch plötzlichen Tod verwaister Posten, der Hugo v. Tschudis in München, hat auch in diesem Jahre noch keine Besetzung gefunden. Ein mehr oder minder bestimmt auftretendes Gerücht bezeichnet den Maler Toni Stadler, der ein Freund Tschudis gewesen ist, als den zukünftigen Leiter der Münchener Sammlungen.

Der Tod hat in diesem Jahre wieder eine ganze Reihe charaktervoller Künstlerpersönlichkeiten hinweggerafft, denen hier schon ein Wort des Gedenkens und der Würdigung gesprochen wurde. Albert Hertel, der Campagnamaler, der Bildhauer Otto Stichling, sein unglücklicher Kollege Max Levi, dessen nachgelassene Strindberg-Büste in diesen Tagen im Berliner Kammerspielhaus zur Aufstellung gelangte, der weltfrohe Schweizer Albert Welti, Karl Haider, der erlesene Schilderer des bayrischen Vorgebirges, können nicht mehr mit uns in das neue Jahr eintreten. In den letzten Wochen noch hat die Kunstwissenschaft durch den Tod des achtzigjährigen Karl Justi, des Bonner Kunstgelehrten, einen schweren Verlust erlitten. Mit großen Trauerfeierlichkeiten ist der Hingang Paul Wallots, des Erbauers des Reichstagshauses, beklagt worden; in ihm sah eine Architektengeneration ihren Großmeister plötzlich dahingehen.

Als ein Dokument Wallotschen Lehreinflusses ist der Leipziger Hauptbahnhof anzusehen. Max Hans Kühne, der zusammen mit W. Lossow den stolzen Bau errichtete, der wahrhaft als ein Dokument unserer Zeit einzuschätzen ist, hat unter Wallots Katheder gesessen. Auch Wilhelm Kreis, dem mit Lederer zusammen nunmehr die Ausführung des Bismarck-Denkmals am Rhein endgültig übertragen worden ist, hat dem Reichstagsbaumeister als Assistent nahegestanden.

War das vorige Jahr erfüllt mit Auseinandersetzungen über den großen Bismarck-Denkmalswettbewerb, so hielt in diesem Jahr der Wettbewerb um das neue Berliner Opernhaus die gesamte deutsche Architektenschaft in Atem. Wollen wir, nachdem eine Entscheidung bis jetzt noch nicht getroffen werden konnte, hoffen, daß diese Aufgabe im kommenden Jahr eine wahrhaft monumentale Lösung finden werde.

Sport.

Der Kampf um das Championat. — Renngewinne. — Lawn-Tennis. — Wassersportrückschau. — Eissport.

Die Pferdesportsaison, die sich von Jahr zu Jahr länger auszudehnen scheint, ist nun doch langsam zur Ruhe gegangen. Auch der erbitterte Kampf um das „Championat" der Herrenreiter ist auf deutschem Boden entschieden worden; oder vielmehr er ist nicht entschieden worden, da die beiden Offiziere an der Spitze, Leutnant v. Egan-Krieger und Freiherr v. Berchem, es jeder auf 61 Siege gebracht haben. Eine außerordentliche Leistung, die dadurch ins rechte Licht gerückt wird, daß Leutnant Graf Holck an dritter Stelle nur 35 von 128 Ritten siegreich beenden konnte. Dann folgen Dr. Riese (32) und Leutnant v. Witzleben (29); die weiterhin bekannten Herrenreiter Leutnants v. Bachmayr, Raven, v. Mitzlaff kamen aus dem zweiten Zehner nicht heraus. Der österreichische Champion, Oberleutnant Folis, brachte 73 Siegesritte zusammen, eine Leistung, die die absolut beste Österreichs darstellt. Von sonstigen Ereignissen erregte in Rennkreisen die Meldung Beachtung, daß Jockei Warne in der nächsten Saison als Stalljockei für Herrn W. Bischoff ausersehen sei, seine Ruhezeit also wieder mit dem Rennbetrieb vertauschen wolle. Recht bescheidene Gewinne verzeichnete diesmal der französische Turf, an dessen Spitze Baron Gourgaud mit 634083 Franken marschiert. Monf. K. Vanderbilt, der Erste der Vorjahre, rangiert jetzt nur an fünfter Stelle. Den zweiten Platz behauptet der Stall Rothschild mit 628195 Franken. Erhebliche Sorgen machen den Platzvereinen wie stets die Terminansetzungen für die kommende Saison, zumal da die Zahl der Veranstaltungen in stetem Wachsen begriffen ist. Verdienstlich ist das Vorgehen des Union-Klubs, der sich schon jetzt um die pferdesportlichen Ereignisse bei den nächsten Olympischen Spielen bemüht, bei denen die unter der Bezeichnung „Military" zusammengefaßten Pferdesports eine bedeutende Rolle schon in Stockholm spielten. Wenn unsere tüchtigsten Offiziere Gelegenheit zur speziellen Vorbereitung erhalten, braucht sich Deutschland jedenfalls nicht wieder sagen zu lassen, daß in anderen Ländern noch schneidiger geritten wird.

Der Lawn-Tennissport ist normalerweise jetzt auf seine gedeckten Hallen angewiesen, die aber gerade so wichtigen Plätzen wie Berlin, Hamburg, Frankfurt, Wien, Prag noch fehlen, wenigstens für den Turnierbetrieb, denn privater Besitz kommt für den Sport kaum in Betracht. So hörte man nur von einigen Städtekämpfen, die Bremen mit Dulwich und Paris ausfocht und erwartungsgemäß verlor. Dagegen fanden im fernen Australien die vielbeachteten Spiele um den Davis-Cup statt, die gegen die Voraussagen von der englischen Mannschaft Parke, Dixon, Beamish gegen die Australier Brookes, Dunlop, Heath zum Siege geführt wurden. Es waren da ganz erlesene Spieler unter sich. Dieser Ausgang ist für den kontinentalen Tennissport deswegen von Bedeutung, weil die nächsten Spiele nach der Bestimmung des Stifters auf englischem Boden, als dem Lande des neuen Verteidigers, auszutragen sind, nachdem der Preis im spielstarken Australien schon fast unwiederbringlich begraben zu sein schien. Nun kann auch Deutschland in den Streit eingreifen.

Von den Wassersports mußte sich das Rudern darauf beschränken, seine Rückschau auf die Saison abzuhalten. An der Spitze der erfolgreichen deutschen Rudervereine steht der R. V. Wratislawia-Breslau mit 28 Preisen, dichtauf folgen der Mainzer und der Ludwigshafener Ruder-Verein, während Berlin hier einmal weit zurückstehen muß. Der Schwimmsport erlebte einige weniger wichtige Hallenschwimmfeste. Auf dem Feste des I. Wiener Amateur-Schwimmklubs, das auch ungarische und reichsdeutsche Beteiligung gefunden hatte, ereigneten sich mehrere peinliche Vorfälle, die auf die Organisation des österreichischen Sports kein günstiges Licht werfen. Diese Mängel werden nirgends besser erkannt und tiefer bedauert als in Österreich selbst, aber leider scheint die Zeit des Wandels angesichts der ständigen inneren politischen Wirren noch recht fern. Dagegen kam der deutsche Wassersport mit einer erfreulichen Kunde: Die feindlichen Brüder „Schwimmerschaft" und „Schwimmverband" stehen vor ihrer Vereinigung und vollbringen somit ein Werk, das vom sportlichen wie völkischen Standpunkt gleichermaßen freudig begrüßt werden muß. Allerdings waren die Meinungsverschiedenheiten, die zu der Sonderexistenz der zwei Bünde geführt hatten, so geringfügiger Art, daß man sich über die späte Einigung wundern müßte, wenn wir für diese Zerrissenheit nicht täglich innerhalb und außerhalb des Sports Beispiele genug erleben würden.

Die Eissports sind zumeist noch auf Kunsteis angewiesen. Ein Eishockeyspiel von Bedeutung führte in Brüssel die beste deutsche Mannschaft (Berliner Schlittschuh-Klub) mit einer repräsentativen belgischen Mannschaft zusammen, und die Gastgeber blieben knapp 4:3 siegreich. Der herrliche Sport des Eissegelns soll nun auch in Deutschland Eingang finden, wenngleich Kenner behaupten, daß nur die Riesenflächen der nordamerikanischen Seen für die Riesengeschwindigkeiten dieser Fahrzeuge das nötige Maß hätten. Martin Berner.

Stille Nacht.

Nach einem Gemälde von Adolf Hengeler.



Das Dreikönigsfest. Nach einem Gemälde von Jakob Jordaens. Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl. 

Irrende Seelen.

Roman von Paul Grabein.

(Fortsetzung.)

Heinz Keßler ging in das gemeinschaftliche Schlafzimmer hinüber. Gerda war auch hier nicht. So weilte sie wohl noch drüben in ihrem Zimmer. Langsam, wie zögernd, begann er sich zu entkleiden. Aber dann warf er doch noch einmal die seidene Joppe seines Pyjama über und schritt durch die Räume bis zu ihrem Zimmer. Er drückte auf die Klinke, aber die Tür öffnete sich nicht — zugeschlossen von drinnen.

Abermals ein Stutzen bei ihm, dann rief er halblaut ihren Namen.

Ein leises Geräusch drinnen, das Knistern ihrer Gewänder — aber für ihn keine Antwort.

Da kehrte er kurz um. Dumpf flog hinter ihm die Tür ins Schloß.

Gerda verbrachte die Nacht auf ihrem Zimmer in ihren Kleidern. So erwartete sie das Anbrechen des Morgens. Da würde sie handeln. Klar sah sie jeden Schritt vor sich.

Endlich war die späte Winterdämmerung da. Übernächtig und fröstelnd machte sie sich nun ein wenig im Fremdenzimmer zurecht, und bald nach acht verließ sie schon das Haus. Sie fuhr zu Petersens ins Hotel.

Astrid lag noch in tiefem Schlaf, als nebenan im Salon das Stubenmädchen anklopfte und ihr den Besuch der Schwester meldete. Eilends sprang sie aus dem Bett, schlüpfte in die notwendigsten Hüllen und kam nun in ihrer Matinee in den Salon, wo Gerda wartete. Ganz erschrocken rief sie nach dem ersten Blick auf das überwachte Gesicht der Schwester:

„Mein Gott, was ist denn geschehen?“

Da gab ihr Gerda mit starrer Ruhe Antwort:

„Ich bin fortgegangen von meinem Manne.“

Sie erzählte ihr, was geschehen war.

„Aber das ist ja schrecklich, Gerda!“

Astrid schmiegte sich an die Schwester mit herzlichster Teilnahme. Dann sagte sie:

„Nun willst du einstweilen hier bei uns bleiben, nicht wahr? Ich halte es ja auch für richtiger so, bis du die Sache ein wenig verwunden hast. Aber wie macht man das nun am besten mit Heinz — meinst du, daß zunächst vielleicht einmal Klaus zu ihm geht?“

Gerda, die wieder wie teilnahmlos vor sich hingeblickt hatte, sah jetzt auf:

„Was soll Klaus da?“

„Nun, ich dachte nur so — daß sich doch mal einer von uns mit ihm ausspricht.“

„Aussprechen? Wozu das? Wir wissen doch beide seit gestern abend, woran wir miteinander sind."

„Gerda! Du denkst doch nicht etwa —?"

„Gewiß denke ich daran. Nach dem, was geschehen, gibt es für eine Frau, die sich achtet, nur diesen einen Weg."

„Scheiden willst du dich also lassen?"

Astrid machte eine Gebärde des Erschreckens. Dann griff sie nach der Hand der Schwester.

„Gerda, ich bitte dich inständigst, tu keinen übereilten Schritt!"

Aber die junge Frau machte sich frei.

„Ich habe eine lange Nacht hinter mir, ohne eine Minute Schlaf. Da hab' ich Zeit genug gehabt, alles zu überdenken. Und mein Entschluß ist gefaßt — unwiderruflich: ich fahre nach Hause zurück, noch heute."

„Um Gottes willen, Gerda! Das wäre ja der volle, unheilbare Bruch zwischen dir und deinem Manne. Das darfst du nicht! Höre auf mich."

Doch Gerda beharrte auf ihrem Entschluß.

„Ich fahre mit dem nächsten Zuge. Ich bin nur hergekommen, um dir das Geschehene mitzuteilen. Und noch eine Bitte hab' ich an dich. Ich bin von Haus weggegangen, wie du mich hier siehst. Bitte, geh nachher — nach elf, wo Heinz ja immer schon aus dem Haus ist — zu mir, und pack' mir zusammen, was ich für die nächste Zeit brauche. Willst du mir den Wunsch erfüllen?"

„Natürlich, Gerda. Aber — ich kann's ja noch immer nicht fassen!"

Gerda fuhr in festem Entschluß fort:

„Wenn ich nicht irre, geht der Zug, mit dem ihr damals nach Haus fuhrt, etwa um diese Zeit. Vielleicht bekomm' ich ihn also noch. Habt ihr nicht ein Kursbuch da?"

„Ja, ich glaube — es ist wohl drinnen bei Klaus."

„So tu mir den Gefallen und sieh gleich einmal nach."

„Wenn du denn mit aller Gewalt willst —" und Astrid ging bekümmert zu ihrem Mann ins Schlafzimmer.

Gerda trat an das Fenster und blickte auf die Straße hinaus. Ein trüber, grauer Wintertag. Und sie sank fröstelnd in sich zusammen.

Nach ein paar Augenblicken kam Astrid wieder und nickte:

„Ja, in etwa einer halben Stunde — neun Uhr fünfzehn. Aber auch Klaus, er ist ja ganz niedergeschlagen, bittet dich herzlichst —"

Doch Gerda richtete sich auf aus ihrer müden Haltung.

„So muß ich also fort zur Bahn."

„Aber du kannst doch unmöglich so — du hast gewiß noch nicht einmal Kaffee getrunken — warte wenigstens den Mittagszug ab und ruh' dich erst noch ein bißchen bei uns aus."

„Nein, nein — laß mich. Ich hab' doch keine Ruhe mehr hier. Heim will ich — zu unserem Vater. Also, leb' wohl, Astrid," sie küßte die Schwester, „und grüß' auch Klaus herzlich. Innigen Dank für eure Teilnahme."

Gerda ging zur Tür. Astrid warf ihr rasch noch ihre eigene Pelzstola um die Schultern.

„Die Stola nimm wenigstens noch mit. So in deinem dünnen Kostüm, bei der Kälte. Ach Gott, was tust du mir leid, du armes, armes Tierle!"

Und der Gutherzigen standen die Tränen in den Augen, wie sie jetzt die Schwester so scheiden sah, nur mit dem, was sie auf dem Leibe hatte.

Sie kehrte dann zu ihrem Manne, der inzwischen auch aufgestanden war, ins Schlafzimmer zurück. Fragend sah er sie an:

„Ist sie also doch weg?"

Astrid nickte nur, ein unterdrücktes Schluchzen in der Kehle. Dann warf sie sich Klaus plötzlich an die Brust und umschlang ihn fest.

Er verstand und streichelte ihr herzlich das blonde Köpfchen.

„Sei ohne Sorge, Kleine."

Da hob sie das noch tränenfeuchte Gesicht zu ihm auf, nun schon wieder mit einem sonnigen Strahlen:

„Ach, was kann ich doch glücklich sein!"

Und sie legte ihrem Manne die Arme um den Hals.

Eilend und doch viel zu langsam für Gerda führte der Zug sie der Heimat entgegen. Unbeweglich saß sie in ihrer Coupéecke, wie sie eingestiegen war. Verwundert trafen die Blicke der Mitreisenden die schöne, aber so blasse, junge Frau, die tief verschleiert, mit geschlossenen Augen an dem Polster lehnte, ohne sich zu rühren. Sie mußte wohl Schweres durchgemacht haben. Und die Coupéinsassen — es waren nur Herren, die offenbar in Geschäften reisten — bemühten sich mit kleinen Aufmerksamkeiten um ihre schöne Mitreisende.

Aber wie gut gemeint das auch war, Gerda atmete doch auf, als das Coupé in Hamburg ganz leer wurde und sie nun allein weiterfuhr.

Durchs holsteinische Land führte sie jetzt die Fahrt. In die Heimat.

Ja, als Heimat erschien ihr, wie sie jetzt so hindurchfuhr, dies Land, in dem sie doch nicht geboren war. Aber eine lange Reihe sorgenloser Jahre waren ihr hier vergönnt gewesen, in sicherer Hut des Elternhauses. Ihre Jugend, die Mädchenzeit mit ihrem Sehnen und ihrem Hoffen hatte sie hier durchlebt.

Das verknüpfte sie mit diesem Lande, daß es ihr lieb und vertraut erschien, als sie sich ihm nun wieder nahte nach so langer Frist.

Gerdas Blick flog über die weitgestreckten Felder und Kämpe hin, umhegt von Knick und Busch. Im weißen Schneetuch lag heute das alles da.

Als sie dies Land zum letztenmal geschaut, stand die warme Sommersonne darüber. Grün lachte Feld und Wald. Über den goldenen Breiten schwebte mit leisem Jubilieren die Lerche, und auch in ihrem eigenen Herzen sang es von jungem Glück.

Wie anders war das alles heute. Schwer drückte der graue Winterhimmel auf das stille, verschneite Land. Kahl standen die Bäume da und streckten wie wehklagend die dürren Äste empor. Und drüben vom Gehölz strich mit schwerem Flügelschlag krächzend ein Schwarm hungriger Krähen ab.

So einsam, traurig, trostlos dies alles da draußen, als wäre es ein Widerschein ihres Inneren. Und schwer flatterten auch ihre Gedanken dahin.

Wie konnte sich so schnell Glück in trübstes Dunkel wandeln? Wie konnte das geschehen, was ihr angetan war?

Und sie bemühte sich in dieser grauen Stunde zum ersten Male klar zu sehen über sich und ihr innerstes Verhältnis zu Heinz. Was sie im Laufe ihrer Ehe nur als vereinzelte Eindrücke erfahren hatte, als dunkle, unbestimmte Empfindungen, das reihte sie sich jetzt aneinander und gewann so den Blick über seinen Zusammenhang.

Da mußte sie erkennen: ein großes schlimmes Irren war alles gewesen — ein doppeltes Irren.

Sie hatte einst zwei Naturen in sich gespürt und gewähnt, jenes Sehnen nach der Welt da draußen mit all ihrem Locken, das wäre die Grundfeste ihres Wesens. Aus diesem ersten Irren war das zweite erwachsen — die Neigung für Heinz, die sie für Liebe gehalten. Aber nun hatte sie erkennen müssen: das Tiefste, was ein Frauenherz zu geben vermag, das hatte ihr Mann nie in ihr zu erwecken verstanden. Er hatte sie nur äußerlich gefesselt. Seine bestechende Manneserscheinung und der Nimbus des Künstlers hatten sie geblendet, und der Gedanke, daß er ihr die Tür öffnen würde — hinaus aus der Enge, hinein in das lockende Leben, in das Glück.

Das war das verhängnisvolle Irren ihrer Jugend gewesen, die sich selber noch nicht kannte. Erst das Leid hatte sie gelehrt, klar in sich hineinzublicken. Und nun wußte sie: nein, jene Welt des äußeren Genießens, das war doch nicht ihre Sphäre. Das andere war das Stärkere in ihr — das Innerliche, das fest wurzeln wollte in eingeborenen Anschauungen von Tüchtigkeit, Ehre und Treue, gegen sich wie gegen die, zu denen man gehörte.

Das erkannte nun Gerda Keßler in jener stillen, einsamen Stunde, da sie sich der Heimat wieder nahte, als ein Flüchtling, eine Schutzsuchende.

Schwer hatte die Hand des Schicksals auf ihr gelegen. Aber war sie nicht noch jung, noch biegsam genug, sich wieder aufzurichten? Wenn sie nur erst ganz befreit sein würde, von dem, was sie niederzog.

Ja, frei!

Und wieder kam ein Sehnen über Gerda. Doch nicht mehr wie in jenen Mädchenjahren voll unklaren Dranges und heißen Überschwanges. Nein, das klare, große Wünschen der Frau, die das Leid aufgeweckt hat von allem Träumen. Ein stilles, heiliges Sehnen.

War es aber etwa zu spät zur Erfüllung?

Nein — doch noch nicht! Ein Hoffen sprach es in ihr, leise aber freudig. Eine Gewißheit. Und in ihrem Blick, der nun wieder hinausglitt in das weite, zugeschneite Land, leuchtete es auf: dort unter der Winterhülle lag schlummernd die Saat. Der neue Frühling würde kommen, sie zum Leben zu erwecken — wenn ihre Zeit da war.

Und es war, als sandte ihr Blick einen stillen Gruß hinaus in die weite Ferne.

Heinz Keßler hatte in der Nacht lange wach gelegen. Erst gegen Morgen hatte er Schlaf gefunden. Doch nur dumpf und schwer.

Als er nun erwachte — es war spät geworden — und in seiner Gewohnheit sich umschaute nach Gerda, stutzte er im ersten Moment, als er ihr Lager unberührt sah. Dann zogen sich seine Brauen zusammen — richtig, ja! Und alles stand ihm mit einem Schlage wieder vor der Seele.

Auch der finstere Trotz war da wieder, mit dem er gestern abend von ihr gegangen war. Aber dann, beim Ankleiden, kehrten seine Gedanken doch wieder zu ihr zurück. Ob sie wohl noch immer drüben war, in ihrem Zimmer, und noch immer eingeschlossen? Und anderes ging ihm nun durch den Kopf: ihre Leute! Was sollten diese davon denken?

Ärger und Verlegenheit stritten in ihm. Was ihnen nur zur Erklärung sagen? Es blieb schließlich wohl nur das eine, so dumm es klang: es war Gerda nicht ganz wohl gewesen. Darum war sie die Nacht lieber außer dem Bett geblieben. Aber natürlich mußte diese lächerliche Situation dann nun ein Ende haben. Nur erst noch den Anzug beenden, dann wollte er hinüber zu Gerda und mit ihr einmal ernsthaft reden. So ging die Geschichte einfach nicht weiter. Und er klingelte nach dem Diener, dessen Handreichungen er brauchte.

Jean versah seine Obliegenheiten mit dem gewohnten Schweigen, das er ihm anerzogen hatte. Heute hätte es Heinz Keßler freilich lieber gesehen,

er wäre etwas mitteilsamer gewesen. Kam es ihm nur so vor — in seinem Argwohn — oder spielte es um Jeans Lippen wirklich wie ein kleiner, leiser Zug von mokanter Überlegenheit? Da brach denn der Herr das Schweigen.

„Der gnädigen Frau war heut nacht gar nicht gut. Sie wissen ja, es fing gestern abend schon an. Sie ist darum auch drüben geblieben, in ihrem Zimmer. Sagen Sie —“ und Keßler bückte sich über sein Toilettennecessaire — „ist meine Frau noch dort — oder schon im Eßzimmer?“

„Die gnädige Frau sind überhaupt nicht mehr im Hause.“

„Wie denn?“ Keßler suchte im Spiegel der Waschtoilette das Gesicht Jeans, der gerade hinter ihm stand. „Nicht mehr im Hause — also fortgegangen?“

„Jawohl — schon in aller Frühe. Wie mir die Jungfer vorhin sagte, kurz nach acht.“

Ein ganz leises, ironisches Betonen unterstrich diese ungewöhnliche Zeit.

Heinz Keßler sank die Hand mit dem Polierkissen nieder, doch im nächsten Moment sagte er, schon wieder beherrscht:

„So ist die gnädige Frau also offenbar etwas an die frische Luft gegangen.“

„Vermutlich wohl,“ gab Jean zurück, aber wieder mit jenem eigenen Ton.

Heinz Keßler überhörte es, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt. Gerda fort — was hatte das zu bedeuten? Er spürte plötzlich einen unangenehmen, dumpfen Druck in der Brust.

Nun war er endlich fertig. Sein erster Gang war hinüber in das Zimmer seiner Frau und zum Schreibtisch am Fenster. Ob sie vielleicht etwas für ihn hinterlassen hätte. Aber nichts. Da sah er sich langsam in ihrem Gemach um, als könnte er sonstwie aus irgendwelchen Anzeichen darauf schließen, wohin dieser frühe Gang sie geführt haben möchte.

Doch das Zimmer zeigte ganz sein gewohntes Aussehen. Bloß auf der kleinen Chaiselongue war die Decke aus Antilopenfell etwas verschoben und die seidenen Kißchen zerdrückt.

Nachdenklich blieb er da vor dem Ruhebett stehen. Hier hatte sie wohl die Nacht über gelegen und vergeblich Schlaf gesucht.

Langsam griff da seine Hand nach den Kissen und strich sie glatt. Dabei stieg etwas weich in ihm auf. Die ersten Zeiten ihrer jungen Ehe fielen ihm ein, wo er hier vor ihr gekniet in zärtlichem Getändel. Und plötzlich preßte seine Hand das zierliche Seidenkissen, das sie gerade hielt, krampfhaft zusammen. Ein dunkles Angstgefühl packte ihn: wenn sie vielleicht in einem Anfall von Verzweiflung —!

Aber dann rief er sich selber wieder zu:

„Unsinn!“

Und er warf das Kissen auf die Chaiselongue zurück. Gewiß war sie wirklich nur eine Stunde an die Luft gegangen, um sich aufzufrischen nach der schlaflosen Nacht. Und er zog mechanisch seine Uhr. Aber da erschrak er doch wieder — gleich elf, und Jean hatte da eben etwas von acht gesprochen! So lange konnte sie doch unmöglich in der kalten Winterluft draußen herumlaufen. Und die Sorge um sie kehrte ihm wieder; noch verstärkt jetzt.

Unruhig schritt er in den Räumen auf und nieder. Grübelnd, fürchtend und doch wieder hoffend. Sein Ohr lauschte hinaus. Ging da nicht gerade die Flurglocke? Vielleicht kam sie nun zurück!

Aber es war immer nur eine Täuschung. Bloß Jean kam einmal, um an das Frühstück zu erinnern. Keßler dankte kurz und nahm seine Wanderung auf, nur noch ruheloser. Was sollte er denn nur tun?

Da schrak er abermals zusammen — die Klingel draußen! Und diesmal konnte es keine Täuschung sein. Er wollte selber öffnen gehen, besann sich dann aber, trat nur nahe an die Tür und horchte: wirklich eine Frauenstimme draußen, die mit Jean sprach. Gott sei Dank, sie war also wieder da!

Er atmete tief auf und trat jetzt von der Tür zurück; bemüht, wieder ganz ruhig zu erscheinen.

Nun ging die Tür auf, aber nicht Gerda, sondern ihre Schwester stand auf der Schwelle.

„Wie — du, Astrid?“

„Ja — ich.“ Etwas bedrückt kam die Schwägerin herein und nestelte sich am Schleier. Sie wußte noch nicht recht, wie sie sich zu ihm stellen sollte, nach allem, was vorgefallen war. Aber dann gab sie ihm doch die Hand. „Guten Tag —“ sie vermied nur die trauliche Anrede bei seinem Vornamen — „ich glaubte ja nicht — Gerda meinte, um diese Zeit würdest du sicher nicht mehr im Hause sein. Entschuldige also, wenn ich störe.“

„So hast du also Gerda schon gesprochen heute?“

„Ja — sie war bei uns, heut morgen.“

Und wieder schwieg sie, verlegen.

Heinz Keßler aber entnahm aus ihren Worten nun endlich die Gewißheit: seine Befürchtungen waren grundlos gewesen. Und an ihrer Stelle regte sich alsbald der Ärger, daß er sich so törichterweise Sorgen gemacht hatte. Ärger über dieses dumme Weglaufen Gerdas, so bei halber Nacht noch! Es klang deutlich aus seiner Stimme, als er nun fragte:

„Wo steckt denn Gerda jetzt eigentlich? Immer noch bei euch im Hotel?“

„Nein —“ Astrid sah ihn erst ganz erstaunt an; dann aber wurde ihr Blick unsicher — „weißt du denn nicht —?“

„Bitte, was?“

„Daß sie abgereist ist — nach Haus.“

„Nach Haus?“

„Nun ja, nach Ellerstedt."

Heinz Keßler fuhr unwillkürlich zurück. Darauf war er nicht gefaßt gewesen — zurück zu ihrem Vater!

Doch im nächsten Moment faßte er sich wieder. Er steckte unter dem Jackett die Hände in die Hosentaschen. Seine Haltung wurde sehr frostig.

„Also das ist's!"

Und er nickte langsam.

„Na — dann —"

Kurz wandte er sich plötzlich ab, zum Fenster hin.

Astrid war sehr betreten zumute. Eine schreckliche Situation. Daß Gerda ihm auch kein Wort hinterlassen hatte! Endlich brach sie das Schweigen.

„Es tut mir furchtbar leid — nochmals, verzeih! Wenn ich das hätte ahnen können —"

Sie machte eine unschlüssige Bewegung, als ob sie gehen wollte. Doch nun drehte er sich wieder um.

„Pardon, Astrid — ich wollte dich nicht kränken. Nur — du wirst verstehen — wenn einem so etwas gesagt wird, so gänzlich unvorbereitet —"

Da vergaß auch sie die nur künstlich bewahrte Zurückhaltung und machte ihrem Herzen Luft. „Ja, es ist ja zu schrecklich! Mein Gott, Heinz — wie konnte denn das alles nur so kommen?"



Auf der Rodelbahn.

Der wieder vertrauliche Ton hob auch bei ihm die Schranken. Er sah die junge Schwägerin jetzt mit einem ehrlich-traurigen Blick an. „Ja, Astrid — wie konnte es? Ich hab's mich heut nacht selber immerzu gefragt. Und dir will ich's auch sagen. Du wenigstens wirst mich verstehen, denk' ich."

Sie nickte. Da nahm er sie bei der Hand.

„Komm, setz' dich," und er nahm in ihrer Nähe Platz. „Siehst du — es fing alles so gut an bei uns. Ich hab' Gerda wirklich liebgehabt, und sie mich vielleicht auch."

Astrid machte eine Gebärde lebhafter Zustimmung. Doch er wiegte unsicher den Kopf.

„Mitunter kommen mir jetzt doch Zweifel. Sie hat mich vielleicht zu lieben geglaubt, aber ob wirklich —? Doch lassen wir das. Ich jedenfalls war im Anfang unserer Ehe restlos glücklich, und ich denke, ich hab' es Gerda auch gezeigt. Freilich —" und nun senkte sich ein Schatten über seine Züge — „vielleicht war gerade die Art, wie ich ihr das zeigte, nicht die richtige; nicht so, wie sie es gewünscht hätte. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, so wird es mir immer klarer, es ist ihr wohl bald zuviel geworden mit meiner Zärtlichkeit — ich bin ihr schließlich am Ende gar damit lästig gefallen."

Astrid blickte auf ihre Hände, die sich mit dem Täschchen zu schaffen machten. Doch er fuhr fort, in einem sehr ernsten Ton, der der Situation alles Peinliche nahm:

„Du bist ja eine Frau, Astrid, mit der man über so etwas reden kann. Vielleicht verstehst du auch das. Denn dies ist gerade ein wichtiger Punkt bei der ganzen Sache. Ich bin ja am Ende anders als andere Männer, für mich soll's nicht aus sein mit den paar Flitterwochen — nein, meine Frau soll mir immer die Geliebte sein. Du wirst das Wort nicht mißverstehen, Astrid."

Die junge Frau nickte stumm.

„Siehst du, da hat es nun Gerda fehlen lassen. Du gestattest, daß ich ganz rückhaltlos spreche. Sie kehrte gar zu bald schon die Vernünftige heraus, die in der Verliebtheit ihres Mannes etwas Unschickliches, wohl gar sie Herabwürdigendes sieht."

Astrid entgegnete nichts. Aber wieder nickte sie leise. Rührte er da nicht an einem Punkt, an dem nur allzuviele Ehen schon gescheitert waren?

Heinz jedoch sprach nun weiter.

„Es ist aber nicht dies allein. Noch etwas anderes kam hinzu. Gerda hat sich in meiner Welt nicht zurechtfinden können — vielleicht auch nicht wollen. Ich hatte wenigstens so manchmal das Gefühl. Sie

wollte immer noch die Offiziersdame bleiben und sträubte sich daher mit Gewalt gegen alles, was mit dem Theater irgendwie zusammenhing. Das war ein weiterer schwerer Fehler. Wenn sie so dachte, dann hätte sie — das wirst du mir gewiß zugeben — niemals einen Mann heiraten dürfen, der Künstler ist. So verlangte sie nun, daß ich ihr zuliebe einfach auf meinen ganzen bisherigen Verkehr verzichtete, mich innerhalb meines Lebenskreises vollkommen isolierte. Ja, war das richtig?"

Ein leises Kopfschütteln Astrids ließ ihn lebhafter weitersprechen.

„Ich habe ihr trotzdem den Gefallen getan — Gerda wird es dir bezeugen. Wenn dann aber nachher die unausbleiblichen Folgen eintraten, darf sie sich beklagen? So etwas geht doch nicht spurlos an einem vorüber. Ich habe mich zwar nie zu Gerda darüber beklagt, doch es hat mich natürlich gekränkt, daß meine eigene Frau meinem Beruf so geringe Achtung bezeigte. Daß sie sich sogar über mich selbst im stillen erhob — o ja, ich habe es wohl gemerkt, daß sie einfach nicht begriff, wie ich mich früher in dem Kreise hatte wohlfühlen können!"

Astrid machte eine Gebärde verstehenden Bedauerns. Sie konnte ihm das alles vollkommen nachempfinden.

Er aber schloß nun: „Siehst du, Astrid — so ist es denn gekommen. Wir standen uns bereits innerlich fremd gegenüber, als ich Fräulein Molnar kennen lernte. Und in der Seelenverfassung, in der ich eben war — ich bin nun mal ein Mensch, der Temperament und Frohsinn braucht — wirkte sie stark auf mich, ich leugne es nicht. Aber es wäre vielleicht nie geschehen, wäre Gerda anders zu mir gewesen. Nun — vorbei! So, Astrid, nun weißt du alles, und nun überlasse ich es dir, über mich dein Urteil zu fällen."

Heinz Keßler stand auf. Da erhob auch sie sich.

„Nein, Heinz, ich kann dich nicht verdammen. Gewiß, dein Handeln ist nicht zu rechtfertigen" — fest und ehrlich sagte sie es — „und ich mache kein Hehl daraus: als ich herkam, hab' ich anders über dich gedacht. Aber nun, da du mir alles so erzählt hast — nein, ich kann nicht! Wenn es auch meine eigene Schwester ist — ich kann auch Gerda nicht freisprechen von Schuld."

Er griff nach ihrer Hand und drückte sie bewegt an seine Lippen. „Ich danke dir."

Astrid ließ ihm die Hand, ja sie drückte jetzt die seine und sah ihn an, mit einem Bitten:

„Heinz — soll denn nun wirklich alles aus sein zwischen euch?"

Da zog er seine Rechte zurück, und seine Züge wurden wieder finster. „Gerda will es ja nicht anders."

„Aber du! — Sieh, Heinz, die letzte Schuld, und die schwerste, liegt bei dir. An dir müßte es daher sein, Gerda zuerst die Hand zu reichen."

Er furchte die Stirn; dann lehnte er ab.

„Unmöglich — nun, wo sie mir davongelaufen ist, zurück nach Haus. Wenn sich erst Dritte in so etwas einmengen — die liebe Familie — nein, dann ist's aus!"

Und er schüttelte in heftiger Abwehr die Rechte. Aber da nahm Astrid sie noch einmal zwischen ihre Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Am Jahresende.

Das Jahr wird müde; es will schlafen gehn
Und dämmert leis in die Vergangenheit.
Zu Häupten seines letzten Lagers stehn
Die graue Sorge und das bleiche Leid,
Die Hoffnung auch, die sich ergebungsvoll
Den Trauerschleier um die Stirne schlug;
Und dann der Haß, der mancher Brust entquoll,
Weil heiße Wünsche sie zu Grabe trug.

Sie warten alle auf den Stundenschlag,
Bei dessen Klang das welke Leben flieht;
Sie warten alle auf den neuen Tag,
Der bald als Herrscher durch die Lande zieht.
Und endlich naht er, unter Glockenschall,
Sein lichtes Banner weht im Winterwind
Und scheucht die dunklen Nachtgestalten all
Ins Nebelreich, woher sie kommen sind.

Wie lange nur, dann schleichen sie heran
Aufs neue wieder, gehn von Haus zu Haus
Und pochen leise an die Türen an
Und streuen Seufzer, streuen Flüche aus.
Und wird dereinst das frohbegrüßte Jahr
Auch niedersteigen zur Vergangenheit,
So drücken ihm den Totenkranz ins Haar
Enttäuschte Hoffnung, Sorge, Haß und Leid.

So war es immer, seit am Lebensbaum
Sich Blüt' an Blüte werdefreudig regt;
So wird es sein, solange noch ein Traum
Und eine Sehnsucht unser Herz bewegt.
Und dennoch öffnen froh wir Tür und Tor
Dem jungen Jahr, das nach dem Zepter greift...
Vielleicht daß doch aus seinem Blütenflor
Uns eine goldne Frucht entgegenreift.

Hans Ludw. Linkenbach.



Illustration zu „Des Ritters Reue“ aus dem Hengeler-Album.

Adolf Hengeler.

Ein deutscher Bilderhumorist. Von Artur Dobsky.

Mit zwei Kunstbeilagen und elf Illustrationen nach Zeichnungen und Gemälden des Meisters.

Wenn es schon immer eine der schönsten und vornehmsten Aufgaben der Kunst war, das Menschenherz zu erfreuen und zu erheitern, so darf man wohl sagen, daß keine Kunstepoche sich dieser Aufgabe in so hohem Maße gewidmet hat, wie die des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts. Wir können an dieser bewegten Zeit künstlerischer Widerstreite, in der eine Revolution die andere jagte, mäkeln und auszusetzen haben, was wir wollen, wir werden unbedingt zugeben müssen, daß sie wie keine andere Frohsinn und Heiterkeit, sonnigen Humor auf ihr Panier geschrieben hat; daß sie als willkommenen Ausgleich für einen sich immer ernster und bitterer gestaltenden Lebenskampf in ihrem Reiche dem Humor einen immer größer werdenden Machtbezirk einräumte. Unter den vielen aber, denen Passion und Vorliebe und ein von der Sonne des Frohsinns beschienenes Naturell die künstlerische Interpretation des Humors in all seinen Erscheinungen zur Lebensaufgabe machten, gebührt ein Ehrenplatz Adolf Hengeler.

Wer hätte nicht schon einmal, wenn er in Mußestunden die alten Bände der „Fliegenden Blätter“ durchblätterte, den Namen Adolf Hengeler gelesen? Wer hätte nicht schon oft laut und herzlich aufgelacht ob der lustigen Einfälle, die dieses Künstlers begnadete Hand mit genialer Leichtigkeit zu Papier brachte, um alt und jung damit zu erfreuen und ihnen zu zeigen, mit wie wenig Mitteln sich die Dinge des Lebens umschreiben lassen?

Genau wie manche andere seiner Kunst- und Zeitgenossen hat auch Hengeler sich als Illustrator die notwendige wirtschaftliche Basis geschaffen zum späteren freien Künstlertum. Die Illustration als lebendigste, unmittelbarste Ausdrucksform alles Geschehens stand wieder einmal wie zu Dürers Zeiten in höchster Blüte. Das Volk erblickte in ihr das getreue Spiegelbild der eigenen Schwächen und Stärken, sah in ihr den kürzesten und prägnantesten Niederschlag aller großen und kleinen Ereignisse, ließ sich ohne Murren zur Zielscheibe des Spottes und Hohnes für die Künstler machen und hatte dabei die Befriedigung, auf höchst unbeschwerliche und amüsante Weise mit der Kunst auf gutem Fuße zu stehen. Keine andere deutsche Zeitschrift beweist das besser als die „Fliegenden Blätter“. Wilhelm Busch, der deutsche Bilderhumorist par excellence, stand auf der Höhe seiner Schaffenskraft, Franz Adam Oberländer und Edmund Harburger vereinten sich mit ihm zu einem Dreigestirn, dessen künstlerisches Programm die Devise Humor trug, und auch jüngere Künstler tauchten auf, um mit ihnen in einen edlen Wettstreit zu treten. Zu ihnen gesellte sich im Jahre 1884 Adolf Hengeler, der, 1863 in Kempten



Adolf Hengeler: Der Stiefelzieher des Huberbauern.



Aus der Kinderstube: Eine interessante Seeschlacht. Aus dem im Verlage von Braun & Schneider in München erschienenen Hengeler-Album.

im Algäu geboren, zunächst das graphische Gewerbe erlernt und dann drei Jahre lang die Kunstgewerbeschule besucht hatte. Als er sie 1884 verließ, um fortan die Königl. Bayrische Akademie der Künste zu besuchen, war er schon wohlbestallter Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter".

Allwöchentlich erschienen seine lustigen Beiträge. Unaufhörlich sprudelte der Born seines goldenen Humors, und wie die treue Gemeinde der „Fliegenden" den Neuling freudig begrüßt hatte, so wurde er bald ihr erklärter Liebling. Eine heitere, sorglose Natur, allzeit bereit, die Tragik des Lebens mit einem Strählchen Humor zu vergolden, dort, wo finstere Wolken drohen, Sonne scheinen zu lassen, so war Adolf Hengeler direkt prädestiniert für sein neues Amt. Und mit tausend Freuden stürzte der junge Akademiker sich hinein. Die einfache Holzschnitt-Technik, die damals noch vorherrschte, machte die Arbeit leicht, und um Einfälle war man ja nicht verlegen. Nein, wirklich nicht! Welche Fülle belustigender, komischer und grotesker Situationen barg allein das tägliche Leben, das solch ein Künstler zu durchwandern hatte! Eben noch im Akademietrubel, wo Lehrer und Schüler ein lustiges Durcheinander bilden, dann wieder auf die belebten Straßen Münchens mit ihrem pittoresken Vielerlei, wo Einheimische und Fremde, Arme und Reiche, Gescheite und Dumme, Glückliche und Unglückliche zu harmlosem Spott herausforderten, dann wieder im Wirts- und Kaffeehaus, im Theater und Tingel-Tangel, in den Anlagen, wo Dienstmädchen mit Soldaten und niedliche Backfische mit Studenten um die Wette flirten, und endlich das Radiweibel, das seiner Armseligkeit gar nicht bewußt, glücklich vor sich hinträumt und dem Künstler gerade recht ist als Füllsel für irgendeine Zeichnung. Und war einmal aus der Wirklichkeit nichts zu holen, dann wurde die Phantasie in die Zügel gespannt. Wahrheit und Dichtung wurden zusammengeschmiedet, und wieder begann ein lustiges Treiben, bei dem das Lachen nur noch froher und heller erscholl als bisher.

Was das Charakteristikum Hengelers wurde, war sein liebenswürdiger Humor. Ein Humor, so rein und sonnig, so erfrischend und heilkräftig wie wohlduftende Kräuter. Der beißende, verletzende, sarkastische Humor, der sich in unseren zugespitzten Zeitläuften ein so breites Feld erobert hat, war Hengelers Gebiet



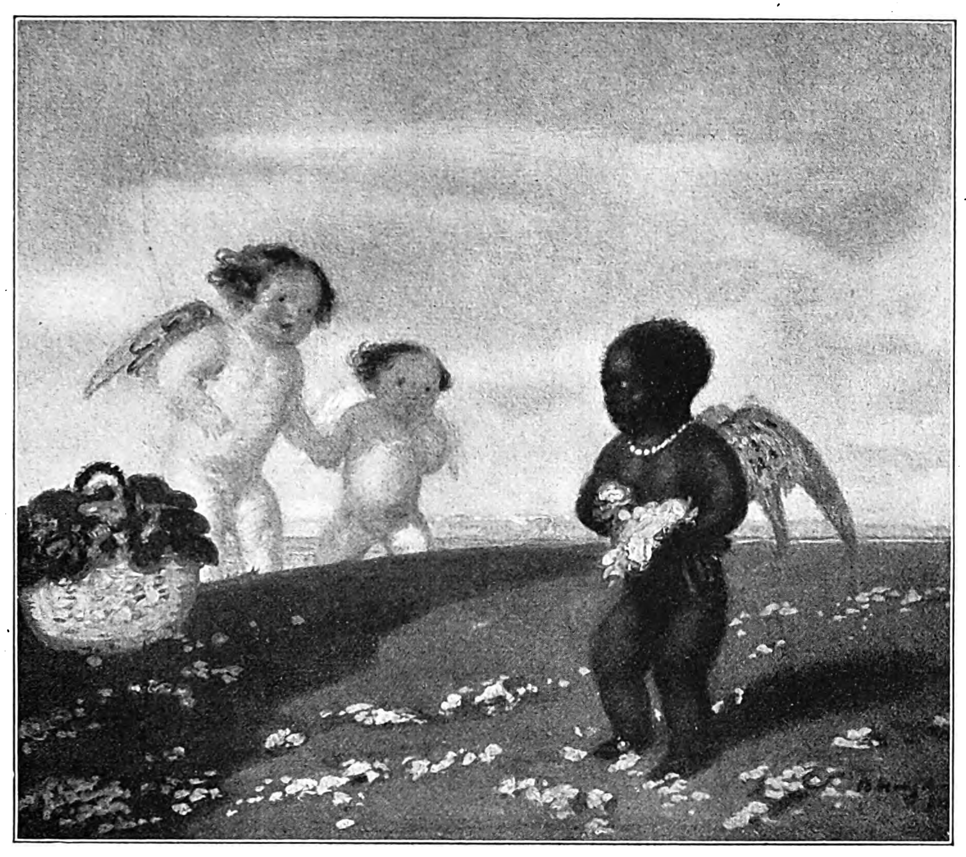
Strandbild: Peperl in Gefahr. Aus dem im Verlage von Braun & Schneider in München erschienenen Hengeler-Album.



Musik.

Nach einem Gemälde von
Adolf Hengeler.





Eine sonderbare Begegnung.

nicht. Er, der aufrechte kernige Bayer, an dem wir ein Portiönchen ehrlicher Gradheit als Persönlichkeitsausdruck lieben, er war letzten Endes doch ein stiller Träumer und Fabulierer. Einer, der die Welt und ihre Freuden und Leiden mit wohlverstehenden Gefühlen ansah und den Menschen viel lieber eine herzliche Freude, ein inniges Behagen bereitete, als sie noch mehr, wie es ohnehin schon der Fall ist, zum Bewußtsein ihrer zweifelhaften Existenz zu bringen.

Und was er auch immer schuf, es geschah mit rein künstlerischen Mitteln. Zeichnen hatte Hengeler schon gekonnt von Jugend auf. Mit einem unheimlichen Blick für alles Wesentliche, mit einer eminenten Sicherheit, die tausendfach gestaltige Erscheinungswelt künstlerisch zu deuten, hatte er schon in seinen ersten Anfängen seine Mitmenschen verblüfft. Und als er dann alle die vorschriftsmäßigen Stadien durchlaufen, da konnte er, auf einen sicheren Fundus pochend, ruhig seiner Zukunft entgegensehen. 28 Jahre sind vergangen, seit Hengeler die erste Zeichnung für die „Fliegenden“ lieferte. Inzwischen sind es 4600 Blätter, 4600 Originalzeichnungen geworden! Es ist ein Lebenswerk. Nicht protzig und breit sich an die Sinne drängend, nein, klein und bescheiden, in der schlichtesten Form, die dem Künstler zu Gebote steht, so zieht es am Auge vorüber und lädt auch das simpelste Gemüt ein zum frohen Genießen. Das von Braun und Schneider herausgegebene Hengeler-Album gibt einen knappen Überblick. Von der gewaltigen Summe seiner Arbeit nur einen bescheidenen Bruchteil und doch genug, um den ganzen Hengeler zu zeigen. Da kommen sie, die typischen Klatschbasen, die schon in grauer Vorzeit auf ihre Diskretion schworen, um sie im nächsten Moment zu brechen, da kommen die verliebten Rittersleute, die vorwitzigen Kellner, die superklugen Kunstmäzene, die bezechten Bauern und Stadtfräcke, kommen die Kinder, die zum Entsetzen der Eltern in ihrer Stube Bergfahrten und Gletscherwanderungen ausführen, die Pantoffelhelden aus der guten alten Zeit, die bier- und liebedurstigen Studenten, in denen wir unsere Urgroßväter verehren, die geplagten Ehemänner und vielgefoppten Schwiegermütter, kommen endlich die menschgewordenen kleinen und großen Waldbewohner, die in der heiteren Phantasie des Künstlers über ihre menschlichen Bezwinger orakeln, um sie schließlich in ihrer ganzen grotesken Komik doch in ihren Bann zu zwingen. Und vom Anfang bis zum Ende, vom ewig Unzufriedenen, vom dummpfiffigen und verschlagenen Bäuerlein, vom gefahrdrohenden Kannibalen-Häuptling bis zum gutmütig verspotteten Amtsrichter Tüftel — allüberall ist jenes Gefühl des Wohlbehagens, das sich in stillverhaltenem Schmunzeln, in hellaufjauchzendem Gelächter Luft macht.



Junges Mädchen im Zimmer.

Wie der feinsinnige Franz Adam Oberländer zum Verkünder einer schlichtklaren Lebensphilosophie geworden war, so wurde ihm Hengeler ein getreuer Schüler und Nachfolger. Nicht, daß er in seine Schule gegangen wäre. Aber Oberländers Art ist auch die seine geworden. Wilhelm Busch wurde derber, drastischer. Oberländer blieb auch in seiner ausgesprochenen Eigenschaft als Illustrator Stimmungsmensch und Lyriker. Adolf Hengeler hat das gleiche getan. Wohl beherrschte er das rein Technische mit einer Virtuosität, die nicht mehr zu übertreffen war. Vom subtilsten Strich bis zur schärfsten, unerbittlichen Prägnanz der Linie, die er ornamental oder figürlich, wie er sie gerade brauchte, die unglaublichsten Kurven beschreiben ließ. Aber er blieb frei von tendenziöser Schärfe, blieb Poet und Stimmungskünstler und Humorist vom reinsten Wasser, der aus einem gesunden Sinn für die Wirklichkeit heraus und einem nie versiegendem Quell eigener Erfindung das schuf, womit er sich beim humorliebenden Deutschen unvergeßlich gemacht hat.

Aber eines Tages ging Adolf Hengeler doch eine bis dahin ungekannte Sehnsucht auf — die Sehnsucht nach Farbe. Rings um ihn herum standen die Altersgenossen, die jungen Meister der Farbe, und ermalten sich Erfolg um Erfolg. Farbe war Trumpf. Franz Stuck, der ja auch einst bei den „Fliegenden" sich die künstlerischen Sporen verdient hatte, und andere begannen ihren gewaltigen Aufstieg. Die Scholle-Künstler hielten ihren siegreichen Einzug in die Ausstellungen und in die neugegründeten Zeitschriften, und allüberall herrschte eitel Freude ob der neugewonnenen Belebung des farbigen Bildes. Was Wunder, daß auch Adolf Hengeler, der nun um die Wende des Jahrhunderts doch wahrlich kein ganz Junger mehr



Der Blick ins Land.

war, noch einmal anfing zu lernen und im Jahre 1900 zum ersten Male als Maler in die Öffentlichkeit trat. Kaum mehr als ein Jahrzehnt ist darüber hingegangen. Überblickt man aber das, was Hengeler in dieser Zeit in seiner neuen Eigenschaft alles geschaffen, dann kommt man aus dem ehrlichen Staunen nicht mehr heraus.

Wie er als Zeichner mit immer neuer Lust und Liebe das frohgestimmte Gebiet des Humors beackert hatte, so wollte er es auch als Maler halten. Dort fehlte die Farbe. Die Linie, die Tonwerte von Schwarz und Weiß mußten alles ausdrücken, was man zu sagen hatte. Das wurde nun anders. Nun konnte er malen, nach Herzenslust malen, konnte das, was sein reiches Gemüt bewegte, was Temperament und frohe Laune ihm eingaben, in seine Farbensprache übersetzen und mit einer neuen Kunst an seine Getreuen appellieren. Und er hat es wahrlich nicht ohne Erfolg getan. Aber nicht nur die Gemeinde, die ihn um seines sonnigen Humors willen schätzte und liebte, begrüßte herzlich den Maler Hengeler. Auch die Künstler hießen ihn freudig willkommen in ihren Reihen, und Kenner und Kritiker erkannten, daß hier ein großes malerisches Können viel zu lange im verborgenen geschlummert hatte. Klein, d. h. klein im Format und entsprechend auch im Sujet, blieb Adolf Hengeler zunächst auch als Maler. Was er zu sagen hatte, war nicht geeignet, Riesenleinwandflächen zu füllen. Und wieder war es der lachende Knabe Humor, den er, selbst lachend und glücklich darüber, nun auch malen zu können, vor seinen Karren spannte. Hengeler war in seinem Element.



Der Maler.



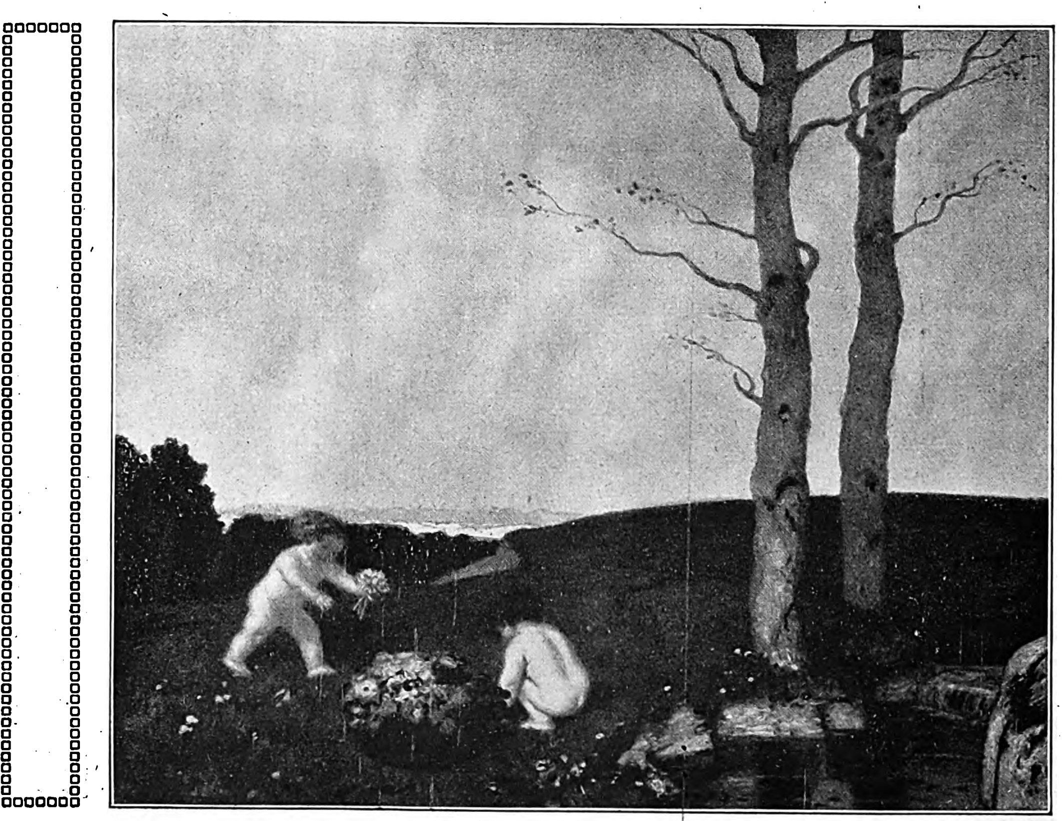
Frühlingsmusik.

Rings um ihn tobten die Kämpfe politischer, sozialer und künstlerischer Art. Jede neue Ausstellung brachte ihre Aufregungen mit sich und beschwor heftige Kontroversen herauf. Hengeler stand mit philosophischer Gelassenheit mitten drin und malte seinen Stiefel weiter. Er gefiel sich nicht in der Rolle des Mitstreiters. Nur ein hohes schönes Ziel vor Augen, das Höchste zu erreichen, so stand er da, der Künstler, dem alle Erkenntnisse aufgegangen waren, der in den klassischen Gesetzen, die die Alten aufgestellt hatten, sein unerschütterliches Kredo sah. Und unbeirrt von allen Strömungen und Brandungen schuf er geruhig Bild um Bild.

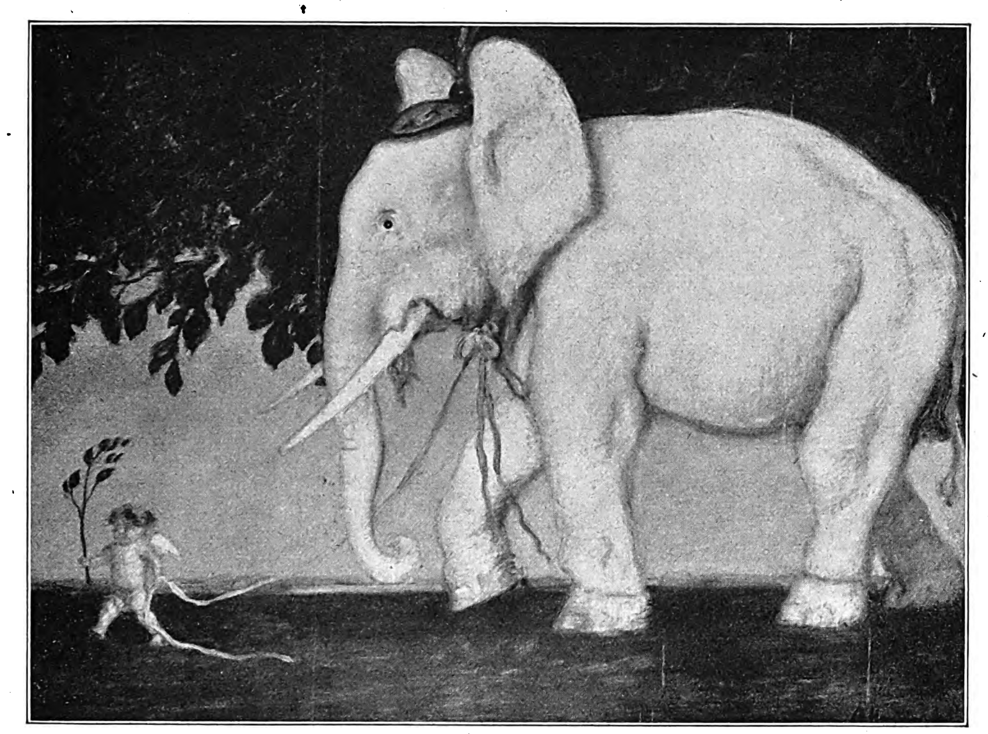
Bald tauchten hier und da in den Ausstellungen seine gemalten Biedermänner und Biederfrauen auf, denen man es ansah, daß sie wahrlich nicht geschaffen waren, Kunstrevolutionen in Szene zu setzen. Hengeler war ja über die Jugendstürme längst hinaus, und er wollte programmatisch ausdrücken, daß auch die Malerei ihn als gesetzten, ausgereiften Künstler fand, der zielbewußt seines Weges schritt.

Mit Vorliebe wählte Hengeler einen satten braunen Grundton. Wie diese oder jene Künstler für ihre Vorstellungswelt rauschende Akkorde in Rot oder Grün oder Blau wählten, so fand er, daß seinen Bildern ein warmes schönes Braun am besten die bestimmende Note gab. Das koloristische Blendfeuerwerk, mit dem andere sich Beachtung ertrotzen, Sensation erregen wollen, behagte ihm nicht, widersprach seiner künstlerischen Überzeugung. Und so begnügte er sich, dem Grundton wenige andere Farben zuzugesellen. Wohl taucht hie und da ein leuchtendes Rot, ein strahlendes Blau auf, klingt aus der schlichten Gesamtheit seiner Bilder mit beglückender Frische und Leuchtkraft heraus, und doch, welcher Unterschied besteht zwischen seiner farbigen Ausdrucksweise und der seiner Kollegen! Dort robuste Kraft, exaltiertes Draufgängertum, das sich in der Brutalität des koloristischen Vortrags ein um das andere Mal zu übertrumpfen sucht, hier jene Delikatesse und Feinheit, die mit altmeisterlicher Liebe den farbigen Zusammenklängen in der Natur nachspürt. Dort Riesenflächen von Leinwand und Farbe, auf denen die in wildem Furioso heruntergestrichenen Kraftentäußerungen erst in gemessener Distanz so etwas wie Malerei wurden; hier jene bedächtige, subtile Art, deren schönste Aufgabe es nicht zuletzt ist, dem unruhig durch das Leben schweifenden Auge ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht zu werden.

Die reichste Belebung des künstlerischen Gemütes ist der ästhetische Enthusiasmus. Und der war bei Adolf Hengeler in üppigstem Maße vorhanden. Er wollte Schönes schaffen, wollte aus der glücklichen Vereinigung von Mensch und Natur das schöpfen,



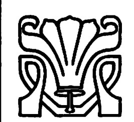
Im Frühling.



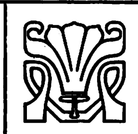
Merkwürdige Gegensätze.

was ihn ein heiterer Pantheismus gelehrt hatte. Daß er Menschen zeichnen und malen konnte, das hatte er ja längst bewiesen. Jetzt galt es also nur der Natur nachzuspüren und auch für sie die künstlerische Formel zu finden, die seiner ernsten Kunstauffassung richtig erschien. Freilich die Natur lag in tausendfältiger Schönheit zu seinen Füßen. Und um ihn herum verkündeten große Meister der Landschaft, welche Wunder und Offenbarungen dieses nie auszuschöpfende Kunstgebiet verhieß. Toni Stadler, A. Wenglin, Stäbli, ja vielleicht auch der alte Lier hatten Hengeler gezeigt, welche Richtung er einzuschlagen hatte. Freudig folgte er ihren Spuren, und bald erkannte man in dem einstigen Illustrator auch einen Landschaftsmaler von seltener Feinfühligkeit, der für die feierliche Größe der Natur das gleiche warmherzige Empfinden besaß wie für ihre sprödesten Reize. Aber fast immer waren Menschen dabei auf seinen Bildern. Und wenn wir sie nun vorüberziehen lassen in endloser Reihe, wenn wir ihr folgen, der heiteren Korona, die Wald und Feld mit ihrem Singen und Jauchzen erfüllt, dann leuchtet uns eine festliche frohe Heiterkeit entgegen; glückliche Menschen umgeben uns und laden uns ein, teilzunehmen an ihrem Glücke. Schon die beiden frühesten Gemälde waren für Hengeler ein schöner Erfolg. „Hengeler malt jetzt auch“, ging es von Mund zu Mund. Ja, er hatte sie wirklich gemalt, diese beiden lieben alten Leutchen, die, auf dem Balkon ihres Hauses stehend, so gewissermaßen eine Verkörperung der Gemütlichkeit und Behaglichkeit bildeten. Wohl herrschte hier noch eine gewisse Buntheit vor, der Maler war noch nicht ganz im reinen mit sich gewesen, aber bald war auch die letzte Unsicherheit geschwunden, und seine persönliche Handschrift hatte die Form angenommen, die wir noch heute als das Signum seiner Malerei betrachten. In unerhört rascher Folge erschien ein Bild um das andere auf dem Kunstmarkt. Und eins um das andere löste helles Entzücken seiner immer größer werdenden Gemeinde aus. Heute war es ein junges blühendes Weib, das lächelnd auf einen kleinen beflügelten Knirps schaut und seiner Laute schöne Lieder entlockt, morgen war es ein glückliches Pärchen, das sittsam und fein von einer Anhöhe hinunter in das Land sah, und übermorgen ein kleines pausbäckiges Kerlchen, das mit riesig viel Blumen bepackt und von einem Vöglein attachiert sich zur Geburtstagsvisite begibt. So ging es fort in bunter Reihe.

Wie der Illustrator Hengeler aus der Tiefe seines Gemütes und einer reichblühenden Phantasie geschöpft hatte, so überraschte auch der Maler mit immer neuen lustigen, glücklichen Einfällen. Denn alles, was er auch ausstellte, war von der Sonne des Humors vergoldet. Hie und da schlug er wohl auch ernste, melancholische Töne an, wie im „Lebensabend“, in der „Flucht nach Ägypten“, in dem wunderschönen Bilde „Der Traum“. Aber das hielt nicht lange. Bald kam doch wieder das frohe goldene Lachen über ihn. Ein Poet in des Wortes bester Bedeutung ist Adolf Hengeler gewesen, und ein Poet wird er wohl bleiben.



Im Spiegel.



Eine Skizze von Fritz Müller, Zürich.

Und nun hatten sie es durchgesetzt.

Morgen früh legte der „Waldersee“ am Amerikakai an. Walter Strack wird über die Schiffstreppe herunterkommen — spähend — und sie würde sich geschwind hinter Vaters breitem Rücken verstecken. Dann würde er besorgte Augen machen.

Und wo ist Gertrud, meine Gertrud? würde er rufen. Und ihr Vater würde lächeln, ruhig lächeln. Und sie würden dieses Lächeln wohl zu schätzen wissen, alle beide. Denn es war mit einem fünfjährigen Kampf um die Treue zueinander erkauft. Aber dann würde sie es nicht mehr länger aushalten können — dann würde sie vorspringen hinter Vaters Rücken.

Walter, Walter! würde sie jubeln — und dann ...

„Hör' mal, Gertrud,“ sagte da eine tiefe Stimme, „ich kann nicht vom Träumen leben — willst du nicht mit mir zum Abendessen gehen?“

Gertrud fuhr auf.

„Freilich, Vater, freilich,“ sagte sie, „und sei nicht bös — du weißt ja, morgen kommt das Schiff —“

„Alles weiß ich, alles, mein Töchting,“ sagte lächelnd Konsul Markwald und legte gütig seine schwere Pranke auf den hellen Scheitel seiner Tochter.

Und dann nahmen sie beide in dem kühlen Hotelgarten Platz und waren bald guter Dinge im Gespräch von dem, was morgen kommen würde, wie es weiter würde und derlei goldgeränderten Zukunftsmalereien. Ein leichter Abendwind strich vom Fluß herüber. Der breite Mond war aufgegangen. Ein später Falter flatterte durch den Lichtschein einer nahen Lampe. Diskret klirrten Teller an den anderen Tischen. Aus leisen Gesprächen streckten neugierige S-Laute ihre Köpfe, und dann und wann lief ein melodisches halblautes Lachen durch den Garten und erstarb in Büschen und auf Kieseln, die vom Tritt der Kellner knirschten.

Einmal sah Gertrud gegen den nächtlichen Himmel auf und fuhr zusammen. „Vater,“ sagte sie und griff nach seiner Hand, „was ist das da am Himmel?“

Sie wies mit der anderen Hand auf etwas Kolossales, Schwarzes überm Horizonte.

„Ei, Töchting,“ sagte gemütlich lachend der Konsul, „das ist doch der Bismarck, der Roland-Bismarck, den sie hier in Hamburg haben.“

Wie ein drohendes Schicksal stand der Koloß am Himmel.

Das Gespräch zwischen Vater und Tochter floß noch eine Weile ruhig fort. Aber Gertrud sah doch, wie allmählich über ihren Vater eine gewisse Unbehaglichkeit kam.

„Was hast du, Vater?“ sagte sie rasch.

„Weißt du,“ gab der Konsul wie erleichtert zur Antwort, „es ist mir doch nicht recht, daß du jetzt auf einem anderen Flur schlafen mußt wie ich.“

„Aber Vater, es ging doch nicht anders — der Überfüllung wegen.“

„Ja, ich weiß,“ sagte zögernd der Konsul und setzte dann wie in einem plötzlichen Anlauf hinzu: „Hör' mal, am liebsten wäre es mir doch, du gäbst mir deinen Zimmerschlüssel und ich versperrte selber deine Türe —“

„Aber Vater, ich verstehe dich nicht — ich kann doch selbst zusperren — ich weiß nicht, was du von mir denkst —“

„Hm, Gertrud, also muß ich es doch sagen — schau, du weißt selber, daß du — daß du ein wenig — ein wenig nachtwandlerisch veranlagt bist, wenn dich am Tage etwas aufgeregt hat — und da dachte ich —“

„Du hast recht, Vater — wie immer,“ fiel die Tochter ein, „komm, wir wollen nicht mehr davon reden.“

Der Konsul nickte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

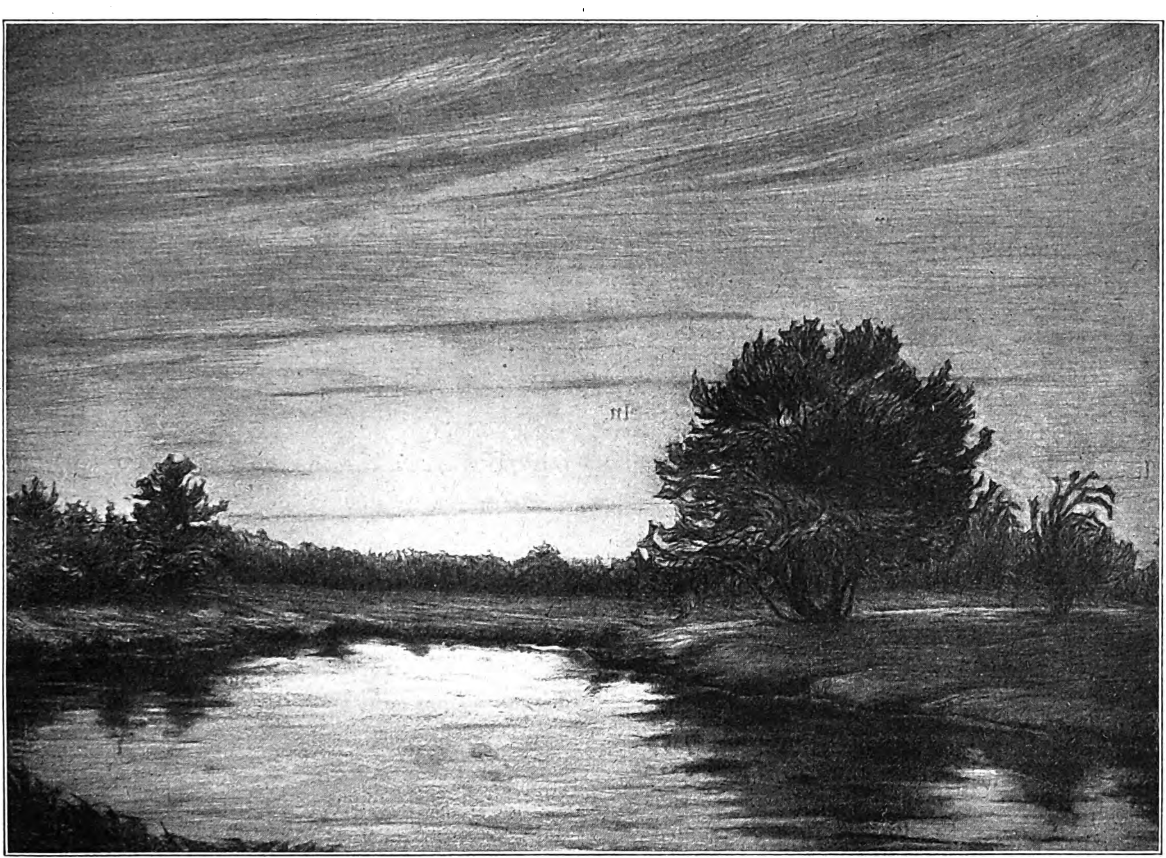
„So,“ sagte der Konsul vor dem Zimmer seiner Tochter, „so, Gertrud, heute sagst du noch dem Vater das letzte Wort am Abend — morgen, wenn dein Walter hier ist, rücke ich einen kleinen Platz nach unten —“

„Vater, willst du herb sein?“ unterbrach ihn angstvoll seine Tochter.

„Aber Kind, im Gegenteil — einer Sache wegen, die man seit fünf Jahren unaufhaltsam — ja ja, unaufhaltsam — kommen sieht, ist man doch nicht herb — nein, nein, ich freue mich über dein Glück — ich freue mich auf morgen.“

Während er sprach, hatte er langsam den Zimmerschlüssel aus ihrer Hand genommen und sagte zu der Tochter, die sich herzlich an ihn lehnte, in dem Halbschatten des Hotelkorridors: „Siehst du, Gertrud, mit diesem Schlüssel hole ich dich morgen früh selber ab — zu deinem besten Tag,“ fügte er noch rasch hinzu, schob liebevoll und leise seine Tochter über die Schwelle, machte die Tür zu und schloß sie resolut.

„Gute Nacht“ hörte Gertrud noch unterdrückt durch die Türe klingen. Dann setzte sie sich langsam auf einen Stuhl und schaute in den beweglichen Spiegel, der vor ihr auf dem Toilettentisch stand. Ein glückliches Gesicht sah ihr entgegen. Und an dem freute sie sich so, daß sie noch glücklicher wurde



Abend. Nach einer Radierung von K. R. Heinemann.

und selig lächelnd eine lange Weile in den Spiegel schaute.

Dabei fing sie wieder an zu träumen, und mechanisch, mit versonnenen Bewegungen kleidete sie sich aus, legte ein Nachtgewand an und setzte sich mit dem Kamm wieder vor den Spiegel — sie wollte ihr Haar heute noch schön machen für den Geliebten.

Immer noch lächelnd, lockerte sie das reiche Haar. Da floß es in breiten Strähnen an ihr herunter, eine hellbraune reiche Flut. Dann neigte sie den Kopf nach rückwärts, machte einen kurzen Ruck damit nach vorne — und die Hälfte dieser schönen Flut strömte ihr über die Stirne, eifersüchtig ihre Augen, ihr Gesicht verdeckend.

Dann nahm sie ihren Kamm und strich langsam durch die Haare, die von der vorgebeugten Stirne fielen. Zwischenhinein setzte sie aus — lässig sank der Arm auf den Schoß, und die Gedanken wanderten alte liebe Wege.

Plötzlich stand sie auf, ging an ihren Koffer und zog ein Paket Briefe heraus, das mit einem Band umschnürt war. Das löste sie. Und nun saß sie lange, lange Zeit lesend vor dem Tische. Blatt wendete sie um Blatt, las und las und legte Brief um Brief auf den Rand des Tisches neben den Spiegel. Sie las langsam. Langsam wuchs der Briefpfeiler in die Höhe, in eine stattliche Höhe. Wenn man's nicht nach Zentimetern maß, sondern mit dem Zeitmaß, so war der Briefpfeiler da ganz genau fünf Jahre hoch.

Und als sie endlich fertig war, atmete sie tief auf und griff nochmals nach dem untersten Briefe. Vielleicht daß sie Anfang und Ende der fünf Jahre dicht beisammen vergleichen wollte.

Aber da fiel ihr Blick auf die goldene Uhr, die sie neben den Spiegel gelegt hatte.

„Zwei Uhr, um Gottes willen," entfuhr es ihr. In ein paar Stunden kam ihr Vater — der Schlüssel würde sich im Schlosse drehen — herein würde er kommen, um sie abzuholen zu — wie sagte er doch gleich? — ja ja, um sie abzuholen zu ihrem besten Tag.

Und nun hatte sie sich doch das Haar nicht gemacht. Nach den paar Stunden Ruhe würde noch weniger Zeit dazu sein. Also rasch noch fertig werden mit dem Kämmen —

Wieder schüttelte sie die Haarflut mit einem Ruck nach vorne — wieder floß es reich in braunen Strähnen von der vorgebeugten Stirne — wieder fuhr der Kamm die Flut entlang, kleine, feine Lücken lassend zwischen den Haaren.

Und durch eine dieser Spalten fiel ihr Blick in den Spiegel vor ihr — da — schreckhaft erweiterten sich ihre Augen — wieder sank der Kamm in ihrer

Hand auf ihren Schoß. Aber nicht von seliger Träumerei. Sondern krampfhaft hielt die Hand den Kamm umschlossen. Krampfhaft blieb ihr haarverhüllter Kopf in seiner Lage. Nur unter der Stirne arbeitete es fieberhaft.

Was sie da im Spiegel sah, durch ihr dichtes Haar hindurch sah, das war schrecklich — das war der Kopf eines Menschen unter ihrem Bette — eines Menschen, der da unten Stunde um Stunde gewartet hatte — auf ihren Schlaf gewartet hatte, um sie zu —

Hier brach sie ab im Denken, gewaltsam ab. Hier schnellten ihre Gedanken in der Richtung nach der Rettung. Was tun, was tun? Lärm schlagen? schreien? — um Gottes willen! der Mann da unten wäre in einem Nu hervorgesprungen — der hatte weiß Gott was mit ihr gemacht, bevor sie herbeigeeilt kamen, die Leute in dem Hotel ...

Das beste war, mit einem Satze an die Türe zu springen, hinauszulaufen, hinauf über die Treppe zu ihrem Vater ...

Aber da senkte es sich plötzlich wie ein Hammerschlag auf ihre Stirne — die Türe war verschlossen, von außen verschlossen — und den Schlüssel hatte ja ihr Vater ...

Und es kam mit einer fürchterlichen Wucht über sie — die Erkenntnis: es gab kein Entrinnen ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Heller Morgen war es.

Der Konsul verließ sein Zimmer. Er sah nochmals nach der Uhr. Hm, auf die Minute sechs ein Viertel. Und gegen halb sieben, hatte er ihr versprochen, an ihre Türe zu klopfen, den Schlüssel einzustecken, ihn herumzudrehen —

„Ich bin fertig, Töchting," wollte er ihr sagen, „dein Vater ist bereit zu deinem besten Tage."

Und dann würde er hinuntergehen auf die Hotelterrasse und ein paarmal auf und ab gehen, bis sie kam — o, o, schnell würde sie kommen, sehr schnell, heute, an diesem Tage ...

Er mußte lächeln.

Und dann würden sie rasch miteinander Kaffee trinken. Kein Mensch als sie würde auf der taufrischen Terrasse sein. Und die Schiffe würden heraufsuten von der Elbe. Und er würde ihr den Bismarck auf der Höhe in der aufgehenden Sonne zeigen und zu ihr sagen: „Na, Töchting, fürchtest du dich heute noch davor?"

Und dann würden sie ganz geschwind die Servietten falten und an die Landungsbrücken von Sankt Pauli gehen. Und von da ging ja alle sieben Minuten eins von den kleinen grünen flinken Booten nach dem Amerikakai. Und dann würden sie natürlich viel zu früh am Kai stehen und warten, warten — sie ungeduldig trippelnd, er lächelnd ...

Tuuuuu — kam es durch das offene Korridorfenster herein, von der Elbe herauf.

Herrgott, wenn das nun schon der „Waldersee" wäre, dachte der Konsul, solche Schiffe sind ja unberechenbar, hatte ihm der Oberkellner noch gesagt — die waren imstande und kamen auch mal früher —

Eiliger ging der Konsul die Treppe hinunter — eilig suchte er die Zimmernummern ab — vierundzwanzig, fünfundzwanzig, sechsundzwanzig — halt, da war es — siebenundzwanzig. Auf den Zehenspitzen trat er auf. Sie sollte ihn nicht kommen hören. Überraschen wollte er sie an ihrem besten Tag.

Jetzt stand er dicht vor ihrer Türe — jetzt nahm er den Schlüssel mit der linken Hand aus der Tasche — den Mittelfinger der rechten Hand hob er auf zum Klopfen mit dem Knöchel ...

Da fiel es ihm noch ein: Halt, zuerst wollte er noch ein wenig horchen. Ob sie schon bei der Toilette rumorte — ob sie schon fertig war damit und ungeduldig auf und nieder ging?

Ganz dicht preßte er das Ohr an die Türe — er hörte nichts. Na, die schlief wohl noch — ach ja, die Frauenzimmer, dachte er.

Und dann bog er sich noch tiefer und brachte sein väterliches Auge an das Schlüsselloch.

Herr im Himmel, da saß sie aufrecht an den Stuhl gelehnt noch vor dem Spiegel — den Kamm in der Hand — und rührte sich nicht ... Und das reiche Haar, das lichtbraune, floß ihr über Kopf und Schultern — ei, was für ein wundervolles Haar doch seine Tochter hatte ... lange sah er so hinein.

Aber zum Donner, warum rührte sie sich eigentlich nicht? Wie eine Marmorstatue saß sie immer noch da. Na, die würde schön auffahren, wenn er jetzt mit seinem harten Knöchel klopfte ...

Wieder hob er seinen Fingerknöchel — da — mit einem dumpfen Laute ließ er ihn wieder sinken — er hatte durch das Schlüsselloch noch etwas anderes entdeckt — etwas Fürchterliches — einen zusammengekrümmten Menschen sah er jetzt mit halbem Oberkörper sich unter dem Bette hervorzwängen ...

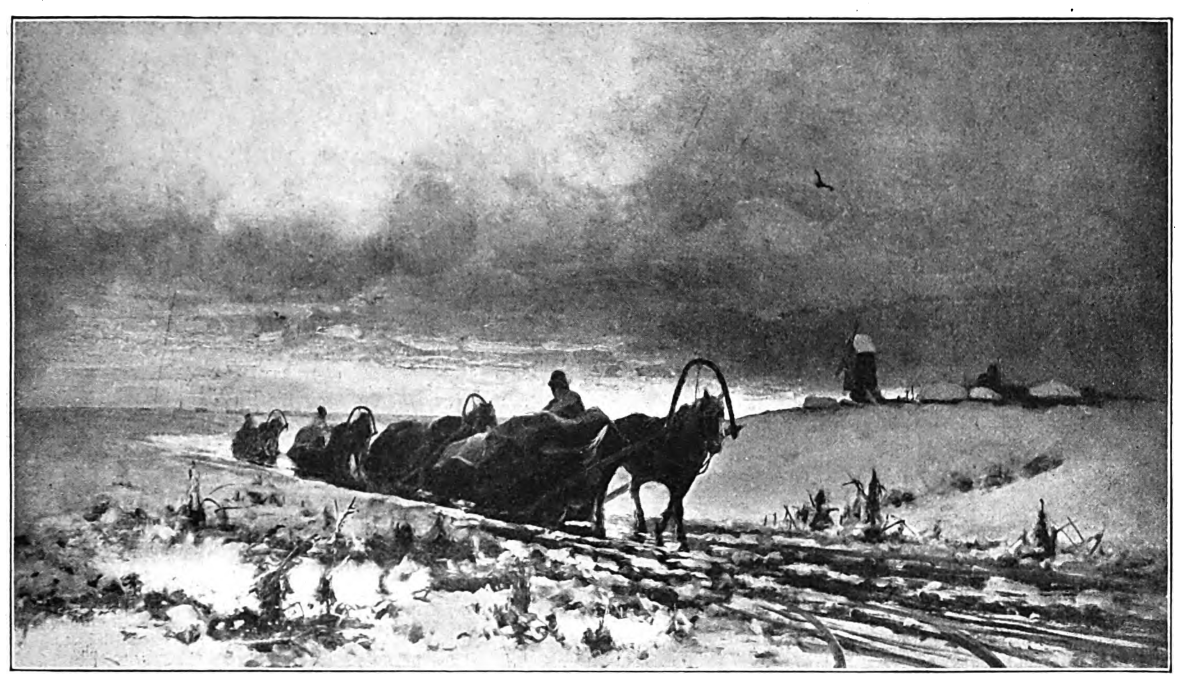
Der Schlüssel entfiel ihm. Er bückte sich nicht mehr nach ihm. Er trat zurück, wie ein Stier mit gesenktem Kopfe — er zog die mächtigen Schultern ein — er warf sich mit einer furchtbaren Wucht gegen die leichte Zimmertüre — sie krachte — sie gab nach — sie schmetterte nach innen ...

Und über sie hinweg stürmte er auf seine Tochter — an den Schultern rüttelte er sie —

„Gertrud, Gertrud!" schrie er.

Aber sie fiel steif vom Stuhl zu Boden — lange vorher schon vom Schlag getroffen.

Und dann sah der Konsul verständnislos und stumpf, wie sich ein vor Schrecken dumm aussehender Hoteldieb vollends unter dem Bett hervorschob ...



Der Steppe entgegen. Nach einem Gemälde von Karbes.

Wolgaklänge und Uralbilder.

Von Oskar Iden-Zeller.

Mit acht Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Die Nacht war stürmisch. Durch die Straßen der Stadt Samara raste ein eisiger Nordost; rüttelte, einlaßbegehrend, an den großen Wirtshausschildern, floh dann, erschrecktem Wilde gleich, durch die Kasanskaja und postierte sich schließlich, unheilverkündend, in der weiten offenen Halle des Gostiny-Dwor am Alexejenskaja-Platz.

Der letzte Wagen der Trambahn war vorübergerollt und nun lag alles öde und still. Eine echt russische Winternacht. Kaum, daß da und dort eine eilig vorwärtsschreitende Gestalt sichtbar ward, die sich in großen Filzstiefeln durch die weichen Schneemassen den Weg bahnte. Nur da, wo sich die Twerenskaja-Straße in einen weiten Platz verliert, stand unbeweglich auf einem Postament aus Granit Alexander der Zweite, der Zarbefreier, wie er von seinem Volke nach der Aufhebung der Leibeigenschaft genannt wurde. Kalt und starr — aus Erz gegossen, eine Schöpfung von Sherwood. In der Interimsuniform eines russischen Generals der Infanterie, darüber den schlichten Feldherrnmantel und die Linke am Säbelknauf, blickt er stolz erhobenen Hauptes über die Häusermassen hinab zur Wolga, als wolle er den an ihren Ufern seßhaften Bauern und Fischersleuten zurufen, daß sie freie Menschen seien; daß diese Freiheit ihnen neben den Rechten aber auch Pflichten gebracht habe.

Lange sah ich durch das große Bogenfenster meines Hotelzimmers hinüber zum Denkmal. Die Schneeflocken wirbelten um die Bronzegestalt, und meine aufgeregte Phantasie schien in ihr Leben zu finden. Es hatten sich wohl nur Eiskristalle in die ehernen Augen gesetzt — mir erschienen sie als Tränen. Und durch das Dunkel der Nacht zogen langgedehnte Klagetöne; ein Jammern stieg inmitten des eisdurchtränkten Nebels an der Wolga auf, formte sich zu geisterhaften Gebilden und zog in langer Prozession durch die Straßen bis hin zu des Denkmals Stufen, um kniend mit dem toten, unverstandenen Herrscher Zwiesprache zu halten.

Und geschwätzig umlauerte der Sturm das hungernde Rußland, das sich da in tausenderlei Gestalten weinend am Denkmal niedergelassen. Bald flüsterte er in süßen, weichen Tönen, bald grub er sich mit ätzender Schärfe in die gebleichten Gesichtszüge der Hilfesuchenden ein. Armes Rußland — so groß und reich und doch so schwach und arm. Hätten deine Söhne niemals den süßen Schmeichelreden eigenen Fleisches, eigenen Blutes ihr Ohr geliehen, hätten sie die infamen Landesverräter aus den gastlichen Hütten vertrieben und sich statt dessen in langer, beharrlicher Arbeit aus dem Netz der Unwissenheit befreit — es stünde heute besser um dich, und deine Mütter und Töchter müßten jetzt nicht in Sturmeswüten hungernd und frierend durch die Nächte ziehen, um bei Toten Schutz zu suchen, die sie im Leben verachteten.

„Barin, barin" — mit meinen Gedanken allzusehr beschäftigt, hatte ich wohl das Klopfen überhört, mit dem sich der während der Nachtstunden mit den Funktionen eines Oberkellners betraute Hausdiener Iwan bemerkbar machen wollte, und nun stand er vor mir im Türrahmen und wiederholte sein demütiges „Barin" — gnädiger Herr!

„Morgen ist Wasserweihe, gehst du auch, um heiliges Wasser zu trinken?" Das sagte er mit so lieben, treuherzigen Augen, daß ich nicht umhin konnte, ihm liebkosend durch das dichte, wirre Haar zu fahren und zu antworten: „Ja, Iwan Stepanowitsch, ich gehe auch." Dann drückte ich ihm den üblichen „Natschei" (Trinkgeld) in die grobknochige Rechte, er faßte mit festem Druck meine Hände, benetzte sie mit Küssen, und glücklich darüber, daß auch der „Nemez" (Deutsche) heiliges Wasser trinken wollte, verschwand er auf dem dunklen Hausgange.

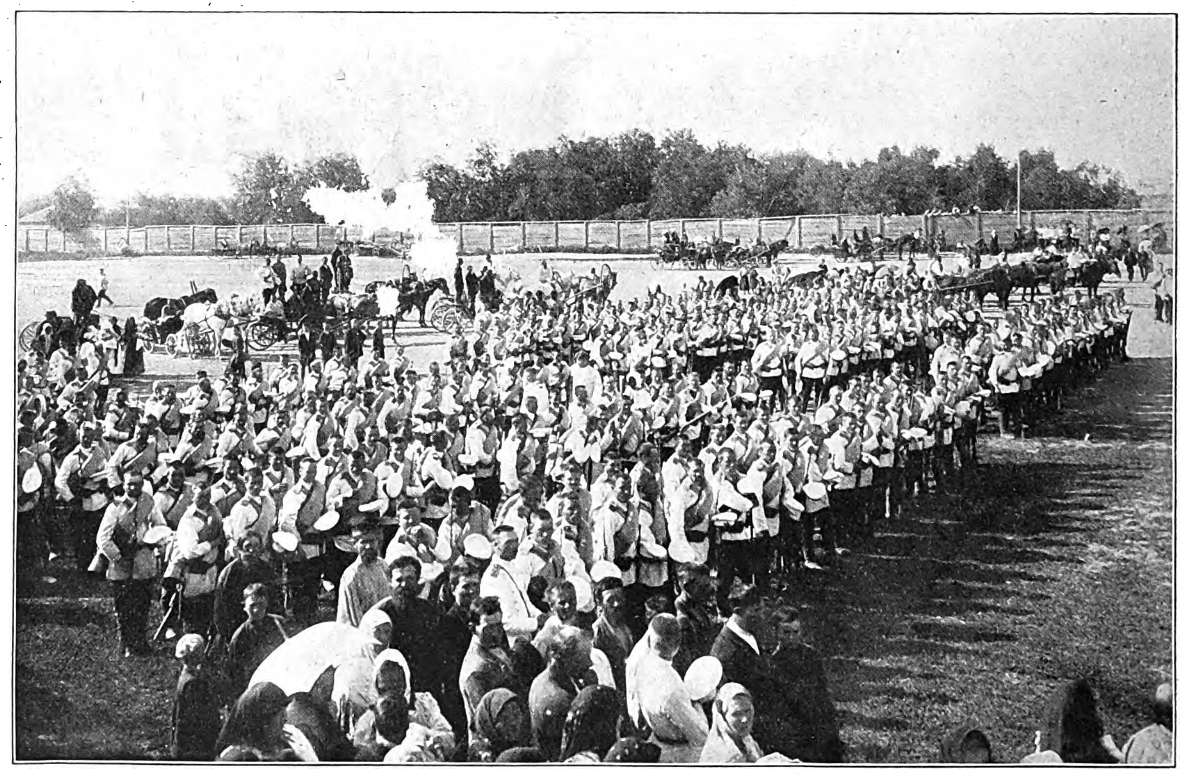
Immer unwilliger wurde der Sturm, immer verzweifelter versuchte er in die Häuser einzudringen. Aber sein Mühen war vergeblich; er mußte sich damit begnügen, in den Straßen und Gassen umherzupoltern. Ich stellte noch einige Scheite Birkenholz in das glimmende Kaminfeuer und legte mich dann zur Ruhe nieder. Draußen im Schneegestöber begannen die Glocken zu läuten — sie führten mich singend und klingend ins Zauberland der Nirwana.

Als ich spät am Morgen aufwachte, hatte sich des Sturmes Wüten gelegt. Goldene Fäden bewegten sich gleich Schlangen über die unendlichen Schneemassen. Die Wintersonne war durch das Gewölk gebrochen. Und unten auf der Straße drängten und schoben sich große Volksmassen. Es war Feiertag. Die Arbeit ruhte, Sorge und Leid, Hunger und Armut waren vergessen, und eitel Sonnenschein sprach aus all den Gesichtszügen, die noch wenig Stunden vorher Haß und Rache widerspiegelten. — Ein ständig wechselndes Bild.

Von nah und fern waren sie gekommen, um zugegen zu sein, wenn die Fluten der Wolga durch Priesters Mund heilig gesprochen wurden. Musikkapellen kamen mit schmetternden Fanfaren, übermütige Flößerknechte führten mitten auf dem Fahrwege russische Nationaltänze auf, und durch die frohbewegte Menge schritten langsam und feierlich Popen und Diakonen mit schwelenden Weihrauchkesseln.

Das Telephon klingelte. Der deutsche Konsularagent, dem ich schon manche frohe Stunde zu verdanken hatte, erbot sich, auch heute „Bärenführer" zu sein.

Bald waren wir inmitten der jubelnden Volksmasse und geduldig zogen wir mit dem Menschenstrom, der sich unter Lachen und Scherzen zur Wolga bewegte. Es war bitter kalt, aber die Sonne lachte und erzeugte überall Fröhlichkeit. — Da waren Fischersleute von der unteren Wolga, die ihr „Mütterchen Wolga" sangen. Schwermütig und gedehnt. Dort saßen auf Schneeblöcken Bauernburschen mit semmel-



Parade bei einem Kirchenfest in Ssamara.



Truppenverladung in einem Hafen an der Wolga.

blondem Haar. Ihre Juchtenstiefel wiesen förmliche Fettparzellen auf, und über den weiten Samtpluderhosen trugen sie das charakteristische russische Hemd, in den Hüften zusammengehalten durch einen langen, bunten Schal, dessen Quasten bis zu den Stiefeln baumelten. Ihre schneeweißen Halbpelze aus Schaffellen hatten sie auf dem Schnee ausgebreitet. Bauernmädchen in Nationalkostümen hatten es sich auf ihnen bequem gemacht und horchten sinnend auf das Spiel eines Dorfgenossen, der leise seine abgearbeiteten Finger über die Saiten einer Balalaika gleiten ließ. Bettler flehten um milde Gaben und fanden überall willige Ohren, und behäbige Kaufleute mit verstruppten Vollbärten und wertvollen Kaftanen gossen dann und wann ein Schlückchen hinter die Binde. Niemand nahm's ihnen übel, wenn sie auf der offenen Straße tranken — denn es war Feiertag.

In der Nähe der Schigulin-Brauerei, auf der langgestreckten glitzernden Eisfläche, die sich über die Fluten der Wolga spannte, befand sich der Festplatz. Kanäle waren ins Eis gehauen, die die Form eines mächtigen griechischen Kreuzes hatten. Am Fuße des Wahrzeichens der russisch-orthodoxen Religion war provisorisch ein Altar errichtet, und der Weg vom Lande war durch junge Tannen gekennzeichnet. Heiligenbilder, Kirchenfahnen und weltliche Standarten vervollkommneten das Bild. Bereits seit dem Morgengrauen war das linke Ufer der Wolga, an dem sich die Stadt Samara in sanfter Steigung anlehnt, mit dichtgedrängten Menschenmassen besetzt, und beständig strömten neue Volksmassen hinzu. Die Geduld der Schaulustigen, die sich mit Eimern, Tassen und Flaschen versehen hatten, wurde auf eine harte Probe gestellt. Erst gegen 11 Uhr vormittags kam die feierliche Prozession der Geistlichkeit, die sich von der Kathedrale zum Flusse bewegte, in Sicht. Eine Batterie Artillerie, die unweit des sich amphitheatralisch aufbauenden Strukowskij-Gartens aufgestellt war, gab den Begrüßungssalut ab. Die zum Ehrendienst kommandierten Truppen präsentierten, und unter Glockengeläut und den nicht endenwollenden Jubelrufen der Bevölkerung betrat der Archimandrit mit der übrigen Geistlichkeit das Eis der Wolga. Fanfaren schmetterten, die Fahnen senkten sich, und als der geistliche Oberhirte den Altar betrat, sah er um sich eine vieltausendköpfige Menge, die kniend in stillem Gebet verharrte. Die üblichen Zeremonien folgten, das diamantengeschmückte Kreuz des Archimandriten wurde mit dem Wasser der Wolga benetzt, und unter atemlosen Schweigen all der Tausende, die da zusammengekommen waren, segnete der Archimandrit mit ausgebreiteten Armen im Namen der Kirche das Wasser und sprach es heilig. Als er aus einer goldenen Schüssel sein pergamentenes Gesicht und sein lang herabfallendes, silbern glänzendes Haar mit dem eben heilig gesprochenen Wasser netzte, erschütterte ein einziger Jubelruf die Luft, der noch durch das Donnern der Kanonen tausendfach verstärkt wurde. Bettler lagen in den Armen Reicher, Frauen knieten schluchzend vor ihren

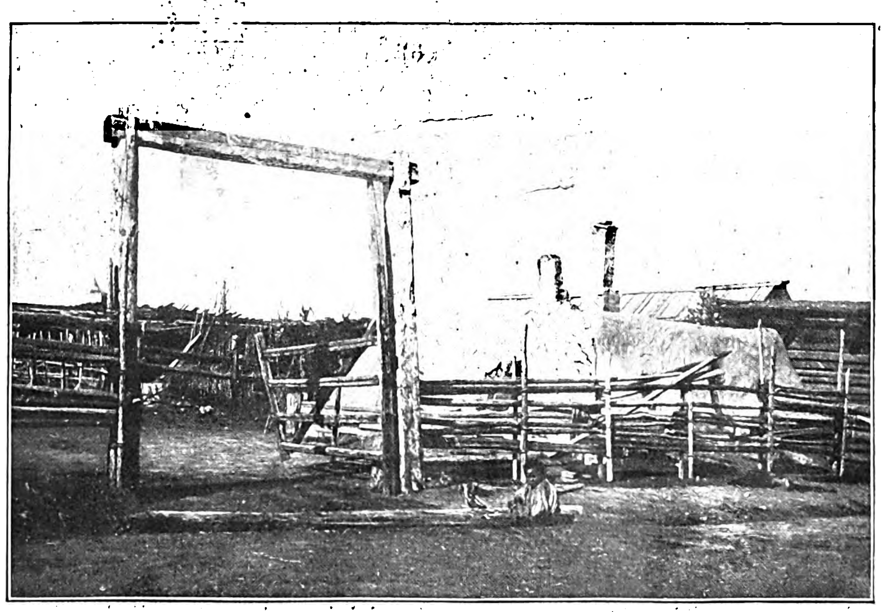


Kalmücken als Gäste bei der Wasserweihe.

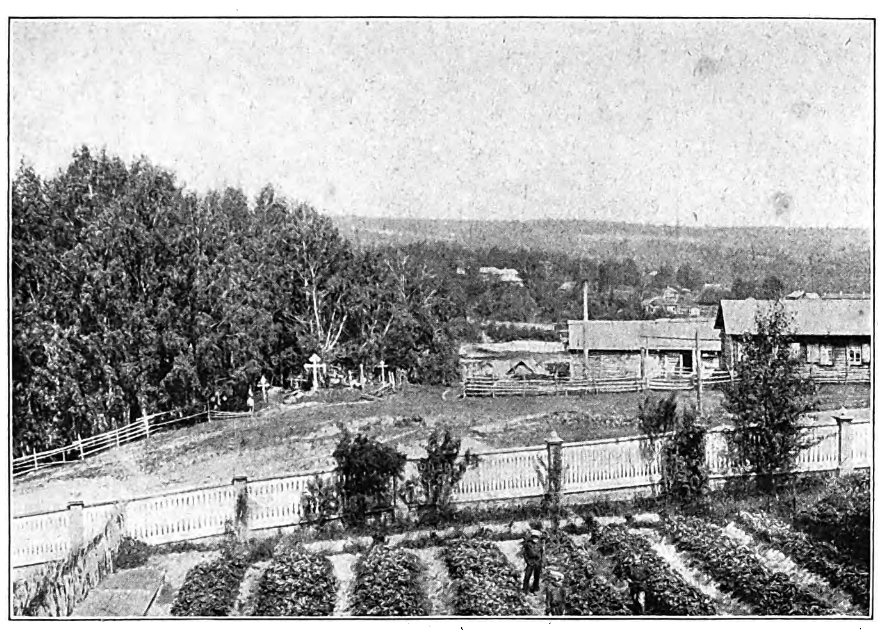
Kindern. Doch nur einen Moment, dann stürzten alle gleich wilden Tieren an die offenen Stellen im Eise und jeder suchte mit Scherben, Tassen, Flaschen, Eimern oder Fässern etwas vom heiligen Wasser für sich zu gewinnen, um es sorgfältig während des Jahres aufzubewahren, damit Unglück jeder Art vom Hause fernbliebe. Unweit des ins Eis gehauenen Kreuzes hatte man zwei leichte Bretterbuden aufgeschlagen, die innen durch Leinwandfetzen in zwei gleich große Räume geteilt waren. Ein etwa 10 Fuß langer und 3 Fuß breiter Spalt im Eise gab hier den besonders religiös veranlagten Gläubigen Gelegenheit, ein Bad zu nehmen. Für 5 Kopeken (10 Pfg.) war man berechtigt, zuzuschauen, und für 10 Kopeken durfte man in die eisigen Fluten getaucht werden. Wir ließen uns diese Gelegenheit nicht entgehen und mischten uns nach Entrichtung der 5 Kopeken unter die übrigen Gaffer. Und es war recht ergötzlich zuzuschauen. Die Besitzer der Buden machten gute Geschäfte. Kunden kamen und gingen. Jeder entledigte sich so schnell als möglich seiner Kleider, ließ sich von einem Badbediensteten beim Handgelenk fassen und sprang dann ohne Besinnen ins nasse Element. Manch einem war das Wasser denn aber doch ein wenig zu kühl — man denke 23° R unter Null —, aber es half nichts. Jeder wurde von dem resoluten Badewärter dreimal untergetaucht. Jenseits des Leinwandfetzens badeten die Frauen. Sie gehörten zumeist der Landbevölkerung und dem Stadtproletariat an. Ihr Juchzen und Schreien drang weit übers Eis und hat wohl manch neugierige Seele veranlaßt, nochmals 5 Kopeken zu opfern, um auch da sich am Anblick der Nixen zu weiden.

Als wir am Nachmittag über den Festplatz gingen, glich dieser einem wüsten Trümmerhaufen. Heulend und pfeifend strich wieder der Wind übers Eis, und nur umgeknickte Tannen, Tonscherben und alle möglichen Speisereste zeugten davon, daß die Kirche und mit ihr hunderttausend Gläubige einem ihrer ersten Heiligen geopfert hatten. — — — — — — — — —

Daß mit der russischen Polizei nicht immer gut Kirschenpflücken ist, mußte ich sehr bald am eigenen Leibe erfahren. Ich hatte mir in St. Petersburg einen kleinen, kaukasischen Dolch gekauft; teils dieserhalb, teils außerdem. Er war bisher mein treuer Begleiter gewesen, und ich fühlte mich um so sicherer, als ich ja einen vom Polizeimeister in Moskau ausgefertigten Waffenpaß besaß, der mich vor eventuellen Unannehmlichkeiten schützen sollte. So nahm ich also auch keinen Anstand, ihn in Samara zu tragen; teils dieserhalb, teils außerdem. Da hatte ich



Einfahrt in ein russisches Dorf.

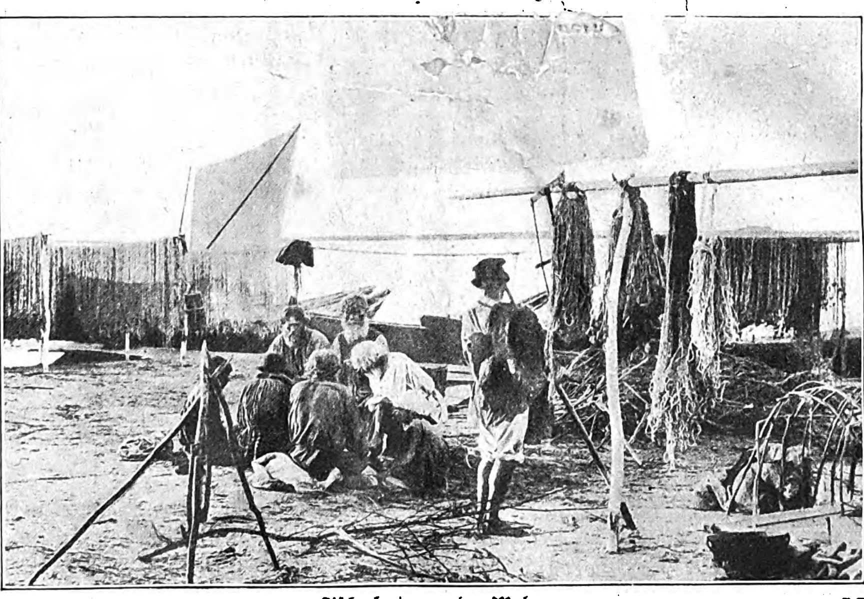


Landhaus im Gebirge.

aber denn doch nicht mit der kaiserlichen Polizei gerechnet. Eines schönen Tages — ich wollte mich gerade ein wenig in der Hauptstraße ergehen —, wurde ich von einem Gorodowoi (Schutzmann) durch barsche Zurufe aufgefordert, stehen zu bleiben. Gehorsam, wie ich immer war, hielt ich denn auch sofort an und überlegte gerade, ob es auch nötig wäre, die Hände emporzuhalten, wie das ja bei sonstigen Überfällen gebräuchlich ist, als ich auch schon mit etwas unsanfter Hand beim Kragen gefaßt wurde.

Ich hatte noch nicht einmal Zeit, zu fragen, wie ich zu der immerhin recht fragwürdigen Ehre kam, denn ein eilends hinzugekommener Polizeioffizier untersuchte mich bereits aufs gründlichste und noch dazu auf offener Straße. Tausend Hälse reckten sich aus den Fenstern, Neugierige traten näher. Mir selbst lief es abwechselnd kalt und warm über den Rücken. Ich stand unter dem Verdacht der Spionage. Da, ein Triumph — die Vertreter der heiligen Hermandad hatten unter meiner Kamelhaarjacke einen Dolch entdeckt — möglicherweise war ich auch ein Terrorist. Hurra, das gab einen Prozeß. Orden für die verdienstvollen Beamten und für mich Einkerkerung in Sibirien, Schändung und Knutenhiebe. Genug, ich weiß heute gar nicht mehr recht, was mir in dieser höchst peinlichen Situation — es war 3 Uhr nachmittags, also noch heller Tag — alles durch den Kopf fuhr. Nur darauf kann ich mich besinnen, daß auf einen Wink des Offiziers ein Iswostschik mit einem Schlitten vorfuhr, ich angewiesen wurde, hineinzusteigen, und neben mir ein Polizist Platz nahm, der den Befehl hatte, mich im Polizei-Hauptquartier abzuliefern und um strenge Überwachung meiner Person zu ersuchen.

Ein kräftiger Peitschenknall, ein lautes No, no—o, Schimmel und der Schlitten setzte sich in Bewegung. Als wir am Hotel Iwanoff, in dem ich abgestiegen war, vorüberfuhren, war ich mir bereits darüber klar, daß die Fleischtöpfe im Gasthaus weit Besseres enthielten, als die schmutzigen Kupferkessel in der Küche irgendeines russischen Gefängnisses. Ich ersuchte daher meinen Begleiter, mich lieber im Hotel abzuliefern, wo ich ja schließlich auch unter Bewachung gestellt werden könnte, bis für oder gegen mich entschieden war, und unterstützte dieses Gesuch mit einigen Rubeln [illegible] Silbergeld. Der Bursche rieb kaum die klirrenden Silberst[illegible]geneinander, als er die Freundlichkeit selbst [illegible]us dem Spion



Fischerleute von der Wolga.



Kolonisten, die nach Sibirien auswandern, in Tscheljabinsk beim Mittagsmahl.

und Revolutionär wurde sofort wieder ein „barin" — er geleitete mich selbst die Stiegen hinauf und nahm mir, in meinem Zimmer angekommen, nur das väterliche Versprechen ab, vorerst weder auszugehen noch auszufahren. Ich gelobte ihm denn das auch mit Handschlag, und nachdem ich ihm noch einige deutsche Zigarren in die Knopflöcher gesteckt hatte, entfernte er sich mit vielen Fr[illegible]schaftsbeteuerungen und nicht ohne [illegible] deuten, d[illegible] gern auch noch eins getrunken hätte.

Gegen Abend erschien dann der Gehilfe des Poliz[illegible]meisters, nahm Einsicht in meine Papiere und st[illegible] alsbald fest, daß ich w[illegible] ie behördliche Gen[illegible]gung hätte, Waffen zu [illegible], daß mir aber — [illegible] russisch — nicht gestat[illegible] wäre, sie [illegible]agen. [illegible] gab dann die Versicherung ab, daß ich meine [illegible] alsbald in der Tiefe meines Koffers verschwinden lassen würde, unterschrieb das Protokoll und [illegible] zugleich, daß die Polizei von Samara für [illegible]eine Sicherheit einzustehen habe. Höflich grüßend entfernte sich darauf der Häscher, und an mir waren wieder einmal die Schatten sibirischer Kerkermauern vorübergezogen.

Ich blieb indessen, wie ich sehr bald ausfinden konnte, unter beständiger polizeilicher Kontrolle, und, da mir das auf die Dauer nicht behagen konnte, ich auch ohnedies an meine Weiterreise zu denken hatte, so packte ich eines schönen Tages meine Koffer und übergab dieselben dem Spediteur zur Beförderung nach Tscheljabinsk, der politischen Grenzscheide zwischen Europa und Asien. Nach herzlichem Händedruck und guten Segenswünschen verließ ich all die lieben Menschen, die mir den Aufenthalt an der Wolga zu einem ganz besonderen Genuß gestaltet hatten, und war nach wenigen Stunden wieder allein — in der Steppe. Raben zogen krächzend an mir vorüber, da und dort tauchte ein Wolf auf, der alsbald hinter der nächsten Hügelwelle wieder verschwand. Über allem lag nur noch scheinbar der Hauch des Todes. Die Natur ebenso wie die Menschen bereite[illegible]n sich vor auf das Fest der Auferstehung. In allen Dö[illegible]fern, die ich passierte, wurde gekocht und gebacken, [illegible]uert und gewaschen. Der Bauer legte sein Fest[illegible]gewand zurecht, die Bäuerin packte die Oster[illegible]en für den Geistlichen zusammen. Noch einmal [illegible]suchte der W[illegible]ter die Herrschaft wiederzugewinnen. [illegible] befand mich kurz vor der reizend zwischen den Bergen des Ural gelegenen Stadt Slatoust. In der [illegible] war Rauhreif gefallen, und alle Zweige, alle Gräser schienen mit Diamanten besät zu sein.

In den Gebirgsdörfern läuteten die Glocken das Osterfest ein — Heiligabend stand vor der Tür. Die Dämmerung brach herein, ungezählte Sterne flammten auf. Ich konnte meine Ohren dem Singen und Sagen nicht verschließen, das da durch den Wald zog, und niemals bin ich lieber unter Tannen dahingeschritten, als in jener Nacht, da mir die geheimnisvollen Berge des Ural von der Auferstehung des Herrn erzählten.

Die letzte Talsenkung war durchschritten, der letzte Berg erklommen. Vor mir lag, im Lichterglanz erstrahlend, Slatoust. Die Menschheit feierte das Fest der Erlösung, und unwillkürlich fuhr die Hand über

die feuchtschimmernden Augen. Die Sterne zeigten mir den Weg zur Kathedrale, und bald stand ich unter den Gläubigen, die betend den Sarkophag umstanden, der eine Nachbildung des gekreuzigten Heilandes barg. Wie alle anderen hatte auch ich eine brennende Kerze in der Hand, trat auch willenlos den Rundgang um die Kirche an, der unter Vorantritt der Geistlichkeit erfolgte, und schaute ebenso, wieder in die Kirche zurückgekehrt, in den leeren Schrein, aus dem inzwischen der Erlöser auferstanden sein sollte.

Man mag über die Gebräuche der verschiedenen religiösen Gemeinschaften denken wie man will, eine solche Zeremonie übt unwillkürlich auf die Beteiligten eine tiefergreifende Wirkung aus.

Jubelnde Melodien der Ostergesänge durchbrausten die Kirche, Weihrauch erfüllte die Luft, und mit blumengeschmückten Lichtern gingen die Popen umher, segneten das Volk und riefen einem jeden das „Christ ist erstanden!" zu. Dann gaben sich Freunde und Bekannte den Osterkuß, und beim Verlassen der Kirche kaufte man an den Kuchenständen, die sich rings um das Gotteshaus hinzogen, den mit buntem Zuckerwerk geschmückten und von der Geistlichkeit bei dem Rundgang um die Kirche gesegneten Osterkuchen. Sechs volle Tage ruht die Arbeit. Überall, im reichsten Haushalte und in der ärmsten Hütte, steht für einen jeden der Tisch gedeckt. Es wird nicht gefragt: „Woher kommst du und wer bist du?" Tritt ein und man wird dich willkommen heißen.

Über Urzhumka und Mias war ich zum Kamm des Uralgebirges gekommen. In den Bergen lag noch reichlich Schnee, aber auch die Winterlandschaft hatte etwas Pittoreskes an sich. Es lag mir daran, noch vor Eintritt der Schneeschmelze nach Jekaterin[illegible] burg, dem Hauptstapelplatz für Ural-Edelsteine, [illegible] kommen, und so nahm ich denn gern das Anerbieten des Zugführers eines Kolonistenzuges an, mit ihm über Tscheljabinsk nach Jekaterinenburg zu reisen. Bald saß ich neben ihm im Privatcoupé, und er erzählte mir viel aus seinem Leben und aus sei[illegible] Heimat, die weit drinnen in den Bergen des Kaukasus gelegen war.

Unser Zug schien keine Eile zu haben. Er wand sich wie eine Schnecke durch die Bergschluchten und Talsenkungen. An jeder Station, selbst der unbedeutendsten, wurde Aufenthalt genommen, der nirgends knapp bemessen war. Man konnte ganz gemächlich speisen und auch überall einen guten Trunk nehmen, meist Tee oder Schnaps. Die festgesetzten Abfahrtszeiten wurden selten genug eingehalten. Entweder man wartete auf Passagiere oder man vermißte den Herrn Zugführer, der im Wartesaal noch „Einen" genehmigte.

Die Kolonisten, die zumeist aus Südrußland kamen und denen von der Einwanderungs-Kommission um wenig Geld große Ländereien in Westsibirien angewiesen waren, hatten sich im Zuge, der nur aus Güterwagen bestand, häuslich eingerichtet; es war sozusagen ein auf Schienen dahinrollendes Dorf. Jeder Passagier hatte eine ganze Bank für sich und ebenso entsprechend viel Bänke für seine Familienmitglieder okkupiert, und wehe dem Bahnbediensteten, der über diese Raumverschwendung ungehalten gewesen wäre. Die intimsten Szenen spielten sich ab, und jeder fand das absolut in der Ordnung. Daß es in einem solchen Zuge nicht gerade sehr reinlich ist, läßt sich leicht denken, und eine Nasenklammer wäre für den Fremdling, der diesen Leuten während der Fahrt einen Besuch abstattet, recht wohl am Platze. Aber das sind ja für den Russen niederen Standes Kleinigkeiten; er fühlt sich wohl in dieser Atmosphäre. Wenn er nur am Mittag seine Kohlsuppe und am Abend seine Gurken und sein Schwarzbrot hat, dann ist er mit allem anderen schon zufrieden, vorausgesetzt, daß auch noch so viel Kopeken im Lederbeutel sind, um für den Sonntag eine Flasche „Wodka" sicherzustellen.

Unser Zug nahm in Tscheljabinsk einige Stunden Aufenthalt, weil dort, an der ersten sibirischen Station, die Kolonisten auf Kosten der Einwanderungsbehörde verpflegt wurden. Ein Teil der Auswanderer reiste mit besonderen Zügen nach Omsk und Tomsk, Barnaul weiter, wir aber fuhren aus der Ebene wieder ins Gebirge zurück nach Jekaterinenburg. Früher, als die große Messe in Irbit noch Bedeutung hatte, war diese Stadt ein wichtiger Durchgangspunkt, jetzt ist sie bekannt als Stapelplatz für Edelsteine. Im mittleren Ural gelegen, übt [illegible]erinenburg auf den Fremden eine recht an[illegible] Wirkung aus, vorzugsweise, wenn goldiger [illegible] die Str[illegible] flutet.

[illegible] nahm Gelegenheit, die [illegible]aiserliche Steinschlei[illegible] zu besuchen, in der noch heute mit recht primitiven Mitteln gearbeitet wird. Die Edelsteine [illegible] Urzustande dorthin und verlassen fix und fertig für Fassungen die Werkstätten. Meist ist es der Alexandrit, der dort verarbeitet wird. Sein prächtiges Grün geht bei künstlicher Beleuchtung sofort zu dunklem Rot über. Sein Name deutet auf Alexander II., dessen Leben in schönster Hoffnung grün begann und blutigrot endete. Die Steine sind zumeist nestartig im Quarz eingesprengt und werden teilweise durch komplizierte Maschinen im Bergwerksbetrieb, teilweise aber auch durch Handabbau zutage gefördert. An mehreren Tagen in der Woche ist in Jekaterinenburg Edelsteinmarkt, und man kann um billiges Geld irgendwelche Steine erstehen. Der Verkauf geht gerade so vor sich, wie etwa bei uns Butter und Käse verhandelt werden.

Die Frauen sitzen mit Kiepen, Kisten und Schachteln auf ihrem Stande, und man hat nur nötig, auszuwählen.

In der kaiserlichen Steinschleiferei von Jekaterinenburg wurde bekanntlich jene Landkarte von Frankreich in Edelsteinmosaik hergestellt, die der Zar für die Pariser Weltausstellung als Geschenk bestimmte und die in der ganzen Welt Aufsehen erregte. Von Bedeutung für Jekaterienenburg sind auch noch die Eisengießereien, die ihre Erze zumeist vom Südural beziehen, wo jährlich etwa 400 Millionen Pfund zutage gefördert werden.

Auf der Rückreise nach Tscheljabinsk war ich unterwegs Gast eines Eisenhüttenbesitzers, der mich telegraphisch davon unterrichtet hatte, daß alsbald nach meiner Ankunft zur Bärenjagd aufgebrochen würde. Meister Petz war bereits seit einigen Tagen eingekreist, und als ich an der kleinen Station mit einer Troika, dem Dreigespann meines Gastgebers, erwartet wurde, hatte ich nur gerade Zeit, mich für die Jagd umzukleiden. Dann ging's unter Schellengeläute weiter hinein in die Berge. Es war eine prächtige Fahrt. Unser Schlitten flog förmlich über den Schnee, und es mußte meinem Jagdfreunde gewiß eine große Genugtuung sein, den Gast in der Troika durch sein Besitztum führen zu können, das sich weit, unübersehbar ausdehnte. Ein kleines Königreich für sich. Die beiden Außenläufer galoppierten, während das mittlere Pferd in der Duga im beständigen Trabe war. Am Jagdhause wurde die Troika mit einem Schlitten vertauscht, der à la Tandem bespannt war, da die Wege ein weiteres Vordringen mit dem Dreigespann nicht mehr gestatteten. Etwa 150 Treiber hatten sich bereits im Revier eingefunden. Der letzte Teil des Weges wurde zu Fuß zurückgelegt. [illegible]

Wie der Jagdaufseher m[illegible] ge[illegible] im dichten Urwald eingeschlagen. Wir faßten also mit unseren schweren Doppelbüchsen hinter primitiven Brustwehren Stand, und alsbald begann auch das Treiben. 150 Kehlen setzten sich in Bewegung. Mit Knüppeln, scharfgeschliffenen Äxten und langen Messern stürmten die Treiber vorwärts. Aber es währte mehrere Stunden, und nichts zeigte die Gegenwart des Sohlengängers an. Da plötzlich, die Dämmerung legte sich bereits zwischen die Bäume, raunte mir der Aufseher zu: „Medwjed“ (der Bär), und im selben Moment stürmte das braune Ungetüm an meinem Stande vorüber, um sich weiter ins Dickicht einzuschlagen. Ehe es jedoch Deckung erreichte, hatte ein wohlgezielter Schuß meines Gastgebers die Bestie in den Schnee gestreckt.

Dicht unter dem Schädel, schräg aufs Blatt, hatte die Kugel eingeschlagen. Es war ein ziemlich ausgewachsener alter Herr, etwa drei Zentner im Gewicht, und es waren nahezu 200 Mark für die Jagd zu erlegen, die von meinem Freunde an Ort und Stelle für Treiber usw. ausgezahlt wurden. Wir begnügten uns mit dem Fell, dem Kopf und den Pranken.

Nicht immer ist eine solche Jagd ungefährlich, denn es kommt nicht selten vor, daß die Kugel ihr Ziel verfehlt und der Jäger gezwungen ist, der Bestie mit dem Messer zu Leibe zu gehen.

Nach fröhlich durchzechter Nacht im Jagdhause brachte mich die Troika wieder zur Bahnstation, und ich fuhr nach Tscheljabinsk zurück, wo ich am nächsten Morgen eintraf und vom Bezirksarzt erwartet wurde. Ich hatte den Herrn brieflich gebeten, mir die Erlaubnis zum Besuch der Gefängnisse zu erwirken, und als ich ankam, waren denn auch schon alle Formalitäten erledigt. Der Prokureur (Staatsanwalt) hatte seine Genehmigung erteilt, und es war nur nötig, im Gefängnis den Erlaubnisschein vorzuzeigen. Da mir für Tscheljabinsk nur einige Stunden Zeit übrigblieben, beschlossen wir, lediglich dem Frauengefängnis einen Besuch abzustatten.

Wir nahmen also eine Kibitka und begaben uns alsbald dorthin.

Ein kleines, freundliches Gebäude in der Nähe der Hauptstraße stellte das Arrestlokal vor. Wir wurden von der Matrone sehr liebenswürdig an der Tür empfangen und unverzüglich zu den Arrestantinnen geführt. Aber ich traute meinen Augen nicht, als wir bei unserem Rundgange nur durch freundliche Stuben schritten und scheinbar wohlgesittete Frauen und Mädchen in schwarzen Kleidern und hellen Schürzen uns bescheiden begrüßten. „Sind das die Arrestantinnen?“ wagte ich zu fragen. „Ja,“ erwiderte die Matrone, „sie sind alle wegen gemeiner Verbrechen für mehr oder weniger lange Zeit zu Freiheitsstrafen verurteilt. Aber es sind deswegen doch meine Schützlinge, und ich liebe sie. Sehen Sie, hier ist mein Schlafzimmer und nebenan sitzt eine Kindesmörderin. Die Tür ist unverschlossen, aber ich kann ruhig schlafen, keine von diesen Unglücklichen wird es wagen, hier etwas anzutasten. Sie lieben mich, wie ein Kind die Mutter liebt.“

Draußen war die Sonne wieder hinter drohendem Gewölk verschwunden; der Sturm kündete sich an. Und drinnen in den Stübchen hatten die Arrestantinnen ein Steppenlied angestimmt. Singend erzählten sie von ihrem Leben, vom Mütterchen und von der Heimat, und singend klagten sie den Sturm an, ihr Verführer gewesen zu sein. Wie er geschwätzig murmelte und wie sie ihm willig ihr Ohr geliehen.

Die ersten Regentropfen klatschten auf den Schnee — der Frühlingswind kam gezogen; möchte er auch in die Herzen der Arrestantinnen eingekehrt sein.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Toms Überraschung.

Eine Humoreske von Joseph Natter.

Die Türe zum Pelzwarengeschäft King & Son in der 33. Straße, Newyork, wurde aufgerissen, und Tom, der vierzehnjährige, drei Fuß hohe Laufbursche, trat, mit einer ungeheuren Pappschachtel beladen, auf die Straße. Eben spitzte er den nicht gerade kleinen Mund, um durch sein Pfeifen der Nachbarschaft kundzutun, daß er, Tom, sich heute wieder einmal in guter Laune befinde, als seine kleinen, geschlitzten Chinesenaugen einen Sohn Israels bemerkten, der an dem Rinnstein stand, unbeweglich, wie eine griechische Statue, um den Hals seinen Ladentisch gehängt, auf dem sich diverse Hemdenknöpfchen, Hosenträger, billige Uhrketten, Stiefelwichse und sonstige verlockende Waren befanden. Leise, wie eine Katze, schlich sich Tom an ihn heran, ergriff dann schnell den langen, ehrwürdigen Bart der Statue und zog an ihm mit einem Ruck. Der edle Pole tat einen schrillen Schrei. Seine dünne Hand streckte sich nach dem Missetäter aus, aber zu spät — Tom war schon über fünfzig Schritte weit weg. Nachdem der Schlingel noch mit dem Kopfe, wie aus Versehen, dem dicken Polizisten, der dort so langsam und würdevoll herankam, gegen den ungeheuren Bauch gelaufen, verschwand er unbestraft um die Ecke. Aber da ließ er plötzlich seine Pappschachtel fallen und stürzte sich mit einem Sprunge auf einen überraschten Kollegen, dessen Gestalt unseren Tom beinahe um das Doppelte überragte. Ein kurzer Kampf, und der Lange maß mit blutender Nase die Breite des Trottoirs; das Schicksal, dem er zwei Wochen lang glücklich ausgewichen, hatte ihn erreicht, die alte Rechnung war beglichen. Tom, nachdem er nunmehr die lange gesuchte Gerechtigkeit gefunden, nahm, ohne sein Opfer noch eines einzigen Blickes zu würdigen, seine Pappschachtel wieder auf, und fröhlich weiterschreitend begann er die rührende, herzerweichende Melodie „Sweet Marie“ mit Kunst und Geschick zu pfeifen.

Tom bog eben in die 34. Straße ein, als ein Schlag auf die Schulter sein Konzert mit einem solchen Rucke zu Ende brachte, daß er sich auf die Zunge biß. Er wirbelte herum, löste aber die schon geschlossene kampfbereite Rechte wieder, als er sich einem langen, krummnasigen, karierten Menschen gegenübersah, der mit der Linken gelassen seinen Schnurrbart strich, während die Rechte einen allerdings etwas billigen Blumenstrauß umfaßt hielt. Mit wohlwollendem Lächeln betrachtete dieser Mensch den zungesaugenden Jungen einige Sekunden. „Well,“ sagte er dann mit einer Stimme, die sofort zu Herzen ging, „du bist, wie ich sehe, in großer Eile und nicht imstande, einen halben Dollar zu verdienen, und wenn es auch in fünf Minuten geschehen könnte?“

„Farbe zeigen!“ entgegnete Tom in kurzem Geschäftstone.

„Siehst du, kleine Kröte,“ fuhr der andere fort, „das Haus da drüben auf der anderen Seite der Straße, Nummer 389, ja? Na denn, sieh, da wohnt eine Dame, eine junge hübsche Dame, im vierten Stock, die sich riesig freuen würde, diesen Blumenstrauß aus meinen Händen zu empfangen. Nun mußt du aber wissen, kleine Kröte, daß im Parterre des gleichen Hauses ebenfalls eine junge hübsche Dame, die ich schon länger kenne, und die glaubt, ältere, besser begründete Ansprüche auf meine unwerte Person zu haben, wohnt. Denkst du, he, denkst, ich könnte da mit einem Blumenstrauß an der Türe der Dame im Parterre vorbeigehen? Denkst, kleine Kröte?“

Tom war Weltmann und genug Menschenkenner, um sich auszurechnen, daß der karierte Herr in jenem Haus Gefahr lief, Spießruten laufen zu müssen. Deshalb streckte er, ohne

ein weiteres Wort zu verlieren, seine offene Rechte aus. Das Fünfzigcent-Stück war bald in der Hosentasche verschwunden, und der Blumenstrauß prangte schon stolz in seiner Hand, als ihn sein neuer Arbeitgeber noch einmal aufhielt.

„Aber, kleine Kröte, mit dieser Pappschachtel kannst du doch nicht vor das hehre Antlitz Miß Lizzy Flirts treten. Laß das Ding nur ruhig hier stehen, ich werde es verwahren. Und nun, marsch — Lizzy Flirt ist ihr Name — Flirt!“

Tom eilte über die Straße, die Pappschachtel in der Obhut des biederen Fremden lassend. Flink wie ein Eichhörnchen sprang er die Treppen hinauf, fand die Türe und klopfte. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sich schlürfende Schritte vernehmen ließen. Dann wurde die Türe geöffnet, und eine Dame aus der Steinzeit steckte ihren verwitterten Kopf heraus.

„Tag — wohnt hier nicht Miß Flirt, Lizzy Flirt?“

„Miß Flirt?“ raspelte die Alte, „Flirt — kenne ich nicht — es wohnt überhaupt keine Miß im ganzen Hause — alles anständige, verheiratete Leute —“

„So —?“ machte Tom, „sind Sie auch sicher?“

„Ganz sicher!“

Auf einmal sah er ein Licht, groß wie eine Straßenlaterne. Er flog nicht, er schoß die Treppen hinab, sprang auf die Straße, schaute nach der anderen Seite, und — der liebenswürdige Herr war verschwunden und mit ihm die Schachtel, enthaltend Pelze im Werte von dreitausend Dollar.

Esel! taufte sich die kleine Kröte schnell und rannte nach den Ecken der Straßen: nichts war zu sehen. Dann sprang er entschlossen in einen Salon und verschwand im Telephonkasten, der dort in einer Ecke stand. Er mußte sich auf einen Stuhl stellen, um den Fernsprecher zu erreichen.

„King & Son?“

„Jawohl! — Wer dort?“

„Tom — hab' meine Lampen heute morgen nicht sauber geputzt, und ein langer Kerl ist mit meiner Schachtel davongelaufen.“

„Waaas? Du Schlingel, da soll —“

„Werde sie schon wieder finden, vor Abend.“

„Du verdammter — du — du —!“

Aber Tom hatte jetzt keine Zeit, den poetischen Ergüssen seines Prinzipals zuzuhorchen; er brach ab und sprang auf die Straße, ohne dem Wirt die Gebühr von zehn Cent zu bezahlen. Eine Minute später finden wir ihn bei einem Italiener, der an der Ecke einen Fruchtstand betrieb.

„Kerl gesehn mit großer Pappschachtel?“ schnauzte er den braunen Sohn des [illegible] an.

„Yessa!“

„Wohin?“

Der Italiener [illegible] mit dem Daumen ü[illegible] Schulter nach der Fähre. Tom flo[illegible] nun dorthin [illegible] schwarzen Türhüter mit [illegible]rselben Frage: [illegible] großer Pappschachtel?“

„Yessirra!“

„Auf Fähre gegangen?“

„Yessirra! eben abgefahren.“

Tom wußte, daß vor zehn Minuten kein anderes Dampfschiff nach dem gegenüberliegenden Long Island City fahren würde. Aber er war Philosoph und kauerte sich geduldig in eine Ecke des Wartesaals. Als aber die große Glocke die Ankunft des nächsten Dampfers verkündete, sprang er wie elektrisiert auf und flog an Deck. Fünf Minuten später langte er in Long Island City an. Sein Auge suchte einen Polizisten — oha, da ist einer —

„Kerl gesehn mit großer Pappschachtel?“

„Nei—ei—ein!“

„Das ist zu dumm.“

Aber Tom hielt sich nicht lange mit unnötigem Philosophieren auf; die ganze Nachbarschaft lief er ab, aber niemand hatte den Kerl mit Pappschachtel gesehen. Nun rannte er in alle Wirtschaften in der Nähe der Landung — vergebens. Jetzt zeigten sich große Schweißtropfen auf seiner Stirne. Wo sollte er zunächst hin? Da fiel sein Blick auf den großen Bahnhof der Long Island Railroad, der ganz in der Nähe steht. In ein paar Sprüngen war er dort, wie ein Wiesel durchstreifte er die Wartesäle. Nichts zu finden! Er sprang auf den Perron. Seine Augen sprühten Feuer des Zornes. Zwei der drei zur Abfahrt fertigen Züge hatte er schon durchsucht, nun sprang er auf den dritten. Dieser bestand, wie alle Züge in Amerika, nur aus durchgehenden Wagen. Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung. Wie ein Spürhund, mit bebenden Nasenflügeln setzte Tom seine Suche fort. Er öffnete die Türe des ersten Wagens und warf einen flüchtigen Blick über die Passagiere. Da entschlüpfte ihm ein Schrei des Triumphes — er sah, was er kaum zu sehen gehofft, seine Pappschachtel, seine innigstgeliebte Pappschachtel, wie sie nichtsahnend auf dem vierten Sitz prangte, und daneben — den Biedermann. Verwundert sprangen alle Passagiere auf, als sie sahen, wie ein kleiner, grimmiger Wicht sich mit dem Sprunge einer Katze auf den Karierten warf und sich mit seinen Zähnen fest in dessen linkes Ohr einbiß. Einige Damen fielen in Ohnmacht, drei kleine Mädchen schrien jämmerlich. Der Kondukteur sprang hinzu, und nur mit großer Mühe gelang es ihm, den jammernden Langen den Zähnen des wütenden „kleinen Köters“ zu entreißen.

„He! was machst du, du Schlingel,“ schrie er, als einigermaßen wieder Ruhe hergestellt war, „bist du toll geworden?“

„Hat meine Pappschachtel mit Pelz gestohlen, Kerl, da, verdamm[illegible] schrie nunmehr auch Tom.

„Hat was?“

„Pappschachtel gestohlen — gehört King & Son — wollte damit ausreißen, Kerl, da, verdammter!“

Alle schauten verwundert den Dieb an, der sich mit einem Taschentuch das blutende Ohr abwischte und nichts — zu sagen wußte.

Der Zugkondukteur nahm Tom zur Seite. Und da hörte

er denn aus den abgerissenen Bemerkungen, die er mit Not dem Jungen auspreßte, was vorgefallen. Der Zug hatte sich inzwischen der nächsten Station, Richmond, genähert. Sofort verschloß der Kondukteur die Türen des Wagens. Tom aber setzte sich dem Karierten gegenüber, damit dieser nicht durch das Fenster entschlüpfen könnte.

Da endlich hielt der Zug. In weniger denn drei Minuten öffnete sich die Türe am Kopfende des Wagens, und der Kondukteur in Begleitung eines Polizisten trat ein. Ein Wink nur und — klick — schlossen sich die Handschellen um die Handgelenke des Karierten. Bald befand man sich auf dem Wege zur Polizeiwache, der Polizist mit dem Gefangenen voran, Tom mit der riesigen Pappschachtel folgend, stolze Blicke auf die sie begleitende Menge werfend.

*

Nervös ging Mister King sen. in seinem Bureau auf und ab. Überhaupt niemand im ganzen Geschäft war so recht bei der Arbeit. Außer der kurzen Mitteilung über den Fernsprecher hatte man nichts von Tom gehört. Was war geschehen? War er angefallen worden? Im letzteren Falle hätte man sich nicht gewundert, solche Fälle kamen in Newyork nur zu oft vor. Niemand kam es in den Sinn, auch nur einen Augenblick an Toms Ehrlichkeit zu zweifeln, er war zu wohl bekannt. Ein richtiges Newyorker Kind, stets zu Dummheiten bereit außer dem Hause, war er im Geschäfte zuverlässig. Man hatte nie Gelegenheit gehabt, sich über ihn ernstlich zu beklagen. Besonders Mister King sen. mochte den kleinen Kobold gar gut leiden und ließ ihm manchen „Extra-Dollar" zukommen; wußte er doch, daß Tom mit seiner Mutter und einem kleineren Bruder allein in der Welt stand, und sein Wochenlohn von sieben Dollar konnte auch nicht weit reichen.

Es schlug zwölf Uhr Mittag und noch immer kein Tom. Die eine Hälfte der Angestellten ging nunmehr zum Lunch; Mister King blieb.

Da — eben wollte sich der würdige Herr in den Bureausessel niederlassen, um sich mit Zeitungslesen zu zerstreuen — flog die Türe auf, und herein stürzte Tom, mit Staub und Schmutz bedeckt, wie ein Straßenköter, aber triumphierend seine Pappschachtel mit beiden Händen über den Kopf haltend. Die anwesenden Verkäuferinnen konnten ihre freudige Überraschung nicht verbergen und kreischten im bunten Chor: „Hurrä! gut Tommy! gut, gut! Hurrä!"

Mister King, durch das respektwidrige Geschrei aufgeschreckt, schnellte in die Höhe, daß die armen alten Knochen entsetzt ächzten; aber auch er konnte ein Bravo nicht unterdrücken.

„Hierher, Tommy!" rief er freudig, „hierher, mein Junge, ins Bureau!"

Tommy folgte der Weisung; aber auch die schönen Verkäuferinnen glaubten sich an diesem Tage und in Anbetracht des wichtigen Ereignisses etwas mehr erlauben zu dürfen und betraten das Allerheiligste des gestrengen Herrn.

Sechs Hände zugleich öffneten die große Schachtel — die Pelze waren unverletzt, zur großen Freude des Prinzipals, Toms und der anderen. Und dann mußte Tom erzählen. Und er berichtete mit ernstem Gesicht in seiner kurzen, ruckweisen Art sein Abenteuer, sich selbst als den größten Esel darstellend.

Als er geendet, sagte Mister King, der kaum das Lachen unterdrücken konnte: „Aber war es denn wirklich möglich, Tommy, daß du auf diesen so alten Trick hereinfallen konntest? War es wirklich möglich?"

Tom senkte beschämt die Augen und murmelte etwas von seinen „Lampen", die er wohl am selbigen Morgen nicht recht gewaschen haben könne.

Aber schon war sein Herr an die Kasse getreten und entnahm ihr fünf Zehndollar-Noten. „Na, laß gut sein, Tom," wandte er sich nun an den verblüfften Jungen, „das nächste Mal wirst du dir wohl die Leute, die mit Blumensträußen an dich herantreten, etwas genauer besehen. Aber du brauchst einen neuen Anzug, der dort ist hin. Auch gibt es jetzt schon prachtvolle Truthähne auf dem Markt, könntest deiner Mutter auch einmal eine besondere Freude machen. Hier nimm das!"

Und das war Toms Überraschung.

Beziehen Sie
sich bitte bei Zuschriften an die inserierenden Firmen auf das „Universum“.



Technikum Mittweida.

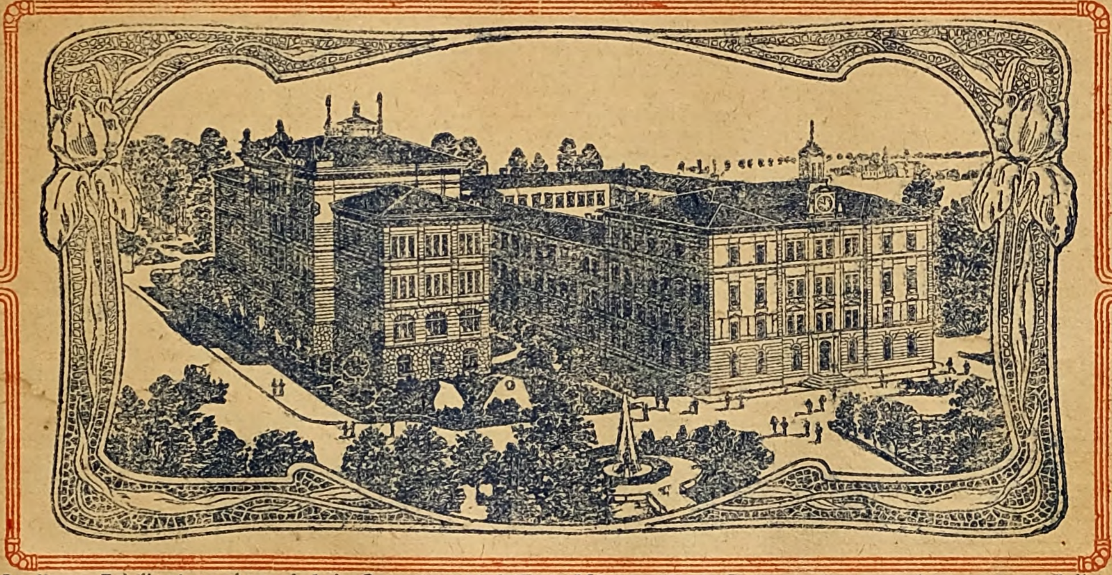
Königreich Sachsen.

Höheres technisches Institut

zur Ausbildung in der **Elektrotechnik** und im gesamten **Maschinenbau.**

45. Studienjahr.

Direktor: Professor A. Holzt.



Den Herren Fabrikanten weisen wir beim Semesterschluß (Ende März und Ende September), wie auch zu anderen Zeiten tüchtig geschulte Kräfte aus dem Kreis unserer jetzigen und früheren Besucher — soweit uns solche zur Verfügung stehen — unentgeltlich nach.

Getrennte Abteilungen

für Elektro- und Maschinen-Ingenieure (Studienplan I und II), sowie für Bureau- und Betriebstechniker, Werkmeister etc. (Studienplan III).

1. Auszug aus dem Verfassungstatut

1. Das Technikum Mittweida ist ein höheres technisches Institut, das den Zweck verfolgt, [illegible] weiter unten angegebenen technischen Berufsarten eine fachwissenschaftliche Ausbildung zu geben, die insbesondere den praktischen Bedürfnissen und Anforderungen der Industrie angepaßt ist.

2. Die einzelnen Studienzweige sind:
   a) Maschinenbaukunde, einschließlich Technologie, Eisenhüttenkunde, Eisenbetonbau, Dampfturbinen-, Automobil- und Flugtechnik,
   b) Elektrotechnik, einschließlich Elektrochemie,
   c) Allgemein bildende Fächer.

3. Zur speziellen Fachausbildung sind folgende Studienpläne*) eingerichtet:

a) Abteilung für Elektro-Ingenieure.

Studienplan I E. Studiendauer 5 Semester.

Zum Eintritt in den Studienplan I ist der Nachweis der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst oder einer dementsprechenden Vorbildung erforderlich.

Studienplan II E. Studiendauer 6 Semester.

Für den Studienplan II werden die Vorkenntnisse verlangt, die durch den Besuch einer guten Bürgerschule oder einer ähnlichen Anstalt erworben werden.

*) Angabe der Unterrichtsgegenstände findet man unter Nr. 5.

b) Abteilung für Maschinen-Ingenieure.

Studienplan I M. Studiendauer 5 Semester.

Zum Eintritt in den Studienplan I ist der Nachweis [illegible] Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst oder einer dementsprechenden Vorbildung erforderlich.

Studienplan II M. Studiendauer 6 Semester.

Für den Studienplan II werden die Vorkenntnisse verlangt, die durch den Besuch einer guten Bürgerschule oder einer ähnlichen Anstalt erworben werden.

c) Abteilung für Bureau- und Betriebstechniker sowie Werkmeister der Elektrotechnik (Studien[illegible]) und des Maschinenbaues (Studienplan III M).

Studiendauer bei beiden Plänen 3 Semester.

Für den Studienplan III werden die Vorkenntnisse verlangt, die durch den vollständigen Besuch einer Volksschule erworben werden. Vor der Aufnahme in den Studienplan III ist eine mindestens zweijährige praktische Tätigkeit nachzuweisen.

4. Der Unterricht wird in Form von Vorträgen und Repetitorien behandelt und unterstützt durch graphische und konstruktive Übungen in den Zeichensälen, durch Übungen, Experimente und Unterweisungen in den Laboratorien und Sammlungen sowie durch Exkursionen in die technischen Anlagen und Lehrwerkstätten des Technikums.

An der Anstalt werden ausgebildet:

I. In der Elektro- und Maschinen-Ingenieur-Abteilung:

1. *Ingenieure* und *Konstrukteure* für Elektrotechnik und Maschinenbau;

2. *Maschinenfabrikanten*, welche der Ausbildung in der Elektrotechnik bezw. in der Maschinentechnik deshalb im *weitesten Umfange* bedürfen, weil sie mindestens dieselben Kenntnisse besitzen müssen, wie die ihnen untergebenen Ingenieure und Techniker;

3. *Industrielle*, bezw. Besitzer von Fabriken und industriellen Anlagen, welche bei Herstellung ihrer Fabrikate sich einzelner Maschinen oder ganzer maschineller Einrichtungen bedienen müssen, wie das z. B. der Fall ist: bei der Fabrikation von Dampfmaschinen, Gaskraftmaschinen, Wasserkraftmaschinen, Pumpen, Werkzeugmaschinen und Werkzeugen, ferner von elektrischen Apparaten und Maschinen, insbesondere von Dynamomaschinen und Motoren, ferner von Signal- und Weichenstellapparaten, Fahrstühlen, Aufzügen, Ventilatoren, Wagen, Gas- u. Wasserleitungsgegenständen, medizin- u. chirurgischen Instrumenten, Maschinenmodellen, Draht und Drahtwaren, Röhren, Armaturen- und allen anderen Maschinenteilen;

ferner im Betrieb von Papier- und Holzstoff-Fabriken, Dampf- und Wassermühlen, Spinnereien, Webereien, Tonwaren-, Porzellan- und Glasfabriken, Stärkefabriken, Zuckerfabriken, Stahlwarenfabriken, chem. Fabriken, größeren Brauereien, Gasanstalten usf.;

4. *Fabrikdirektoren* und *Betriebsleiter* der oben genannten Fabrikationszweige;

5. *Inhaber* von *technischen* und *Patentbureaus*;

6. *technisch gebildete Kaufleute, Reisende* der oben genannten Fabrikationszweige;

II. In der **Abteilung** für **Bureau- und Betriebstechniker** sowie **Werkmeister** des Maschinenbaues und der Elektrotechnik finden entsprechende Ausbildung:

1. *Maschinenbauer* und *Mechaniker*, welche später als Bureau- und Betriebstechniker, Werkmeister, Zeichner, Monteure, Elektromechaniker, Installateure u. dgl. sowohl für Elektrotechnik als auch für allgemeinen Maschinenbau in Elektrizitätswerken, elektrotechnischen Fabriken, Zentralen für elektrische Beleuchtung, Maschinenfabriken, mechan. Werkstätten, größeren Schlossereien, größeren Mühlen, Spinnereien, mechanischen Webereien, Papierfabriken, Tonwarenfabriken usw. Anstellung suchen;

2. *Besitzer kleinerer mechanischer Werkstätten, Bauschlossereien, kleinerer Mühlen u. dergl.*

Besonders vorteilhaft ist der Besuch der Abteilung für Bureau- und Betriebstechniker sowie Werkmeister für solche künftige Gewerbetreibende (Mechaniker, Installateure, Schlosser, Schmiede, Kupferschmiede, Former, Metallarbeiter jeder Art, Werkzeugmacher, Modelltischler, Mühlenbauer usf.), welche sich eine allgemeine technisch-wissenschaftliche Bildung erwerben wollen, um sich mit Leichtigkeit und Sicherheit in verschiedene Geschäftszweige einzuarbeiten und den Fortschritten in dem erwählten Fache mit Verständnis folgen zu können.

Ausbildung in der Elektrotechnik, elektrotechnisches Praktikum.

Die großen Fortschritte der **Elektrotechnik** in den letzten Jahren machten nach und nach eine wesentliche Erweiterung in der Organisation der Anstalt notwendig, die schließlich zur Trennung der Studienpläne für Elektrotechnik und für Maschinenbau führte. Insbesondere erschien es vorteilhaft, Unterricht in der Elektrotechnik schon von den ersten Semestern an zu erteilen und sie später [illegible] struktionsübungen und praktische Übung[illegible] trotechnischen Laboratorien (Praktikum) zu unterstützen.

Für die elektrotechnischen Unterrichtszwecke wurde im Jahre 1893 ein besonderes „Elektrotechnisches Institut" erbaut, welches 20 Hörsäle, Laboratorien, Sammlungs-, Werkstatt- und Maschinenräume enthält.

Die elektrotechnischen Laboratorien, in denen die praktischen Übungen stattfinden, sind mit den neuesten elektrotechnischen Normal-Instrumenten, Meßapparaten, ferner mit Dynamomaschinen, Elektromotoren, Akkumulatorenbatterien usw. ausgestattet.

Zum Betrieb ist eine elektrische Anlage vorhanden, welche insgesamt ca. 20 000 Watt Gleich-, Wechsel- u. Drehstrom liefert. Außerdem ist eine größere Akkumulatorenbatterie aufgestellt; auch sind alle Betriebsräume u. Laboratorien etc. an das städtische Elektrizitätswerk angeschlossen.

2. Unterricht.

Da das Technikum hauptsächlich für das praktische Leben vorbereiten soll, so ist es selbstverständlich, daß beim Unterricht jede mögliche Rücksicht auf die Praxis genommen wird.

Häufig wiederkehrende *Repetitionen* in allen Fächern, sowie *häusliche Arbeiten* bilden wesentliche Hilfsmittel zur Unterstützung des Unterrichts.

Ein weiteres Hilfsmittel bieten die *Konstruktionsübungen* (Maschinenzeichnen, Maschinenentwerfen, Bauzeichnen usf.). Diese Übungen sollen den Studierenden vor allem fähig machen, Aufgaben aus dem Maschinenwesen usf. selbständig zu berechnen und auf Grund dieser Berechnungen die Zeichnungen dazu anzufertigen. Um diesen Zweck zu erreichen, wird schon von Anfang an beim Konstruieren zu möglichst *selbständigem* Arbeiten angeleitet. *Die Ausführung der Zeichnungen erfolgt ganz nach den in Fabriken üblichen Methoden; besonders wird auf großen Maßstab, möglichste Detaillierung, kräftigen Strich, Anfertigung der Gewichtspläne, Kostenberechnungen usf. gesehen.*

Nicht minder wichtig sind die *praktischen Übungen* im

Maschinenbau-Laboratorium.

Hier soll sich der Maschinen-Ingenieur (ähnlich wie der Elektro-Ingenieur im elektrotechnischen Laboratorium) diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, welche er braucht, um die in der Technik verwendeten Materialien (Baustoffe, Brennstoffe usw.) auf ihre Eigenschaften, sowie Maschinen und Maschinenanlagen auf ihre Leistungsfähigkeit hin beurteilen zu können.

An Maschinen stehen in den Räumen des Laboratoriums hierfür zur Verfügung: Festigkeitsprüfungsmaschinen bis 30 000 kg, verschiedene Dampfpumpen und elektrisch betriebene Pumpen bis zu 10 PS, 2 Dampfmaschinen bis 15 PS, 2 Kompound-Dampfmaschinen von 100 PS, 2 Dampfkessel, 1 Gasmotoren-Anlage, verschiedene Dynamomaschinen und Elektromotoren, 1 Wasserkraftanlage, verschiedene Bremsdynamometer, Indikatoren, Kalorimeter zur Bestimmung des Heizwertes, Pyrometer und Orsatsche Apparate zur Untersuchung der Rauchgase und dergl. mehr.

3. Lehrmittel.

1. Die *Sammlung von Modellen für Maschinenbaukunde, Elektrotechnik, Technologie, Baukonstruktionslehre und dergl.*;

2. die *Modellsammlung für Stereometrie und Projektionslehre, sowie für Freihandzeichnen*;

3. die *Apparate und Instrumente für Chemie, Physik, für Feldmessen und Nivellieren*;

4. die *Apparate, Instrumente und Maschinen für Elektrotechnik*;

5. die *Laboratorien und Maschinenanlagen des elektrotechnischen Institutes und des Maschinenbau-Laboratoriums*;

6. die für die Ausbildung von Volontären und Lehrlingen bestimmten Lehr-Fabrikwerkstätten;

7. die *Bibliothek*;

8. die *Sammlung von Vorlagewerken* (gegen 10 000 Nummern) aus sämtlichen Zweigen der Technik;

9. der *Lesesaal*, in welchem täglich die bedeutenderen technischen und gewerblichen Zeitschriften, ferner die vom kaiserlichen Patentamt herausgegebenen Auszüge aus den Patentschriften, verschiedene Nachschlagewerke (Konversationslexika u. dergl.), sowie gegen 100 der größeren *Tagesblätter* Deutschlands, Österreichs, Ungarns, der Schweiz, Hollands, Rußlands, Frankreichs usw. ausliegen.

4. Unterrichtsgegenstände.

Niedere und höhere Mathematik. Arithmetik, Algebra, Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie, algebraische Analysis und höhere Gleichungen, Differential- und Integral-Rechnung, analytische Geometrie der Ebene, analytische Geometrie des Raumes.

Naturwissenschaften. Physik, Chemie.

Mechanik. Elementar-Mechanik, technische Mechanik, analytische Mechanik, Festigkeitslehre, graphische Statik, Hydraulik, mechanische Wärmetheorie, Kinematik.

Maschinenbau. Maschinenelemente, Heb- und Transportmaschinen, Dampfmaschinen, Schieberdiagramme, Steuerungen, Dampfkessel, Dampfturbinen, Wasserräder, Turbinen, Pumpen, Lokomotiven, Kleinmotoren, theore-

tische Maschinenlehre, Regulatoren, Werkzeugmaschinen, Automobiltechnik, Flugtechnik, Übungen im Entwerfen von Maschinenelementen, von Heb- und Transportmaschinen, von Kraftmaschinen und ganzen Anlagen.

Maschinenbau-Laboratorium. Untersuchung der Materialien u. Baustoffe auf Festigkeit, Formänderung u. Elastizität. Heizwertbestimmungen. Dampfkessel-Untersuchungen. Bremsversuche an verschiedenen Motoren. Dynamometrische Messungen. Effektmessungen auf elektrischem Wege. Aufnahme von Kolbendruck- u. Ventilerhebungsdiagrammen mit dem Indikator. Untersuchung an Pumpen. Leistungsmessungen an Dampfmaschinen, Gasmotoren und Wassermotoren mit Aufstellung vollständig r Energiebilanz.

Elektrochemie. Elektrolyse, Polarisation usw., Bewegung und Wanderung der Jonen, Elektrometallurgie, Galvanostegie und Galvanoplastik, elektrische Bleich- und Gerbverfahren und dergl.

Elektrotechnik. Allgemeine Elektrotechnik, elektrotechnische Meßkunde, elektrische Leitungsanlagen und Stromverteilungssysteme, Gleichstromtechnik, elektrische Licht- und Kraftanlagen, Wechselstromtechnik, Entwerfen von elektrischen Anlagen, von Dynamomaschinen und Elektromotoren.

Elektrotechnisches Praktikum. Meßmethoden, Eichung von Meßinstrumenten, photometrische Übungen, Messungen an Glüh- und Bogenlampen, Aufsuchung von Isolationsfehlern und Bestimmung von Isolationswiderständen, Messungen an Dynamomaschinen, Lichtleitungen, Elektromotoren, Bremsversuche. Bestimmung des Wirkungsgrades von Maschinen und Anlagen und dergl. mehr.

Technologie. Eisenhüttenkunde, Technologie der Metalle, Eisengießerei etc.

Bau- und Ingenieurwissenschaft. Baukonstruktionslehre, Heizung und Lüftung, Brückenbau, Eisenbetonbau, Übungen im Entwerfen, Kostenanschläge, Feldmessen und Nivellieren.

Zeichnen. Freihandzeichnen, Linear- und geometrisches Zeichnen, Projektionslehre, Schattenlehre, Perspektive, Skizzierübungen, Maschinenzeichnen.

Handelswissenschaften. Einfache und doppelte Buchführung.

Sprachen und allgemein bildende Fächer. Deutsche, französische und englische Sprache, Rundschriftübungen.

5. Lehr-Fabrikwerkstätten. Für die Ausbildung von Volontären und Lehrlingen sind Lehrfabrikwerkstätten vorhanden, welche zu wissenschaftlichen Versuchen aller Art, sowie zur Herstellung von Werkzeugmaschinen, Dynamomaschinen, physikalischen und elektrotechnischen Apparaten etc. dienen. Die Lehrfabrikwerkstätten besitzen eine bebaute Grundfläche von über 3000 qm u. enthalten alle für einen modernen größeren Fabrikbetrieb nötigen Räume als: Dampfkessel- und Dampfmaschinen-Räume, Modelltischlerei, Modellager, Schmiede, Formerei, Gießerei, Werkzeugmaschinenräume mit Drehbänken, Bohr-, Hobel- und Fräsmaschinen verschiedenster Größe bis zu 18750 kg Einzelgewicht, Räume für Kollektorbau, Dynamoanker- und Spulenwickelei, Material- und Lagerräume etc. Im ganzen sind z. Z. ca. 320 Werkzeugmaschinen für Metall und Holzbearbeitung, Dampfkessel, Dampfmaschinen, Pumpen, Dynamomaschinen, Elektromotoren und Apparate in Betrieb, welcher überall durch elektrische Kraftübertragung teils in Einzel-, teils in Gruppenantrieb erfolgt.

Das praktische Arbeiten als Volontär oder Lehrling muß entweder vor dem Eintritt in das Technikum erfolgen, oder es ist später das Studium auf 1 Jahr zu diesem Zweck zu unterbrechen. Gleichzeitiger Besuch des Unterrichtes im Technikum und praktisches Arbeiten in den Lehr-Fabrikwerkstätten ist nicht möglich.

6. Versicherung gegen Unfälle.

Die Studierenden des Technikums sind auf Kosten der Anstalt gegen alle Unfälle versichert, welche ihnen auf Exkursionen in Fabriken zustoßen sollten. (Das Nähere hierüber befindet sich im Programm.)

7. Aufnahmezeit. Aufnahmen in das Technikum finden jedes Jahr zweimal und zwar Mitte April und Mitte Oktober statt, und es ist gleich, zu welchem von diesen beiden Terminen der Eintritt erfolgt. Aufnahme in den unentgeltlichen *Vorkursus* betr. siehe unter 8.

8. Unentgeltlicher Vorkursus. Der Vorkursus ist für diejenigen eingerichtet, welche die zur Aufnahme in die unterste Abteilung des gewählten Studienplans nötigen Kenntnisse ergänzen wollen oder überhaupt Zeit haben, schon früher einzutreten, um sich bis zum Beginn des eigentlichen Semesters zweckentsprechend zu beschäftigen. Der Vorkursus beginnt ungefähr Mitte März bezw. Mitte September; die Termine werden jedesmal bekannt gegeben.

9. Dauer der Ausbildung. *Zur vollständigen* Ausbildung sind in der **Ingenieur-Abteilung** $2^1/_2$ oder 3 Jahre nötig, je nachdem der I. oder der II. Studienplan besucht wird, in der **Abteilung für Bureau- und Betriebstechniker, Werkmeister etc.** $1^1/_2$ Jahr.

10. Militärdienst. *Die Zurückstellung* vom Militärdienst während des Studiums am Technikum wird in fast allen Fällen gewährt.

11. Aufnahmebedingungen.

1. Nötige Vorkenntnisse. Wer Maschinen- oder Elektro-Ingenieur werden will, wähle den I. Studienplan, wenn er die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst oder dementsprechende Vorbildung schon besitzt; wer dagegen nur im Besitz einer *Bürgerschulbildung* ist oder nur die *unteren* Klassen einer Realschule, eines Gymnasiums oder einer ähnlichen Anstalt besucht hat, wähle den II. Studienplan. Beide Studienpläne führen zum gleichen Ziel.

Für künftige Bureau- und Betriebstechniker, Werkmeister etc. des Maschinenbaues und der Elektrotechnik usf. ist der III. Studienplan eingerichtet, welcher nur Volksschulbildung, aber mindestens zweijährige praktische Tätigkeit voraussetzt. (Siehe Näheres über die Studienpläne im Programm.)

2. Praktische Vorbildung. Für die praktische Vorbildung eignen sich am besten Maschinenfabriken mittlerer Größe oder die Lehr-Fabrikwerkstätten des Technikums (vergl. Nr. 5 auf dieser Seite).

3. Alter. Der in das Technikum Aufzunehmende muß das 16. Lebensjahr vollendet haben.

4. Studienhonorar. *Endgültige Einschreibungen zum Besuch der Vorträge und Übungen finden nur nach vollständiger Zahlung des Studienhonorars statt.* Dieses beträgt für jedes *Halbjahr* 140 Mark in der Ingenieurabteilung, 130 Mark in der Techniker- und Werkmeisterabteilung. Außer dem Studienhonorar sind beim Eintritt als *einmalige Taxe für die ganze Studienzeit* noch zu entrichten *a)* für die Aufnahme 5 M, *b)* für Benutzung des Lesesaals und der Bibliothek 10 M.

12. Wohnung und Unterhalt. Wohnungen sind in hiesiger Stadt bei achtbaren Familien teils mit, teils ohne Kost zu haben, und zwar werden solche durch die Direktion unentgeltlich nachgewiesen. Die Wohnungen sind vollständig möbliert, das Mitbringen eines Bettes u. dergl. ist also zwecklos. Die Preise sind je nach Lage, Größe, Ausstattung des Logis verschieden und richten sich nach den Ansprüchen, die gemacht werden.

Ein sogen. *Internat* ist mit der Anstalt nicht verbunden, dagegen *sind volle Pensionen* [illegible] *einigen* [illegible]*ern des Technikums vor*[illegible], worüber die Be[illegible]gen auf Anfrage [illegible] werden.

13. Die Gesamtkosten. Für ein *halbes* Jahr betragen diese ungefähr wie folgt: *a)* Studienhonorar 140 bezw. 130 Mark; *b)* Wohnung und Kost je nach Ansprüchen von 300 Mark ab; *c)* Unterrichtsmaterialien (Bücher, Hefte usf.) *durchschnittlich* 35 bis 40 Mark — anfangs etwas mehr; *d)* Kleidung, Taschengeld und Nebenausgaben richten sich nach den Verhältnissen der Angehörigen, können also vorher nicht genau bestimmt werden.

Die für Unterhalt und sonstige Ausgaben nötigen Gel[illegible] *Wunsch der Studierenden oder ihrer Angehörige*[illegible] *Kassenverwaltung des Technikums in Verwahrung und besorgt die regelmäßige Auszahlung und Kontrolle der Rechnungen.*

Die Vergütung hierfür beträgt monatlich 1 Mark. Die Abrechnung erfolgt vierteljährlich.

14. Repetitorien u. Prüfungen, Semestralzeugnisse. Außer den von Zeit zu Zeit in den Hauptfächern stattfindenden *Repetitorien* werden am Schluß eines Halbjahres *achttägige* unentgeltliche *Prüfungen* abgehalten und über deren Ausfall Semestralzeugnisse ausgestellt.

Die Angehörigen können auf Wunsch zu jeder Zeit von der Direktion einen Bericht über Fleiß und Fortschritte ihrer Söhne und Pfleglinge erhalten.

15. Elektro-Ingenieur- u. Maschinen-Ingenieur-Zeugnis. Zeugnis für Bureau- und Betriebstechniker sowie Werkmeister. Die Studierenden der *Elektro-Ingenieur-* und der *Maschinen-Ingenieur-Abteilung*, welche eine mindestens einjährige Praxis nachweisen können, die theoretischen und konstruktiven Fächer ihres Studienplans vollständig und mit Erfolg absolviert haben und sich während ihrer Studienzeit keine groben Verstöße gegen die Anstaltsgesetze zu schulden kommen ließen, können sich auf Grund einer besonderen Prüfung das *Elektro-Ingenieur-Zeugnis* bezw. *Maschinen-Ingenieur-Zeugnis* erwerben. Unter ähnlichen Bedingungen und Nachweis einer mindestens zweijährigen Praxis können sich die Besucher des III. Studienplans das *Zeugnis für Bureau- und Betriebstechniker sowie Werkmeister des Maschinenbaues und der Elektrotechnik erwerben.* (Siehe Näheres im Programm.)

16. Ferien. Ferien finden statt: zu Pfingsten 1 Woche, zu Weihnachten, Ostern und im Oktober ungefähr 2 Wochen, im Sommer 4 Wochen.

17. Abgang und Stellenvermittelung. *Solchen Absolventen, die sich gute Prüfungs-Zeugnisse erworben haben, ist die Direktion des Technikums sowohl bei ihrem Abgang als auch später zur Erlangung von Stellen behilflich.*

18. Frequenz.

Die bisher höchste Jahresfrequenz des Technikums betrug 3610 (laut offiziellem Bericht an die Oberaufsichtsbehörde, Königliches Ministerium des Innern), hiervon entfielen auf das Sommersemester 1769, das Wintersemester 1841.

Den Geburtsländern nach waren aus:

Europa: Preußen	1164	Schwarzb.-Rudolst.	2	Fürstent. Liechtenst.	2	Griechenland	2	**Australien:**	
Königr. Sachsen	407	Schwarzb.-Sondersh.	6	Schweiz	52	Belgien	5	Karolinen-Inseln	2
Bayern	272	Waldeck	2	Niederlande	57	Portugal	4	**Afrika:** Ägypten	3
Württemberg	64	Anhalt	29	Großbritannien	17	Bulgarien	4	Kapland	8
Baden	74	Reuß	18	Luxemburg	11	Italien	20	Tunis	2
Mecklenburg	15	Lippe	5	Dänemark	72	Frankreich	7	**Amerika:** Verein. St.	
Hessen	13	Hamburg	18	Schweden	23	Spanien	25	v. Nordamerika	16
Braunschweig	31	Bremen	1	Norwegen	86	**Asien:**		Vereinigte St. von	
Oldenburg	14	Lübeck	2	Rußland	475	China	3	Brasilien	3
Sachsen-Weimar	9	Elsaß-Lothringen	59	Finnland	12	Ost-Indien	4	Argentinien	6
Sachsen-Meiningen	10	Österreich	298	Türkei	28	Japan	2	Guatemala	1
Sachs.-Kob.-Gotha	28	Ungarn	69	Rumänien	18	Java	6	Peru	2
Saechsen-Altenburg	8	Bosnien	2	Serbien	9	Sumatra	1	Mexiko	2
									3610

Dem *Alter* nach waren:

48 Jahre alt	2	43 Jahre alt	2	38 Jahre alt	4	35 Jahre alt	6	32 Jahre alt	9	29 Jahre alt	40	26 Jahre alt	134
47 „ „	1	41 „ „	1	37 „ „	3	34 „ „	9	31 „ „	15	28 „ „	47	25 „ „	221
46 „ „	2	39 „ „	2	36 „ „	4	33 „ „	10	30 „ „	24	27 „ „	83	24 „ „	249
23 Jahre alt	299	21 Jahre alt	504	19 Jahre alt	542	17 Jahre alt	120						
22 „ „	330	20 „ „	571	18 „ „	340	16 „ „	36						
							3610						

Verheiratet waren 57.

Dem *Religionsbekenntnis* nach waren vertreten: Evangel.-luth.: 2322, Evang.-reformierte: 78, Römisch-kath.: 863, Griechisch-katholische: 79, Mosaische: 238, Freireligiöse: 15, Baptisten: 6, Mennoniten: 4.

Von den *Eltern* waren dem Stande nach:

Fabrikanten	255	Landwirte, Gärtner etc.	351	Pastoren	29
Fabrikdirektoren	57	Kaufleute	523	Lehrer	141
Ingenieure, Werkmeister etc.	308	Rentner	206	Berg- und Hüttenbeamte	33
Mühlenbesitzer, Mühlenbauer	54	Ärzte, Apotheker	60	Baugewerken	65
Brauerei- und Brennerei-Besitzer	58	Tischler und Holzwarenfabrikant.	34	Staats- und Kommunalbeamte	226
Schlosser, Schmiede, Kupferschm.	118	Rechtsanwälte, Justizbeamte	59	Gewerbetreibende aller Art	601
Mechaniker, Uhrmacher etc.	40	Post-, Telegr.- u. Eisenbahnbeamte	166	Restaurateure, Gastwirte	125
Maler, Musiker etc.	45	Offiziere, Schiffskapitäne	56		3610

Es besuchten vorher eine Bürgerschule, Realschule, ein Realgymnasium, Gymnasium: 3148, eine andere technische Fach- od. Gewerbeschule: 435, eine Universität 4, eine technische o. a. Hochschule: 22, Kadettenschule 1.

Vor dem Eintritt in die Anstalt hatten bereits praktisch gearbeitet: 3361.

Auf allen bisher beschickten Ausstellungen erhielten das Technikum Mittweida bezw. seine Präzisions- und Lehr-Werkstätten hervorragende Auszeichnungen.

Industrie- u. Gewerbe-Ausstellung Plauen: die Ausstellungsmedaille der Stadt Plauen „für hervorragende Leistungen".

[illegible]: die Königl. Staatsmedaille „für hervorragende Leistungen im technischen Unterrichtswesen".

Industrieausstellung Zwickau: die goldene Medaille.

Internationale Weltausstellung Lüttich: den Prix d'honneur.

Bemerkungen über die Stadt Mittweida.

Mittweida, an der sächs. Staatsbahn (Strecke Chemnitz-Riesa-Berlin) gelegen, ist eine Stadt von ca. 20000 Einwohnern und hat außer dem Technikum eine Realschule, Bürgerschule, Mädchenschule, Amtsgericht, Maschinenfabriken, Gießereien, Tonwarenfabriken, Kratzenfabrik, Elektrizitätswerk, Gas- und Wasserwerk, Möbel- und Stuhlfabriken, Zigarrenfabriken, Spinnereien, Webereien, Färbereien und noch andere industrielle Etablissements, ferner ein städtisches Krankenhaus, Badeanstalten für warme und Flußbäder, eine Turnhalle. Für Evangelische findet Gottesdienst in der Stadtkirche für Katholiken in der neuerbauten katholischen Kirche statt, während Israeliten den Gottesdienst in dem in ½ Stunde zu erreichenden Chemnitz besuchen können. In Krankheitsfällen stehen 8 Ärzte zur Verfügung. Die Stadt grenzt unmittelbar an das seiner Naturschönheit wegen bekannte Zschopautal (von der auf dem Fichtelberge entspringenden Zschopau durchströmt); sie besitzt infolge ihrer Lage in den Ausläufern des niederen Erzgebirges eine äußerst gesunde Luft und prächtige Umgebung und ist als Mittelstadt, ohne Veranlassung zu kostspieligen Vergnügungen zu bieten, am besten für ein ernstes und fleißiges Studium geeignet.

Von Mittweida aus sind Chemnitz in einer halben Stunde, Dresden und Leipzig in je 2¾, Berlin in 3 Stunden mit der Eisenbahn zu erreichen.

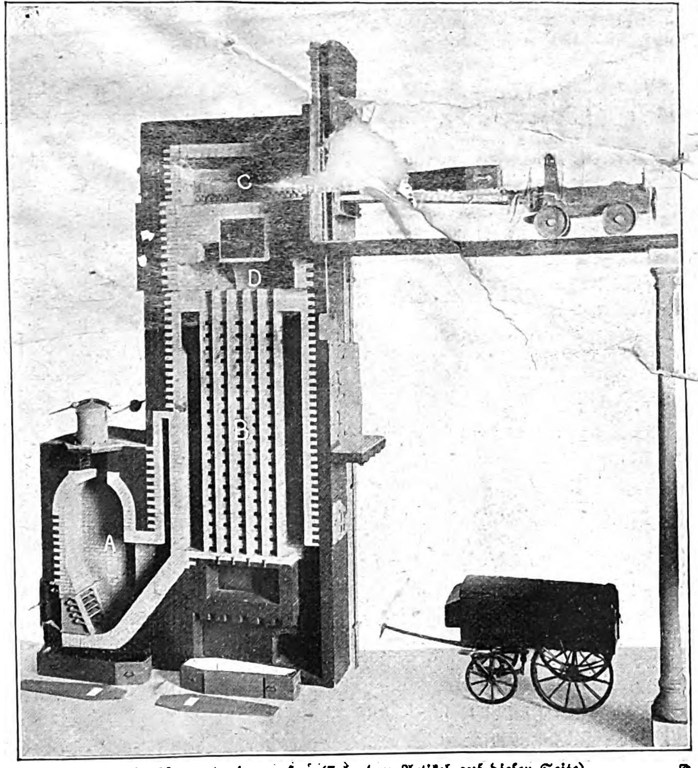
Ausführliches Programm, Jahresbericht, sowie jede sonstige Auskunft und Ratschläge über zweckmäßigste Einrichtung des Studiums, Kosten des Aufenthaltes usf. erhält man unentgeltlich. Man adressiere nicht an die Privatadresse des Direktors, sondern ohne jeden weiteren Zusatz:

Technikum
Mittweida.
(Königr. Sachsen.)
frei. Marke



Ein Krematoriumsofen.

Von der Art und Weise, wie in einem modernen Krematorium die Verbrennung der Leichen vor sich geht, macht man sich oft eine ganz falsche Vorstellung. Man denkt dabei meist an frühere Zeiten, oder auch wohl an die Sitten gewisser Völker mit ihrer primitiven Art, den Leichnam einzuäschern. Da wird im Freien ein Holzstoß errichtet, bei dem sich nichts findet, was mit einer technischen Einrichtung auch nur die mindeste Ähnlichkeit hätte. Zwischen die einzelnen Hölzer kommen noch leicht brennbare Gegenstände, wie Hobelspäne, Werg usw. Auch Pech und Harz werden in reichlicher Menge verwendet. Obenauf liegt die Leiche, die verbrannt werden soll, so daß alle Zuschauer sie zu erblicken vermögen. Ist dies schon an und für sich kein schöner Anblick, so wird er noch unschöner, wenn dabei irgendwelche Zufälligkeiten eintreten, die den Verbrennungsprozeß ungünstig beeinflussen. So darf sich z. B. nur ein starker Wind zu erheben, der die Flammen des an seinem unteren Teil angezündeten Holzstoßes an der Seite trifft, dann kann es unter Umständen lange dauern, bis die Einäscherung vollendet ist, vorausgesetzt, daß sie überhaupt zustande kommt. Von dieser Art der Verbrennung unterscheidet sich die heutige Einrichtung dadurch, daß eine Berührung der Leiche mit der Flamme überhaupt nicht stattfindet. Lediglich heiße Gase sind es, die Sarg und Körper einhüllen, so daß eine allmähliche Auflösung unter gleichzeitiger Bildung von Asche stattfindet. Die Konstruktion der heutigen Krematorien ist auf Friedrich Siemens in Dresden, den Bruder des großen Elektrotechnikers Werner Siemens, zurückzuführen. Dieser hat einen Verbrennungsofen erfunden, der unter der Bezeichnung „Siemensscher Regenerativofen" in der Technik eine außerordentlich große Rolle spielt, und der in Glasfabriken, in der keramischen Industrie usw. allüberall im Gebrauche steht. Auf dem Prinzip dieses Ofens beruhen auch die zur Straßenbeleuchtung dienenden „Regenerativgasbrenner" und beruht endlich der Leichenverbrennungsofen unserer Zeit. Unsere beistehende Abbildung stellt das Modell eines modernen Krematoriums und insbesondere seiner Verbrennungseinrichtungen dar. Die gewöhnlich noch angebaute Halle für die Trauerfeier ist der größeren Klarheit halber weggelassen. Sie wölbt sich über der im Bilde wiedergegebenen eigentlichen Verbrennungseinrichtung. Diese ist in dem Augenblick dargestellt, wo der Sarg aus der Trauerhalle von oben her mit Hilfe einer Versenkung herniedergelassen wurde. Er liegt nun auf einem kleinen vierrädrigen Karren und wird durch diesen in den Verbrennungsraum hineingeschoben, der in unserer Abbildung mit C bezeichnet ist. Sehen wir nun zu, wie die Verbrennung vor sich geht. Schon vorher wurde der Ofen angeheizt, was von der ganz unten links sichtbaren Türe aus geschieht. Über dieser Feuerungstür, in dem Raume A, geht die Verbrennung der Kohle in der Art vor sich, daß ein brennbares Gas entsteht. Dieser Teil des Krematoriums heißt, da hier das Gas erzeugt wird, der „Generator". Das heiße brennbare Gas strömt nun nach B, dem Hauptteil der ganzen Einrichtung, dem sogenannten „Regenerator". Dieser ist aus feuerfesten Steinen gebaut, die so angeordnet sind, daß sich zwischen ihnen sowohl senkrechte wie wagerechte Luftkanäle befinden. Hier trifft das aus A kommende heiße brennbare Gas mit Luft zusammen, wodurch es verbrennt. Bei dieser Verbrennung entwickelt sich eine ungeheure Hitze, so daß die feuerfesten Steine in Weißglut geraten. So weit müssen die Vorbereitungen in dem Augenblick gediehen sein, wenn der Sarg mit der Leiche eingeschoben wird. Dann sperrt man die Zufuhr des vom Generator A kommenden Gases ab, und durch den weißglühenden Regenerator B strömt nur noch Luft. Diese erhitzt sich dabei außerordentlich hoch, bis zu einer Temperatur von 1000 Grad. Mit dieser Temperatur umspült sie den Sarg und die Leiche, die dabei allmählich verzehrt werden. Im ersten Augenblick, solange der Sarg der Verzehrung anheimfällt, bildet sich etwas Rauch, der aus dem Schornstein abströmt. Sobald aber das Holz des Sarges verschwunden ist, was nur wenige Minuten dauert, hört jede Rauchentwicklung auf, und die Leiche schwindet in den heißen Gasen allmählich zusammen. Aus dem Schornstein entströmt dann nur ein leichtes weißes Dampfwölkchen, das von der im toten Körper enthaltenen Feuchtigkeit herrührt. Zurück bleibt die Asche, die durch einen Rost nach dem Raume D fällt und von hier entnommen werden kann. In manchen Krematorien wird, um eine möglichst weiße Asche zu erzielen, die Temperatur noch höher gesteigert, was durch Zufuhr von Gasen aus A geschehen kann. In keinem Falle aber kommt die Leiche mit irgendeiner Flamme in Berührung.



Ein Krematoriumsofen (siehe den Artikel auf dieser Seite).

Was mancher nicht weiß.

Das thüringische Bethlehem. Zu den Städten, deren man sich gerade in der Weihnachtszeit freundlich zu erinnern pflegt, weil Kinderspielzeug aus ihnen in die Welt gesandt wird, zählt auch das sagenumwobene Orlamünde. Aber noch aus einem anderen, eigenartigeren Grunde verdient der auf rotem Sandsteinfelsen malerisch über der Saale thronende Ort gerade in den Tagen des Christfestes ein stilles Gedenken: Wenn wir uns rüsten, das Geburtsfest des Heilandes zu feiern, wenn „der Stern zu Bethlehem“ wieder in unser Leben hineinleuchtet, dann hören wir wohl mit besonderem Interesse den Chronisten davon berichten, daß jenes thüringische Städtchen in alten Tagen gleichsam als ein „Doppelgänger“ des fernen Geburtsorts Christi angesehen worden ist — so ähnlich erschien denen, die im Heiligen Lande gewesen waren, die Lage Orlamündes und die Bethlehems. Ein Herr von Bünau, ein gelehrter Mann, der lange im Morgenlande gelebt hatte, soll beim ersten Anblick des Städtleins über dem linken Saaleufer in höchstem Staunen ausgerufen haben: „Wenn ich Orlamünde sehe, so sehe ich Bethlehem, so sehr gleichen sich die beiden!“ Darum erhielt auch der Ort den Beinamen „das thüringische Bethlehem“. Wenigen ist dies heute bekannt. Während die düstere Sage von der „weißen Frau zu Orlamünde“, der jungen, verwitweten, liebeverblendeten Gräfin, die ihre beiden Kinder töten ließ, weil sie dadurch ihre Vermählung mit dem schönen Burggrafen von Nürnberg zu ermöglichen hoffte, noch immer regstes Interesse findet, ist jener schönere und freundlichere Ruhm des Städtchens fast vergessen. Einst aber wurde er von gläubigen Herzen hoch bewertet. Wem das echte Bethlehem unerreichbar war, der freute sich, wenigstens nach dem „thüringischen“ pilgern zu können. Darum wallfahrtete denn auch, wie Greß in seinen „Holzlandsagen“ erwähnt, in alter Zeit „viel Volks“ nach diesem „weihnachtlichen“ Ort.

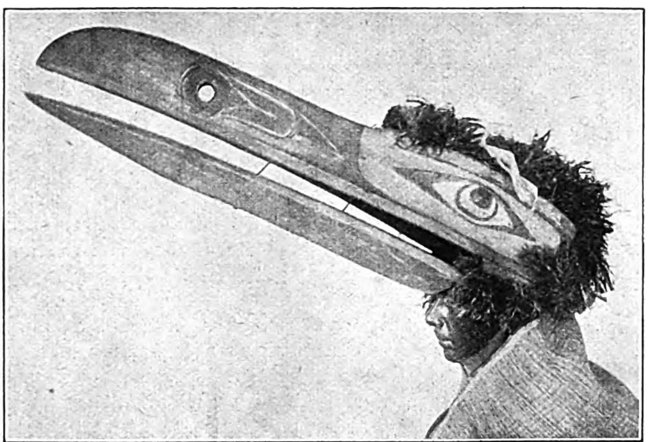
Eine Uhr ohne Räder (siehe den nebenstehenden Artikel).

Vom „Notfeuer“. [illegible] Krankheiten bei Menschen und Tieren [illegible] man von jeher nur allzu [illegible] vom Aberglauben eingeg[illegible] Mitteln zu beheben versucht. Der Glaube an die Verhexung [illegible] Viehs zum Beispiel war in vielen Gegenden bis auf den heutigen Tag nicht auszurotten; und die Versuche, kranke Menschen und Haustiere zu „besprechen“, dauern aller besseren Erkenntnis der Aufgeklärten und jeder Wissenschaft von wirklich brauchbaren und förderlichen Mitteln zum Trotze noch immer fort. Einen der absonderlichsten Bräuche in der Behandlung erkrankter Nutzhaustiere aber lehrt uns der Aberglaube an das sogenannte „Notfeuer“ kennen. War früher, etwa im 16. oder 17. Jahrhundert, eine Seuche unter den Kühen ausgebrochen, die der Landmann von damals das „wilde Feuer“ nannte, und die nach den spärlichen Beschreibungen ihrer Symptome mit der berüchtigten Maul- und Klauenseuche identisch gewesen sein dürfte, so suchte sich der Bauer einen Zaunpfahl zu verschaffen — am besten einen auf fremdem Besitztum ausgerissenen —, rieb mit einem „Haarseil“ daran, um eine Flamme zu „erzwingen“, und steckte dann mit dem brennenden Pfahl einen mit Pech oder Wagenschmiere getränkten Reisighaufen in Brand. Durch dieses Feuer trieb er dann das Vieh dreimal mit Gewalt hindurch. Inzwischen hatte er alles Feuer und Licht im Hause löschen lassen, trieb darauf das Vieh heim, nahm einen Feuerbrand aus dem „Notfeuer“ mit und verteilte ihn in kleinen Stückchen in die Krippen und Tröge. Die Kirche und der Staat bemühten sich schon frühzeitig um die Abstellung dieses Unfugs, und die Enzyklopädisten mit ihrem Anhang in allen europäischen Ländern gaben sich gleichfalls große Mühe, diesen und anderen Aberwitz zu bekämpfen. Doch dauerte es noch geraume Zeit, bis das Landvolk die „billig in weltlichen und Kirchen-Gesetzen“ verbotene und mit erheblichen Strafen bedrohte „Gauckeley“ nach und nach aufgab.

Eine Uhr ohne Räder. Eine merkwürdige Uhr hat der amerikanische, in Deutschland erzogene Uhrmacher Brigden in Los Angelos in Kalifornien hergestellt, eine Uhr, die keine Räder besitzt. Das Prinzip, nach dem hier die Bewegung hervorgebracht wird, ist freilich nicht neu. Es rührt von einem Doktor der Gottesgelahrtheit namens Conradus Schwiers her, der es zuerst 1790 als Grundlage für den Bau eines Perpetuum mobile anwandte. Damals glaubte man noch an die Existenz einer Maschine, die ohne äußere Kraftzufuhr ewig läuft. So sollte auch die Uhr des Doktor Schwiers des Aufziehens nicht bedürfen. Sie bestand aus einem Rade, an dessen Umfange kleine Behälter angebracht waren, in denen je eine Metallkugel lag. Die Metallkugeln fielen von oben in die Behälter und drehten durch ihr Gewicht das Rad herum. Unten fielen sie in ein Eimerchen, das durch die Bewegung des Rades emporgezogen und oben umgekippt wurde, so daß die Kugeln wieder in das Rad hineinfallen konnten. Verband man damit ein Uhrwerk, so ging die Sache so lange sie eben ging, das heißt nicht sehr lange. Auf dem gleichen Prinzip beruht die abgebildete Uhr. Hinter dem Zifferblatt ist ein Rad, das an seinem Umfang 30 kleine Becherchen trägt. In jedem liegt eine Metallkugel. Aus dem Becherchen, das sich am obersten Punkte befindet, das also von der aufsteigenden Richtung in die absteigende übergeht, muß natürlich die Kugel herausfallen. Sie fällt auf die hinter dem Zifferblatt sichtbare schiefe Ebene, die aus zwei parallelen gitterartigen Einzelstücken besteht. Zunächst trifft sie auf das oberste Gitter, auf dem sie abwärts läuft. Hat sie den tiefsten Punkt erreicht, so fällt sie nach dem unteren Gitter durch, das nun so um[illegible], daß die Kugel no[illegible] entgegengesetzter Richtung auch über diese schiefe Ebene läuft. [illegible] fällt sie aus diesem Gitter h[illegible] und wieder in eine [illegible], der Kreisscheibe hinein. Das Umkippen der beiden schiefe[illegible] wird durch die beiden Gewichte bewirkt, die in Form großer Kugeln rechts und [illegible] von den schiefen Ebenen in einem aus Metallstangen gebildeten Gestänge hängen und durch Rollen und Kettchen mit der schiefen Ebene verbunden sind. Sobald die obere Ebene durch das Herausfallen der Kugel auf einen kurzen Augenblick entlastet wird, wird sie durch das Gewicht dieser Kugeln, mit denen sie ausbalanciert ist, gekippt. Ist die Kugel wieder in der Kreisscheibe, so wird sie emporgetragen und oben von neuem abgeworfen. Die Kugel durchläuft, wie man sieht, die schiefe Ebene nicht ganz, sondern nur von der Stelle, wo sie vom Rande der Kreisscheibe abgeworfen wurde, bis zu Ende und wieder zurück, bis zu der Stelle, wo sie wieder von einem emporsteigenden Becher aufgenommen wird. Zu diesem Weg braucht sie genau eine Minute, so daß jede Kugel in jeder Stunde zweimal in Tätigkeit tritt. Das Werk hört natürlich zu gegen auf, sobald die eine der beiden Kugeln, die das Wippen hervorbringen, unten angelangt ist. Da sie dann wieder emporgezogen werden muß, wozu äußere Kraftzufuhr nötig ist, so handelt es sich hier natürlich nicht etwa um eine erneute bessere Lösung des Problems vom Perpetuum mobile, sondern lediglich um eine Spielerei, die auf dem gleichen Prinzip beruht, das der besagte Herr Doktor Schwiers bereits 1790 anwandte.

Was bedeutet Mignon? Jeder, der die Figur der Mignon in Goethes „Wilhelm Meister“ kennt und liebt oder wenigstens das sie und den Harfner darstellende Bild samt dem Liede vom „Land, wo die Zitronen blühn“, zu schätzen weiß, kennt auch die Liebens-

würdigkeit dieses liebreizenden Geschöpfs. Aber nur wenige werden sich gegenwärtig halten, daß der Name ein Gattungsbegriff ist, und daß ihn der Dichter deshalb gewählt hat. Mignon nämlich bedeutet als Eigenschaftswort: niedlich, artig, allerliebst, und als Hauptwort: Günstling, Liebling und Herzchen; man kann es auch mit dem früher, z. B. im 17. Jahrhundert, im Deutschen gebräuchlichen: Herzbruder übersetzen. Um dieselbe Zeit bedeutete Mignon in deutschen Landen zumeist soviel wie Günstling oder Favorit eines Fürsten, also — wie es in einem jetzt 200 Jahre alten Real-Lexikon heißt — „einen, der bey einem großen Herrn in sonderlichen Gnaden stehet". Fragt man nach dem Ursprung dieses aus dem Französischen übernommenen Wortes, so findet man, daß sowohl die alte germanische als auch die keltische Sprache, aus denen ja viele Bestandteile im Französischen enthalten sind, die Worte „minna" oder „minne" (Liebe) und „minnin" (lieben) aufweisen; man denke nur an die Bezeichnungen „Minnelied" und „Minnesänger". Die holländische Sprache besitzt noch zwei aus dem gleichen Stamme entstandene Worte: „beminnte" und „welbeminnte", die gleiche Bedeutung wie Mignon haben. —st.



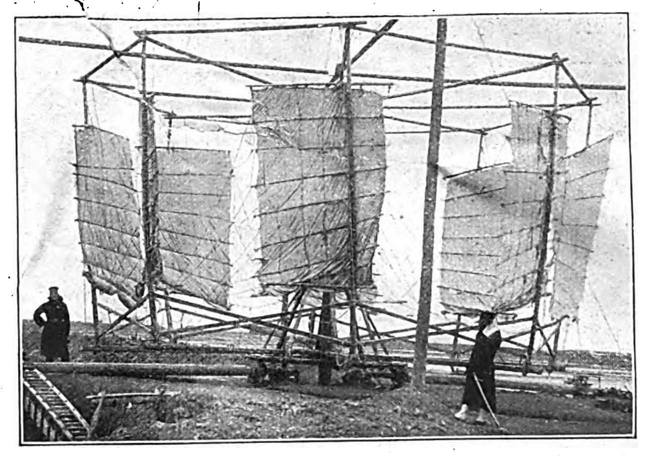
Eine indianische Tiermaske. Bei den religiösen Tänzen und Zeremonien der Naturvölker spielen die Tiermasken eine große Rolle. Die Indianer stellen den Schöpfer des Weltalls oft in Gestalt eines Tieres, zumeist eines Raben, dar, und solche Maskenträger, die die Bewegungen der Tiere nachahmen, führen bei ihren Tänzen Kämpfe gegen die bösen Dämonen und gegen die Geister der Verstorbenen, die nach dem Glauben der Indianer die Lebenden verfolgen.

Amüsante Wissenschaft.

Zugkünste. Wir wollen einmal unsere Bekannten fragen, wer wohl der Kräftigste, wer sozusagen „Herkules" ist. Alsbald wird sich sicherlich einer melden, der sich auf seine Körperkraft etwas zugute tut und mit geschwellter Brust vor uns hintritt. Dann werden wir aber erklären, daß er trotz seiner großen Stärke nicht imstande ist, einen kleinen Knaben von der Stelle zu ziehen. Wir stellen unseren Herkules mit Rücken und Oberarm scharf an eine Wand, so daß er diese mit den gen[illegible]ten Körperteilen berührt und sich nicht seitwärts beugen kann. N[illegible] holen wir unser Knäblein heran, lassen es dem Herkules die Hand [illegible], und nun soll [illegible]es einmal zu sich hinüberziehen, wäh[illegible] der Knabe dies durch Ziehen in entgegengesetztem Sinne zu verhindern sucht. Wie man bald erkennen wi[illegible] ist die Kraft des Herkules genau so verschwunden, wie da[illegible] Samsons, als ihm Dalila die Haare schnitt. Nun wird er vielleicht sagen: „Ja, sobald ich von der Wand weg bin, habe ich Kraft." Auch dies stimmt nicht. Den Beweis liefern wir ihm sofort, indem wir z. B. eine junge Dame ersuchen, sie möge sich die rechte Hand flach auf den Kopf legen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Frisur dabei etwas ramponiert wird. Dann möge sie diese Hand sanft andrücken und jeder Bemühung, sie vom Kopfe wegzuziehen, Widerstand leisten, wozu aber, wie wir beruhigend versichern, keine besondere Kraftanstrengung gehört. Nun kann unser Herkules wieder antreten und die junge Dame beim Handgelenk oder etwas tiefer am Oberarm fassen und versuchen, ihr die Hand nach vorne zu vom Kopfe wegzuziehen. Es wird ihm, solange er nicht seitwärts gegen den Arm stößt oder ein sonstiges unkommentmäßiges Verhalten zeigt, gleichfalls nicht gelingen. Nach dieser zweiten Blamage wird er wohl einsehen, daß es mit seinen Zugkünsten nicht allzu weit her ist. Hingegen wird er vielleicht behaupten, daß ihn selbst so leicht niemand von der Stelle ziehen könne. Wir werden ihm beweisen, daß auch dies nicht stimmt. Zu diesem Zwecke bitten wir ihn, uns die Hand zu geben, und dann ziehen wir ihn mit leichter Mühe zu uns herüber. Wie haben wir das gemacht? Es ist ein sehr einfacher Trick. Wir haben, als er uns die Hand reichte, die unsere, indem wir dabei scheinbar aus athletischen Gründen eine Art Fechterstellung mit gebeugtem Knie einnahmen, sehr tief gehalten. Hierdurch war er, als er uns seine Hand gab, gezwungen, sich zu bücken. Sobald er sich aber gebückt hat, ist er geliefert, und zwar um so mehr, je tiefer er sich bückt. Zuletzt setzen wir uns auf einen Stuhl, strecken die Hand aus und ersuchen jemand, uns wegzuziehen. Er wird es vergeblich probieren, da eher der Stuhl mitgeht, als daß wir von ihm wegzubringen sind. Wird der Versuch aber umgekehrt gemacht, so daß wir jemand, der sich nach uns hinsetzt, wegzuziehen versuchen, so kann er nicht widerstehen. Auch hier half ein kleiner Trick: wenn man uns wegziehen will, strecken wir die Hand gerade über unser Knie nach vor[illegible]. Suchen wir jedoch jemand wegzuziehen, [illegible] wir seine ausgestreckte Hand nach der Seite, so daß wir [illegible]nen seitlichen [illegible] ausüben. Und worauf beruht nun das ganze [illegible]eimnis aller der hier [illegible] versuche? [illegible] Physik beherrscht, dem wird es wohl schon klar geworden sein: die Zugkraft wirkt nicht immer nach der Richtung, wohin wir



Ein tönerner Getreidespeicher. Im mittleren und südlichen Afrika fertigen die Eingeborenen ihre Getreidespeicher aus Lehm oder Ton an; diese Speicher ruhen auf dicken Lehmfüßen, und ihre Öffnung ist durch ein spitzes Grasdach verschlossen. Sie spielen als Aufbewahrungsort für Getreide eine bedeutende Rolle, da sie das Korn vor dem Angriff der Termiten bewahren.



Ein durch Segel betriebenes Wasserwerk. In den Niederungen Koreas, in denen Baumwolle, Tabak, Hanf und Reis kultiviert wird, hat der menschliche Erfindungsgeist merkwürdige Wasserschöpfwerke geschaffen. Die in stetiger Bewegung befindliche Luft treibt dort wagrecht angeordnete gewaltige Windmühlenräder, die ein Paternoster-Schöpfwerk in dauernder Bewegung halten.

glauben, daß sie wirke, sondern sie wird durch andere entgegenwirkende Kräfte nach dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte abgelenkt, so daß ihre Wirkung an einem ganz anderen Punkte des Körpers zur Geltung kommt, als wir annehmen. Nutzen wir diese Tatsache aus, so ergeben sich, wie wir gesehen haben, die merkwürdigsten Resultate.

Photographische Ecke.

Aufnahmen bei künstlichem Licht. Für den seine Liebhaberei mit Eifer betreibenden Amateurphotographen ist der Winter ein wenig aussichtsreiches Arbeitsfeld. Die Tage sind kurz und der Himmel ist meist grau. Wohl bieten die klaren, sonnigen Tage, wenn Wald und Feld mit Eis und Schnee bedeckt sind, eine willkommene und dankbare Abwechslung für Aufnahmen von Winterlandschaften. Aber es sind eben doch nur einzelne Tage, die den Tätigkeitsdrang voll zur Wirkung kommen lassen. Was liegt also näher, als die im Übermaß vorhandenen, sonst verschmähten Abendstunden zu photographischen Versuchen und Studien heranzuziehen. Die Lichtstärke der heute zur Verfügung stehenden Objektive und die Lichtempfindlichkeit unserer modernen Platten sind derart hohe, daß es z. B. keine Schwierigkeit bereitet, bei einer nur einflammigen Gasglühlichtlampe Personenaufnahmen in verhältnismäßig kurzer Zeit zu machen. Über das Thema zu plaudern, dürfte also nicht unangebracht und manchem Liebhaberphotographen sicher willkommen sein. Zuerst ein Blick über die verschiedenen Lichtquellen. Von der Kerze an gerechnet, steht uns noch Petroleum-, elektrisches Licht und Gasglühlicht zur Verfügung. Nebenbei finden wir noch Petroleum- und Spiritusglühlicht. Eine Kerze allein kann als Lichtquelle für photographische Zwecke kaum in Frage kommen. Sie kann höchstens Staffagezwecken dienen. Auch mit dem gewöhnlichen Petroleumlicht ist das Arbeiten noch nicht sehr günstig, da das Licht eine verhältnismäßig gelbe Farbe hat, für die photographische Platten nicht besonders empfindlich sind. Dasselbe trifft für den gewöhnlichen Gasschnittbrenner zu, der ja heute auch kaum mehr zu finden ist. Als wirklich ernst zu nehmende künstliche Lichtquellen für photographische Aufnahmezwecke bleiben also die verschiedenen Glühlichtarten und elektrisches Licht übrig. Soweit man mit einer Stehlampe zu rechnen hat, ist die Frage der Beleuchtung keine allzu schwierige, da [illegible] Standort der Lampe und damit die Wirkung des Lichts ganz nach Belieben und jeden Augenblick verändert werden kann. Fast ausnahmslos wird hierbei die Lichtquelle — die Stehlampe — mit auf das Bild kommen, da sie einen Teil der für irgendeine Abendbeschäftigung — Lesen, Schreiben usw. — n[illegible]wendigen Requisiten bildet [illegible] ung ei[illegible]rlichen Wirk[illegible] also nicht fehlen darf. Man [illegible] unbedingt zu lichthoff[illegible] Platten (Platten, bei denen das durch die lichtempfindliche Sch[illegible] und das dahinterliegende Glas gegangene Licht von irgendeinem Farbstoff aufgesogen bzw. als rotes, unaktinisches Licht wieder zurückgeworfen wird) oder zu den durch das dahinterliegende schwarze Papier an sich lichthoffreien Films greifen, um nicht statt des Lampenschirms einen unförmigen großen weißen Fleck zu erhalten. Schwieriger ist die Beleuchtungsfrage bei den fest angebrachten Lichtquellen, wie Gasglühlicht und elektrisches Licht. Diese lassen nur einen kleinen Spielraum durch Höher- oder Tieferschieben zu. Eine weitere Beeinflussung der Lichtwirkung ist jedoch durch Platzänderung der aufzunehmenden Person möglich, die bald mehr nach rechts oder links, bald weiter nach vorn oder weiter ab vom Licht gesetzt werden muß. Wenn bei Aufnahmen mit diesen Lichtarten die Lichtquelle selbst nicht mit auf das Bild kommt, so ist dies in Hinsicht auf eine ruhige Bildwirkung im allgemeinen nur günstig. Die Lampe selbst wird auf dem Bilde keinesfalls entbehrt werden. Falsch aber wäre es, wenn zum Schein noch eine nicht oder nur schwach brennende Stehlampe, die auf die Beleuchtung also keinen oder keinen nennenswerten Einfluß hat, mit auf das Bild genommen wird, da sich dann das Licht selbst hinsichtlich seiner wirklichen Richtung mit der scheinbaren Richtung — von der es in Anbetracht der Stehlampe kommen müßte — streitet. Man wird also je nach Standort des Apparates und der Person eine wirkungsvolle „Rembrandt"-Beleuchtung, wie auch eine weiche Beleuchtung, bei der die hellen Teile überwiegen, erzielen können. In allen Fällen empfiehlt es sich, die Person etwas vom Licht abgerückt zu setzen, da bei Aufnahmen mit fast senkrecht von oben kommendem Licht überaus schwere und dadurch oft häßliche Schatten entstehen. Besonders ungünstig tritt dies bei einem dem Apparat zugekehrten Gesicht auf, da die Augen fast im Dunkeln liegen — was das Bild düster macht —, die Nase langen Schatten wirft — was sie unverhältnismäßig lang erscheinen läßt —, und Mund und Kinn — weil im Schatten liegend — wenig oder nicht zum Ausdruck kommen. Eine wesentliche Unterstützung findet man im Reflexlicht einer auf dem Tisch ausgebreiteten weißen Decke. Unter Umständen kann es, wie z. B. in Bild 2, zum wirkungsvollen Hauptlicht werden. Eine weitere Beeinflussung der Bildwirkung ruht in der Kleidung des Aufzunehmenden. Helle Kleidung wird stets am geeignetsten sein, aber selbst eine fast rein schwarze Kleidung kann zu einer großen Wirkung beitragen, da der Kopf dann unbeeinflußt aus dem Rahmen tritt und der Blick des Beschauenden, von nichts abgelenkt, nur und ausschließlich auf ihm haftet. So bietet sich dem seine Kunst mit Liebe und Lust pflegenden Amateurphotographen eine Fülle von Möglichkeiten, sich auch an den unwirtlichsten Herbst- und Wintertagen mit seiner Liebhaberei zu beschäftigen. Zu beachten hat er außer dem bereits Besprochenen nur noch, daß ein möglichst lichtstarkes Objektiv und möglichst empfindli[illegible]tten — dabei lichthoffrei — verwen[illegible] werden, daß bei Einze[illegible]räts überhaupt nicht und bei Aufnahmen mehrerer Personen — was durchaus keine Schwierigkeit bereitet — nur gerade so viel als unbedingt nötig abgeblendet wird. Dann werden bei mehrflammigem [illegible]t Aufnahmen mit [illegible]va 5 Sekunden Belichtungsdauer bequem und dadurch unter Bei[illegible]g eines natürlichen Ausdruckes ansprechend und ähnlich gemacht werden können. Aber auch bei nur einflammigem Licht sind mit Belichtungszeiten von 10 bis 25 Sekunden durchaus wirkungsvolle Bilder zu schaffen.

Hermann Schwarz, [illegible]annover.



Aufnahme bei künstlichem Licht, schlechte Beleuchtung.

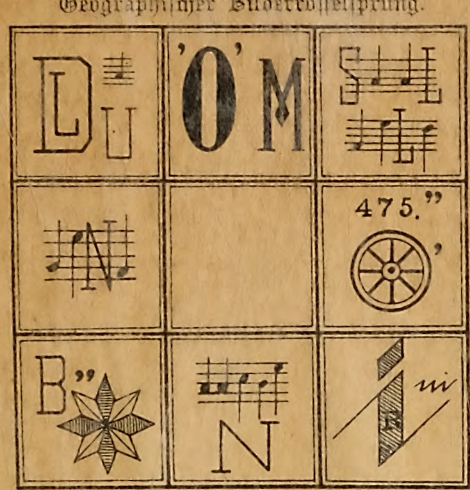


Aufnahme bei künstlichem Licht, richtige Beleuchtung.

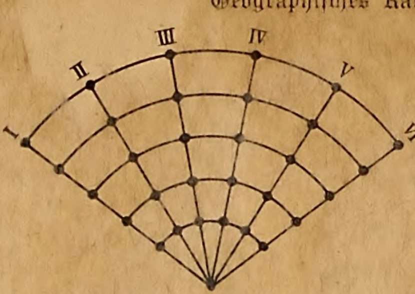
Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Wissen und Leben": Carl W. [illegible], Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Rätsel und Aufgaben.

Geographischer Bilderrösselsprung.



Geographisches Rätsel.



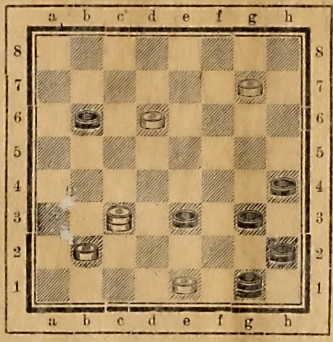
Die 31 Buchstaben. 2 B, 1 D, 7 E, 3 I, 2 L, 2 M, 3 N, 2 O, 2 P, 4 R, 2 S, 1 U sind auf den Punkten der sechs Fächerstäbe so anzuordnen, daß man sechs geographische Eigennamen erhält, wenn man von der Peripherie nach der Mitte liest. Die Stäbe enthalten den Namen: I. eines deutschen Bundesstaates, II. einer früheren französischen Festung, III. einer preußischen Stadt, IV. einer Stadt bei Hannover, V. einer Stadt in Nordnigeria, VI. einer sächsischen Stadt an der Mulde. Die Peripherie-Buchstaben I—VI ergeben den Namen einer Hauptstadt.

Logogriph.

Mit a ist's Müden hochwillkommen;
Mit o wird's sorglich fortgenommen,
Wenn es sich zeigt auf guten Sachen.
Auch hilft es einen Braten machen,
Der für den Hunger uns vertreibt.
Mit e ist's das, was übrig bleibt.

R. G.

Damespielaufgabe



Weiß zieht und gewinnt.

Silbenrätsel.

1 1 und 4 4 ins Schauspielhaus gehn,
Sie woll'n sich 2 3 von Ibsen ansehn;
Indessen die Kinder mit leuchtenden Blicken
Sich an der Pracht des Ganzen entzücken.

K. H.

Scharade.

Die erste Silbe kündet Freud' und Leid,
Die zweite nimmt — wenn nicht durch Schuld entweiht —
Den müden Wandrer auf in ihren Frieden.
Das Ganze wird durch Kinder nur beschieden.
Schon eins genügt, doch können's viele sein,
Von denen aber keins du nennest dein.

P. S.

Anagramm.

Ein Schlachtenort in Österreich
Wird verstellt zur Tugend,
Die alle Leute üben sollten,
Vor allem schon die Jugend.

A. A. W.

Palindrom.

Stand ein Pilz im Waldesgrün,
Las sogleich von rückwärts ihn,
Da ward der Stiel in meiner Hand
Zu einem Fluß im Bayernland.
Un[illegible] Hütchen faltig und braun
[illegible] Hauptstadt Europas schaun.

A. M.

Ergänzungsrätsel.

Zwei Konsonanten sind der Kopf —
Folgt ihnen eine Weide,
So ist das Wort ein stolzer Tropf
Im bunten Federkleide.

Wenn aber folgt ein großer Stern,
Von dem wir alle wissen,
Wird es in Landen nah und fern
Den Menschen dienen müssen.

Folgt das, was immer groß und klein
Soll bei der Arbeit zeigen,
Marschiert es an des Hee[illegible] Troß
Und spielt zu Sang und [illegible]eigen.

Folgt eine Waffe, schlank und lang,
Bei Krieg und Spiel zu schauen,
So findet man's auf einem Gang
Durch Wald und Flur und Auen.

Wenn folgt, was Blu[illegible], Mensch und Tier
[illegible]eben nötig haben,
[illegible] der stets genügen ih[illegible],
[illegible]st er wird begraben.

Doch folgt, [illegible] häßlich ist und schlecht,
Was schadet dir und andern,
Sieht hinter [illegible] den Bauersknecht
Man auf dem [illegible] wandern.

Wie erhält man au[illegible] den Anfangsbuchstaben[illegible] fügt, in acht Zwische[illegible] „Kirn"? (Wenn [illegible] man Lase, A[illegible]

Das [illegible]
B[illegible]



Rätsel und Aufgaben.

Anagramm.

Einst, zur Zeit der großen Flut,
Bot als sichrer Rettungsort
Vor des grimmen Wassers Wut
Sich für Mensch und Tier das Wort.
Hasses- und auch Zornesglut
Stets im selben Worte ruht,
Wenn das zweite der fünf Zeichen
Wird von seinem Platze weichen
Und mit einem kühnen Satz
Hüpfet an den ersten Platz.

A. A.-W.

Scharade.

Wenn die erste stets im zweiten wär',
Fände man zumeist das Ganze leer.
Doch je mehr die beiden sind getrennt,
Man das Ganze als besetzt erkennt.

P. S.

Abstrichrätsel.

Es gilt als Sinnbild der Geschicklichkeit,
Auch rühmt man immer seinen großen Fleiß;
Kopflos trägt es ein buntes Federkleid!
Nimm Kopf und Fuß, ist's weder warm noch heiß!
Kommt wiederum der Fuß davon abhanden,
Sind die zwei ersten Wörter draus entstanden.

Th. K.

Scherzrätsel.

Nimm einen Ort, und wär' er noch so klein,
Setz kunstgerecht dann einen Namen ein,
So wird, wie immer, eine Zier es sein.

A. M.

a	a	a	b	b	d	d
e			e			e
e			e			g
i	i	i	i	i	l	l
l			n			n
n			o			o
o	o	r	r	s	t	t

Buchstabenrätsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

a) die wagerechten Reihen: 1. französischer Bühnenkomponist, 2. Stadt in Italien, 3. europäisches Herrscherhaus;

b) die senkrechten Reihen: 1. Kinderspiel, 2. bedauernswerte Menschen, 3. Hauptbestandteil der meisten Fette.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 12.

Weihnachts-Bilderrätsel: Man lese in der Runde von links nach rechts alle Silben an den schwarzen Einzelsternen, dann die bei zwei schwarzen Sternen. Das gleiche tue man nun auch bei den weißen Sternen. Es ergeben sich die Worte: „Weihnacht, Fest der Lieb und Gnade, sei froh begrüßt von Arm und Reich!"

Gleichklangrätsel: Umschlag.

Geographisches Umstellrätsel: Weihnachten.

w	b	a	a	n	l	l	k	t	m	a
a	e	n	h	a	a	u	h	a	e	i
n	x	i	r	b	m	c	i	y	r	n

Dreisilbige Scharade: Stiefelknecht.

Visitenkartenrätsel: Garnisonverwaltungsdirektor.

Aufgabe zum Einsiedlerspiel:

1. 27 über 20 nach 13
2. 23 „ 16, 10 nach 11
3. 14 „ 13, 11 „ 10
4. 25 „ 26 nach 27
5. 28 „ 21 „ 14
6. 36 über 32, 27 nach 28
7. 29 „ 22, 14 „ 13
8. 2 „ 6, 13 nach 14
9. 17 „ 10, 5, 7, 14, 28, 33, 31, 24, 18 nach 19.

Logogriph: Belfort, Belfast.

Scherzrätsel: Der Buchstabe b.

Kreuzrätsel:




DEMCO
LIBRARY SUPPLIES
Madison
Wis.
New Haven
Conn.

